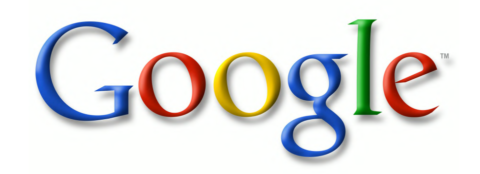
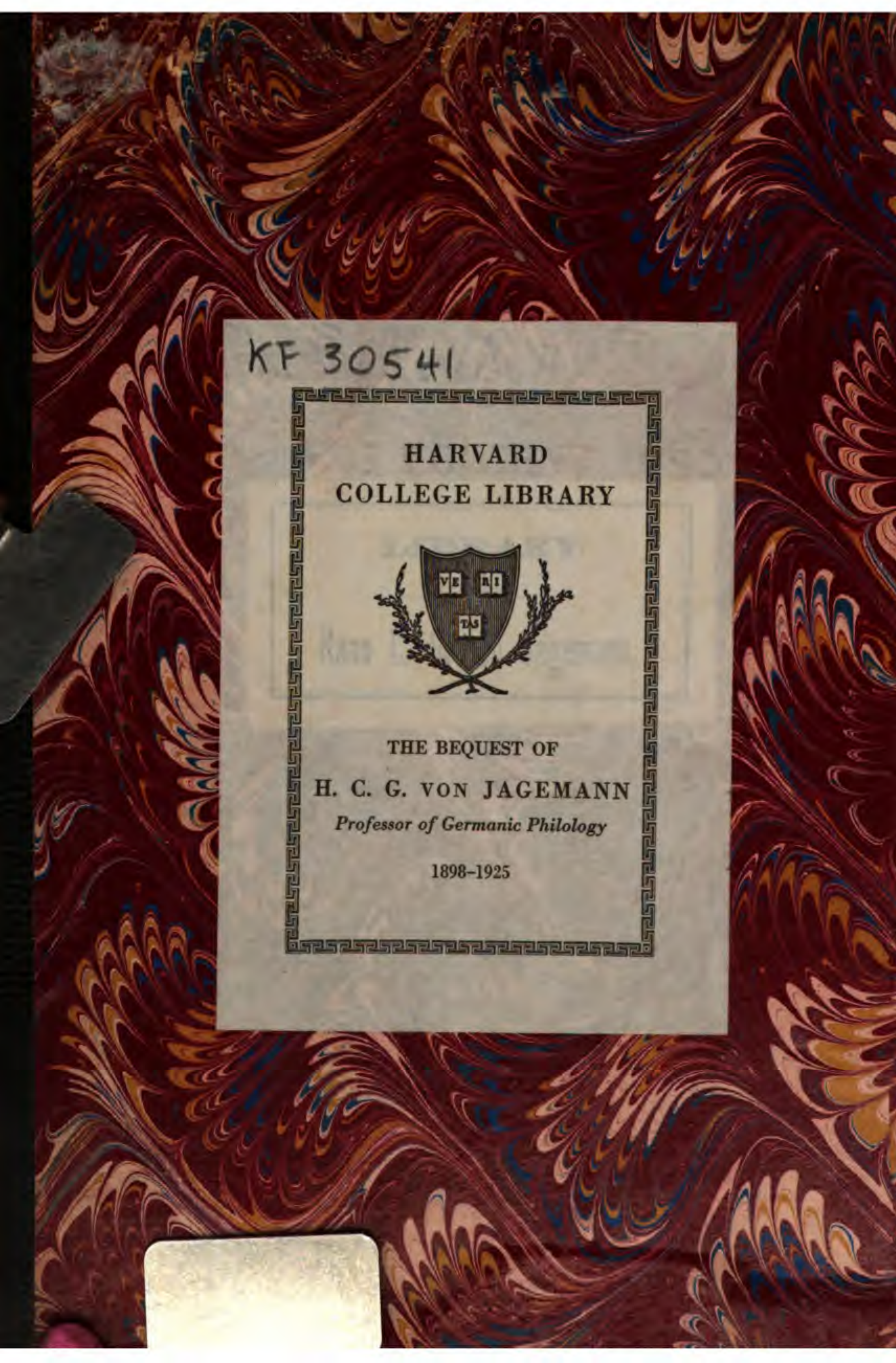
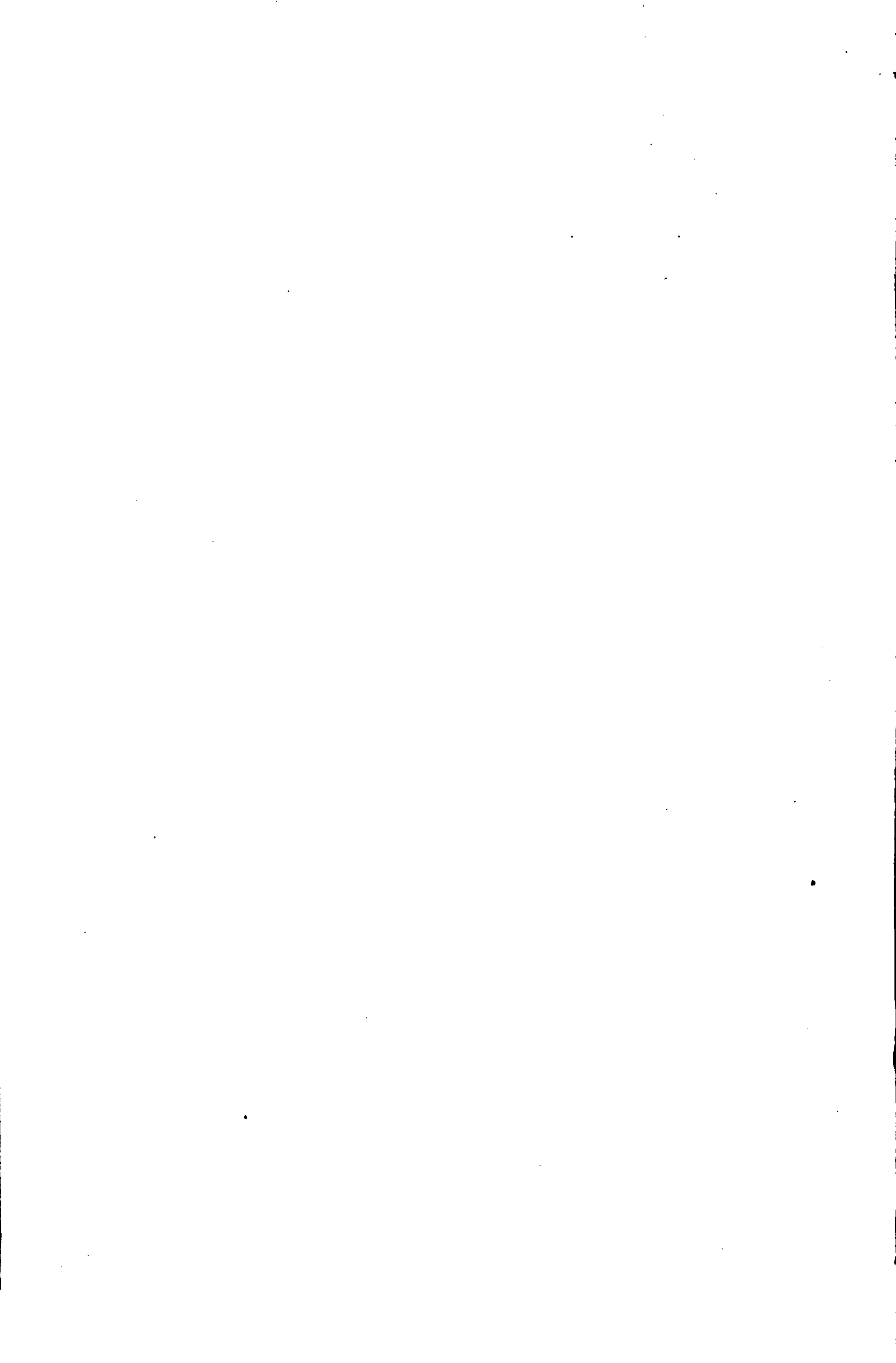
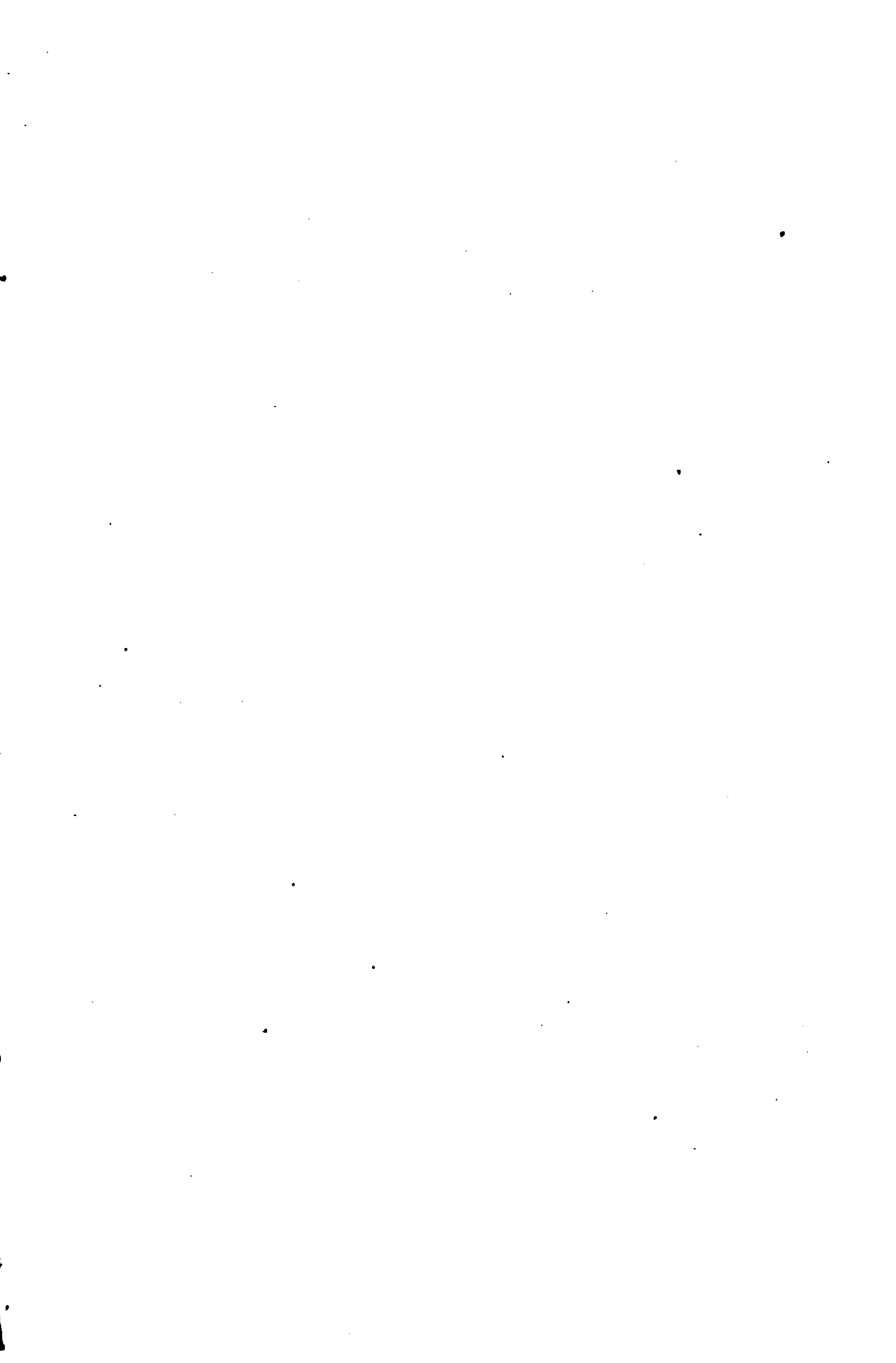
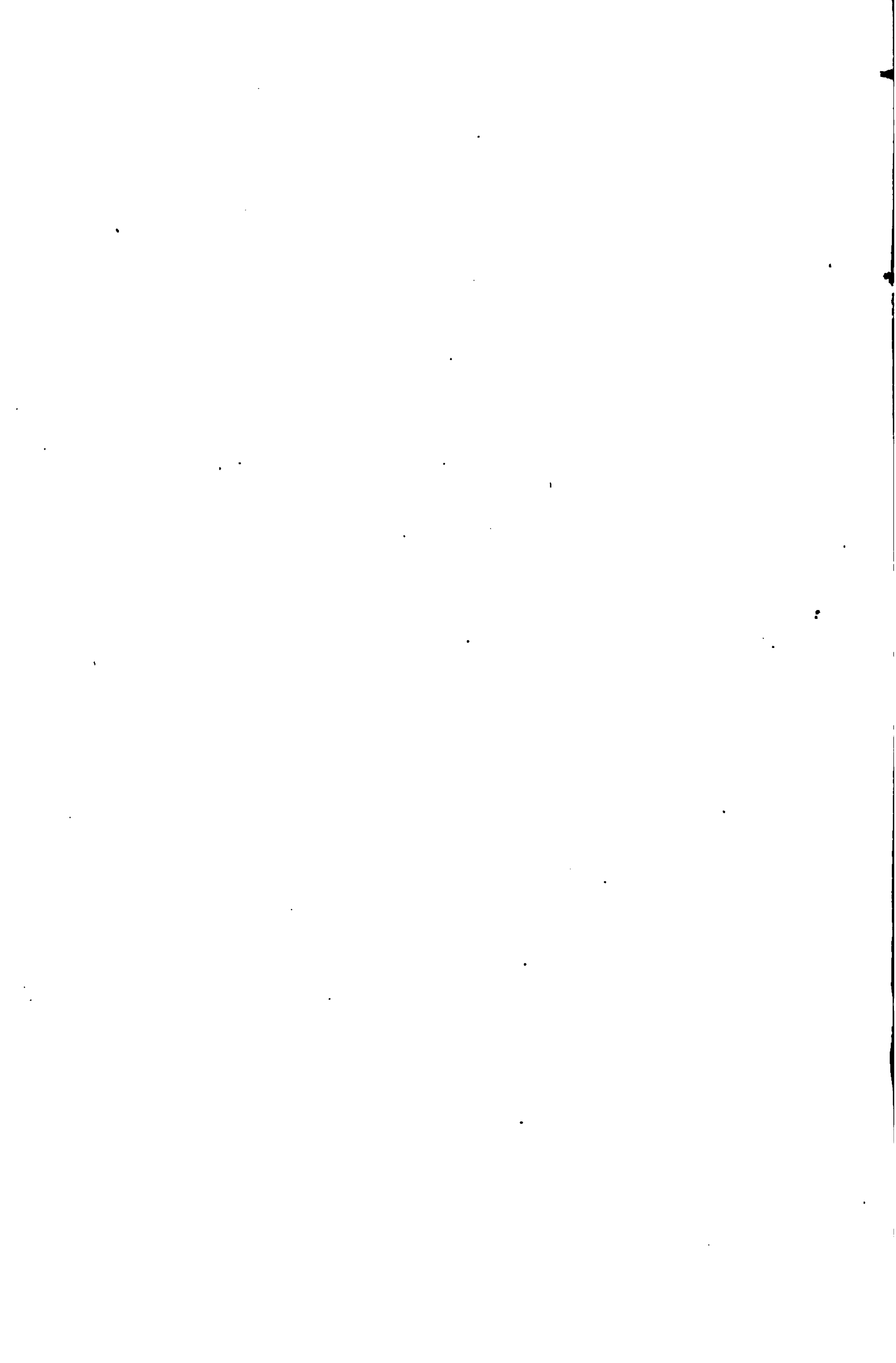



KF 30541
HARVARD
COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
THE BEQUEST OF
H. C. G. VON JAGEMANN
Professor of Germanic Philology
1898–1925











ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE.

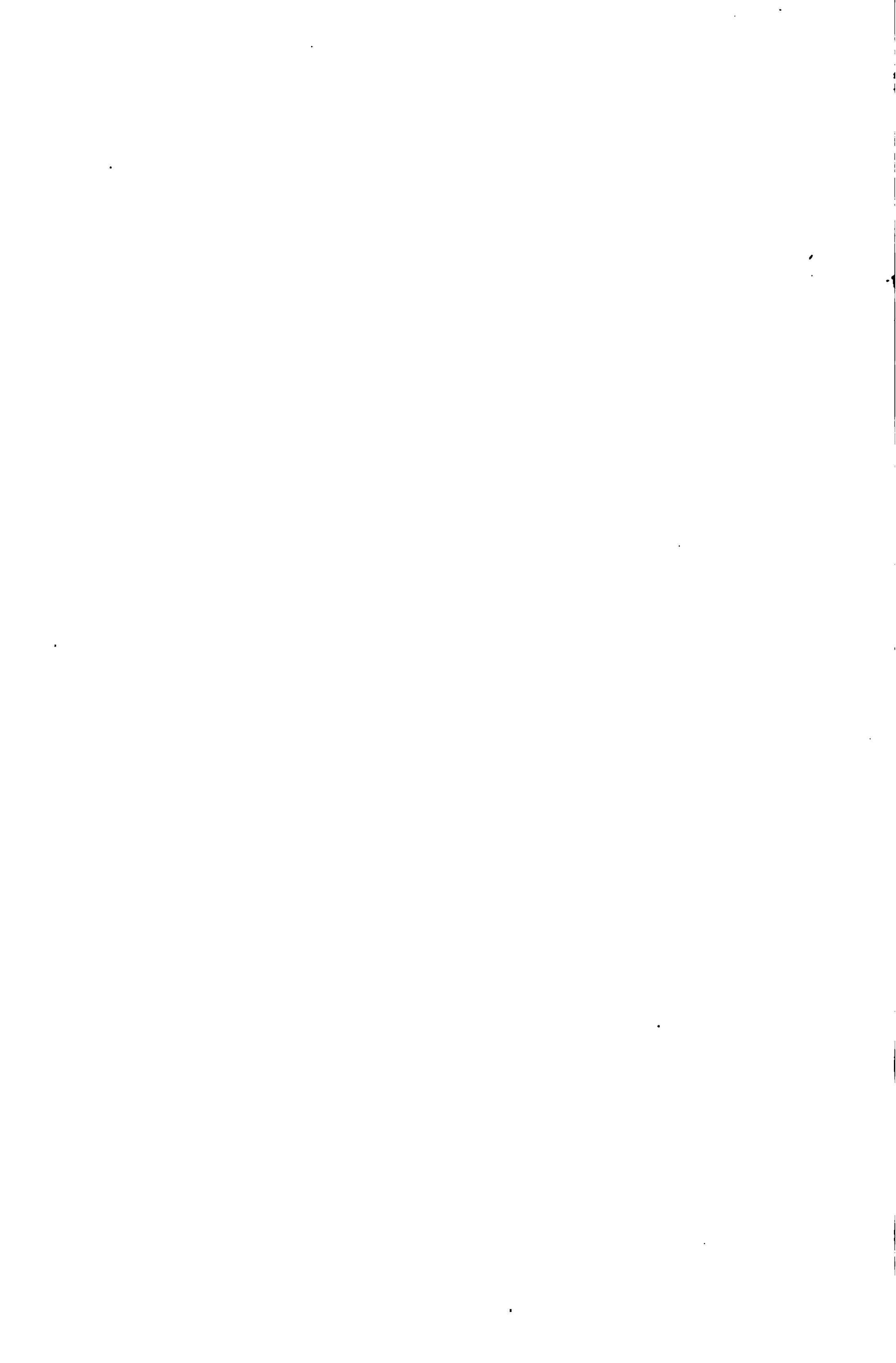




ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE.





ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE.

VON

WILHELM SCHERER.

ZWEITE AUSGABE.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1878.



AN KARL MÜLLENHOFF

ZUM 8. SEPTEMBER 1878.

Das Buch, verehrter Freund, das Sie vor zehn Jahren nachsichtig aufgenommen, soll Sie diesmal zu Ihrem sechzigsten Geburtstage begrüssen. Es bedarf Ihrer Nachsicht jetzt noch mehr als früher. Wie viel Gewagtes und Verfehltes die erste Ausgabe enthalten mochte, ich durfte doch hoffen, überall auf dem neuesten Stande der Wissenschaft weiter zu bauen; jetzt ist das leider nicht mehr der Fall. Hätte ich die Bogen Seite für Seite unverändert abdrucken lassen, wie mir der Herr Verleger vorschlug, so war ich allerdings der Verantwortung enthoben, die erste Ausgabe war nachträglich um so und so viel Exemplare vermehrt, nichts weiter. Aber ich konnte mich dazu nicht entschliessen; ich hielt es für meine Pflicht, die Gelegenheit zu ergreifen, um wenigstens einige Verbesserungen anzubringen; eine vollständige Umarbeitung hätte ich auf Jahre hinaus oder eigentlich ins gänzlich Ungewisse verschieben müssen. So ist es allerdings halbes Werk geworden: Altes und Neues, das erstere

überwiegend, manchmal mit berichtigenden Anmerkungen versehen, das erste Kapitel ganz und das sechste grossentheils neu, das zweite bis vierte besser geordnet und stellenweise berichtigt, das siebente bis zwölfte fast unverändert; nichts hoffentlich verschlechtert; das Ganze so weit es anging in schickliche Uebereinstimmung gebracht. Dass ich mehr nicht liefern konnte, wissen Sie genau; Sie haben mich oft genug bei der Arbeit getroffen: diese hat auch ihre physischen Grenzen.

Wie behaglich ist es mir, indem ich vom Schreibtisch aufblicke, durch die wogenden Wipfel der hohen Bäume jenseits Ihre Fenster zu sehen. Aber Sie sind fort, und am achten September werde ich nicht hier sein: mag mich dieser kurze Gruss dann vertreten und Sie im Kreise der Nächstverbundenen an einen Schüler erinnern, der sein bestes Können Ihrer Unterweisung dankt und stets danken wird. Sie schauen auf mancherlei Gewinn, Verlust und wieder Gewinn des Lebens zurück. Möge Ihnen an jenem Tage schönerfüllte Gegenwart Schaffenslust für die Zukunft geben; dass Ihnen das Glück treu bleibe, kann ich nur wünschen; die Treue der Menschen, denen Sie wol wollen, ist Ihnen gewiss.

Berlin, 11. August 1878.

WILHELM SCHERER.





WIDMUNG DER ERSTEN AUSGABE.

Ich würde, lieber Herr Professor, Ihnen sowol als dem Publicum und am meisten mir selbst den Prolog gern erspart haben, wenn nicht das langversprochene Buch, das ich Ihnen hiermit endlich übergebe, eine Art Legitimation und Reisepass zu bedürfen schiene, ehe es seinen vielleicht prüfungsreichen Gang in die gelehrte Welt antritt.

Sie erinnern Sich, wie der Plan dazu im Sommer 1866 gefasst wurde. Ich wollte zusammenstellen, was mir Vorlesungen über gothische und altdeutsche Grammatik die ich in Wien damals hielt, an wie ich glaubte mittheilenswerthen Resultaten ergeben hatten.

Das noch im Herbste desselben Jahres scheinbar abgeschlossene Manuscript wurde nachher die Grundlage einer tief gehenden, unter vielfachen Störungen vollzogenen Umarbeitung, von welcher dreizehn Bogen gedruckt waren, als im Sommer 1867 die Abhandlung von Georg Curtius Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung erschien und mich reizte, dem Aufsatz über das Personalpronomen eine Gestalt zu geben, die zwar über meine ursprünglichen

Intentionen ziemlich weit hinausging, aber den inneren Gehalt des Buches doch zu erhöhen schien.

Dass hierdurch einige früher gefasste und in der ersten Hälfte des Werkes hingestellte Ansichten theils modificirt theils widerlegt wurden, hat sich allerdings nicht verbergen lassen. Und die Ungleichheit der Ausführung welche dergestalt in das Ganze kam, ist mir selbst um so weniger entgangen, als ich in den letzten beiden Abhandlungen den ersten Entwurf einer gründlichen Durchprüfung und Erneuerung nicht mehr unterziehen konnte.

Was ich anstrebte, hat vielfaches Wohlwollen schon während der Arbeit erfahren. Namentlich haben Prof. Brücke und Prof. v. Miklosich mich theils in Erlangtem bestärkt, theils durch Rath und Belehrung gefördert.

Wie viel ich Ihnen aus Vorlesungen und Gesprächen verdanke, ist mir hier wie sonst im einzelnen durchweg festzustellen nicht mehr möglich. Was auch könnten solche Einzelnachweise bei mir wol bedeuten, dessen ganzes Buch nie geschrieben wäre, wenn ich nicht vor Jahren schon die Grundgedanken Ihrer deutschen Alterthumskunde mir hätte aneignen und davon in selbständiger Ausbildung Gebrauch machen dürfen?

Indem ich Ihnen als einen kleinen vorläufigen Beitrag zur künftigen Alterthumskunde diese Aufsätze anzubieten wage, kann ich — verzeihen Sie mir — den Wunsch, die Bitte, ja die dringende Mahnung nicht unterdrücken, dass Sie nun Ihrerseits Sich rascher entschliessen möchten, jenen hochwichtigen Gedanken und deren umfassender Begründung über die Schranken des Hörsaales hinaus weitere Kreise zu eröffnen und sie je eher je lieber dem freien Gesammtverkehr unserer Wissenschaft zu übergeben.

Es wäre sicherlich anmassend, wollte ein beliebiger Schriftsteller die Erwartung aussprechen, dass man einzelne Leistungen, die er den Kennern vorlegt, aus der Totalität seiner wissenschaftlichen Absichten beurtheile. Leicht aber wird ihm persönliche Zuneigung eine solche Gunst in freundlicher Theilnahme gewähren. Wenn ich also diesmal die Hauptprobleme der germanischen Grammatik einer neuen Behandlung unterziehe und für die flexivische Form des arischen Sprachstammes eine einheitliche Erklärung versuche, so werden Sie wenigstens den Zusammenhang allgemeiner Gedanken der mich leitet, nicht verkennen.

Denke ich mir einen Menschen der in blühendem Jugendalter sich zum höchsten Bewusstsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Mass seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde untersuchen, auf welche Gebiete menschlichen Thuns seine Hauptanlagen hinweisen, er würde dann den Lebenskreis prüfen innerhalb dessen er zu wirken hat, er würde nach den öffentlichen Aufgaben spähen die ihrer Lösung harren: und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Hat er sich in den erworbenen Anschauungen über die Welt und sich selbst nicht geteuscht, hat ihn gereifte Einsicht oder glücklicher Blick in sich wie ausser sich das Richtige erkennen lassen: so werden manche irreführende Phantome vor ihm entweichen, er wird durch Beharrlichkeit vielleicht den höchsten Platz einnehmen der ihm nach seinen natürlichen Anlagen zusteht.

Was Jeder für sich wünschen und in bescheidener, aber gründlicher Ueberlegung zu seiner und zu des Ganzen Wol-

fahrt anstreben darf, das wünschen und erstreben wir noch in viel höherem Masse für den menschlichen Verein, dem wir alles Grösste und Beste danken was wir besitzen und was unseren echtesten Werth ausmacht: für unsere Nation.

In der That können wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine fortschreitende Bewegung beobachten, in welcher die Deutschen sich zur bewussten Erfüllung ihrer Bestimmung unter den Nationen zu erheben trachten. Seit Möser, Herder, Goethe nach dem Wesen deutscher Art und Kunst forschten, ist unserem Volke mit zunehmender Klarheit die Forderung der historischen Selbsterkenntnis aufgegangen. Poesie, Publicistik, Wissenschaft vereinigen sich, um an der sicheren Ausgestaltung eines festen nationalen Lebensplanes zu arbeiten. Die Poesie bemüht sich nationale Lebens- und Zeitbilder aufzurollen, bald diese bald jene socialen Schichten theils in Liebe theils in Hass uns abzuschildern und auf eigenthümliche Tüchtigkeit in verborgenem Dasein die phantasievolle Betrachtung zu lenken. Die Publicistik hat seit Fichte, Arndt, Jahn überall wo sie an ihre höchsten Aufgaben streifte, die Erfahrungen der Vergangenheit für die Gegenwart nutzbar zu machen gesucht. Und die Studien unserer alten Sprache, Poesie, Recht, Verfassung, Politik bewegte ein mächtiger Aufschwung. Niemand wird läugnen, dass im Gegensatze zu den alten Hauptstoffen der Kunst und Forschung, dem Christenthum und der Antike, seit etwa hundert Jahren das Deutsche, Einheimische, das irdisch Gegenwärtige und Praktische in stetigem Wachsthume zu immer ausschliessenderer Geltung hindurchgedrungen ist.

Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben, welche den Sinn dieser Bestrebungen, das was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neuesten Geschichte aus-

macht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und zugleich ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich beschlösse und, indem es sie läuterte, indem es ihre Berechtigung und Möglichkeit untersuchte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft mit vielfältigem Troste für manche Unvollkommenheiten der Gegenwart und manchen lastenden Schaden der Vergangenheit als untrüglichen Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte.

Der Verlauf einer ruhmvollen glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesammtbild dessen was wir sind und bedeuten zu entwerfen: und auf diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in athmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte.

Unentbehrlich aber wären dem der das Werk versuchte, festbegründete wissenschaftliche Ansichten von der Natur, Bildung, Stärke, Richtung, Wirkungsweise historischer Kräfte überhaupt.

Ob man die einheitliche, zusammenhängende Betrachtung dieses Gegenstandes mit Vico die Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker, mit Neueren Völkerpsychologie oder passender Mechanik der Gesellschaft nennen will, ist ziemlich gleichgiltig. Allgemeine vergleichende Geschichtswissenschaft (im Verhältnis zur bisherigen Historiographie ungefähr das was Ritter aus der Geographie gemacht hat) würde dasselbe besagen: denn das Wesentliche dabei wird sein dass ein systematischer Kopf, mit ausgebreitetem

Wissen bei allen Völkern, in allen Zeiten, auf allen menschlichen Lebensgebieten heimisch, seine Kenntnisse unter dem Gesichtspuncte der Causalität zu ordnen unternähme.

Sie sehen, wie nach meiner Meinung die Aufgabe einer nationalen Ethik sich mit den höheren Anforderungen auf das innigste berührt, welche man seit einiger Zeit an die historische Wissenschaft zu stellen beginnt.

Wir sind es endlich müde, in der blossen gedankenlosen Anhäufung wolgesichteten Materiales den höchsten Triumph der Forschung zu erblicken. Vergebens dass uns geistreiche Subtilität einbilden will, es gebe eine eigene, geschichtlicher Betrachtung allein zustehende Methode, die 'nicht erklärt, nicht entwickelt, sondern versteht'. Auch die verschiedenen, zum Theile tiefsinnigen Theorien, in denen das Stichwort der Ideen als der Stern über Bethlehem erscheint, haben für uns wenig Anziehungskraft. Was wir wollen, ist nichts absolut Neues, es ist durch die Entwicklung unserer Historiographie seit Möser, Herder, Goethe für Jeden der sehen will unzweifelhaft angedeutet. Goethes Selbstbiographie als Causalerklärung der Genialität einerseits, die politische Oekonomie als Volkswirthschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode andererseits zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeschichte einzuhalten streben. Denn wir glauben mit Buckle dass der Determinismus, das Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erfassung der Geschichte sei. Wir glauben mit Buckle dass die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft insofern wesentlich verwandt seien, als wir die Erkenntnis der Geistesmächte suchen um sie zu beherschen, wie mit Hilfe der Naturwissenschaften die physischen Kräfte

in menschlichen Dienst gezwungen werden. Wir sind nicht zufrieden, den zuckenden Strahl zu bewundern, wie er aus des Gottes Faust fährt, sondern es verlangt uns einzudringen in die Tiefen der Berge, wo Vulcan und seine Cyklopen die Blitze schmieden, und wir wollen dass ihre kunstreiche Hand fortan die Menschen, wie einst den Thetissohn, bewaffne.

Innerhalb der geschilderten Tendenzen verfolgt Ihre Alterthumskunde, innerhalb derselben meine vorliegende Arbeit ihre eigenthümliche Absicht.

Völker sind nichts Ewiges. Die Mächte, durch welche sie gegründet wurden, sind die Mächte durch welche sie erhalten werden: diese wird eine weise Politik verstärken, pflegen, befestigen.

Die Entstehung unserer Nation, von einer besonderen Seite angesehen, macht den Hauptvorwurf des gegenwärtigen Buches aus. Durch physiologische Analyse und einheitliche Charakteristik bin ich zu einer Erklärung der Lautform unserer Sprache gelangt, welche in das Ganze der menschlichen Persönlichkeit einführte, moralische Motive als wirksam aufzeigte und die unbedingte leidenschaftliche Hingebung an ideale Ziele als das gewaltige Fundament erscheinen liess, das unserer Nation und Sprache den ersten individuellen Bestand verlieh.[1] Wundert es Sie, wenn ich Ihnen gestehe, dass dieses Resultat für mich etwas Erhebendes hatte?

Vollständig ist der Ursprung der germanischen Grundsprache damit freilich noch nicht klargelegt. Ich habe im Buche selbst wiederholt auf die Grenzen hingewiesen, die ich für jetzt noch nicht zu überschreiten wage. Sie werden

[1] [Diese Auffassung hat sich leider nicht bewährt. Was davon beibehalten werden konnte, findet sich auf S. 87 f.]

aber durchweg das Bemühen erkennen, die vollständige Lösung des Problemes durch ausgedehnte Beobachtungen über das Leben der Sprache wenigstens vorzubereiten.

Man wird sich der Einsicht kaum mehr lange verschliessen können, dass die Unterscheidung zwischen Entwickelung und Verfall oder — wie man sich auch wol ausdrückte — zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrthume beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwickelung, nur Geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschliessen eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen. Ich vermag keinen anderen Unterschied zwischen Vorhistorisch und Historisch zu erkennen als die wesentlich andere Beschaffenheit der Quellen und die entsprechende stärkere oder geringere Betheiligung des combinirenden, construirenden Forschers an der historiographischen Arbeit. Ich suche jede Sprache aufzulösen in eine Reihe auf einander folgender Entstehungsacte, deren jeder durch die Stelle die er in dem Verlauf einnimmt, seine individuelle Farbe und eigenthümliche Bestimmtheit erhält.

In zwei unaufhörlich wiederkehrenden Processen scheint so ziemlich das gesammte geistige Leben der Sprache beschlossen: in Uebertragung und Differenzirung.

Ich habe in meinen Betrachtungen bisher nur von den Kategorien der Formübertragung und Formdifferenzirung Gebrauch gemacht. Es gibt aber auch eine Wurzelübertragung und Wurzeldifferenzirung, deren wissenschaftliche Erforschung die Aufgabe der Etymologie, des Wörterbuches ist.

Die Wurzeln sind selbständige geschichtliche Mächte, von denen die einen auf Kosten der anderen ihr Gebiet ausbreiten: jene erheben sich zu weitreichender Herschaft,

diese verkümmern und gehen unter. Es ist ein fortwährender Wechsel der Verhältnisse wie im Leben der Völker und Staaten. Die Gründe der Machterweiterung und Machtverminderung sind vielfache und complicirte hier wie dort. Gewisse Hebel und Hilfen, in der Gesammtheit des geistigen Lebens, in dem vollen Gehalte der Persönlichkeit bedingt, wie die allgemeinen Machtveränderungen im Ganzen der weltgeschichtlichen Situation, treiben bald dieses, bald jenes Wort in die Höhe, auf der es für einige Zeit die Geister beherscht und der Physiognomie des Wortvorrathes einen neuen Zug eingräbt.

Wir sehen hundertfältig, wenn wir die deutsche Sprache in ihrer historischen d. h. litterarischen Periode verfolgen, wie die Zahl dessen was wir Wurzeln nennen sich vermindert und Composita, d. h. Combinationen der noch übrigen Wurzeln unter einander, an die Stelle treten. Der Vorgang ist dabei nicht der, dass irgendwo eine Lücke entsteht, die nachher ausgefüllt werden muss, sondern der Ersatz ist vor dem Verluste da und wird die Ursache des Verlustes. Ein bestimmtes Verbum erweitert die Zahl seiner Bedeutungen, es reisst Functionen an sich, welche bisher durch andere Verba versehen wurden: aber das vergrösserte Reich fordert Theilung in besondere Verwaltungsgebiete, das siegreiche Verbum verstärkt sich durch beschränkende Praepositionen. Die Annahme neuer Bedeutungen ist eine Uebertragung, die Composition mit Praepositionen kann als Differenzirung bezeichnet werden.

Erinnern wir uns nun dessen was Georg Curtius Wurzeldeterminative genannt hat. In dem Namen liegt eine Vorstellung über das Wesen derselben ausgesprochen, zu der wir kaum schon berechtigt sind. Wenn die sogen. Wurzel-

determinative etwa farblose Ausdrücke des Thuns, Machens, Handelns wären, die durch vorgesetzte entschiedenere Elemente begrenzt und fixirt würden: müssten wir dann nicht vielmehr diese vorangehenden Elemente, mithin die Wurzelanlaute, für Determinative erklären?

Gleichviel aber, genug dass auch hier Elemente von weit reichender Herschaft sich durch andere differenziren und dass die Gründung jener Herschaft durch Ausbreitung von einem bestimmten Punct aus, durch Uebertragung mithin, erfolgt sein muss.

Auf dem Gebiete der grammatischen Form kommt dem Hintereinandersprechen als Zeichen der Zusammengehörigkeit eine natürliche und selbstverständliche Alleinherschaft ursprünglich zu. Ich habe durch die ganze arische Formenlehre hin gezeigt wie nach der Reihe besondere Wörter die Hervorhebung der grammatischen Zusammengehörigkeit in ihren Bereich ziehen und wie daraus die eigentliche Flexion entsteht (S. 479).

Für das Wesen der Differenzirung ergibt sich daraus die wichtige Bemerkung dass die differenzirenden Elemente ihrer eigentlichen Bedeutung nach oft nur verstärken, so dass die Modification des Sinnes erst nachträglich hineingelegt wird. Wie das geschehen könne, dafür ist insbesondere die Reduplication höchst lehrreich (S. 482 f.).

Vergleichen wir den aus sämmtlichen germanischen Sprachen erschliessbaren Wurzelvorrath der germanischen Ursprache mit dem aus sämmtlichen arischen Sprachen erschliessbaren Wurzelvorrathe der arischen Ursprache, so beobachten wir in vorhistorischer Zeit denselben Process der Wurzelverminderung bei Vermehrung der Composita, wie er in der Geschichte einzelner arischer Sprachen sich vor

unseren Augen vollzieht. Was die Flexion betrifft, so muss schon in der arischen Ursprache der umschreibende Ausdruck stark um sich gegriffen haben, denn eine Reihe von Casussuffixen werden nur noch in wenigen Adverbialbildungen gefunden. Und germanische Verbalumschreibungen wie diejenigen welche das alte Futurum verdrängen, sind dem Wesen nach schon durch dieses Futurum selbst, durch verwandte Formationen und durch den periphrastischen Aorist der westarischen Ursprache (S. 322) genügend vorbereitet. In der Entstehung der romanischen Flexion wiederholen sich zum Theile Vorgänge der ältesten arischen Sprachperioden.

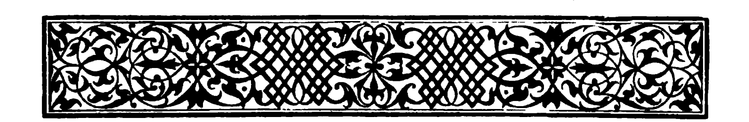
Wenn ich mir also sämmtliche Wurzeln, praedicative wie formale, aufgelöst denke in ihre einfachsten Elemente, so könnte ich mit geringem Fehler die Aufgabe der gesammten Sprachwissenschaft, abgesehen von der Lautlehre, definiren als eine Geschichte der Machtverhältnisse jener einfachen Laute, wie sie in Uebertragung und Differenzirung ihre Existenz und ihren Sinn zur Geltung bringen. Das Territorium, gleichsam die geographische Unterlage, auf der sich ihr Leben in wechselnden Schicksalen bewegt, bildet der ganze Umkreis des Seienden, soweit er durch die Pforte der Sinne allmälich in den menschlichen Geist eingezogen ist.

Doch ich will mich nicht weiter vertiefen in Betrachtung der Probleme, welche auf dem betretenen Boden noch der Lösung harren. Vermöchte man doch eine kurze Stunde wenigstens nach gethaner Arbeit sich dem teuschenden Wahne des Abschlusses hinzugeben. Aber mir ahnt, dass selbst ein reiches und langes Leben im Dienste der Wissenschaft es kaum höher als zum Ausgang des Moses bringen könnte: zu einem einzigen kurzen Blicke auf das gelobte Land. Wie ein drohendes Gespenst überschattet die Unendlichkeit der Welt

jedes schüchterne Gefühl des Gelingens, das sich in uns emporwagen möchte. Nur Eines scheint auf Augenblicke den Bann zu lösen: der ermunternde Zuruf, die rathende, helfende, schützende, nachsichtige Liebe derer die mit uns den Berg hinanklimmen und dem Gipfel näher sind. Dies Eine habe ich in reichem Mass erfahren, seit acht Jahren ohne Unterbrechung: — von Ihnen, mein verehrter Freund. Ich brauche noch mehr, viel mehr davon. Lassen Sie mich es nie entbehren.

Berlin, 9. März 1868.





INHALT.





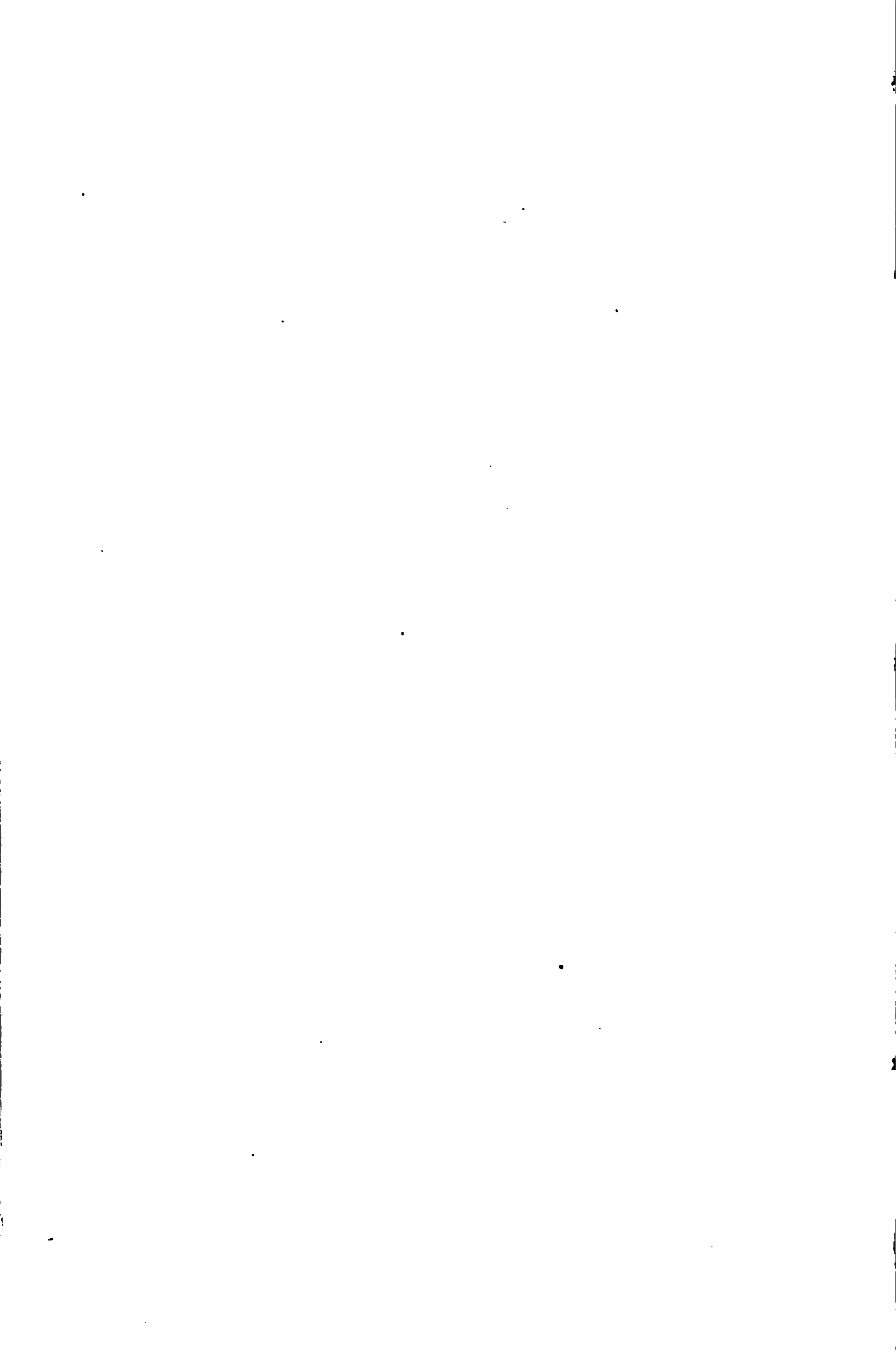
ZUR GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE.

Ich meine mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist dass sie ein anderer entdecket, als wenn ich sie selber entdecke.

LESSING.





ERSTES KAPITEL.

EPOCHEN DER DEUTSCHEN SPRACHGESCHICHTE.

Die Germanen sind aus einer grösseren Völkereinheit hervorgegangen, welche ich mit dem schönen, klangvollen, bildsamen, vielleicht auch historisch wohlbegründeten Namen der Arier bezeichne.

Die nach Europa eingewanderten Glieder jenes Urvolkes fasse ich als Westarier zusammen, die dem Ursprung näheren Iranier und Inder als Ostarier.

Innerhalb der Westarier denke ich mir Celten, Italer, Germanen, Lettoslaven, Thraker, Griechen wie ebenso viele Stämme, deren Mundarten mehr und mehr sich von einander entfernten. Und wie es unter den Mundarten zu beobachten ist dass locale Nachbarschaft manches Gemeinsame erzeugt, so finden wir dass die Germanen und Lettoslaven mehrfach gegenüber den anderen zusammengehen, woraus nicht gleich eine slavodeutsche Urnation folgt. Uebereinstimmungen zwischen Germanen und Italern, welche Lottner (Kuhns Zeitschrift 7, 18 ff.) aufwies, mögen desgleichen auf alter

Nachbarschaft beruhen. Dagegen hat die spätere celtische Nachbarschaft wol nicht mehr Mundarten, sondern Sprachen vorgefunden, die einander zwar Lehnworte zuführen, aber nicht mehr sich gemeinsam entwickeln konnten.[1]

Die beglaubigte Geschichte der deutschen Sprache beginnt mit den germanischen Wörtern und Namen, welche uns römische und griechische Schriftsteller überliefern. Alles was voraus liegt, können wir nur hypothetisch erschliessen. Das Ziel unserer Vermuthungen ist die Geschichte der germanischen Ursprache, welche als Einheit, doch vielleicht schon in Mundarten geschieden, den Entwickelungen sämmtlicher germanischen Sprachen zu Grunde liegt.

Wir fragen zunächst: was unterscheidet die germanische Ursprache von ihren Verwandten?

Auf dem Gebiete der Lautlehre: das consonantische Auslautsgesetz, die Lautverschiebung, der auf die Stammsilbe gerückte Accent, das vocalische Auslautsgesetz.

Auf dem Gebiete der Formenlehre: der von den übrigen Westariern aufgegebene, von den Germanen aber festgehaltene altarische Unterschied zwischen Singular und Plural-Dual Perfecti, d. h. die eigenthümliche Gestalt des germanischen Verbalablautes. Ausserdem in der Conjugation: Einbusse der Augmenttempora, des Futurums und des eigentlichen Conjunctivs; dafür die besondere Ausbildung der Verba praeteritopraesentia nach dem altarischen Typus *vaida* 'ich weiss' von W. *vid* 'sehen'. In der Declination: Verlust derjenigen Casus, welche die Functionen des Ablativs

[1] Ueber Lehnwörter vgl. meine Recension von Arnold Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, Jenaer Litteraturzeitung 1876, Art. 418; über Verwandtschaft Zimmer KZ. 24, 219 gegen Ebel Beiträge 2, 137—194.

und Locativs hatten; Entwickelung einer dreifachen Form des Adjectivs: der starken, der schwachen, der scheinbar flexionslosen.

Auf dem Gebiete der Wortbildung und des Wortschatzes: die Bedeutsamkeit des Ablautes, der — man könnte sagen — die ganze Sprache durchdringt. Ueber die stammbildenden Suffixe, deren das Germanische zu gebrauchen verlernt hat, über die Wörter und Wurzeln, die ihm aus dem alten gemeinschaftlichen Schatze abhanden kamen, fehlt es noch an umfassenden Zusammenstellungen.

Auf dem Gebiete der Syntax machen sich die Eigenthümlichkeiten der Formenlehre und des Wortschatzes geltend. Die Aufgaben der verschwundenen Casus sind durch andere oder durch Construction mit Praepositionen übernommen; ebenso haben die verlornen Tempora und Modi in anderen Temporibus und Modis,[1] in Constructionen mit Hilfszeitwörtern, in componirten Verbis ihre Vertretung gefunden. Der für die altarische Satzverbindung so wichtige Pronominalstamm *ja* ist nur spurweise und nicht in lebendiger Declination erhalten. Dagegen hat der Demonstrativstamm *ta* sich in dem Amte der Satzverbindung weithin festgesetzt, und das Interrogativum steht ihm dabei zur Seite. Im allgemeinen finden wir sonst Syntax und Stil der altgermanischen Poesie noch wesentlich auf dem altarischen Standpuncte: mehr Parataxe als Hypotaxe, und die Hypotaxe oft von der einfachsten Form, ohne Conjunction, ohne Rela-

[1] Indicativ Praes. statt des imperativischen und futurischen Conjunctivs: Erdmann, Wissensch. Monatsbl. 3, 56. Perf. statt Aorist, z. B. statt des gnomischen: Gramm. 4, 949; Dietrich Zs. 13, 124; Erdmann Otfrid-Syntax 1, 12. — Die bisherige Litteratur über deutsche Syntax stelle ich zusammen in der Ztschr. f. österr. Gymn. 1878 S. 109—125: Schriften zur deutschen Grammatik. III. Zur Syntax.

tivum, blos durch Nebeneinanderstellung ausgedrückt, aus dem Zusammenhange zu errathen, etwa durch Betonung verdeutlicht.[1] Die Wortstellung zeigt vielfach die altarische Form: das Prädicat voran, das Subject hinterher. Doch ist es wol möglich, ja wahrscheinlich, dass wir in den übrigen westarischen Sprachen einen ähnlich ursprünglichen Charakter der Satzbildung nur aus Mangel an älteren Quellen nicht nachweisen können.

Für die grundlegenden, das Germanische von seinen Verwandten abtrennenden Vorgänge auf dem Gebiete der Lautlehre lässt sich eine gewisse innere Chronologie aufstellen.[2] Es folgen auf einander:

Erstens: die Lautverschiebung.

Zweitens: das germanische Accentprincip, wovon dann das vocalische Auslautsgesetz abhängt.

Dass die Lautverschiebung dem gebundenen Accente vorherging, hat Karl Verner (KZ. 23, 97) bewiesen. Denken wir uns aber zwei Epochen, für welche diese Erscheinungen charakteristisch sind, so wissen wir bis jetzt nicht, wie sich die Phänomene auf den übrigen Sprachgebieten zeitlich dazu verhalten. Ebenso schwer ist es anzugeben, wie sich die-

---

[1] Vgl. Jolly über die einfachste Form der Hypotaxis im Indogermanischen, Curtius Studien 6, 217; Erdmann Otfrid-Syntax 1, VII. — Uebereinstimmung des Stils mit dem im Veda s. bei Heinzel über den Stil der altgermanischen Poesie (Strassburg 1875) QF. 10. — Zur Wortstellung vgl. unten Kap. VIII und Zeuss Gramm. celt.[2] S. 910: 'Sententia hibernice constructa voces praedicantes primo loco ponit.'

[2] Mit der folgenden Skizze einer Geschichte der deutschen Sprache im ganzen möge man vergleichen: Ernst Förstemann Geschichte des deutschen Sprachstammes (Nordhausen I. 1874. II. 1875); Heinrich Rückert Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache (Leipzig 1875; I. II; dazu Anzeiger für deutsches Alterthum 1, 185—197).

selben zu den sonstigen Thatsachen der germanischen Urgeschichte chronologisch verhalten. [1]

Die Germanen theilten sich nach Müllenhoffs Vermuthung in Ostgermanen (Vandilier) und Westgermanen (Sueben). Von den Vandiliern sonderten sich die Scandinavier ab. [2] Unter den Westgermanen sind Irminonen die ältesten; nach Norden ans Meer hin schickten sie die Ingävonen aus; gegen den Rhein hin drangen die Istävonen vor, indem sie Celten vertrieben.

Aus den letztgenannten werden später die ripuarischen und salischen Franken; zu den Ingävonen gehören Angelsachsen, Altsachsen, Friesen; zu den Irminonen die Alemannen und Schwaben, auf denen der alte Stammname haftet, ausserdem Chatten und Thüringer, Langobarden und ein Element der Baiern.

Die Vandilier sind zersprengt, ihre Lebhaftigkeit, ihre Wandelbarkeit führte sie zu hohem Ruhm, aber auch ins Verderben; sie sind die glänzenden Helden der Völkerwanderung: Gothen, Burgunder, Vandalen, Heruler, Rugier, Skiren. Ihr Andenken bewahrt das Epos: Ermenrich, Dietrich und die Hartungischen Brüder sind ihres Stammes. Dieselbe abenteuernde Sinnesart, aber mehr innere Con-

[1] Wir dürfen behaupten dass schon vor dem Eintritte der Lautverschiebung Lehnworte aufgenommen wurden. Ein solches ist doch wohl *paida*, welches allerdings *baitā* voraussetzt, aber von griech. *βαίτη* nicht getrennt werden kann (Müllenhoff Zs. 10, 560). Wir haben es nachher den Finnen überliefert (Ahlqvist Kulturw. 144. 154); aber woher bekamen wirs? Von Thrakern? Von Skythen? Der ebenfalls vor der Lautverschiebung entlehnte Hanf weist auf die letzteren, s. Hehn Kulturpflanzen S. 120 (der ersten Ausgabe).

[2] Zimmer Ostgermanisch und Westgermanisch Ztschr. 19, 393. Vgl. auch Histor. Ztschr. N. F. 1, 159 f.

sistenz, bewähren die Scandinavier in den sogenannten Normannenzügen des neunten bis elften Jahrhunderts.

Unter den deutschen Stämmen muss der bairisch-österreichische ein vandilisches Element enthalten, und wenn wir bairisches Phlegma und österreichische Lebhaftigkeit, baierische Schwerfälligkeit und österreichische Gewandtheit einander entgegengesetzt finden: so mag man dort an nähere Verwandtschaft mit Schwaben und Schweizern, hier an die alten wandelbaren gothischen Stammesbrüder denken: in der späteren Ostmark lag das Reich der Rugier.

Worauf die Trennung der Ostgermanen und Westgermanen beruhte, ob politische, ob religiöse Gründe dabei mitspielten, wissen wir nicht. Unter den Thatsachen, an denen sie sprachlich bemerkbar wird, befindet sich auch eine Verschiedenheit in Betreff des consonantischen Auslautsgesetzes.

Die Neigung, im Auslaut der Worte nur gewisse Consonanten zu dulden, haben fast alle westarischen Völker; blos die Art der Durchführung weicht ab. Vielleicht dürfen wir daraus schliessen dass das consonantische Auslautsgesetz der germanischen Sprachen in die Zeiten hinaufreicht, wo sich unser Volk eben erst loslöste von seinen europäischen Blutsverwandten. Dann fiel schon in solche Urzeit zugleich die Trennung der Germanen in Sueben und Vandilier. Aber die Sache ist wol nicht sicher, wie sich unten zeigen wird.

Jedenfalls hatten alle diese Völker noch zur Zeit des Tacitus ein gemeinsames geistiges Leben. Die Runen, die Wodansreligion, die deutschen Namen der Wochentage müssen sich von éinem Puncte ausgebreitet haben und sind ihnen doch allen zugekommen.

Aber auch später vollziehen sich gewisse sprachliche Entwickelungen für sie alle gemeinsam. Das Gothische besitzt noch einen Dualis im Personalpronomen und Verbum. in den anderen germanischen Sprachen ist er verloren oder verliert sich. Das Passivum, gewisse Imperativformen, die sich noch im Gothischen finden, sind überall nachher gleichmässig verschwunden. Die reduplicirten Perfecta des Gothischen haben die übrigen germanischen Sprachen in analoger Weise zu scheinbar ablautenden gemacht. Der Instrumental, noch spät erhalten, geht doch schliesslich gleichmässig verloren. Die Endsilben sind in sämmtlichen germanischen Sprachen nach und nach zur Kürze und oft bis zur Vocallosigkeit herabgesunken. Und alles dies ist nachgothisch.

Grossentheils handelt es sich dabei nur um Impulse der Urzeit, welche spät völlig durchdrangen, um Wirkungen von Kräften, welche Jahrhunderte lang schon in Thätigkeit waren. Aber auch eine gewisse Gemeinsamkeit des geistigen Lebens dauert, unterhalten durch wandernde Sänger, noch fort: die Mittheilung der Nibelungensage an den scandinavischen Norden im sechsten Jahrhundert ist wol das letzte Zeugnis dafür.

Für jene beiden vorhistorischen Epochen nun fehlt es an jeglicher Anknüpfung, die einer Art von Datirung gleich käme. Die Allitteration setzt das Accentgesetz voraus; die Namen der Söhne des Mannus, Inguo, Istvo, Irmin, allitteriren (Grimm Myth. 325; vgl. Müllenhoff Zs. 7, 527); die Entstehung der Genealogie aber setzt die Theilung der Westgermanen und zugleich das Bewusstsein alter Einheit voraus; in jenem frühen Zeitpunct mithin war Allitteration, war der germanische Accent eingeführt; aber ob nicht früher, wer will es wissen.

Den Finnen gegenüber haben sich die Germanen in uralter Zeit als eine Nation von überlegener Bildung bewiesen, und zahlreiche finnische Worte germanischen Ursprungs dienen als Belege dafür.[1] Sie zeigen durchgedrungene Lautverschiebung, die Culturübertragung fällt daher frühestens an das Ende der ersten vorhistorischen Periode. Aber ein Wort wie finn. *runo* 'Gedicht' scheint auf den ganzen Zusammenhang germanischer Poesie mit Allitteration und Schriftzeichen hinzudeuten; und so möchte sich vielleicht behaupten lassen dass die Berührung der Istävonen mit dem schon gebildeteren Westen ihnen und von ihnen aus erst den übrigen Germanen die Kraft verlieh, den Finnen und Lappen geistig zu geben. Demgemäss müssen wir wol in historische Zeit herunter gehen, und es wird wahrscheinlich dass die Wirkung des germanischen Accentprincipes, das vocalische Auslautsgesetz, welches die finnischen Lehnwörter noch nicht aufweisen, verhältnismässig jung sei und der historischen Zeit angehöre. Doch dürfen wir anderseits vermuthen, dass es in der gothischen Periode bereits bei allen Völkern durchgeführt war.

Ich sage: in der gothischen Periode. Denn ich möchte innerhalb der beglaubigten Geschichte folgende sieben Epochen der deutschen Sprache unterscheiden, denen ich kurze Namen gebe und runde Jahreszahlen beisetze, um dem Gedächtnis nicht blos eine kahle Numerirung darzubieten.

[1] Dietrich in Höfers Zeitschrift 3, 32; Vilh. Thomsen Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske (København 1869; deutsch, Halle 1870). Auslautendes *n* des Acc. und Neutr. ist in den Lehnwörtern abgefallen. Ahlqvist Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen (Helsingfors 1875) S. 263 vermuthet dass die finnische Allitteration aus der germanischen entlehnt sei.

I (150 vor Chr. bis 150 nach Chr. oder um das Jahr 1 unserer Zeitrechnung). Die Römerzeit. Bei den überlieferten Worten muss man unterscheiden, ob sie durch celtischen Mund gegangen, wie *Teutones* (vgl. goth. *thiuda*), oder ob sie unmittelbar aufgenommen sind. Die griechischen Lautbezeichnungen erweisen sich leicht als sehr ungenau: die römischen sind verhältnismässig treu in Stammsilben und Ableitungen; für die Flexion haben Anlehnungen stattgefunden, so dass sichere Schlüsse unmöglich sind, wenn auch die Declinationen im allgemeinen wol richtig unterschieden werden. Ob die Römer westgermanisches auslautendes *s* noch vorfanden, bleibt ein Problem. Die römische Methode, deutsche Namen zu schreiben, hat ihre ununterbrochene Tradition und bildet die Grundlage der althochdeutschen Orthographie; wie auch die Latinisirung der Endungen dem ganzen Mittelalter auf wesentlich gleiche Weise verblieb.

II (150—450 oder um 300). Die gothische Zeit, die Epoche der Völkerwanderung: das Gothische des Ulfilas; die ältesten deutschen und nordischen Runeninschriften. Alles mehr dem Ende der Periode angehörig und das Hauptresultat derselben aufweisend: das vocalische Auslautsgesetz, den Verlust von *a* und *i* der letzten Silbe.

III (450—750 oder um 600). Die Merovingerzeit. König Chilperich will vier deutschen Lauten *(ô, ê, th, w)* eigene Zeichen geben (Greg. Tur. 5, 44). Es ist die Epoche der langobardisch - oberdeutschen Lautverschiebung. Die Wandelung von *s* in *r* fällt wol in diese Periode. Die oberdeutschen Endungen besassen vermuthlich noch ihre Längen wie das Gothische. Unterdessen mag bei allen an der zweiten Lautverschiebung nicht Betheiligten der entschiedene

Vorzug der Wurzelsilbe, das Zurücktreten der Flexions- und Ableitungssilben, die Mouillirung der Consonanten und der daran hängende Umlaut schon grössere oder geringere Fortschritte gemacht haben.

IV (750—1050 oder um 900). Die althochdeutsche Zeit mit ihren reichen Sprachdenkmälern, seien es Glossen, seien es zusammenhängende Texte. Der Umlaut setzt sich in Süddeutschland allmälich durch; die Endungen schwächen sich mehr und mehr ab und zeigen zuletzt ein buntes Schimmern in allen Vocalfarben, welches dem endgiltigen Verblassen zu *i* oder *e* unmittelbar vorhergeht.[1] Während die Mundarten aus einander streben, beobachten wir seit Karl dem Grossen die Anfänge einer über ihnen stehenden, sie nivellirenden Sprache, die auf hochdeutscher Grundlage erwächst und nach Niederdeutschland übergreift: erster Keim des Schriftdeutschen.

V (1050—1350 oder um 1200). Die mittelhochdeutsche Zeit. Zweierlei Gemeinsprachen setzen sich neben einander fest: eine ältere, das Mitteldeutsche, mit wenigen Umlauten, zahlreichen Monophthongirungen und schwachem *i* in den Endungen; eine jüngere, das eigentliche Mittelhochdeutsch, mit allen Umlauten, sogar dem widerrechtlichen *ö*, mit bunter Diphthongreihe und schwachem *e* in den Endungen. Das Mitteldeutsche wirkt Anfangs sogar auf Oberdeutsche ein und weiss sich später bei zahlreichen

[1] Vergl. insbesondere Heinzel Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift II (Sitzungsb. 81, 203). Ueber die Hof- und Gemeinsprache, auch Schriftsprache, Müllenhoffs Vorrede zu den Denkmälern; meine Vorträge und Aufsätze S. 51 ff. 83; Zs. für die österr. Gymn. 1875 S. 200 ff. Zs. für deutsches Alterthum 21, 474; 22, 321; Martin im Anz. für deutsches Alterthum 3, 115 ff.

Niederdeutschen Anerkennung als Schriftsprache zu erwerben; das Mittelhochdeutsche hat in Süddeutschland sein eigenstes Gebiet, vermag aber auch das Mitteldeutsche zu mildern und gelegentlich einem idealen hochdeutschen Typus anzunähern. Abstracte Einheit ward übrigens nirgends erreicht; überall bleibt der heimatlichen Mundart des Dichters ein gewisser Spielraum. Im letzten Drittel der Epoche machen die Dialekte sich stärker geltend, in den meisten schriftlichen Aufzeichnungen scheinen sie geradezu zu herschen.

VI (1350—1650 oder um 1500). Die Uebergangs- oder frühneuhochdeutsche Zeit.[1] In Böhmen treffen ober- und mitteldeutsche, österreichische und meissnische Mundart zusammen; aus dieser Mischung erwächst im vierzehnten Jahrhundert die Kanzleisprache der Luxemburger, deren Tradition im fünfzehnten erhalten bleibt und aus der kaiserlichen Kanzlei auf die fürstlichen Kanzleien wirkt: nach der Sprache der sächsischen Kanzlei richtet sich Luther, indem er den heimatlichen Dialekt allmälich überwindet. Luther sagt noch *ich band, wir bunden; ich beis, wir bissen*: so lang erhielt sich der altarische Unterschied zwischen Singular und Plural Perfecti; erst in der nächsten Periode

[1] Man könnte sich an Uebergangszeit in dem bestimmten eingeschränkten Sinne hier grade so gewöhnen wie in der Geschichte der Architektur; aber wo man den Begriff oft braucht, würde sich die Abkürzung 'fnhd.' empfehlen. — Ueber Luthers Sprache vgl. Mönckeberg Beitr. zur würdigen Herstellung des Textes der Lutherischen Bibelübersetzung (Hamburg 1855); Wetzel die Sprache Luthers (Stuttgart 1859); Vorschläge zur Revision von M. L. Bibelübersetzung, sprachlicher Theil von Frommann (Halle 1862); Opitz Ueber die Sprache Luthers (Halle 1869); Dietz Wb. zu M. L. deutschen Schriften I (Leipzig 1870); Lehmann Luthers Sprache (Halle 1873); Rückert Gesch. der Nhd. Schriftsprache II (Leipzig 1875) S. 27—138. Zum Perfect-Ablaut s. auch Kehrein Gramm. 1, 227 ff. 247 ff. 255 ff.

geht er völlig verloren. Gegenüber den mittelhochdeutschen Feinheiten des schwachen *e*, jener Tonlosigkeit und Stummheit und Synkope oder Apokope hinter gewissen Consonanten, zeigt die sechste Epoche Roheit und Verwilderung: das *e* steht wo es nicht hingehört (*ich lase, schluge, flohe* u. dgl.), es fehlt wo greuliche Consonantenhäufungen entstehen und Formen zerstört werden, die wir heute in gebildeter Sprache noch unverkürzt wollen. Hier half die feinere Metrik des siebzehnten Jahrhunderts. Gegen Ende der Uebergangszeit finden wir im Gefolge der Reformation die hochdeutsche Schriftsprache allgemein anerkannt, auch auf niederdeutschem Gebiete.

VII (von 1650 an, um 1800). Die neuhochdeutsche Zeit. Grammatiker wie Schottelius und Gottsched errichten und sichern das Gebäude unserer Sprache, so dass grosse Dichter bequem darin wohnen.

Wer unter meinen Lesern etwa von der Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert (Quellen und Forschungen XII), die ich zu entwerfen versuchte, Kenntnis genommen hat, der wird leicht bemerken dass sich die im vorstehenden abgegrenzten Perioden von der vierten ab genau an die litterarhistorischen anschliessen, die ich in dem genannten Buche vorschlug. Und wenn ich dort zwei Typen verfolgte, die regelmässig zu wechseln schienen, eine rauhere Zeit mit geringen ästhetischen Interessen und eine weichere, zarter gestimmte — ich wagte jene männlich oder, um schädliche Uebertreibung anzudeuten, männisch, diese weiblich oder frauenhaft zu nennen —: so wird sich für die Sprache Aehnliches beobachten lassen. Gleich die Uebergangs- und die moderne Zeit weisen den Unterschied auf: die mittelhochdeutsche Sprache ist als fein

und durchgebildet anerkannt; weiter zurück möchte sich, soweit wir überhaupt etwas wissen oder vermuthen können, bald Streit erheben. Behalten wir daher vorläufig die Perioden im Auge und suchen wir im Verlauf unserer Betrachtungen nach Beiträgen zu ihrer Charakteristik.





Zweites Kapitel.

PRINCIPIEN.

Ueber die Principien der Sprachwissenschaft umfassend zu handeln und eine Methodologie des Faches zu entwerfen, wäre ein verlockendes Unternehmen, statt dessen ich leider nur Aphorismen, als Grundlage künftiger Ausführung, zu geben vermag. [1]

Die Principienfragen der Linguistik bieten viele Berührungspuncte mit den historischen Disciplinen der Naturwissenschaft, wenn ich diesen Namen für die Geologie und für die Descendenzlehre gebrauchen darf. B. v. Cotta bemerkt über die ältere Geologie: 'Man hielt die Vorwelt für eine von der Jetztwelt durchaus verschiedene, für einen Zeitraum, in welchem möglicherweise ganz andere Naturgesetze geherscht haben könnten.' In der 'Vorwelt' war

[1] Dieselben sind zum Theil meiner Anzeige von Whitney-Jolly Sprachwissenschaft (Preussische Jahrbücher 35, 106) entnommen. Dazu möge man die vorn wiederholte Widmung der ersten Auflage des vorliegenden Buches vergleichen.

alles jetzt Undenkbare möglich. Ausserordentliche Vorgänge, die niemand je beobachtet, die man aus den jetzt wirkenden Naturkräften nicht begreifen konnte, wurden ohne Bedenken jener wunderbaren Vorzeit zugeschrieben. Die Vorgänge und Bildungen der Gegenwart hat man folgerichtig keiner grossen Beachtung für werth gehalten und keines sorgfältigen Studiums gewürdigt. Die neuere Schule dagegen erblickt in den Processen der Gegenwart den Aufschluss über die Vergangenheit. Lyell hat gezeigt, dass sie im wesentlichen ausreichen um den inneren Bau der Erde zu erklären.

Von ähnlichen Vorurtheilen wie die ältere Geologie wird noch grossentheils die heutige Sprachforschung behersch. Die Veränderung der Laute, die wir in beglaubigter Sprachgeschichte beobachten können, vollzieht sich nach festen Gesetzen, welche keine andere als wiederum gesetzmässige Störung erfahren.[1] Die landläufigen Doctrinen der Linguisten springen in den älteren Epochen, in der sprachlichen 'Vor-

[1] Singuläres wird singulär behandelt. So weit das Individuum über die Sprache Macht hat, kann absichtliche und unabsichtliche Entstellung gesetzlos Platz greifen: Wortcaricaturen; Personennamen in Koseform, oft auf kindlichem Lallen beruhend. Die Ortsnamen zeigen was aus einer Sprache werden würde, welche das Eigenthum von wenigen hundert Menschen wäre: Trägheit und Verhören entstellen die Namen kleiner Orte bis zur Unkenntlichkeit. Auch Volksetymologie bricht das Lautgesetz. Für die Mundarten verschwindet nie ganz die Controle der Allgemeinheit, aber jede hat einige ihr allein eigene oder in der Nachbarschaft isolirte, darum nicht controlirte und oft stark entstellte Ausdrücke und Redensarten. — Die Lautgesetze sind nur empirische, keine echten Gesetze (vgl. über diese Begriffe Rümelin Reden und Aufsätze S. 5). Die 'Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze' von Georg Curtius (Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft 1870, S. 1 ff.) enthalten mehreres, was ich ohne weiteres unterschreibe (so über die Sonderstellung der Partikeln und Zahlwörter, die eben durch ihre Function isolirt sind), neben anderem für mich gar nicht überzeugendem.

welt' entweder ganz nach Willkür mit den verglichenen Lauten um, oder sie zollen den Lautgesetzen eine Art officieller Anerkennung und machen von ihnen vielfältigen Gebrauch, aber über gewisse Hauptereignisse der ältesten Sprachentwicklung, wie die Entstehung mancher Flexionsformen, ziehen sie es vor, sich Theorien auszudenken und sich um die gesetzliche Möglichkeit nicht zu kümmern. Wer aber mit der strengen Beobachtung der Lautgesetze Ernst machen will und die Theorien demgemäss umzugestalten sucht, der heisst ein Phantast. In den Naturwissenschaften würde man umgekehrt denjenigen für einen Phantasten erklären, der an eine zeitweilige Suspension der Naturgesetze glaubt.

Schleicher hat über 'die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft' geschrieben, um die Einheit der Methode klar zu legen, die auf beiden Gebieten angewendet werde. Abgesehen von der seltsamen unbegreiflichen Ansicht, dass die Linguistik keine Geisteswissenschaft, sondern eine Naturwissenschaft sei, hat er eigentlich nur gezeigt, dass man in der vergleichenden Linguistik ebenso Stammbäume entwerfe, wie es durch die Darwinische Auffassung der Zoologie nothwendig geworden, und dass auch in dem Leben der Sprachen ein Kampf ums Dasein walte, wie in dem Reiche der Thiere. Aber der Sprachenkampf, die Ausbreitung der einen, das Absterben der andern, hängt ab von dem Kampfe der Völker und Nationalitäten. Und diesen Kampf zu erkennen brauchte es wahrhaftig nicht Darwins: Darwin hat umgekehrt, eingestandenermassen, den Kampf ums Dasein aus dem Malthusschen Bevölkerungsgesetze entlehnt. Er hat Beobachtungen am Menschen benutzt, um sie in die Thierwelt zu projiciren. Und es ist klar, dass der ganze Versuch einer Geschichte der Thierwelt die Analogien, welche die beobachtbare

menschliche Geschichte darbietet, so viel als möglich ausnutzen muss. Aber in dieser gegenseitigen Befruchtung von Natur- und Geisteswissenschaft schärfen sich die Begriffe und verfeinern sich die Methoden. Und es ist kein Zweifel, dass die Sprachforschung wesentlichen Nutzen ziehen kann aus dem Vorbilde von Darwins Theorie. Das ist, so viel ich sehe, bis jetzt wenig geschehen. Der einfache methodische Grundsatz, das Nahe, Erreichbare möglichst genau zu beobachten und daran den ursächlichen Zusammenhang zu studiren, um ihn in die Vergangenheit zu projiciren und so deren Ereignisse zu begreifen, ist noch lange nicht in seiner Wichtigkeit erkannt. Wie durch Darwin die verachteten Liebhabereien der Züchter plötzlich eine ungeahnte wissenschaftliche Bedeutung erhielten, so mag noch manche jetzt zurückgestellte philologische Disciplin die merkwürdigsten Aufschlüsse in ihrem Schosse bergen. Wer weiss, ob nicht Synonymik, Rhetorik, Stilistik in geschichtlicher Anwendung uns das intimste Leben der Sprache zu enthüllen bestimmt sind. Was die Synonymik anlangt, so kann ich daran nicht zweifeln. Die synonymen Bildungen in der Sprache gehen durch: sie schafft gleichbedeutende Wurzeln, gleichbedeutende Ableitungssilben, gleichbedeutende Flexionssilben, gleichbedeutende syntaktische Constructionen. Das stilistische Bedürfnis, den Ausdruck zu variiren und einen Begriff durch mehrere parallelgeordnete Ausdrücke anschaulich zu machen, war allem Anscheine nach schon in der Urzeit vorhanden. Die Sprachverschiedenheit, die sich innerhalb eines Sprachstammes heraus bildet, hat ohne Zweifel die Ueberfülle synonymer Bildungen zur Voraussetzung. In folgender Weise.

Auch zwischen den Wörtern herscht ein Kampf ums Dasein. Die einen breiten ihr Gebiet aus, gewinnen an

Macht, die andern weichen zurück und verkümmern. Es ist eine ganz bestimmte Richtung, in welcher sich dieser Process wenigstens in den arischen Sprachen vollzieht. Neben viele einfache Wörter können gleichbedeutende Composita gestellt werden; diese Composita haben in der Regel Aussicht, jene einfachen Wörter zu verdrängen und zu überleben. Gewisse Lieblingswörter empfangen eine übertragene Bedeutung, sie werden dadurch zu allgemein, es ist nöthig, feinere Unterschiede zu bezeichnen: aber diese Unterschiede bezeichnet man an ihnen selbst, meist durch beigefügte Elemente, welche ihre Bedeutung modificiren. Viele einfache Wörter werden dadurch überflüssig. Der Process kann durch zwei Dinge befördert werden. Erstens steigt die Fähigkeit zu generalisiren im Laufe der nationalen Entwicklung; man zieht es vor, in dem Individuum nur die Modification seiner Gattung darzustellen, anstatt jedes mit einem Eigennamen zu bezeichnen. Zweitens wird die Sprache gedächtnismässig überliefert. Es ist aber leichter mit wenigen einfachen Elementen zu operiren, die sich unter einander in mannigfaltigerer Weise verbinden, als mit vielen einfachen Elementen, die nur geringe wechselseitige Verbindungen eingehen. Mit einem Wort also: die Wurzeln vermindern sich, und die äusseren, mehr mechanischen Mittel überwiegen zusehends im Laufe der Sprachgeschichte. Dies ist das Absteigen von leiblicher Vollkommenheit, das Aufsteigen zu geistiger Vollkommenheit, das Jacob Grimm so früh beobachtete.

Wenn nun aus einer Ueberfülle ursprünglicher Synonymen eine verhältnismässig geringe Zahl übrig bleibt, so ist es klar, dass ihre Präponderanz auf der Wahl der Sprechenden beruht, auf dem Vorzug, welchen ihnen eine Nation oder

ein Stamm ertheilt. Und da eben wegen der grossen Zahl der Synonymen die Möglichkeiten der Wahl sehr verschieden sind, so werden verschiedene geistige Einheiten, verschiedene Menschengruppen und -Verbände, als da sind Stämme und Stammestheile, bei ihrer Wahl sehr verschiedene Wege wandeln. Je mehr sie sich infolge von Wanderungen und Trennungen geistig abschliessen, desto sicherer werden die vernachlässigten Möglichkeiten des Ausdruckes verschwinden und untergehen. So werden aus den Mundarten Sprachen, aus den Stämmen Nationen.

Man sieht, in welcher Weise hier Anpassung und Vererbung wirksam sind. Die Bedürfnisse der Geister, welche die Sprache gebrauchen, sind die Bedingungen für die Existenz der Sprache. Eine bestimmte Richtung der Phantasie, vorwaltende Stimmungen und Meinungen, Geschmack und Stilgefühl werden die Wahl unter den möglichen Ausdrücken beherschen. Das nähere dieses Vorganges werden wir nur verstehen, wenn es uns gelingt, die Motive zu erforschen, durch welche individueller Stil und individueller Sprachgebrauch bedingt ist. Hier berühren sich Litteraturgeschichte und Sprachwissenschaft. Jede Untersuchung über die Sprache Goethes, welche nicht blos den Sprachgebrauch mechanisch verzeichnet, sondern dessen Gründe zu erkennen sucht, ist ein Beitrag zur Lösung des Problemes von der Sprachverschiedenheit.

Dass die geistige Eigenthümlichkeit und ebenso die sprachliche Eigenthümlichkeit sich durch Vererbung steigert, bedarf kaum der Bemerkung. Die Uebertragung der Sprache auf das Kind ist noch ein verstärkendes Moment; auf die Wirksamkeit des Gedächtnisses wurde schon hingewiesen: aber es kommt dazu, dass die Lieblingswendungen der Er-

wachsenen von diesen häufig wiederholt werden und sich daher dem lernenden Kinde leichter einprägen, während die vernachlässigten Ausdrücke durch ihr selteneres Vorkommen wenig oder garnicht haften . . . .

Mit grosser Klarheit hat sich Whitney über das Verhältnis der jüngeren Sprachepochen zu den älteren geäussert (Jolly S. 269): 'Bei noch so grossem Wechsel der äusseren Verhältnisse müssen sich doch in allen Phasen der Sprachgeschichte die Grundzüge und Hauptgesetze der Entwicklung sprachlicher Organismen gleich geblieben sein; und nur dadurch kann man das Dunkel einer unbekannten vorgeschichtlichen Urzeit aufhellen, dass man die lebenden und die in Denkmälern überlieferten todten Sprachen durchforscht und die auf diesem Wege abstrahirten Gesetze auf die frühesten Perioden des Sprachlebens anwendet. "Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen" ist, wie wir schon mehrfach bestätigt gefunden haben, ein Axiom der Sprachwissenschaft so gut wie der Naturwissenschaften, und wer sich das Wesen und die Entstehung der Sprachen in der alten Zeit ganz anders vorstellen zu sollen glaubt als die der neueren Sprachtypen und Redeformen, der setzt sich der Vergleichung mit einem Geologen aus, der für junge Formationen wie für Kalk und Kiesel die neptunistische Erklärung zulassen, aber dagegen in Abrede stellen wollte, dass das Wasser irgend etwas mit der Hervorbringung alter Sandsteine und Conglomerate zu thun habe.'

Whitney hat von diesen Sätzen mehrfach praktischen Gebrauch gemacht. Es ist nur eine Anwendung davon, wenn er dem menschlichen Willen eine grössere Rolle in dem Geschäfte der Sprachschöpfung beimisst, als dies gemeiniglich geschieht. Er weist auf viele Wörter der Neuzeit hin, welche von einzelnen bekannten Männern herrühren

und jetzt allgemein angenommen sind. Und er lässt folgerichtig eine ähnliche Bethätigung des Individuums auch in den älteren Sprachepochen und in der Sprachschöpfung selber zu. Man erinnert sich dabei vielfach an verwandte Ausführungen von Bagehot ('Ursprung der Nationen'), der den Einfluss des vorangehenden Ersten, dem die Uebrigen folgen, wiederholt betont und sehr gut mit Beispielen illustrirt. Ich möchte nur hervorheben dass diese Macht des Einzelnen darum noch nicht Willkür und Zufall in die Geschichte bringt, denn sie ist von festen Schranken umgeben, welche eben wieder die Beobachtung historisch heller Zeiten kennen und abschätzen lehrt. Man wird sich vielleicht künftig weniger sträuben von Erfindung der Sprache zu reden, wenn man nur den psychologischen Vorgang des Erfindens, wie weit da Bewusstes und Unbewusstes sich mischt, einer näheren Untersuchung unterzieht.[1]

Philosophische Erörterungen über den Ursprung der Sprache haben ungefähr den Werth, welcher den Untersuchungen über den Begriff der Kraft oder des Atomes in der Naturwissenschaft zukommt: einen sehr hohen Werth mithin und die äusserste Wichtigkeit für die Linguistik.

[1] Unter den Schriften über den Ursprung der Sprache, welche die letzten zehn Jahre in nicht geringer Zahl zu Tage förderten, hat mich am meisten die von Anton Marty (Würzburg 1875) durch grosse Klarheit und Einfachheit der Betrachtung angezogen (vgl. Stumpf in der Ztschr. für Philos. 68, 172). Ich verweise noch, zur Ergänzung von Steinthals Angaben über die neueste Litteratur (Urspr. der Sprache, dritte Ausgabe 1877, S. 144 ff.) auf L. Gautier Essai d'une théorie catholique de l'origine du langage (Paris 1858); Bastian Der Mensch in der Geschichte (1860) 1, 380 ff.; Wedgwood On the origin of language (London 1866); Bleek Ueber den Urspr. der Spr. (Weimar 1868); de Rosny De l'origine du langage (Paris 1869); Tylor Primitive Culture 1, 145—217 (London 1871); Moltzer De oorsprong der taal im Taal-en Letterbode 2 (Haarlem 1871), 169—197; Werber Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre

Aber die vollständige empirische Lösung des Problems besteht in dem Nachweise der ursprünglichen Bedeutung aller einfachsten Elemente sämmtlicher Sprachen der Erde und in dem ferneren Nachweise wie diese Elemente zu ihrer Bedeutung kamen.

Ob wir jemals zu der vollständigen Induction gelangen werden? Wir dürfen es billig bezweifeln. Aber was liegt auch daran? Der geführte Nachweis des Ursprungs der arischen Grundsprache würde uns vorläufig mehr als genügen. Mehr als genügen, weil es in diesem Augenblicke sicherlich noch als Ketzerei gilt, entfernt auch nur daran zu denken einen solchen Nachweis in einer nahen Zukunft irgend einem Linguisten ernstlich zuzumuthen. Und doch, wenn nur drei Viertheile sämmtlicher arischer Wurzeln in ihren Urgestalten uns vorliegen; und wenn nur einigermassen gesichert ihre Grundbedeutungen sich uns erschlossen haben: wird es dann mehr bedürfen als einer von Willkür freien und an den ältesten Poesien der Völker geschulten Nachempfindung und Phantasie, um jene einfachsten Wurzelgestalten als Composita der einfachen und untheilbaren Laute, als Aggregate der Sprachatome, zu betrachten und aus den Bedeutungen der Composita die überall gleichen Bedeutungen der Compositionsglieder zu erschliessen? Die überall gleiche Bedeutung

---

Fortbildung (Heidelberg 1872); Wackernagel Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Sprache (Basel 1872, mit Anmerkungen Kl. Schriften 3, 1—58; vgl. Voces variae animantium 1869); Whitney Oriental and linguistic studies (New York 1873) S. 279—375; Gerland Anthropologische Beiträge (Halle 1875) S. 295—312; Schwartzkopff Der Urspr. der Spr. aus dem poetischen Triebe (Berlin 1875); Noiré Die Welt als Entwicklung des Geistes (Leipzig 1874) S. 197—297, Der Ursprung der Sprache (Mainz 1877); Lazarus Leben der Seele Bd. 2 (zweite Aufl. Berlin 1878) S. 87—166; ferner auf Kussmaul Die Störungen der Sprache (Leipzig 1877), wo manche Probleme der Sprachwissenschaft berührt und zum Theil gefördert werden.

ist freilich eine lebendige Vorstellung mit bald weiterem bald engerem Umfang, aber doch mit éiner Grundanschauung für deren verzweigte Uebertragungen ohne allen Zweifel die reichsten Analogien der lebendigen und litterarisch gewordenen Sprachen dem der sie suchen mag, aufs willigste sich darbieten werden.

Alles Suchen und Finden geht aber von einem Ahnen und Rathen aus, von der hypothetischen Verallgemeinerung eines oder weniger Apperçus. Und es gehört weder grosse Kühnheit noch sonderlicher Scharfsinn dazu, um Zusammenhang zwischen der Art und Weise der Hervorbringung der Laute und dem was sie bezeichnen zu vermuthen. Der bezeichnete Gegenstand kann eigentlich nachgeahmt, nachgebildet werden durch den Act der Lauthervorbringung. In W. *va* z. B. wird geradezu das was die Wurzel ausdrückt, das Wehen, mittelst der Sprachorgane erzeugt. In W. *ma* 'füllen' ist der Laut charakteristisch, den wir bei geschlossenem und gefülltem Munde hervorbringen. [1]

Es ist hier der Ort und die Gelegenheit nicht, diesen Gedanken näher auszuführen.

Gewiss war es voreilig, wenn Heyse (System der Sprachwissenschaft §§ 31. 46) den Zusammenhang der Empfindung mit den Vocalen, ohne auf grössere Reihen von ursprünglichen Wurzeln sich zu stützen, erörtern wollte und eine

---

[1] Keine Anwendung leidet diese Meinung aber auf die reinen Formwurzeln, die mathematischen Theile der Sprache, wenn ich sie so nennen darf. Wird nun deren grosse Fruchtbarkeit in der Wurzelbildung unten (Kap. VIII) mit Recht vermuthet, so erhebt sich zunächst die Frage nach Abgrenzung des Gebietes der beiden Wurzelclassen. Irre ich nicht, so hängt ein bedeutendes philosophisches Interesse an dieser Untersuchung. Es handelt sich um die Macht und den Einfluss der allgemeinen und nothwendigen Intuitionen a priori (nach Kants Bestimmung) in der Geschichte des menschlichen, zunächst des arischen, Denkens.

Charakteristik der Consonanten versuchte. Gewiss war auch die lettische Sprache nicht der geeignete Ausgangspunct zu Betrachtungen wie sie Pastor Bielenstein (Die lettische Sprache S. 248 f.) unternahm. Und wenn Professor Merkel durchweg die psychologische Bedeutung der Laute, wie er sich ausdrückt, in den Kreis seiner Laletik einbezieht und dabei auch verhältnismässig junge Vocale in diesem Sinne deutet, z. B. das *ä* für den Ausdruck der Leidenschaft geeignet findet, dem *ö* die Bezeichnung 'naturwidriger Gefühle, Stimmungen und Ausdrücke' vindicirt, das *ü* mit der Widergabe solcher Zustände betraut, 'wo die freie, rege Naturthätigkeit auf einen tiefen Grad gesunken ist': so kann man sicherlich nicht behaupten, dass er sich durch solche Bemerkungen um die Enthüllung des Ursprungs der Sprache verdient gemacht habe. Aber mit dem Lächeln mitleidiger Verachtung darauf herabzusehen hat niemand ein Recht. Denn auch hier gilt die Bemerkung, dass wer derartige Probleme falsch löst, hundertmal höher steht, als wer sich um ihre Lösung niemals bemüht hat.

Unter den Erscheinungen, die sich in jüngeren Sprachepochen besonders schön beobachten lassen, aber auch in vorhistorischen Zeiten überall herbeigezogen werden dürfen, wo sie Aufschluss geben können, zeichnet sich die Formübertragung oder 'falsche Analogie' aus.

Es wäre sehr verdienstlich, wenn jemand diesen Process einmal im allgemeinsten Zusammenhange erörterte und namentlich die Einschränkungen festzustellen suchte, innerhalb deren er sich halten muss. [1]

---

[1] Als das Obige geschrieben wurde, war die falsche Analogie noch sehr in Verruf. Heute könnte man sie fast als den sprachwissenschaft-

Die Manigfaltigkeit der Formen, welche einer und derselben Function dienen, wird verringert in den späteren Lebensaltern der Sprachen, ja die ursprünglich verschiedenen grammatischen Functionen selbst schmelzen zusammen. Die zunehmende Raschheit des Denkens, die Fülle und Complicirtheit des Gedankens fordert Vereinfachung des Materiales, mit welchem er arbeitet. Aber der spröde Stoff setzt der Nivellirung oft einen zähen Widerstand entgegen.

Am leichtesten unterliegen selten gebrauchte Wörter und Formen dem Einflusse der falschen Analogie. Wir können an uns selbst beobachten, wie wir in unserer Muttersprache manchmal schwanken und zweifeln und uns dann nach einer Analogie, die sich gerade darbietet, entscheiden müssen. Bei Dingen aber, welche täglich vorkommen, gibt es keinen Zweifel; die gebrauchtesten Wörter widerstehen daher am längsten der Ausgleichung und führen oft als Anomala eine vereinzelte, aber unangefochtene Existenz.

Als eine Regel die für viele Fälle ausreicht, lässt sich vorläufig hinstellen: Wenn eine Form a es über eine Form b davonträgt und sie verdrängt, so haben a und b ein Element x gemeinsam, das sie von ähnlichen und zunächst verwandten Formen unterscheidet (also $a = x + \alpha$, $b = x + \beta$); die thatsächliche Uebermacht von a, die Verdrängung von β durch α, aber beruht auf der Häufigkeit des Gebrauches. Man kann, um es genau zu nehmen, Flexionsübertragung, Suffixübertragung (unter diese Rubrik gehören die meisten der beliebten Identificirungen lautgesetzlich unvereinbarer

lichen Modegötzen bezeichnen, dem manches Opfer fällt. An zusammenhängende principielle Untersuchung aber wird noch immer nicht gedacht, und meistens gibt man sich nicht einmal die Mühe, das 'gemeinsame Element' nachzuweisen, das mir unentbehrlich schien und scheint.

Suffixe), Wurzelübertragung und Wurzelumbildung unterscheiden.

Verwandte, aber doch verschiedene Vorgänge, sind: Umdeutung, Missverständnis, falsche Folgerung, denen man in den nachfolgenden Erörterungen hier und da begegnen wird. Immer nach dem Grundsatze dass man dergleichen auch in alter Zeit erwarten darf.

Auch der Process der Hypostase schliesst sich an, den Usener vor kurzem an lateinischen, griechischen, deutschen Beispielen aufgewiesen und glücklich benannt hat (Jahrbücher für classische Philologie 1878 S. 71). Ein Dativ Pluralis wie *Schwaben* als Nominativ Singularis genommen ist Hypostase. Eine Präposition mit Substantiv wie *zu Frieden* als Adjectiv *zufrieden* genommen ist Hypostase. Vgl. schon Grimm Gramm. 2, 937 f. N. A.

Gewissermassen das Gegentheil der Formübertragung ist die Differenzirung welche zwei gleiche Formen durch äussere Mittel, wie Accent, unterscheidet oder aus éinem Worte durch lautliche Wandlung zwei gewinnt, welche dann oft verschiedenen Bedeutungen entsprechen. So ergab sich aus altar. *várka-* und *varká-* 'der Wolf' germanisch *vulfa-* und *varga-*; aber nur die letztere Form wurde auf den friedlosen angewendet (Anz. f. d. Alterth. 4, 103). Sehr lehrreich für den Process sind die romanischen Sprachen; siehe z. B. Brachet Dictionnaire des doublets (Paris 1868); Carolina Michaëlis Studien zur romanischen Wortschöpfung (Leipzig 1876), besonders S. 42. Die Erfahrungen, welche man auf diesem Gebiete in sicher beglaubigter Sprachgeschichte machen kann, kommen dem Problem des Sprachursprunges zu gute. Die bunte Vielheit der Wurzeln muss auf einen anfänglichen geringeren Bestand zurückgehen:

wenige Laute als Wörter, vielbedeutend, auf vieles anwendbar: undeutlich articulirt, vielleicht Combinationslaute (zwei Articulationen gleichzeitig) und schwer analysirbare Lautgruppen mit dem Keim zu allerlei Wandlungen, die nach und nach eintraten, indem die Articulationen sich sonderten und klärten, und die Lautunterschiede zu Bedeutungsunterschieden benutzt wurden.

Neben der Projection aus der Gegenwart in die Vergangenheit haben wir noch ein anderes methodisches Hilfsmittel, welches wieder die Sprachwissenschaft mit der Naturwissenschaft theilt und das auch noch nicht hinlänglich ausgebeutet, ja in seiner Berechtigung und Fruchtbarkeit kaum genügend anerkannt ist. Auch bei der Sprache scheint es möglich, den Verhältnissen niedriger stehender Idiome einige Aufschlüsse abzugewinnen über die früheren Entwickelungsphasen höher stehender Sprachen. Die Geschichte der arischen Ursprache kann — so scheint es — nur mit Rücksicht auf die sogenannten agglutinirenden Sprachen reconstruirt werden. Man weiss, welche glänzenden Resultate z. B. Mr. Tylor durch dieses Verfahren für die Culturgeschichte erzielt hat. Aber man erinnert sich wol selten, dass die erste einschlägige Beobachtung von Thukydides herrührt, der unter Anführung von Belegen hervorhebt, dass die verschwundenen älteren Sitten der Hellenen viele Uebereinstimmung mit den noch dauernden Sitten der Barbaren gezeigt hätten.

Wie bei allem comparativen Verfahren bleibt es auch in der vergleichenden Sprachwissenschaft oft zweifelhaft, ob wir es bei identischen Erscheinungen mit Urverwandtschaft oder mit Entlehnung oder mit selbständiger Entwickelung

und zufälliger oder nothwendiger (aus der Natur der Sache fliessender, auf gleichem Ausgangspunct und verwandten Impulsen beruhender) Gleichheit zu thun haben. Feste Kriterien zur Unterscheidung dieser Möglichkeiten sind noch nicht gefunden. Bei der Urverwandtschaft wird oft nicht gesondert zwischen dem was eine noch kleine Nation erlebt und erwirbt und dem was ihr im Zustande grösserer Ausbreitung zu Theil wird. In dem ersten Fall ist strenge Gemeinsamkeit zu erwarten, im zweiten darf man auf mangelhafte Durchführung neuer Tendenzen rechnen.

Wie für alle historischen Wissenschaften, so ist es auch für die Sprachwissenschaft Pflicht, auf möglichst genaue Motivirung auszugehen. Und da sie ein geistig-sinnliches Ganze studirt, so wird sie nicht nur die Natur der Thatsachen, die ihr vorliegen, nach beiden Seiten hin scharf untersuchen, sondern auch auf beiden Gebieten nach ihrer Erklärung streben müssen.

In diesem Sinne wende ich mich zunächst den germanischen Lauten zu.

'Die Lautform' — sagt Wilhelm von Humboldt — 'hängt als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen. Aber die Art und Gründe dieser Verbindung sind in kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt.'

Vielleicht darf ich hoffen, dass man einen Versuch dieses Dunkel für unsere Muttersprache zu erhellen, mit willig prüfendem Interesse und nicht mit vorschnellem Tadel aufnehmen werde.





DRITTES KAPITEL.

VOCALWANDEL.

Swenne diu zunge den wint fâhet
unt in in den munt ziuhet,
an den zanen si scephet
daz wort daz si sprichet.

So ungefähr lautete die Ansicht, welche das gelehrte Deutschland des elften Jahrhunderts von dem Mechanismus des Sprechens sich gebildet hatte. [1] Wir lachen über die Einfalt solcher Vorstellungen, welche sämmtliche Vocale und Consonanten unter der Rubrik der Zahnlaute einzureihen scheinen, und der Gegensatz unserer ausgebildeten Systeme der Sprachlaute erfüllt uns mit dem Bewusstsein der grossen Idee des historischen Fortschrittes auch auf dem Gebiete der philologischen und linguistischen Wissenschaft.

[1] Besser freilich weiss Otfrid Bescheid (ad Liutb. 70 K.), und die isländischen Grammatiker des zwölften Jahrhunderts, deren Tractate wir in der Snorra Edda besitzen, waren für ihre Zeit ausgezeichnete Phonologen.

Aber auch der Philologe und Linguist wird schwerlich bei dieser Gelegenheit nur auf den Höhestand seiner eigenen Wissenschaft mit Stolz hinweisen, auch er wird in erster Linie an die Forschungen der Physiologen sich erinnert fühlen. Und je gegenwärtiger er sich die unbestrittene Wahrheit zu halten weiss, dass auf dem Gebiete der Lautlehre beide, Physiologen und Philologen, ihre Thätigkeit zu gemeinsamem Schaffen vereinigen müssen, damit Resultate von einiger Dauer und hinlänglicher Begründung zu Stande kommen, desto mehr wird er die Berechtigung der Frage anerkennen: Steht durchweg oder wenigstens in ihren hervorragendsten Vertretern die philologische und linguistische Behandlung der Lautlehre auf derjenigen Höhe, welche sie vermöge der Vermehrung unserer physiologischen Einsicht bereits erklommen haben könnte?

Ich für meine Person glaube — zu meinem innigsten Bedauern — die Frage mit Nein beantworten zu müssen; und die Untersuchungen der beiden folgenden Kapitel sollen dazu beitragen, dieses Nein etwas näher zu begründen.

VORBEREITUNG.

Ich stelle den Begriff des Ruhe- oder Indifferenzzustandes der Sprachorgane an die Spitze.

Schon Brücke beruft sich, Grundzüge S. 39, zur Erklärung des Ueberganges von griech. ϑ in russ. f (der auch innerhalb des Germanischen begegnet, Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. 136) darauf, dass zur Hervorbringung dieses Wechsels weiter nichts nöthig sei, als dass der Schärfe der oberen Schneidezähne, deren natürliche Lage zwischen Zungenspitze und Unterlippe sei, die letztere statt der

ersteren genähert werde, um mit ihr die Verengung des Mundcanals zu bilden. Es leuchtete mir sofort ein, dass auf ähnliche Weise mancher andere Lautwandel sich erklären liesse, und ich suchte nur vergeblich nach einer allseitigen genauen Bestimmung der natürlichen Lage sämmtlicher Sprachorgane.

Eine solche Bestimmung gibt Merkel, Laletik S. 37 (vgl. S. 62): Der Kehlkopf hat eine mittlere Lage am Halse — sein statischer Nullpunct. Die Kiefer sind einander fast bis zur Berührung der Zahnreihen genähert, der Mund ist geschlossen, die Zunge mässig gewölbt, ihre Spitze liegt den Schneidezähnen lose an, ihr Rücken steht von der Fläche der gesammten Gaumenwölbung um einige Linien weit ab, der Kehldeckel ist unter einem Winkel von etwa 40° zur Stimmritze gestellt, das Gaumensegel hängt herab, so dass der Weg durch die Nase der ausströmenden Luft offen steht.

Ich glaube nun, dass der Indifferenzzustand bei allen Lautwandlungen zwar nicht die Hauptrolle, aber doch eine wichtige Nebenrolle spiele. Allerdings nicht kurzerhand dem beschriebenen physiologischen Indifferenzzustande darf man eine solche Rolle zutheilen. Der sprachliche oder active Normalstand der Organe unterscheidet sich, muss sich unterscheiden von dem physischen Ruhezustande. In dem letzteren befinden sich sämmtliche Organe in völliger Unthätigkeit: der sprachliche Normalstand ist diejenige Stellung der Organe, zu welcher sie in ihrer Activität am leichtesten und liebsten zurückkehren. Und dieser Normalstand ist für alle Sprachen, ja für jeden besonderen Dialekt einer Sprache verschieden.

Aus Merkels Laletik S. 42 entnehme ich, dass Tourtual für die semitischen Völker entsprechend ihrer Vorliebe für die gutturalen Consonanten eine stärkere Entwickelung der pars basilaris ossis occipitis und eine daraus resultirende grössere Weite und Tiefe des cavum pharyngo-nasale (Schlundnasenhöhle, durch das Gaumensegel verschliessbar, bei Merkel S. 24, fig. 11 u) nachgewiesen hat, wobei wir, fügt Merkel hinzu, immer auch annehmen können, dass die dazu gehörigen weichen oder mobilen Organe sich der vorzugsweisen Cultivirung gewisser Sprachlaute mit der Zeit adaptirt und demzufolge stärker entwickelt haben. Sollte nicht umgekehrt die auf irgendwelchen anderen Gründen beruhende stärkere Entwickelung dieser Organe die Bevorzugung gewisser Sprachlaute bewirkt haben?

Jedenfalls muss der Zusammenhang, wenn er in Wahrheit existirt, und eine grosse innere Wahrscheinlichkeit spricht unläugbar für ihn, auch innerhalb einer einzigen Nation, wie z. B. der deutschen, sich demonstriren lassen. Philologische und anatomische Beobachtungen werden sich gegenseitig die Probe ihrer Richtigkeit gewähren müssen. Wenn es z. B. nicht bezweifelt werden kann, dass das heutige österreichische Landvolk stets geneigt ist alle Vocale zu nasaliren, d. h. der ausgeathmeten Luft den Weg durch die Nase offen zu lassen, so dass also Herabhängen des Gaumensegels im österreichischen Dialekte mit zu dem sprachlichen Normalstande der Organe gehört, so würde die Bestätigung meiner Voraussetzungen darin bestehen, dass die von Merkel Anthropophonik S. 211 ff. beschriebenen Muskeln, mittelst deren die Hebung des Gaumensegels bewirkt wird, sich bei Oesterreichern schwächer entwickelt zeigen, als bei

irgend einem andern deutschen Volksstamme, der seine Vocale rein articulirt.

Alle definitiven Aufschlüsse dieser Art müssen wir von den Anatomen und Physiologen erwarten. An die Philologen darf jedoch die Forderung gestellt werden, nicht an einem wüsten Gerölle von Lautbeobachtungen sich genügen zu lassen, sondern einheitliche Gesichtspuncte aufzusuchen, unter welchen die Fülle der Erscheinungen sich vereinigen und so auf eine geringe Anzahl von Grundneigungen der Articulation zurückführen lassen. Eben diese Grundneigungen auf dem gesammten Gebiete der vocalischen und consonantischen Articulation machen das aus, was ich den sprachlichen Normalstand der Organe genannt habe.

Ich möchte den besprochenen Normalstand als den generellen oder absoluten von einem speciellen oder relativen unterscheiden, welchem letzteren die physiologische Seite sämmtlicher ganzen oder theilweisen Assimilationen anheimfällt, und für welchen die Grundfragen philologischer Untersuchung dahin formulirt werden können: welche Laute besitzen in einer Sprache oder Mundart Macht über andere Laute, die in ihre Nähe treten? auf welche Entfernung erstreckt sich diese Macht? und wie gross oder welcher Art ist dieselbe? wird sie einseitig oder gegenseitig ausgeübt? Die mehrmächtigen Laute bestimmen dann den speciellen Normalstand der Organe für jedes einzelne Wort.

Vielleicht haben psychologische Momente, welche Steinthal Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. 1 S. 112 ff. und schon Theod. Jacobi S. 125 ('Anticipation des Ableitungs- oder Endungsvocales in der Vorstellung') hervorhebt, für die Assimilation in der That eine gewisse Bedeutung. Damit statt *angil* gesprochen werde *engil*, muss der Vocal der Ab-

leitung — sollte man meinen — eher in das Bewusstsein getreten sein, als der der Wurzel gesprochen wurde, mithin näher an der Schwelle des Bewusstseins liegen als der oder die ihm vorhergehenden Consonanten. Wenn aber *engil* gesprochen wird für *angil* und nicht auch *ongul* für *angul*, so muss denn doch die verschiedene Natur des *i* und *u* sehr wesentlich mit in Betracht kommen, und zu der physischen Erleichterung, welche in der Articulation eines dem *i* näherstehenden Vocales als *a* zu liegen scheint, muss in dem Verhältnis von *u* zu *a* für altdeutsche Sprachorgane nicht die gleiche Nöthigung vorhanden gewesen sein: für altnordische jedoch allerdings wie bekannt. Und wenn man sich der ahd. vollständigen Assimilationen erinnert, welche frühere Manigfaltigkeit durch Eintönigkeit ersetzen: so wird man den Einfluss bestimmter, nicht lobenswerther, aesthetischer Anschauungen wohl schwerlich läugnen wollen. Aber physische Erleichterung empfindet man doch auch wieder bei der Aussprache eines Wortes, dessen verschiedene Vocalarticulationen sich um eine oder zwei vermindert haben.

Selten wird ein Lautübergang aus Erleichterung der Articulation allein genügend erklärt sein. Unter den möglichen physischen Gründen kommen auch Irrthümer des Gehöres, die sich fortpflanzen, in Betracht; unter den möglichen mitwirkenden oder allein entscheidenden psychischen Gründen: Unaufmerksamkeit, Trägheit, andere auf die Sprechweise einwirkende sittliche Eigenschaften (z. B. Hastigkeit oder Langsamkeit, sachliche Leidenschaft oder behagliche Schönrednerei), Aenderungen des Geschmackes, Moden, ja nachgeahmtes Spiel mit Klängen.

Was nun speciell den Vocalwandel betrifft, so möchte ich von vornherein die Puncte kurz bezeichnen auf die es

hier und in der Lehre vom Ablaut (unten im sechsten Kapitel) am meisten ankommt.

Wir dürfen vermuthen, dass der Normalstand des Vocalismus in der urarischen Periode die Organstellung für *a* gewesen ist. Das *a* ist in jener ältesten Zeit gleichsam das allgemeine Kleid der Consonanten, das ebenso leicht — bald vorn, bald rückwärts, bald beiderseits — angezogen wie abgestreift wird: vor manchen antretenden Flexionen verliert es sich spurlos; in manchen Verbalformen kann es sogar als Wurzelvocal Synkope erleiden. Man darf dem *a* als Indifferenzlaut die *i* und *u* als charakteristische Vocale entgegensetzen.

Die Vocale sind ausserdem entweder betont oder unbetont.

Unbetonte Vocale stehen in Gefahr ganz zu schwinden. An frühem Schwund des *a* war Accentlosigkeit schuld.

Im Accent ist Tonerhöhung und Tonverstärkung zu unterscheiden. Die Accentuirung hat oft Dehnung zur Folge.

Der Accent der gedehnten Vocale ist zuweilen eine Ligatur zweier Töne: Circumflex.

Circumflectirte Vocale verwandeln sich leicht in Diphthonge. Umgekehrt können aus Diphthongen Monophthonge werden, die aber dann zunächst wol immer circumflectirt erschienen.

Vom *a* zum *i*, vom *a* zum *u*, und umgekehrt, führen ganz allmäliche Uebergänge, die ich als Färbungen bezeichne. Directe Uebergänge jener drei Vocale in einander sind unwahrscheinlich.

DIE STEIGERUNG DER VOCALE.

Die arische Ursprache geht, so viel wir sehen können, von einem höchst einfachen Schema kurzer und langer Vocale aus, die einander entsprechen:

a *i* *u*

â *ai* *au*

Die Sprachwissenschaft ist geneigt alle Längen auf Kürzen zurückzuführen und die Längen als Steigerungen der Kürzen zu bezeichnen. Wie aber sollen wir diese Steigerungen verstehen?

Von *â* kann nicht zweifelhaft sein, dass es Dehnung von *a* ist.

Aber wie haben wir *ai, au* aufzufassen? Man erwartet *î, û*: statt ihrer erscheinen unter gewissen Bedingungen *ai, au* abwechselnd mit *i, u*, was wir uns gewöhnt haben in theilweisem Anschluss an die Terminologie der indischen Grammatiker Guna oder Gunirung zu nennen.

Wir dürfen z. B. folgendes altarisches Paradigma vermuthen:

váida 'ich weiss'
váidtha 'du weisst'
váida 'er weiss'
vidmá 'wir wissen'
vidtá 'ihr wisset'
vidánt 'sie wissen'

Der Unterschied, der im nhd. Singular und Plural dieses Praesens vorliegt, geht in ununterbrochener Tradition auf die altarische Conjugation zurück. Guna tritt in der Wurzelsilbe Hand in Hand mit dem Accent auf, und das ist die Bedingung, unter welcher die Steigerung am häufigsten erscheint.

Nun können wir im Deutschen beobachten, wie z. B. aus kurzem *in, bi* unter dem Einflusse des Accentes langes *în, bî* wird und wie daraus nhd. *ein, bei* entstehen. Nichts hindert uns in der arischen Ursprache denselben Vorgang anzunehmen und jenes *váida váidtha* auf älteres *vî'da vî'dtha* und noch älteres *vída vídtha* zurückzuführen. Solch ursprüngliches *vída* verhält sich zum Plural *vidmá* gerade wie betontes ahd. *ín* zu unbetontem *in*: noch sind die beiden *i* der Quantität nach identisch, aber der verschiedene Accent treibt sie auseinander.

Auch eine zweite häufige Form der Gunirung lässt sich von hier aus erklären. Wenn auf ein *i* oder *u* des Stammes oder der Wurzel unmittelbar ein Vocal der Flexion oder Ableitung folgt; so liegen zwei Möglichkeiten vor: aus dem Stamme *sunu* z. B. wird im Genitiv entweder *sunvas* oder *sunavas*. Das heisst: entweder gibt das *u* seine vocalische Natur auf und wird consonantisch, oder es bewahrt seine vocalische Beschaffenheit, muss sich aber zu diesem Zwecke vor dem *a* dehnen. Aus *sunûas* ergibt sich dann *sunauas* (und weiterhin *sunavas*) auf demselben Wege der Diphthongirung des *û*.

Längst hat es mich gewundert, dass niemand zur Aufhellung der alten *ai* und *au* die jungen aus *î* und *û* entstandenen herbeizog, von denen das Englische und namentlich das hierin dem baierischen Dialekte folgende Neuhochdeutsche so lebendiges Zeugnis ablegt.[1]

[1] Ich will hier auch anmerken, dass Dietrich Aussprache des Gothischen S. 20 nachweist, wie im Gothischen *û* vor Vocalen und Liquiden zu *au* wird: *bauan, bnauan, trauan, sauls*. Aehnlich schweizerisch-elsässisch *ei, öy, ou* für *î, ŷ (iu), û* nur vor Vocalen; vergl. Kräuter Zs.

Es sind dies mit den althochdeutschen *ea* und *oa* aus *ê* und *ô* wol die ältesten Diphthonge (wenn wir von Contractionen absehen), deren Entstehung sich vor unseren Augen so vollzieht, dass über die Quantität des zu Grunde liegenden Lautes kein Zweifel obwalten kann. Und in beiden Fällen sehen wir, dass ein langer Vocal durch die Kürze desselben Lautes mit vor- und nachtretendem *a* ersetzt wird.

Ich fand endlich diese Vergleichung zwischen den arischen und bajuvarischen *ai* und *au* bei Prof. Kuhn in einer Anzeige von Dr. Greins Schrift über den Ablaut (KZ. 12, 143), und darf mithin hoffen, auch Kuhns Ansicht zu präcisiren, wenn ich behaupte: *ai* und *au* sind aus den Dehnungen von *i* und *u* entsprungen, stehen dem *â* mithin völlig gleich.

Wenn aber Kuhn Greins Erklärung des Guna eine 'treffliche physiologische Erklärung' nennt, so kann ich unmöglich beistimmen, da ich weder Physiologie noch irgend etwas Treffendes in den nachfolgenden Worten zu entdecken vermag.

'Was die Steigerung der Vocale betrifft' — sagt Grein (Ablaut S. 10) — 'so sehe ich darin nichts anderes als eine Verstärkung des zur Aussprache der Vocale verwendeten Luftstroms, zu dessen freierem Ausströmen die Mundhöhle mehr erweitert wird als zur gewöhnlichen Aussprache der einfachen Vocale nöthig ist: mit anderen Worten, sie ist das Resultat dessen, was unsere Sprache sehr treffend mit dem Ausdruck "beim Sprechen den Mund recht voll nehmen"

21, 258 ff. Zu goth. *sauls* vergl. mhd. *suwl* statt *sûl* ebenda 272. — Vgl. jetzt über altar. *î* und *û* Johannes Schmidt Zur Gesch. des indogerm. Vocalismus 1, 140. Aber ich wage nicht recht, diese 'vergessenen Reste' als solche zu acceptiren. Gibt es im Nhd. vergessene Reste des mhd. *î* und *û*? Wenigstens müsste sich ein Gesetz der Störung nachweisen lassen.

bezeichnet und was nur bei den Silben geschieht, auf die beim Sprechen ein grösseres Gewicht gelegt wird, d. h. die mit verstärktem Accent gesprochen werden. Derjenige Vocal aber, der bei unverengter Mundhöhle durch blossen Stimmritzenton hervorgebracht wird, ist das *a*, und die Stufenleiter der einfachen Vocale von ihm aus bis zum *u* beruht auf der successiven Verengerung der Mundhöhle theils durch die Zunge, theils durch die Lippen: der reine Zungenvocal ist *i*, der reine Lippenvocal *u*. Das "Vollnehmen des Mundes beim Sprechen" ist nun eigentlich nichts anderes, als mit der Mundstellung für *a* beginnend zu der für die Aussprache des eigentlich beabsichtigten Vocales herabzusteigen. Das Resultat hiervon ist, dass dem zu steigernden Vocal ein *a* vorklingt und mit ihm verschmilzt; dies *a* ist also keineswegs ein mechanisch eingeschobenes, am allerwenigsten aber ein aus der folgenden Silbe eingedrungenes.'

Greins Schrift erschien 1862, Brückes Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute datiren von 1856. Ist es zu viel verlangt von einem Philologen, der physiologische Erklärungen der Lautvorgänge versucht, dass er den zweiten bis siebenten Abschnitt, d. h. wenig mehr als 60 Seiten dieses gerade durch seine concise Form classischen Buchs, durchgelesen haben sollte? Dies, und selbst noch oberflächlichere Kenntnisnahme, hätte genügt, um sich nicht mit so primitiven Anschauungen über die Vocalbildung und das menschliche Stimmwerk überhaupt eine so arge Blösse zu geben. Da wusste doch Theodor Jacobi (Beiträge S. 38—46) schon mehr, obwohl er zwanzig Jahre vor Dr. Grein über diese Dinge sich äusserte und daher noch beinahe ausschliesslich auf Kempelens Untersuchungen angewiesen war.

Dr. Grein verwahrt sich. dass er die dargelegten Her-

gänge nur für das erste jugendlich-kräftige Alter der Sprache aufstelle. Um also — dahin lässt sich Dr. Greins Ansicht zusammenfassen — auf ein *i* oder *u* grösseres Gewicht zu legen, erweiterte der jugendlich-kräftige Indogermane erst seine Mundhöhle, ehe er dies *i* oder *u* hervorbrachte. Wie machte es wol der jugendlich-kräftige Indogermane, um dem *a* grösseres Gewicht zu verleihen?

Leider ist es in einer so schwierigen Materie weit leichter, unrichtige Ansichten abzuwehren als die richtige zu finden. Folgendes nur möchte ich, als Resultat vieler Erwägungen, dem Leser zu neuer Erwägung darbieten.

Im baierischen Dialekt führte der Weg aus dem langen Vocal in den Diphthong, so viel wir sehen, durch mehrere Mittelstufen, indem zuerst ein unbestimmter dem *a* näher stehender Vocal neben *i* und *u* erklang, so undeutlich anfangs noch, dass man bei schriftlicher Aufzeichnung zweifeln konnte, ob die reine Articulation folgte oder voranging und (wobei auch einiger grammatischer Doctrinarismus mitwirken mochte, der die eben entstehenden Laute mit schon existirenden thöricht identificirte) im elften Jahrhundert *ie, uo* für *î, û* schrieb (vergl. zu Denkmäler Nr. 86, 4. 5. S. 507): der Vocal wurde aber bald deutlicher und erklang als *e* vor *i*, als *o* vor *u*, gleichsam als ein dem *i* und *u* assimilirtes *a*. Vermischung mit dem bestehenden *ou* trat ein, während das bisherige *ei* durch die Schreibung *ai* noch längere Zeit unterschieden blieb. Dann schwand auch diese Unterscheidung und die aus arischer Zeit herüber getragenen *ai* und *au* fielen mit den neuen bajuvarischen zusammen. [1]

[1] Vergl. jetzt Humperdinck Die Vocale und die phonetischen Erscheinungen ihres Wandels in Sprachen und Mundarten (Siegburg 1874) S. 42.

Ohne Zweifel war es ein ähnlicher Process, durch welchen schon in jener Urepoche der Sprachbildung *ai* und *au* aus *î* und *û* sich entwickelten: ein unbestimmter Vocal klang vor, der sich zuletzt als der Indifferenzlaut *a* fixirte.

Wir dürfen aber weiter mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass dem Vorklingen des unbestimmten Vocales noch etwas anderes vorherging: zweitönige Aussprache des langen Vocals.

Bezeugt ist solche Aussprache von den circumflectirten Vocalen des Griechischen (vergl. die Flexa oder Clinis und verwandte Neumen, Denkm. S. 277). Olaf Hvitaskald († 1259) bringt in seinem auch sonst nicht einheitlichen Tractat zwei Beschreibungen des altnordischen Circumflexes *(umbeygilig hljóđsgrein)*: nach der einen beginnt er mit einem niedrigen Tone und erhebt sich *(thenst upp)* wie der Acut: Beispiel *raust* (Sn. Edda 2, 68 Arnamagn.); nach der andern sinkt er hierauf wieder, wäre also dreitönig, wenn ich recht verstehe: Beispiele *árs, sárs* (2, 88). Auch Olafs Gravis gehört hierher, der mit einem niedrigen Tone beginnt, und mit einem noch tieferen endigt: Beispiele *háreysti* (68) *hára, sára* (88). Verwandt, ja vielleicht identisch, jedenfalls als mögliche Vorstufe der Diphthongirung hier vergleichbar, ist der vierte 'den Vocal vernehmlich verdoppelnde' Accent des Serbischen (Miklosich Vergl. Lautl. S. 317). Verschieden, aber auch als mögliche Vorstufe der Diphthongirung hier zu erwähnen, ist der gestossene Ton des Lettischen in einfach langen Vocalen, worüber Bielenstein 1, 35 f: 'Das Wesen der Erscheinung wird verständlich, sobald wir den einfachen langen Vocal aus zwei kurzen Vocalen uns bestehend denken. Die beiden kurzen mit einander identischen Vocale können mit gedehntem Ton continuirlich zusammen klingen, oder aber

der Ictus hebt das erste Element vor dem zweiten nachdrücklich hervor und lässt das vom ersten gewissermassen abgebrochene, gewissermassen durch ein freilich unendlich kleines Vacuum vom ersten getrennte zweite Element leicht und kurz nachhallen.'

In heutigen deutschen Mundarten, z. B. im Elsässischen, ist die zweitönige circumflectirte Aussprache sehr hübsch und klar zu beobachten. Die Hervorbringung des an sich einfachen Lautes würde, in Noten gesetzt, durch eine Ligatur zweier aufsteigender oder absteigender Töne dargestellt werden müssen.

Dass nun zwei Töne verschiedener Höhe zu zwei verschiedenen Vocalen werden, dass — mit einem Worte — vorhandene Verschiedenheit sich steigert: das ist ein sehr allgemeiner Vorgang, dessen nähere Motive wir einstweilen dahin gestellt sein lassen können. Schon ein natürliches aesthetisches Bedürfnis scheint die Verstärkung der Contraste zu verlangen. Es kommt hinzu dass vielleicht, wie sich noch zeigen wird, zwischen gewissen Tonstufen und bestimmten Vocalen eine Art Wahlverwandtschaft besteht. [1]

Gibt man einem gedehnten eintönigen Vocal zweitönige Aussprache, so ist das ein aesthetischer Fortschritt: Gliederung und Manigfaltigkeit wird an die Stelle einer ungegliederten Einheit gesetzt. Verwandelt man den zweitönigen Vocal in

---

[1] Es sei noch ein Ausspruch von Goethe angeführt, der die Verwandlung von Vocalen in Diphthonge auf ein eingebildetes Pathos zurückführen will (Sprüche Nr. 218 Löper). Er hat ohne Zweifel individuelle Sprechunarten im Auge. Aber solche Unarten können in früheren Zeiten massgebende Moden und damit die Ursachen tief eingreifender Sprachprocesse gewesen sein. Vergl. Anz. f. deutsches Alterth. 3, 78 f. — Möglich dass die Diphthongirung vor Vocalen beginnt (oben S. 39 Anm.) und sich von da erst auf die anderen î und û überträgt.

einen Diphthong, so wird die feine Wirkung vergröbert, verdeutlicht. So scheint mir die Circumflectirung aus gesteigertem, die Diphthongirung aus sinkendem Nationalgeschmack zu fliessen. —

So viel weiss ich über die Entstehung des *ai* und *au* für jetzt vorzubringen, ich bilde mir nicht ein, die wichtige Frage hiermit erledigt, sondern ich hoffe sie nur auf das Gebiet hinübergespielt zu haben, auf welchem sie ihre definitive Erledigung dereinst finden kann.

Eine solche definitive Erledigung wird aber nur Derjenige uns geboten haben, der auch den Grund anzugeben weiss, weshalb im achten Jahrhundert sich die ahd. neuen Diphthonge *ea* und *oa* bilden, welche der niederdeutschen Neigung zur Monophthongirung so eigenthümlich gegenüber stehen; weshalb im elften Jahrhundert nur im baierischen Gebiete, nicht aber auch im alemannischen z. B., die *î*, *û* und *û* (geschrieben *iu*) sich auflösen; und wie das am Ahd. und Baierischen gelernte vielleicht auch auf das Urarische, das Romanische und andere mit Diphthongen versehene Sprachen Anwendung finde. [1] Wesentlich identische Erscheinungen müssen im Zusammenhange aufgefasst und womöglich aus éinem Princip erklärt werden.

Das Wesen der Diphthonge bestimmt Brücke (Grundz. S. 27) wie folgt: 'Geht man aus der Stellung für einen

[1] Schon jetzt wage ich darauf hinzuweisen dass der baierische Geschmack der mhd. Zeit, in welcher jene Diphthonge durchdringen, sich auch sonst durch Derbheit und rohere Effecte auszeichnet, und dass der Eintritt der ahd. Diphthonge im Einklange mit meiner Periodentheorie steht. Neigung zur Diphthongirung und Monophthongirung im allgemeinen stehen sich entgegen wie Freude an Putz und bunten Farben einerseits und Vorliebe für ernste dunkle Einfärbigkeit andererseits.

Vocal in die für einen andern über und lässt während der Bewegung und nur während derselben die Stimme lauten, so entsteht keiner der beiden Vocale, sondern ein neuer Laut, ein Diphthong.'

Ohne diese Definition zu discutiren, will ich constatiren, dass sie auf alle Diphthonge aller Sprachen unmöglich angewendet werden kann. Muss nicht skr. *âi, âu* mit längerem Verweilen auf dem ersten Vocale gesprochen worden sein? Reden für das Ahd. nicht deutlicher als alles die Schreibungen *hohubit, stehic,* die Zeilenabtheilungen *ghe* | *ist, arslu* | *oc* (Jacobi S. 123), die zweisilbige Scansion *hĕïm* bei Ermoldus Nigellus 4, 179 (Zs. f. österr. Gymn. 1870 S. 634)? Wirkliches Absetzen der Stimme zwischen dem ersten Vocal und dem zweiten wird jedoch auch durch das schlechte Schreibergehör, dem wir jene *hohubit, stehic* verdanken, entfernt nicht glaublich. Finden wir doch in Gl. Reich. B (Diutiska 1, 497) *arprahastun* für *arprâstun* geschrieben, wol ein Beleg für zweitönige Aussprache.

Im allgemeinen können wir unterscheiden:

Diphthonge mit Gleichberechtigung beider Elemente: z. B. wahrscheinlich bei Notker *iu, ei, ou, eu.*

Diphthonge mit Präponderanz des ersten Vocales [1]: der Wechsel von *uo* und *ua,* von *ia* und *ie* im Ahd. beruht darauf. Notker bezeichnet *ie, ia, io, uo* mit dem Circumflex, während er den vorhin genannten Acut auf dem ersten Buchstab gibt.

[1] Nach Brückes späteren Bestimmungen (Methode der phonetischen Transscription S. 266 f.) könnte man Diphthonge mit Präponderanz des einen Vocales auch Halbdiphthonge nennen, während seine obige Definition den eigentlichen Diphthongen zufällt: vergl. auch Kempelen S. 218 f. Jacobi S. 42. Hierzu jetzt Anzeiger für deutsches Alterthum 3, 78; Humperdinck Die Sprachlaute (Siegburg 1869) S. 21 f. Für die Ansicht dass *ai* gleich

Diphthonge mit Präponderanz des zweiten Vocales: altnord. *ja, jö, jú, jó* gewähren dafür germanische Belege. —

Jener Diphthongirung langer Vocale, die wir beobachteten und schon für altarisch *ai* und *au* voraussetzten, steht eine Monophthongirung der Diphthonge gegenüber, die in germanischen Sprachen mehrfach hervortritt.

Schon goth. *au* erscheint zuweilen vor *j* als *ô*: *tôja* von *taui, stôjan* Praet. *stauida.* Und Augustin, oder wer es sonst ist, überliefert die Formel *froja armes* 'domine miserere', das ist *frauja armais* (Holtzmann Germ. 2, 448). Vergl. Dietrich Ausspr. 67 f.

Das Altnordische hat seine Diphthonge im grossen und ganzen rein gehalten. Das Angelsächsische bewahrt *au* als *eá,* monophthongirt aber *ai* zu *â.* Das Altfriesische hat *ê (â)* und *â*, das Altsächsische *ê* und *ô* statt *ai* und *au.* Das Althochdeutsche zeigt dieselben *ê* und *ô,* aber nicht durchgeführt. Das Mittelhochdeutsche bietet den Laut eines langen *ü* statt *iu,* der wol schon ein Resultat der ahd. Entwickelung war. Im Mitteldeutschen tritt *û* für *iu* und *uo* ein, und *î* für *ie.*

Wenn *î* für *ie, û* für *uo* entsteht, so liegen offenbar Diphthonge mit Präponderanz des ersten Vocales zu Grunde. Und dasselbe ist im ags. *â* für *ai*, altfries. *â* für *ai* und *au* der Fall. Der überwiegende Vocal hat den anderen ganz verdrängt; dass sich der zweite dem ersten vorher genähert hatte *(ae, ao)* ist wahrscheinlich, weil die stark contrastirenden

---

aj lassen sich die Schreibungen *chagm, stagn* statt *chaim, stain* (Heinzel Nfr. Geschäftspr. 130) geltend machen. — Ueber Notkers Diphthonge und ihre Bezeichnung Braune in seinen Beitr. 2, 130. — Auch das Umbrische zeigt die Schreibung *aha* für *â* und ähnliches, und altpers. begegnet, z. B. *Dârayavahus* für *Dârayavaus*: Zs. f. österr. Gymn. 1870 S. 634. Vergl. ferner jetzt Wackernagel Kl. Schriften 3, 366 f.

Klänge *i, u* schwer verschwunden wären. Aber auch alts. *ê* und *ô* lassen sich auf diesen Vorgang reduciren, wenn man annimmt dass *ai* und *au*, wie später im Althochdeutschen, erst zu *ei* und *ou* geworden waren. [1] Diese *ei* und *ou* selbst zeigen eine Annäherung des Indifferenzlautes an den charakteristischen Vocal, eine Wirkung des *i* und *u* auf *a*, wie sie im Umlaut ähnlich hervortritt. Das *ü* wird gesprochen, indem wir das Ansatzrohr verlängern wie beim *u* und es zugleich in der Mitte verengern wie beim *i*: an dem Monophthong *û* statt *iu* sind mithin beide Elemente des Diphthonges gleichmässig betheiligt. Im mitteldeutschen *û* scheint das zweite zu überwiegen: etwa wäre die Uebergangsreihe *iu-üu-û* (*û* zweitönig, fallend) anzunehmen. Man müsste, um klar zu

[1] Die ahd. Verengungen *ê* und *ô* (mit der Vorstufe *ao*) sind, wie es scheint, nicht auf gleiche Weise zu erklären. Wenn *ê* vor *w, h, r* an die Stelle von *ei* tritt, so wirkt consonantische Assimilation, wie denn auch im Gothischen *h* und *r* das *e* und *o* schützen, ja hervorbringen. Wenn aber ahd. *au* sich vor allen Lingualen (*d, t, z, s*) und vor *h, r, l, n* in *ao, ô* verwandelt, so kann das nicht ebenso aufgefasst werden. Vielmehr steht zu vermuthen, dass im Geiste der Tonerhöhung (s. den folgenden Abschnitt dieses Kapitels) sich in *au*, wie in *ai*, der Vocal mit tieferem Eigenton dem mit höherem zu assimiliren strebte: was durchweg *ei* und *ao* ergeben haben würde. Die *au* blieben wo Labiale und Gutturale folgten, die mit *u* näher verwandt sind (vergl. altnord. *iu*, nicht *ŷ*, und ahd. *iu*, nicht *io*, vor denselben Lauten: Anz. f. d. Alterth. 3, 69; Braune Beitr. 4, 557). — Die *ê* in Endsilben, z. B. in der dritten schwachen Conjugation, erklären sich aus der Normalmelodie (s. das fünfte Kapitel): es sollte nicht zum Wortschlusse der Ton noch von *e* auf *i* gehoben werden. Aus demselben Grunde unterblieb die Diphthongirung von *ô* in Endsilben: *oa* oder *uo* ergäbe einen steigenden Schluss. Indess kann auch die Tonschwäche solcher Endsilben den einfachen Vocal geschützt oder herbeigeführt haben. Ein Schutz, der übrigens nicht unbedingt galt, wie Isid. *adhmuot*, gelegentliches *heimuoti*, ferner *armuot* zeigt. — Sonderbar dass *ao* Mittelstufe zwischen *au* und *ô*, als ob in *ao* der zweite Vocal überwogen hätte; ebenso könnte man *ai-ae-ê* ansetzen und diese *ae* und *ao* als Vorstufen für alts. *ê, ô* vermuthen, wie für ags. altfries. *â*; so dass hier *áe, áo*, dort *aé, aó* zu Grunde läge.

sehen, wissen, welcher Bestandtheil den höheren, welcher den stärkeren Ton hatte, ob beides zusammenfiel oder nicht. Diese verschiedenen Seiten des Accentes werden uns bald noch mehr beschäftigen.

Jedenfalls, wenn im Ags. *au* als Diphthong gefühlt bleibt, während *ai* monophthongirt wird, so beruht dies zunächst darauf dass dort beide Elemente gleichberechtigt waren, hier das erste überwog. Woraus aber dieser Unterschied selbst sich erklärt, vermag ich nicht zu sagen.

Ferner: Monophthong statt Diphthong ist allemal bequemer, vorausgesetzt dass die zweitönige Aussprache eintönig wurde; die Monophthongirung setzt Einartiges an die Stelle des Manigfaltigen, einen einzelnen Ton an die Stelle eines Accordes: sie thut der Schönheit des Lautes Abbruch, sie fliesst daher aus sinkendem Formgefühl.

DIE FÄRBUNG DER VOCALE.

Man war bisher geneigt, in der grossen Zahl reiner *a*, *i* und *u*, welche das Gothische aufweist, ein Zeichen besonders hoher Alterthümlichkeit zu erblicken. Hinter diesem gothischen Zustand dachte man sich leicht den urgermanischen in noch grösserer Ursprünglichkeit, so dass, ungestört von den gothischen Brechungen des *i* und *u* vor *h* und *r* zu *aí* und *aú*, die ausnahmslose Herschaft der reinen Kürzen in gerader Abstammung aus der Sprache der urarischen Gemeinsamkeit in den Anfang unserer Sprachgeschichte hereinragte.

Die Wendung dieser Auffassung bezeichnet ein 1864 in den Berichten der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften

(S. 9 ff.) erschienener Aufsatz von Georg Curtius, welcher die Spaltung des kurzen *a* durch die Mehrzahl der westarischen Sprachen verfolgt (vergl. Kuhns Zeitschrift 14, 440). Längst aber hat Müllenhoff in seinen Vorlesungen den allgemeineren Satz aufgestellt und begründet: Die germanische scheinbare Spaltung von *a* in *i* und *u* beruhte auf einer älteren Spaltung und Färbung zu *e* und *o*. Indem ich es ihm selbst überlasse, die ausführlichere Begründung dem Publicum vorzulegen, erlaube ich mir doch hier und da von dem angeführten Satze als 'Müllenhoffs Regel' Gebrauch zu machen.[1] Jene Meinung, welche die drei gothischen 'Urkürzen' unmittelbar an den altarischen Bestand der kurzen Vocale anknüpfte, zerfällt damit in nichts; der althochdeutsche Vocalismus muss theilweise für ursprünglicher gelten als der gothische; der Hauptunterschied des Westarischen vom Altarischen besteht in der Färbung des *a*; ja es darf die Frage aufgeworfen werden, und sie ist bereits aufgeworfen worden, ob diese Färbung nicht in die Zeit der arischen Ursprache zurückreiche, so dass sie im Westarischen weiter ausgebildet, im Ostarischen aber, bis auf geringe Spuren, wieder verwischt worden wäre.

---

[1] Vergl. schon Jessen Tidskrift for Philologi og Pædagogik 1, 3 S. 216 bis 219 (1860) und jetzt Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 288 f. Fick Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas (1873) S. 176 ff. Heinzel Geschichte der niederfränk. Geschäftssprache (1874) S. 46—90 'Excurs über die westgermanischen Vocale'; Bezzenberger Ueber die *A*-Reihe der gothischen Sprache (1874); Amelung Der Ursprung der deutschen *A*-Vocale (1875) Zs. 18, 161—220; Johannes Schmidt KZ. 23, 333 ff. — Ueber ein zweifaches altarisches *a* (etwa a^1 und a^2 meiner Bezeichnung) Amelung KZ. 22, 369; Brugman in Curtius Studien 9, 367 ff. Für Annahme sämmtlicher Färbungen schon in der arischen Ursprache Collitz in Bezzenbergers Beitr. 2, 291—305.

Sehe ich im Gothischen von den Brechungen durch *h* und *r* und den vereinzelten kurzen *o* und *e* in *aúftô, vaíla, jaíns, aíththau* sowie in Flexionssilben ab; und vernachlässige ich im Althochdeutschen die Umlaute: so stellt sich die Entwickelung der kurzen Vocale vom ältesten Arisch bis zum Ahd. in folgender Tabelle dar:

Altarisch	*u*		*a*		*i*
Westarisch	*u*	*o*	*a*	*e*	*i*
Germanisch	*u*	*o*	*a*	*e*	*i*
Gothisch	*u*	*u*	*a*	*i*	*i*
Althochd.	*u, o*	*o, u*	*a*	*ë, i*	*i (ë)*

Dazu mag für jeden Fall ein Beispiel treten: goth. *bugum*, *bugans* (ahd. *bugum*, *gabogan*); goth. *skulda*, *skulum* (ahd. *scolta*, *sculum*); goth. *skal*, ahd. *scal;* goth. *vilda viljau* (ahd. *wëlta*, *wili*); goth. *vitum*, *vissa* (ahd. *wizzum*, *wissa* neben *wëssa*) — von den Wurzeln *bhugh, skal, val, vid.*

Wie weit zwischen westarischen und germanischen kurzen Vocalen ein Unterschied obwalte (er ist bei *o* ganz sicher vorhanden), lasse ich hier ausser Frage. Nennen wir *a* das Centrum, *i* und *u* die Extreme des Vocalismus, so dürfen wir sagen: in der zweiten historischen Epoche spätestens, aber noch vor dem vocalischen Auslautsgesetz, ergriff die Germanen eine Neigung zu den Extremen des Vocalismus, welcher sich das Gothische vollkommen überliess,[1] während

[1] Wobei immer noch zweifelhaft bleibt, ob es sich wirklich um *u* und *i* oder um ein sehr dunkles *o* und ein sehr helles *e* handelt. Da zwischen *ô* und *u*, zwischen *ê* und *ei*, *i* orthographisch Verwechslung und daher sicherlich phonetisch Berührung stattfindet, so müssen *aú* und *aí* dem *a* ziemlich nahe stehen; und es ist daher wol möglich dass aus Mangel besonderer Zeichen im *u* und *i* je zwei Laute begriffen werden, gerade wie z. B. das mhd. *e* zwei in der Aussprache genau geschiedene Laute umfasst. Im Sinne der S. 55 vorgeschlagenen Bezeichnungsweise

anderwärts durch ein *a* der folgenden Silbe die *o* und *e* der Wurzelsilbe unverändert festgehalten, ja die *u* der Wurzelsilbe durch nachfolgendes *a* in *o* gebrochen wurden: nur vereinzelt begegnet im Ahd. Brechung des *i* durch nachfolgendes *a* in *ë*: s. Schleicher KZ. 7, 224. 11, 52; Zs. für österr. Gymn. 1873 S. 288; Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. S. 46 ff. Zimmer im Anz. für deutsches Alterth. 1, 99 f.

Wir haben bisher nur die Färbung des kurzen *a* in Betracht gezogen; aber hat der Laut *a* diese Neigung, so muss sie sich ganz allgemein, wo er irgend vorkommt, geltend machen: ebenso im langen *â* wie in den Diphthongen.

In der That bieten uns die überlieferten germanischen Worte der Römerzeit kein langes *â*, nur *ô* und *ê*. Die Färbung hat sich auf andere Weise vollzogen als beim kurzen *a*; es ist kein ungefärbter Rest geblieben, dagegen kann *ê* wieder zum *â* zurückkehren. [1] Im Fränkischen ist ein solcher

müssten wir *aú* als o^2, *aí* als e^1 ansehen; im *u* könnten etwa u^1 und u^2 oder u^2 und o^1 (oder auch, aber weniger wahrscheinlich, u^1 und o^1) vermischt sein; für *i* steht dann ebenso die Scala von e^2 bis i^2 zur Verfügung. — Zur Chronologie vergl. Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 288. — Nur verweisen kann ich einstweilen auf die reichhaltige schöne Abhandlung von L. F. Leffler Bidrag till läran om *i*-omljudet (Nord. tidskr. for filol. og pædag. Ny række. II), welche unbegreiflicher Weise noch niemand, meines Wissens, nachgeprüft hat. Die Brechung des *i*, *u* zu *e*, *o* vor *h*, *r* wäre darnach gemeingermanisch. Ebenfalls gemeingermanisch und andeutungsweise in den übrigen westarischen Sprachen vorhanden wäre die Einwirkung eines *i* der Endung auf vorhergehendes *e* der Wurzelsilbe, wodurch dieses (ausser vor *h*, *r* und *l* mehr Consonant) in *i* verwandelt worden. In den Einzelsprachen gingen dann (mit Ausnahmen) auch vor *h*, *r* und *l* mehr Consonant die *e* von beiderlei Ursprung in *i* und ebenso gingen, zuletzt vor den genannten Lauten, die *o* von beiderlei Ursprung in *u* über. Alles dies als Anfänge des *i*-Umlautes betrachtet.

[1] Ein sicheres Beispiel des Rückganges bietet die österreichische Mundart dar. Das nhd. *a* klingt *o*, der Umlaut des *a* ist dem ent-

Rückgang, der sich in der Merowingerzeit, zwischen 500 und 700, vollzieht, bestimmt erweisbar (Grimm Gramm. 1[3], 58; Theodor Jacobi Beitr. S. 110 ff.; Grimm Gesch. der deutschen Sprache S. 538). Im Altsächsischen und Mittelniederdeutschen finden wir wenigstens einige *ê* als Nachzügler (Grimm a. O. 241. 259) zum Beweise dass auch dort das *ê* früher allgemein war. Bei den Alemannen beginnen die Belege für *â* schon im zweiten Jahrhundert (Müllenhoff Zs. 7, 528 f.). Im Gothischen und Angelsächsischen hat kein Rückgang stattgefunden. Schon die Handschriften des Ulfilas beweisen, dass der Laut von *ê* sich dem *i* näherte, wie denn auch in gothischen Namen auf *-mêr* und *-rêd* seit dem vierten Jahrhundert das *i* immer häufiger auftritt: Gramm. 1[3], 57 ff. Mannhardt KZ. 5, 173 f. Dietrich Aussprache des Goth. S. 63.[1] Ueber das Angelsächsische siehe unten.

Für die altarischen Diphthonge *ai* und *au* ergeben sich nach eingetretener Färbung zunächst folgende mögliche Formen:

oi *ai* *ei*

ou *au* *eu*

Alle diese Formen finden wir im Griechischen. Im Germanischen, spätestens der zweiten geschichtlichen Epoche,

sprechend zu hellem *a* geworden statt *ä*. — Ueber westarisches *ê* vergl. Fick in Bezzenbergers Beitr. 2, 204 ff. Uralten Uebergang in *î* nimmt Fick z. B. an 'im goth. *reiks* = gallisch *Dubno-rêx*, *-reix*, *-rîx*, altir. *rí* Gen. *rig*, lat. *rêx*'. Meiner Ansicht nach hat Fick ein westarisches *ê* wol bewiesen; aber er hat nicht bewiesen dass es stets durch Dehnung von *e* entstehe. Zum Theil wird es allerdings auf Ersatzdehnung von *e* zurückgehen; zum Theil aber auf Färbung von altarisch *â* beruhen (so goth. *jêr*, *mêna*, *reiks* für *rêks*).

[1] Dieselbe Neigung, die Laute *e* und *o* vollends ins Extrem zu treiben, bewährt auch das Althochdeutsche, wenn es seine *ea* und *oa* zu *ie* und *uo* werden lässt.

dürfen wir, entsprechend der Weiterentwickelung von *e*, *o* zu *i*, *u*, auch innerhalb der Diphthonge diese reinen Vocale vermuthen: so dass neben oder statt *oi*, *ou*, *ei*, *eu* die Laute *ui*, *uu* d. h. *û*, *ii* d. h. *î* und *iu* eingetreten wären. Ein *ui* fehlt bekanntlich, sonst aber pflegt man *û*, *î*, *ai* als altgermanisch anzunehmen: wie weit die Uebergangslaute etwa nachzuweisen sind, ob nicht die gothische Schreibung *ei* vielleicht bedeutsam ist, hat noch kaum jemand untersucht. Wie völlig analog sich die Färbung des *a* innerhalb und ausserhalb des Diphthonges vollzieht, zeigen die ablautenden Verba:

nima	*nam*
skeina	*skain*
giuta	*gaut*
lûka	*lauk*
truda	* *trath*

Neben Liquiden scheint die dunkle Färbung beliebt. Die Mehrzahl germanischer *û* tritt in der Nachbarschaft von Liquiden auf; und über *o* vgl. Verner KZ. 23, 134. 136.

Suchen wir uns nun dem Wesen des Vorganges einigermassen zu nähern, so gilt es vor allem festzuhalten dass die Uebergänge ganz allmälich gewesen sein müssen. Mit unserer Vocalreihe *u o a e i* ist wenig gesagt, von den Mittelstufen gibt sie keine Vorstellung.

Brücke hat folgende Tafel entworfen:

a
a^e a^o
e^a a^{oe} o^a
e e^o o^e o
i i^u u^i u

Andere haben Anderes vorgeschlagen: recht zwingende Gründe werden sich für keine Aufstellung geltend machen lassen; jede sucht fliessendes zu fixiren. Kommt es nur darauf an, der Phantasie einige deutliche Symbole zu bieten, so möchte sich etwa folgende Scala empfehlen, wobei ich von den Mischungen absehe (vergl. Anz. f. d. Alterth. 3, 68):

$$u^1\ u^2\ o^1\ o^2\ a^1\ a^2\ e^1\ e^2\ i^1\ i^2$$

Vielleicht wäre es richtiger, ein reines unbezeichnetes *a* noch in die Mitte zu stellen; aber wir erhalten dann nicht ein so einfaches System der Bezeichnung. Die uns geläufige Reihe ist verdoppelt, wir gehen von dunkleren zu helleren Lauten über, und jeder mit 2 bezeichnete Buchstabe bedeutet einen helleren Vocal als der die Ziffer 1 tragende.

Für die symbolischen Ausdrücke 'hell' und 'dunkel' sind jetzt exactere gefunden.

Es war Donders, welcher zuerst klar erkannte, dass die Mundhöhle bei verschiedenen Vocalen auf verschiedene Tonhöhen abgestimmt ist (Helmholtz Lehre von den Tonempfindungen S. 171). Je nach der andern Gestalt, welche sie zur Hervorbringung eines Vocales annehmen muss, wird sie eine andere Resonanz, einen andern Eigenton des Vocales geben. Durch Helmholtz ist die Sache weitergeführt, die Tonhöhe der Vocale bestimmt und durch die klarste Darstellung das Resultat wie der Weg, auf welchem es gefunden, Jedermann zugänglich gemacht (a. O. S. 163—181). Ich möchte diese schöne und hochwichtige Entdeckung, so viel an mir liegt, zu einem unverlierbaren Besitz aller Philologen und Linguisten machen, und ziehe daher die uns unmittelbar angehenden Stellen des Helmholtzischen Buches grösstentheils wörtlich aus.

'Bei den Vocalen *o* und *u*' — sagt Helmholtz — 'wird die Mundhöhle vorn mittels der Lippen verengert, so dass sie beim *u* vorn am engsten ist, während sie durch Herabziehen der Zunge in ihrer Mitte möglichst erweitert wird, im Ganzen also die Gestalt einer Flasche ohne Hals erhält, deren Oeffnung, der Mund, ziemlich eng ist, deren innere Höhlung aber nach allen Richtungen hin ohne weitere Scheidung zusammenhängt. Die Tonhöhe solcher flaschenförmiger Räume ist desto tiefer, je weiter der Hohlraum und je enger seine Mündung ist. Gewöhnlich lässt sich nur Ein Eigenton mit starker Resonanz deutlich erkennen; wenn andere eigene Töne existiren, so sind sie verhältnismässig sehr hoch und haben nur schwache Resonanz. Ganz diesen Erfahrungen entsprechend, wie man sie an Glasflaschen machen kann, findet man auch, dass beim *u*, wo die Mundhöhle am weitesten und der Mund am engsten ist, die Resonanz am tiefsten ausfällt, nämlich dem ungestrichenen *f* entspricht. Wenn man das *u* in *o* überführt, steigt die Resonanz allmälich, so dass bei einem vollklingenden reinen *o* die Stimmung der Mundhöhle gleich b^{I} ist.'

'Dem *a* entspricht eine sich vom Kehlkopf ab ziemlich gleichmässig trichterförmig erweiternde Gestalt der Mundhöhle.' 'Führt man die Mundhöhle aus der Stellung des *o* durch die des o^{a} und a^{o} allmälich über in die des *a*, so steigt dem entsprechend die Resonanz allmälich um eine Octave bis b^{II}. Dieser Ton entspricht dem norddeutschen *a*; das etwa schärfere *a* der Engländer und Italiener steigt bis zur Tonhöhe d^{III}, also noch eine Terz höher. Uebrigens ist es gerade beim *a* besonders auffallend, wie kleine Verschiedenheiten in der Tonhöhe beträchtlichen Abänderungen in dem Klange des Vocals entsprechen, und ich möchte

deshalb Sprachgelehrten für die Definition der Vocale verschiedener Sprachen besonders empfehlen, die Tonhöhe stärkster Resonanz der Mundhöhle (den Eigenton des Vocals) festzustellen.'

Die bisher genannten Vocale besitzen nur éinen Eigenton. Anders verhält es sich in der Reihe *ä*, *e*, *i*, zu der wir uns wenden.

'Die Lippen werden so weit zurückgezogen, dass sie den Luftstrom nicht mehr beengen, dagegen entsteht eine neue Verengerung zwischen dem vorderen Theile der Zunge und dem harten Gaumen, während der Raum unmittelbar über dem Kehlkopfe sich dadurch erweitert, dass die Zungenwurzel eingezogen wird, wobei gleichzeitig der Kehlkopf emporsteigt. Die Form der Mundhöhle nähert sich dabei derjenigen einer Flasche mit engem Halse. Der Bauch der Flasche liegt hinten im Schlunde, der Hals ist der enge Kanal zwischen der oberen Fläche der Zunge und dem harten Gaumen. In der angegebenen Reihenfolge dieser Laute *ä*, *e*, *i* nehmen diese Veränderungen zu, so dass beim *i* der Hohlraum der Flasche am grössten, der Hals am engsten ist. Beim *ä* ist der ganze Kanal dagegen noch ziemlich weit.'

'Wenn man eine mit engem Halse versehene Flasche als Resonanzraum anwendet, findet man leicht zwei Töne, von denen der eine angesehen werden kann als Eigenton des Bauches, der andere als ein solcher des Halses der Flasche.' Dem entsprechend haben die Vocale *ä*, *e* und *i* einen höheren und einen tieferen Resonanzton. Die höheren Töne setzen die aufsteigende Reihe von Eigentönen der Vocale *u*, *o*, *a* fort. Der Untersuchung ergab sich für *ä* der Ton g^{III} bis as^{III}, für *e* der Ton b^{III}, für *i* fand Helmholtz d^{IV},

Die tieferen Eigentöne (*d*ii für *ä*, *f*i für *e*, *f* für *i*) sind schwer vernehmbar und können von uns, denen es nur auf den Gesammtcharakter d. h. den vorschlagenden Haupteigenton der Vocale ankommt, vernachlässigt werden.

Die gefundenen Eigentöne sind also in aufsteigender Folge

	f	*b*i	*b*ii	*g*iii	*b*iii	*d*iv
für die Vocale	*u*	*o*	*a*	*ä*	*e*	*i*

Wenn andere Forscher in Rücksicht auf die einzelnen Noten zu abweichenden Resultaten gelangten, so bemerkt Brücke mit Recht: 'Man kann hier nicht ohne weiteres in jeder Abweichung einen Irrthum auf der einen oder andern Seite suchen; denn kleine dialektische Verschiedenheiten können schon beträchtlichen Verschiedenheiten im charakteristischen Ton entsprechen. *I* hat den höchsten charakteristischen Ton, *u* den tiefsten. Deshalb ist es in der Composition verpönt, auf eine Textsilbe mit *u* eine hohe Note zu setzen.'

So kommen wir denn praktisch über die obige Scala und die allgemeine Erkenntnis dass von einem Vocal zum andern unmerkliche Uebergänge führen, einstweilen nicht hinaus. Aber es wird gut sein bei allen Untersuchungen über den Vocalismus den musikalischen Gesichtspunct streng im Auge zu behalten, ob er vielleicht zur Erklärung dieser oder jener Erscheinung etwas beizutragen vermöchte.

In ein neues und helleres Licht wird Vieles dadurch gerückt. Aber durch die neue Beleuchtung wird nicht immer das eigentliche Motiv der geschichtlichen Veränderungen, die wir beobachten, aufgedeckt. Wir bleiben solchen Problemen gegenüber meist noch auf dem Standpunct des Suchens.

So möchte ich auch die folgenden Bemerkungen nicht für sicher ausgeben.[1]

Man kennt die *ai*, *oi*, *ui* die etwa vom vierzehnten Jahrhundert ab (aber vereinzelt schon im zwölften: zu Denkm. 35, 12, 8 *vrambairi;* 37, 3, 4 *thuisint*) in der kölnischen Mundart an die Stelle von *â, ô, û* treten. Man begreift ferner aus dem Eigenton der Vocale, dass in den höchsten Tonlagen zwar *e* und *i*, aber nicht mehr wohl *a, o* und *u* hervorgebracht werden können.[2] Man erinnert sich endlich, dass die langen Vocale oft circumflectirt, zweitönig gesprochen werden. Denken wir uns nun, dass jene *â, ô, û* mit möglichst hohem Ton gebildet wurden, mit einem Tone der kaum eine Erhöhung zuliess; und stellen wir uns vor, dass sie dennoch zur Auflösung in eine Ligatur zweier steigender Töne sich neigten: so wird uns begreiflich, dass der zweite höhere Ton, wenn er seinerseits auch möglichst hoch liegen sollte, als *i* erklang.

Woher aber die grosse Erhöhung des Tons? Offenbar aus dem Accent: denn alle jene Diphthonge stehen in accentuirten Silben. Und in der That ist auch heute für die rheinische Mundart charakteristisch, dass in ihr die hochbetonten Silben sich in einer Tonhöhe bewegen, zu welcher die Sprache des gewöhnlichen Lebens sich anderwärts nur

---

[1] Diesen schon in der ersten Auflage ausgesprochenen Zweifel theilt Sievers Lautphysiologie S. 130.

[2] Vergl. Brücke Grundz. S. 13: 'Sopransängerinnen können im Bereich ihrer höchsten Töne noch *e* und *i*, aber nicht mehr *o* und *u* hervorbringen.' — Humperdinck Vocale S. 33 will in dem *i* jener *ai*, *oi*, *ui* nur ein Zeichen der Production sehen. Ich könnte die Reime, z. B. bei Weinhold Mhd. Gramm. S. 82, entgegen halten. Aber die Sache ist aus dem bis jetzt vorliegenden Material nicht zu entscheiden.

selten versteigt. Die nicht oder weniger betonten sinken um desto tiefer, und dies Sinken scheint uns schon das älteste Denkmal des rheinischen Dialekts, das Trierer Capitulare (Denkm. Nr. 66), mit seinen zahlreichen *u* für *ô* und *o* in Flexionssilben zu bezeugen. Der tiefere Ton hat den Vocal mit tiefster Resonanz, wo er nahe lag, herbeigelockt.

Das Wesen des Vorganges, durch welchen hier *u*, dort das parasitische *i* — um es so zu nennen — hervorgerufen wird, lässt sich in den Satz drängen: die Höhe oder Tiefe des Tons, welche einer bestimmten Silbe in der Rede beiwohnt, attrahirt den Vocal mit entsprechendem höherem oder tieferem Eigenton.[1]

Es fehlt nicht an weiteren Bestätigungen in heutigen germanischen Mundarten und in der Geschichte des germanischen Vocalismus.

Der Däne Karl Verner bemerkt (KZ. 23, 134): 'Im Kopenhagener Dialekte liegt der normale Redeton ziemlich hoch; infolgedessen hält sich das *a* nicht rein, sondern bekommt z. B. in den Wörtern *gade*, *male*, *have* einen Laut, der zwischen *a* und *ä* in der Mitte liegt. Dies fällt besonders ins Ohr bei Frauen und Kindern, deren kleinere Kehlköpfe eine höhere Stimmung haben.'

[1] Die 'Attraction' ist nur bildlich gemeint. Wie weit das Phänomen auf einer Nöthigung der Sprachwerkzeuge oder auf akustischer Verwechselung (*a* auf hoher Tonstufe dem *ä*, auf tiefer dem *o* ähnlich klingend) beruhe, entscheide ich nicht. — Es sei übrigens auch hier noch auf das unten erwähnte Timbre hingewiesen. — Erinnern wir uns dass die Affectation vornehmer Lässigkeit im Deutschen zu der Aussprache a^2 (oder e^1) statt a^1 verführt, so kommen wir auf ein sittliches Motiv.

Der Rückgang des Umlautes von *a* auf helles *a*, etwa des e^1 auf a^2, im österreichischen Dialekt (oben S. 52 f. Anm.) ist mit tiefem Redeton verbunden.

Für den uralten Aufschwung des *â* zu *ê* und das abermalige Niederlassen auf *â* im Ahd. Altn. und anderen deutschen Sprachen (oben S. 52 f.) wird sich kaum eine bessere Erklärung finden, als eine allmäliche Erhöhung des Redetons, welcher ebenso allmälich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung wieder ein Sinken folgte. Die Motive solches Steigens und Fallens sind eine Frage für sich.

Das Angelsächsische, das manches hergehörige bietet, fordert eine ausführlichere Betrachtung.

Den sichtbaren Wirkungen der Tonerhöhung voraus liegt im Angelsächsischen ersten s der Vollzug aller durch nachfolgendes *i* veranlassten Umlaute: in angelsächsischer Lautbezeichnung:

	e,	*y*,	*ê*,	*ŷ*,	*æ*,	*ý* und *ê*
(für	*ä*	*ü*	*ö̂*	*ü̂*	*äe*	*äü*)
aus	*a*	*u*	*ô*	*û*	*ae(ai)*	*au*

Zweitens die angebahnte Monophthongirung von *ai*. Mittelstufe war meiner Ansicht nach *ae*, welchem *ao* für *au* zur Seite stand (S. 47—49). Im Friesischen überwog der erste Bestandtheil, und beide Diphthonge fielen zum Theil in *â* zusammen. Das Angelsächsische nahm dieselbe Assimilation am *ae* vor, hielt aber in *ao* beide Laute getrennt. Und zwar muss jene vollständige Assimilation des *ae* in *aa(â)* zu einer Zeit begonnen haben, wo das ursprüngliche *â*, soweit es nicht längst *ô* geworden war, den Weg gegen *æ* hin bereits eingeschlagen hatte: denn jenes neue *â* schloss sich ihm darin nur in ein paar Fällen (Grimm a. O. S. 360) an.

Mit Ausnahme dieses *â* für urspr. *ai* und des *i* das keiner weiteren Fortbewegung fähig, hat nun die Tonerhöhung alle Vocale vom *a* aufwärts in die Lautregionen mit höherem Eigenton getrieben, wofern nicht vocalische [1] oder consonantische Einflüsse (über letztere unten mehr) es hinderten.

Demnach ist *â* zu *æ* und *a* zu *ä* geworden, ja auch *e* tritt sporadisch dafür ein, und *i* steht in Wörtern wie *scire*, *miht*, *niht* u. a. (Grimm a. O. S. 337) zuletzt ganz fest. Consonantische Brechung rief in gewissen Fällen *ea* für *ä* hervor, das ist also eigentlich *äa*. Ebenso muss man das durch Grimm so bezeichnete *eá* (gleich urspr. *au*) zunächst als *äa* fassen: das *a* in *ao* hatte die Richtung nach aufwärts eingeschlagen und *o* war ihm darin gefolgt, so dass das Verhältnis der beiden Elemente des Diphthonges constant blieb. Denn *e* verhält sich was den Eigenton anlangt zu *a*, wie *a* zu *o*: das Intervall beträgt eine Octave. Die genauere Bezeichnung der Stufen nach unserer Scala (oben S. 55) wäre etwa a^1o^1, a^2o^2, e^1a^1, e^2a^2. Dass in diesem Laute das *e* überwog, zeigen schon die alten Schreibungen *bêgas*, *êc*, *rêc* (für altgerm. *baugâs*, *auk*, *rauk*) usw., die Grimm S. 362 unter 3 nachweist, die aber mit den Umlauten *hênan, scêne, gehêran, dêpan* für **heynan*, **sceyne*, **geheyran*, **deypan*, altgerm. *haunjan, skauni, gahausjan, daupjan,* nicht zusammengeworfen werden dürfen. Noch deutlicher machen dies die spätangelsächsischen, alt- und mittelenglischen durchgeführten

[1] Wenn *a*, *o* und *u* der zweiten Silbe das *a* der ersten nicht zu *ä* aufsteigen lassen, so ist dies etwas ganz Aehnliches wie wenn in allen germanischen Sprachen ausser der des vandilischen (gothischen) Stammes ein folgendes *a* das *e* und *o* vor dem Uebergange in *i* und *u* schützt. Zur Erklärung vergl. unten den Abschnitt 'Consonantische Einflüsse'.

Schreibungen *æ*, *e* und *ce*: Fr. Koch Englische Gramm. 1, 62. Und die schliessliche Aussprache *î* liegt schon in einzelnen ags. *ie* (Grimm S. 373) vorangedeutet.

Wie die *a* dem *e*, so nähern sich alle *e* dem *i* (ohne indess wirklich in *i* überzugehen), desgleichen alle *y* und *æ*. Für letzteren Laut wird *ê* geschrieben, und die Aussprache des ags. *e* ist im allgemeinen stets e^2. Der Laut *œ (ö)* bekommt bei Helmholtz S. 173 den Eigenton *cis*^{III}, also in der Nähe des Eigentons von *a* (*b*^{II}). Aber Helmholtz definirt sein *ö* nicht genauer, während es klar ist, dass die Eigentöne von Brückes $a^{œ}$ (franz. *veuve*, *soeur*), o^e, e^o eine aufsteigende Folge bilden. Das zweite wird Helmholtz' Bestimmung meinen, das dritte dürfte seine stärkste Resonanz in der Nähe von *ä* (*g*^{III}—*as*^{III}) haben, von wo der angels. Uebergang zu *e* (*b*^{III}) sehr nahe liegt. Ebenso dürfte sich Helmholtz' Bestimmung des Eigentons von *ü* — er setzt ihn dem von *ä* gleich — auf Brückes u^i beziehen, während Brückes i^u noch etwas höher, vermuthlich bei *e* zu suchen ist, von wo wiederum der ags. Uebergang zu *i* (*d*^{IV}) sich leicht genug bewerkstelligt.

Die weitere Geschichte dieser Laute wird von Koch a. O. S. 65 f. präcisirt. Die Kürzen und verkürzten Längen behalten ihren ags. Laut, die Längen (ags. *ê*, *æ*, *eá*, auch *eó* worin gleichfalls das erste Element überwiegt) und gedehnten Kürzen wandeln ihn zu *î*, welchem durchweg *ê* vorausging, während das ags. *î* sich zu *ei* diphthongirte.

Der englische Grammatiker A. Smith (1578) kennt schon jenes ohne Zweifel zum Theil beträchtlich ältere *î* für *ê* das nach ihm zwischen *e* und *i* steht, aber manchen Wörtern theilt er noch *ê* zu, die jetzt ebenfalls ein *î* zeigen. Dagegen kennt er nur einen langen *i*-Laut, noch nicht das

ei für ags. *î*, das sich gleichwohl schon im vierzehnten Jahrhundert in einzelnen Spuren (Koch S. 86) nachweisen lässt. Vielleicht war also noch nicht dies *ei* die verbreitetste Aussprache, sondern nur die aufsteigende Zweitönigkeit, wenn ich so sagen darf; und der erste Ton erklang erst später allgemein deutlich als *e*.

Erst im dreizehnten Jahrhundert macht sich eine der bisher beobachteten Tonerhöhung der Vocale von *a* aufwärts gerade entgegengesetzte Tonerniedrigung der Vocale von *a* abwärts geltend. Sie tritt mithin weit später hervor als jene, die wir schon in den ältesten Litteraturdenkmälern hier und da (z. B. in *ie* für *eá*) fast bis an ihr letztes Ziel reichen sehen.

Im dreizehnten Jahrhundert (Koch S. 55) nämlich kommt über die ags. *â* für urspr. *ai* ein widerspruchsvolles Schwanken. Das Hinwegstreben von dem reinen *a*-Laute ist entschieden, aber noch nicht, welche Richtung einzuschlagen sei: *æ* und *e* begegnen, daneben auch der ungefärbte Laut, daneben endlich *o* in einer und derselben Handschrift. Das letztere trägt schliesslich den Sieg davon, und wenn irgendwo, so darf man vielleicht hier das fortdauernde Gefühl der Unterscheidung des ags. Lautes *â* vom ags. *æ* herbeirufen, um diesen Sieg zu erklären.

Nun ergreift allmälich die Lautverdunkelung auch das ags. *ô*. Wenn die Bedeutung dieses Zeichens ursprünglich u^1 oder o^2 gewesen sein muss, so gelangt es nach und nach durch o^1 zu u^2 und endlich grösstentheils zu u^1, nämlich *û*. Vermischung mit ags. *û* war nicht mehr möglich, denn gleichfalls schon seit dem dreizehnten Jahrhundert neigt

sich nachweislich (Koch S. 59) das ags. *û* zur Diphthongirung *ou*.

Wie aber haben wir diese Tonerniedrigungen aufzufassen?

Der Mundcanal ist beim *a* in seiner ganzen Länge offen, weder in der Mitte verengt wie beim *i*, noch am Ende verengt wie beim *u*. Und jeder der Zwischenlaute zwischen *a* und *i* einerseits und *a* und *u* andererseits wird ebenfalls mit grösserer oder geringerer Verengung des Mundcanals hervorgebracht. Nun bewegt sich die Sprache in einem unaufhörlichen Wechsel von Vocalen und Consonanten. Consonanten aber bedeuten Enge oder Verschluss des Mundcanals. Es ist also offenbar, dass consonantische Nachbarschaft irgend welcher Art alle Vocale mehr begünstigen muss als das *a*. Und diese Begünstigung wird sich um so eher geltend machen können, je rascher gesprochen wird, d. h. je rascher Vocale und Consonanten überhaupt einander folgen und je weniger mit ganzer oder grösserer Mundcanalöffnung hervorgebrachte Vocale in der Sprache noch vorhanden sind, d. h. je mehr dieselbe sich der weiteren Mundöffnung entwöhnt hat.

Diesen Sinn hat der Uebergang von *â* zu *ô* und von *ô* zu *û* im Englischen. Durch das Motiv der Tonerhöhung wurde eine ganze Reihe von Lauten bis zur äussersten vocalischen Verengung des Mundcanals in seiner Mitte getrieben. Die stark zusammengeschmolzenen Vocale mit weiterer Mundcanalöffnung konnten dann dem Zuge nach Verengung, den die allmälich rascher werdende Rede noch steigerte, nicht mehr widerstehen. [1]

[1] Die obige Auseinandersetzung ist jetzt weiter geführt, alles Einzelne schärfer und richtiger bestimmt durch ten Brink Zum englischen Vocalismus, Zs. 19, 211 ff. Vergl. dazu Anglia 1, 526 ff.

Irre ich nicht, so haben wir durch diese Betrachtungen über die Geschichte des englischen Vocalismus ein ganz allgemeines Resultat und die Möglichkeit einer Erklärung, zugleich die genauere Anschauung des Verlaufes für eine Reihe analoger Erscheinungen gewonnen. Erstens für das, was ich oben S. 51 die Neigung zu den Extremen des Vocalismus nannte und was in allen germanischen Sprachen so viele *e* und *o* zu *i* und *u* hintreibt, was aber im Gothischen mit ganz besonderer Vehemenz sich Bahn bricht.

Zweitens für die Spaltung des kurzen *a* in *a*, *e* und *o*: denn Curtius weist in der oben S. 49 f. angeführten Abhandlung nach, dass die Färbung zu *e* älter ist als die zu *o*. Wir können demnach, da *e* und *o* auch in offenbar accentlosen Silben auftreten, a priori zwei Wege unterscheiden, auf denen *a* zu *e* wurde: Tonerhöhung und Schwächung; und zwei Wege, auf denen *a* zu *o* wurde: Tonsenkung und Schwächung.[1] Dazu stimmt ausgezeichnet dass wir in den Diphthongen *ai, au,* die wir hauptsächlich in betonten Silben erwarten, fast nur Tonerhöhung d. h. Färbung zu *î* und *iu* finden, soweit nicht bestimmte consonantische Nachbarschaft ein *û* hervorrief (S. 54).

Ob drittens vielleicht die Spaltung des *â* in *â* und *ô* hierher gezogen werden darf?

Auch das Timbre könnte möglicherweise hier und sonst in Betracht kommen. 'Der physiologische Spielraum des *a*' — sagt Merkel Laletik S. 83 — 'beschränkt sich hauptsächlich auf die Stellung des Kehlkopfs und auf die Weite des Mundcanals. Erstere kann innerhalb einiger Linien variiren, und es ändert sich dadurch das sogenannte Timbre

[1] Dieser Satz ist jetzt näher ausgeführt und a posteriori wahrscheinlich gemacht von Karl Verner KZ. 23, 131—138.

dieses Vocals, das wir bei tiefem Kehlkopfstand dunkel, bei hohem hell nennen. Bei der ersteren wird jedoch auch der Mund einigermassen verengt, wenn das *a* gehörig markirt ausfallen soll, während bei letzterem der Mund weiter geöffnet wird.' Inwiefern diese Bemerkung über die Weite des Mundcanals ganz exact ist oder nicht, lasse ich dahin gestellt. Was das Timbre anlangt, so handelt Brücke davon in seiner Methode der phonet. Transscription S. 240 f. und gibt eine nähere Beschreibung dessen, was er den verhärteten und den vertieften Klang der Stimme nennt. Durch den ersteren geben wir dem gewöhnlichen Ton der Stimme (ohne stärkeren Exspirationsdruck) auf Kosten seiner Weichheit mehr Metall und Tragweite und machen ihn dadurch der Stimme jener Individuen ähnlich, 'welche durch ihr schmetterndes, selbst beim ruhigen Sprechen und gewöhnlichen Exspirationsdruck metallhartes Organ die Verzweiflung aller nervenschwachen Personen sind.' Durch den letzteren 'bekommt unsere Stimme etwas von der Fülle und Breite, wie wir sie an Rednern und Schauspielern hören, wenn sie das Würdevolle oder auch das Gewaltige und Erschütternde ihres Gegenstandes an einzelnen Stellen durch den veränderten Klang ihrer Stimme zu illustriren suchen.' Und tieferer Kehlkopfstand ist nach S. 242 für den vertieften Klang allerdings wesentlich. Wie wenn nun mit diesem vertieften Klang, dessen Charakter Emphase ist, die älteste arische Rede hervorgedrungen wäre? Darüber können wir freilich nichts feststellen. Aber für das Altgermanische gewinnt die Vermuthung vielleicht einigen Halt, wenn wir uns erinnern, dass der gewöhnliche, allerdings nicht ausschliessliche, Vertreter des skr. und arischen *â* in Wurzelsilben das germ. *ô* ist (Pott Etym. Forsch. 1, 6 ff.; Bopp Vergl. Gramm. 1, 93 f.).

Ich will jedoch auf alle die Erörterungen, die sich hier anknüpfen liessen, nicht weiter eingehen. Es kam mir nur darauf an zu zeigen, wie nach meiner Ansicht gewisse linguistische Probleme eine, wenn ich nicht irre, etwas concretere Gestalt gewinnen könnten.

CONSONANTISCHE EINFLÜSSE.

Das Angelsächsische und Altnordische, weniger das Altsächsische, zeigen uns kurze Vocale unter dem umgestaltenden Einflusse benachbarter Consonanten.

Um nur Einiges zu erwähnen, so schwindet in allen dreien innerer Resonant *(m, n)* vor gewissen anderen Consonanten und der vorhergehende Vocal wird gedehnt: die Mittelstufe muss Nasalirung gebildet haben, durch welche *a* zu *o* leicht verdumpft wird.[1] Diese verdumpfende Wirkung äussern auch die Resonanten selbst und es entsteht ags. *o* für *a*, *ê* (das ist *œ*) für *æ*. Zur Erklärung vergl. Helmholtz S. 177: 'An das *u* schliesst sich noch an der brummende Ton, der entsteht, wenn man mit geschlossenem Munde singt. Dieser brummende Ton wird beim Ansatz der Consonanten *m*, *n* und *ng* gebraucht. Die Nasenhöhle, welche hiebei für den Ausgang des Luftstroms dient, hat im Verhältnis zur Grösse ihrer Höhlung eine noch engere Oeffnung als die Mundhöhle beim Vocal *u*. Beim Brummen eines Tons treten deshalb die Eigenthümlichkeiten des *u* in noch gesteigertem Masse auf.'

Ags., weniger allgemein alts. und altn. *i* wird nach *v (w)* zu *u*: eine Assimilation, deren Erklärung nahe genug liegt.

[1] Vergl. F. Staub Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz, Frommanns Mundarten 7, 31. 369 ff.

Ags. *sc* veranlasst oft, dass einem darauf folgenden dunklen Vocale *é* vorgeschoben wird. Man muss darin wol einen Versuch erblicken, vorderes (palatales) *k* (k^1) wiederzugeben, das sich leicht mit einem *j*-artigen Zwischenlaut vor solchen Vocalen darstellt: vergl. unten das dritte Kapitel. Der Laut k^1 aber entsteht hier ohne Zweifel durch Assimilation an *s*. Es bedarf nur einer geringen Hebung und Zurückziehung des Zungenrückens, um vom dorsalen *s* (s^3) zu vorderem *k* zu gelangen. Auch *g* thut einigemal im Ags. dieselbe Wirkung und ist dann als g^1 anzusehen.[1]

Endlich die von Jacob Grimm vorzugsweise sogenannten Brechungen, das ags. *ea* und *eo*, letzteres mit dem altnord. *ia* (und *iö*) identisch. Beide Laute hauptsächlich vor *r* und *l*: *ea* für *a*; *eo*, *ia* für *i* oder *ë*. Die Erklärung ist einfach und wie mich dünkt sicher, wenn man sich nur gegenwärtig hält, dass im Ags. die *a* in der Regel zu *ä* geworden sind, also dieser Laut und nicht *a* gebrochen wurde.

Soeben haben wir das Timbre kennen gelernt. Brücke macht von seinem 'vertieften Klang' Gebrauch zur physiologischen Erläuterung des arabischen *Dhad* und des polnischen durchstrichenen *l*. 'Dem polnischen Ohre' — sagt Brücke a. O. S. 243 — 'muss in diesem Laute das tiefe Timbre charakteristischer sein als das consonantische Element selber, das in der That im Munde der Landeseingebornen manchmal überaus schwach und undeutlich, ja in einzelnen Fällen vollständig entstellt ist.' Und Brücke erzählt einen solchen

[1] Weiteres jetzt bei H. Möller Die Palatalreihe (Leipzig 1875) S. 27. 31 ff. 40. 43, wo z. B. *ce* in ags. *ceorl*, engl. *churl*; *ge* in ags. *geard*, engl. *yard*; ja *he* in ags. *hearm* als Bezeichnung von Palatalen aufgefasst werden, welche ihrerseits aus altarischen Palatalen g^1 g^1h k^1 verschoben wären. Was denn noch sorgfältigster Prüfung bedarf. — Ueber alts. *antkiennian*, *ki* palatal, schon Heinzel Nfr. Geschäftspr. 148.

Fall, in welchem ein Pole gar keinen *l*-Laut mehr, sondern statt dessen ein schwaches *w*[1], nur mit jenem charakteristischen Timbre, ertönen liess.

Nun versuche man einmal *älle* mit dem beschriebenen polnischen *l* zu sprechen und man wird zugeben, dass dafür die ags. Schreibung *ealle* zwar keine ganz zutreffende, aber doch eine sehr begreifliche Lautbezeichnung ist; man wird ferner sofort verstehen, wie aus jener ags. Lautverbindung *eall* die des heutigen englischen *all*, *tall*, *call* werden konnte. Wendet man in *mëlc* das tiefe Timbre an, so erhält man, was der Angelsachse am besten glaubte durch *meolc* wiederzugeben, indem er das tiefe Timbre neben dem höheren *ë* als einen tieferen Vocal auffasste, als neben dem vergleichsweise tieferen *ä*. Altnordisch *fiall*, *giald* und ähnliche werden nun keine Schwierigkeit mehr machen. Wenn im Ags. niemals *eo* für *e* vor *ll*, *ld* getroffen wird, immer *fell*, *feld*, *geld*, so wurde das *l* in dieser Verbindung eben ohne das tiefe Timbre und etwa so wie das heutige dentale *l* (*l*[4] Brückes) in *mill*, *rill* gesprochen.

Es scheint mir klar, dass keineswegs blos *l*, sondern ebenso *r*, ja ein jeder Consonant mit dem tiefen Timbre hervorgebracht werden kann. Und die sämmtlichen *ea*, *eo* und *ia* bezeichnen nichts anderes, als dass der dem *ä*, *ë*, *i* folgende Consonant auf solche Weise zu bilden sei. Woher diese Consonanten zu ihrem Timbre kamen, ist eine Frage für sich. Unter anderem werden wohl nachfolgende dunkle Vocale eine Rolle dabei spielen. [1]

---

[1] Vergl. jetzt Holtzmann Altd. Grammatik 1, 78 f. 179. 185 (Schreibungen *valuc*, *viluc vyloc* für *vealh*, *veolh*) 189 f. Aber schon Wahlenberg Ueber Einwirkung der Vocale auf Vocale (Sigmaringen 1855) S. 25. 27. 30. — Wenn ich sagte, jeder Consonant könne mit tiefem Timbre

Im vortheilhaften Gegensatze zum Angelsächsischen und Altnordischen dürfen wir uns das Althochdeutsche im siebenten Jahrhundert noch völlig frei von consonantischen Einwirkungen auf Vocale denken. Denn das Wenige, was von dieser Art in ihm begegnet, sehen wir in den erhaltenen Litteraturdenkmälern entstehen und den ungetrübten Laut noch daneben.

Das Hochdeutsche hat überdies später als irgend eine andere germanische Sprache die Umlaute vollständig entwickelt. Denn selbst das Altsächsische zeigt, abgesehen von *e* für *a*, schon Spuren des Umlautes von *u* und von *ô* im neunten Jahrhundert. Das Angelsächsische und Altnordische kennen wir kaum ohne ihre sämmtlichen Umlaute, während uns das Althochdeutsche mit einem einzigen und nicht einmal noch völlig durchgedrungenen Umlaute, dem von *a* in *e*, entgegentritt. Ueber dessen Anfänge fehlt es leider noch an genauen Zeitbestimmungen.

Dem Umlaut haben wir uns oben (S. 35 f.) nur tastend und fühlend genähert, wir können hier ein abermaliges entschlosseneres Eingehen nicht vermeiden.

---

hervorgebracht werden, so meinte ich die tonlosen mit, verstand aber dann unter dem tiefen Timbre nichts als den vertieften Kehlkopfstand. Das Organ bereitet sich auf den hinter dem Consonanten folgenden dunklen Vocal vor, während der Consonant hervorgebracht wird, die Stellung der Sprachwerkzeuge für den Consonanten wird gleichzeitig mit der Senkung des Kehlkopfes vorgenommen. Uebrigens klingt auch *p*, *t*, *f*, *s* bei gleichzeitiger Mundstellung zum *i* anders, als bei der Mundstellung zum *u* (*k*, *χ* scheiden sich bei dem Versuch gleich in die vordere und hintere Articulation). Erklären sich aus einer solchen nur noch weiter zurückgehenden Voreinrichtung der Sprachorgane die *e* und *o* vor *a*? Etwa *a* mit hellem Timbre, daher wirksamer auf das stärker contrastirende *u*?

Mit Recht legt Th. Jacobi S. 127 grosses Gewicht darauf, dass der Umlaut nicht schlechthin die Wirkung eines *i* (oder *u*) auf den Vocal der vorhergehenden Silbe sei, sondern dass er nur von Flexions- oder Ableitungsvocalen ausgehe und nur Wurzelvocale ihn erleiden. Denn der innige Zusammenhang, fährt er fort, zwischen dieser Erscheinung und der Schwächung und dem Abfall von Vocalen in den Ableitungs- und Flexionssilben lasse sich nicht verkennen. 'Der durchgreifenden Ausbreitung des Umlautes entspricht der rasche Abfall der Ableitungsvocale, so vor allem im Altnordischen. Wie die Unterschiede der Wurzelvocale zahlreicher und feiner werden, so werden gleichzeitig die der Ableitungen geringer und stumpfer, ja zuletzt verschwinden sie ganz.'

So vortrefflich diese Bemerkungen sind, so kommen sie doch über eine gewisse teleologische Aeusserlichkeit nicht hinaus. Wir suchen den Causalzusammenhang und daher zunächst die Natur des mechanischen Vorganges: auf die 'psychologische Anticipation' (vergl. oben S. 35) werden wir dabei nicht stossen, wol aber auf neue 'consonantische Einflüsse': der Umlaut eines Vocales hängt von der Beschaffenheit der ihm folgenden Consonanten ab.

Brückes Abschnitt über die mouillirten Laute (Grundz. S. 70—75) gehört hierher, und die mouillirten (erweichten) Laute des Slavischen und Littauischen. Aus der Mouillirung entspringt einerseits die Palatalisirung, der sog. Zetacismus. Sie hat aber noch eine andere Seite.

Es ist gewiss unberechtigt von mouillirten Lauten wie *rj*, *lj*, *nj* zu sagen, dass sie in einen Laut verschmelzen oder 'wol fast einen Laut bilden.' Unterschiede ergeben sich

nur nach der grösseren oder geringeren Hörbarkeit des *j* oder nach der Dauer der beiden Elemente. Ist diese Dauer für beide möglichst gering, so erscheinen sie dem Gehör in der That als éin Laut: und die specifische Beschaffenheit dieses scheinbar einheitlichen Lautes, nämlich eben jene 'Verschmelzung', erreicht ihre höchste Ausprägung, indem das *j* nicht blos nach, sondern auch vorklingt. Franz. *campagne* wird *kąpajnj* gesprochen.[1]

Stellt sich dann Abneigung gegen die Mouillirung ein, etwa weil das *j* überhaupt aus der Sprache verschwindet, so kann doch das vorklingende *j* nicht leicht beseitigt werden, es verbindet sich mit dem vorhergehenden Vocal zu einem Diphthong. Man kennt die griech. Beispiele die mir dabei vorschweben: *κτείνω* für *κτένjω*, *φθείρω* für *φθέρjω*, *ὀφείλω* für *ὀφέλjω*. Dasselbe was von *j* gilt aber auch von *υ (w)*: *οὖλος* aus *ὅλϝος* u. a. (Schleicher Comp. § 40 b, 3; Kuhn KZ. 1, 515): das *v* oder *u* theilt dem vorhergehenden Consonanten tiefes Timbre mit und erklingt dadurch scheinbar vor demselben. Da die Sprache sich aber durch Nachsprechen, respective Hören, fortpflanzt, so wird aus dem Scheinbaren sehr oft ein Wirkliches.

Nicht anders als diese Fälle ist nun griech. *φέρεις* für *φέρεσι* zu verstehen. Das *si* hatte den Klang *sji* oder *sj* angenommen. Warum sollten derartige Assimilationen und Vernachlässigungen des reinen Vocalklanges nicht in grösserem Umfange möglich sein. Nur dass nach gewissen Consonanten sich das nöthige *j* und *w* leichter entwickelte als nach anderen.

---

[1] Eine andere Ansicht der Mouillirung s. bei Julius Hoffory KZ. 23, 525—530.

Eine solche Beschränkung findet sich im Zend: Schleicher Comp. § 26. Beispiele: *baraiti* für *barati*, *uiti* für *uti*, *haurvô* für *harvas* usw. Ohne Beschränkung, meines Wissens (wie im Littauischen alle Consonanten 'erweicht' werden können), hat die 'Epenthese' im Altirischen statt: *baill* für *balli*, *baull* für *ballu*, *fiur* für *viru* usw.

Auch die germanische Ursprache liess vereinzelt solche Epenthese zu. Um nur einige Wörter von bekannter Verwandtschaft zu nennen: goth. *aikan* Grundf. *agja-*, *hails* Grundf. *kalja-*, *hraiv* Grundf. *kravja-*, *aithei* Grundf. *atjân-* (für *atjâ*), *hein* Grundf. *kanja-*, *meinjan* W. *man*, usw. Vgl. jetzt Bugge in Curtius' Studien 4, 326; Henning QF. 3, 82; Amelung Zs. 18, 213; Johannes Schmidt Vocal. 2, 472 ff. Aehnliche Epenthese des *u* tritt mehr vereinzelt auf. Jacob Grimm KZ. 1, 437 führte das *baud* in Namen auf *badv* 'Kampf' zurück; Dietrich bei Haupt 5, 232 goth. *bisauljan, bisaulnan* 'beflecken, befleckt werden' auf *bisalvjan, bisalvnan* von einem Adjectivstamme *salva-* (ahd. *salo*); Eschmann ebenda 11, 169 ahd. *Ôrendil* auf *Aurendil, Arvendill*, altn. *Örvandill* zurück. Vergl. Johannes Schmidt Voc. 2, 132.

Der germanische Umlaut ist ursprünglich derselbe Vorgang [1]: nur finden wir *ai* verengt zu *e*, *au* zu altn. *ö* *(ǫ)*.

[1] Vergl. schon Wahlenberg a. O. S. 19, wo der deutsche Umlaut ganz in denselben, nur noch weiter verfolgten Zusammenhang gerückt wird, wie hier. Ich bin auf diese Arbeit erst durch Citate bei Leffler und Weinhold aufmerksam geworden. Sie ist der Tendenz nach ganz vortrefflich, wenn auch im einzelnen jetzt zum Theil veraltet. Sie versucht für die Vocale zu geben, was ich längst gerne für alle Laute ausgeführt hätte: eine Zusammenstellung der gleichartigen Uebergänge ohne Rücksicht auf Geschichte und Sprachverwandtschaft, was ich mit der Lautphysiologie verbunden Allgemeine Lautlehre nennen würde. — Gegen die obige Auffassung des Umlauts L. F. Leffler Om *v*-omljudet (Upsala 1877) 1, 5 f.

Das bezeugen ausdrücklich die ahd. Schreibungen *airin*, *aigi* (Vocab. S. Galli), *ailliu* (Gl. Tegerns. ad Canones 9. Jahrh. Graff 1, 214), *muillen* (Georgslied 38), *suinta*, *zuinta*, *troistest*, *guita* (Otloh, Denkm. Nr. 82, 3. 5. 6. 59. 72), *scoina* (Williram 42, 5 Breslauer Hs.). Eben diese Schreibungen bezeugen zum Theil, was wir auch ohne sie vermuthen müssten, dass das vorklingende *j* oder *i* erst deutlich vernommen werden konnte, als das nachklingende verschwand und das schwache *e* oder *a* an seine Stelle trat. Aber auch dann gehörte ein besonders feines Ohr dazu, um das *i* als einen eigenen Laut abzusondern. Die Majorität der Sprechenden besass ein so feines Gehör nicht und so entstand ein neuer Laut, der zwischen den beiden sich vermischenden lag.

Insoweit nun das Verblassen der Ableitungs- und Flexionsvocale hierbei mitspielt, kommt noch etwas anderes in Betracht: die Betonung der Wurzelsilbe.

DER GERMANISCHE ACCENT.

In den obigen Untersuchungen über Vocalfärbung haben wir stillschweigend vorausgesetzt und zugleich durch manche Beobachtungen wahrscheinlich gemacht, dass zum Wesen des germanischen Accentes die Tonerhöhung gehört.

Wenn aber das lebendige Sprachbewusstsein uns sagt, unser Accent sei auch gesteigerte Intensität, vergrösserte Schallkraft, vermehrter Exspirationsdruck um physiologisch zu sprechen: lässt sich ein Moment der späteren Sprachgeschichte denken, in welchem diese Art des Accentes neu eingetreten wäre?

Ich glaube nicht. Im indischen, im griechischen, im römischen Verse herscht kein Widerstreit zwischen dem

Ictus, nach welchem der Vers gemessen wird, und dem Accente der Worte, aus denen er besteht: so wenig als zwischen den guten Tacttheilen der Musik, welche den Rhythmus bestimmen und dem Steigen oder Fallen der Melodie. Auch das Germanische muss einst ähnliche Verse besessen haben als Erbschaft der arischen Periode. Warum hörten sie mit dem neuen Accente auf? Warum mussten die vier Hebungen des Verses [1] fortan auf vier hochbetonte Silben fallen? Offenbar weil der Hochton nicht blos Tonerhöhung, sondern auch Ictus, Tonverstärkung war, und weil infolgedessen ein unerträglicher Widerstreit der Vers- und Worthebungen entstanden wäre. Die Aufhebung dieses Widerstreites ist das Grundgesetz der germanischen Metrik geworden. Vergl. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865 S. 805 f.

Wir müssen daher stets zweierlei Wirkungen des Accentes im Auge behalten: diejenigen welche von der Tonerhöhung und diejenigen welche von der Tonverstärkung ausgehen.

Das Verblassen der Ableitungs- und Flexionsvocale beruht auf ihrer Tonschwäche, auf ihrem Piano, resp. auf dem Forte der Wurzelsilbe; damit geht das Durchdringen des Umlautes Hand in Hand; und so darf man annehmen: die

[1] Wie man auch über die Metrik des Hildebrandsliedes sich entscheiden mag, ob für die Ansicht Lachmanns und Müllenhoffs oder für die Ansicht Greins und Riegers (Germania 9, 295—300), davon ganz unabhängig steht die Erwägung Lachmanns fest (über das Hildebrandslied S. 130; vergl. Müllenhoff de carmine Wessofontano p. 15 f.): 'Zwischen den kurzen Halbversen mit zwei Hebungen und den längeren ungeregelten muss in einer der Form nach sorgfältigen Poesie ein Regelmässiges in der Mitte liegen, das nach zwei Seiten verwildern oder sich umbilden konnte: und dies sind gerade die Halbverse von vier Hebungen, jeder mit zwei höher betonten Wörtern.'

geringere Tonverstärkung bewahrte das Althochdeutsche so lange vor der Trübung seiner reinen Wurzelvocale und dem Verlust. seiner vollen Endungen. Dass auch die Tonerhöhung im Ahd. gering war, haben wir gesehen (S. 53. 61).

Auch das Altnordische lässt uns nicht auf grosse Tonerhöhung, wol aber auf bedeutende Tonverstärkung schliessen, unter deren Herschaft es rasch die vollen Endungen verlor.

Das Angelsächsische erhöhte die meisten Vocaltöne und verlor gleichfalls die vollen Endungen bei ebenso grosser Tonhöhe als Tonstärke seines Accentes.

Das Niederdeutsche wagte es nur nicht ganz, dem Angelsächsischen zu folgen, während das spätere Hochdeutsch mehr dem Nordischen ähnlich blos die Tonverstärkung überhand nehmen liess. Schon während des zwölften Jahrhunderts beginnen sich im Niederdeutschen und später auch im Hochdeutschen alle kurzen Wurzelsilben zu dehnen: eine weitere Folge der Tonverstärkung.

Im Gegensatze zum germanischen Accent ist Tonerhöhung allein wesentlich für den griechischen und lateinischen Accent: s. Benloew und Weil Théorie de l'accentuation latine p. 4 ff. Die griechischen Grammatiker bestimmten das höchste Mass ihres Acutes als ein Steigen um $3^1/_2$ Töne.[1] Die Natur des skr. Udâtta ist dieselbe. Wir dürfen uns die gleiche Vorstellung von der ursprünglichen arischen Betonung machen.

Das folgt schon aus der Metrik. War die urarische Metrik vielleicht auch blos silbenzählend, so muss die Sprache

[1] Solche Messungen darf man nicht als leer und fruchtlos auffassen. Es gibt ein Maximum der Tonerhöhung in den Sprachen. Ich glaube nicht, dass z. B. unter den europäischen Sprachen sich irgend eine so weit versteigt wie das Ungarische, in welchem — mindestens sehr oft — die Accentsilbe in der Fistel und alle übrigen mit Brustton gebildet werden.

doch die Anlage zum quantitirenden Vers besessen haben, der sich bei Griechen und Indern in derselben Weise hervorthat: s. Westphal in KZ. 9, 437 ff. Alles Metrum aber setzt geregelten Wechsel lauterer und leiserer Töne — was wir nicht ganz passend Hebung und Senkung nennen — voraus. Verse nach der Quantität gemessen, scheinen daher anzudeuten, dass mit der Silbe von grösserer Dauer ein relatives Forte, mit der Silbe von geringerer Dauer ein relatives Piano verbunden war. Es konnte mithin nicht wol jenes Forte zum Wesen des Accentes gehören.

Nächst der Art und Beschaffenheit des Accentes interessirt uns die Stellung, die er im Worte einnimmt.

Wie die lateinische Betonung in der äolischen einen auswärtigen Verwandten besitzt, so scheint sich für die germanische Hervorhebung der Stammsilbe hier und dort auf dem slavo-lettischen Gebiet einige Neigung hervorzuthun. Der lettische Accent kommt dem Anscheine nach ganz mit dem germanischen überein, und im Littauischen, besonders stark in den nördlichen Dialekten, zeigt sich durchaus 'ein Abschwächen der Betonung kurzer Endsilben und ein Streben, den Accent nach der Stammsilbe oder wenigstens ihr näher zu ziehen'. So Schleicher Litt. Gramm. S. 81, und dazu S. 34 die Notiz, dass der Accent sich im Niederlittauischen auf die Stammsilbe zurückziehe. Ausserdem folgte — wenn es erlaubt ist einen so geringfügigen Rest von Poesie zu so weit gehenden Schlüssen zu benutzen — auch das Altpreussische einem ähnlichen Gesetze.

Luther endigt seinen kleinen Katechismus mit den Versen:

Ein jeder lerne seine Lection,
So wird es wohl im Hause stohn.

Das übersetzt der preussische Katechismus:

Erains mukinsusin swaian mukinsnan,
Tit wirst labbai stalliuns en stan buttan.

Zwei gleichgemessene elfsilbige Verse mit dem Schlusse -◡-, so viel wenigstens aus dem Reim zu entnehmen. Aber nach welchem Princip? Mit Ausnahme des einzigen *buttan*, in welchem versetzte Betonung zugelassen sein könnte, weil der Rhythmus am Versende hinlänglich deutlich, kommt bei regelmässiger trochäischer Vertheilung der Ictus der Ton stets auf die Stammsilben zu stehen (*er-ains* ist Compositum und wäre betont wie mhd. *ie-weder*). Vielleicht haben wir also auf dem Wortaccent beruhende Verse und einen die Stammsilbe ausschliesslich bevorzugenden Accent vor uns wie im Germanischen?

Das ist freilich ein ganz unsicherer Einfall, und auch die Vergleichung des Niederlittauischen gibt über das Wesen des germanischen Accentes keinen Aufschluss, weil die Angabe, auf die ich mich allein berufen kann, weder über den Tiefton noch über die Betonung der Composita irgend etwas enthält. Ich finde mich daher ganz allein auf den glücklicher Weise ausführlichen Bericht von Bielenstein (Lett. Sprache 1, 127—237) über die lettische Betonung angewiesen, dem für die vorliegende Frage entscheidende Wichtigkeit beiwohnt. Denn stellt sich heraus, dass das Wesen des lettischen Accentes mit dem germanischen in der That identisch ist, so dürfen wir uns für den letzteren bei keiner Erklärung beruhigen, die nicht auch auf den ersteren sich anwenden liesse. Im Falle des Gegentheils können wir uns auf das Germanische beschränken.

Sieht man von dem germanischen Betonungsprincip ab, so kann man im Allgemeinen freien und gebundenen Accent

unterscheiden. Dem freien stehen alle Silben des Wortes offen, gleichgiltig welche Stelle sie im Wortganzen einnehmen. Der gebundene hat entweder beschränkte Freiheit wie im Griechischen und Lateinischen, oder er ist ganz unfrei, z. B. wie im Polnischen und Welschen an die vorletzte Silbe gefesselt.

Der freie Accent — den grammatischen nennt ihn Bopp auch — kam der arischen Ursprache zu und ist vom Littauischen, auch wol Russischen dem Princip nach bewahrt. Als seine Function hat man vermuthet: die irgend einen bekannten Begriff modificirende Silbe hervorzuheben. Bewiesen ist diese Annahme nicht und schwerlich lässt sie sich jemals beweisen. Ehe wir uns nicht bestimmte Vorstellungen von dem Hergang der Schöpfung der Wortformen zu bilden vermögen, können wir über die Gründe der thatsächlichen Accentuirungen nichts ausmachen. Oefters scheint klar, dass sie zur Differenzirung verwendet werden.

Was ist im Gegensatze zu dem freien arischen Accente das Gesetz des germanischen?

Irre ich nicht, so dürfen wir es in die folgenden Formeln fassen.

Erstens. Nur lange Silben können betont werden. Da zu dem Wesen des germanischen Accentes wie wir wissen auch Tonverstärkung gehört, gerade das was wir soeben als ein Accidens der Quantität vermutheten: so erklärt sich dieser Satz vortrefflich.

Zweitens. Eine Silbe ist lang a) durch Dehnung oder Diphthongirung ihres Vocals; b) durch kurzen Vocal mit darauf folgender mehrfacher Consonanz — oder mit einfacher Consonanz und der Pause am Wortschlusse — oder durch kurzen

Vocal mit der längeren Pause am Versschlusse. Die lange Silbe kann (ähnlich wie im Griechischen durch zwei Kürzen) c) durch zwei Silben vertreten werden, wovon die erste kurz ist und allein betont wird, die zweite nothwendig unbetont bleiben muss. In diesem Satze sind alle Bestimmungen über die Hebungsfähigkeit im altdeutschen Vers eingeschlossen. Ein kurzer auslautender Vocal kann Hebung nur am Versschlusse tragen, innerhalb des Verses nur, wenn ihm eine andere unbetonte Silbe folgt. Das Princip der erlaubten Vertretung wurde durch die Dehnung der kurzen Wurzelsilben (oben S. 77) gestört.

Drittens. Im einfachen Worte trägt das materielle Element desselben (die Wurzelsilbe) den Hauptton und jede folgende accentfähige Silbe einen Nebenton von stufenweise gegen den Wortschluss hin abnehmender Intensität und Tonhöhe. Die einzigen alten Ausnahmen von dieser Regel bilden die reduplicirenden Perfecta, in denen die Reduplicationssilbe den Hauptton erhält und die Wurzelsilbe unbetont erscheint (es muss dabei ein Gefühl von geheimer Identität beider Silben mitgewirkt haben) und die Pronominalformen *imo, inan*, *ira*, *iru*, *unsih*, welche Oxytona sein können und so ihre ursprüngliche arische Betonung erhalten (wie auch im Aeolischen zwar nicht Pronomina, aber durch ihre mehr formelle Function verwandte Praepositionen und Conjunctionen den Accent auf der letzten Silbe dulden): vergl. skr. *asmâ'i, imâm, asyâ's, asyâ'i.* Ihnen werden wir im vierten Kapitel vielleicht noch andere Formwörter anreihen dürfen.

Aus diesem Satz ergibt sich mit Nothwendigkeit, dass Elemente von lediglich formeller Function den Hauptton in der Regel nicht zu tragen vermögen.

Die im späteren Vers einreissende Silbenzählung mit regelmässigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung ändert die Wortbetonung, indem sie — von der Wurzelsilbe ab gerechnet — trochäische Bewegung zur Geltung bringt: die auch von anderer Seite, wie sich gleich zeigen soll, begünstigt wurde.

Viertens. Im componirten Nomen wird das Verhältnis der beiden zusammentreffenden Hochtöne so geregelt, dass der erste überwiegt. Der eine Hochton muss über den anderen um der Worteinheit willen erhoben werden, welche überhaupt nur auf einer höchstbetonten und ihre Umgebung beherschenden Silbe beruht. Den Vorzug aber wird in der Zusammensetzung dasjenige Compositionsglied erhalten müssen, welches den Zweck des Wortes am besten erfüllt oder zur Lösung der Aufgabe des Wortes am meisten beiträgt. Das Amt des Nomens ist Benennung; dafür aber ist dasjenige Compositionsglied am wichtigsten, welches die möglichst genaue Bezeichnung d. h. die möglichste Einschränkung des Begriffes dem Worte zuführt. Dieses thut aber nach dem Geiste der urarischen Syntax allemal das erste. In den scheinbar componirten Verbis dagegen werden die Praefixe nicht betont. [1]

[1] Wir pflegen wol zwischen eigentlich componirten Verbis wir *übersétzen* und uneigentlich componirten wir *übersetzen* zu unterscheiden. Dass letztere keine wirklichen Composita sind, zeigt die Wortfolge. Aber auch die ersteren sind es nicht; auch in ihnen liegt nur Zusammenrückung, Verschmelzung vor, eine Verschmelzung die im Goth. noch nicht vollzogen war, wie *ga-u-laubjats* und dergl. zeigt. Hiervon hat mich Miklosich in der Vergl. Grammatik überzeugt. — Von höherem und tieferem Hochton im Compositum zu reden, empfiehlt sich, damit die Bezeichnungen Hochton und Tiefton auf das abgeleitete Wort beschränkt bleiben. Die Schicksale des tieferen Hochtones sind ganz andere als die Schicksale des Tieftones.

Da gewisse zweite Compositionsglieder wie *lîh, heit, scaf* beinahe die Function von Ableitungssilben erhalten, so fügt es sich leicht durch falsche Analogie, dass schwerere Ableitungs- und selbst Flexionssilben immer allgemeiner wie Compositionsglieder betont werden. Und solche Betonungen tragen in manche mehrsilbige deutsche Wörter trochäischen Rhythmus hinein.

Vergleichen wir mit den aufgestellten althochdeutschen Regeln, die wir zuversichtlich auch für die germanischen nehmen, die lettische Betonung.

Der lettische Accent scheint uns in dem Zustande ungefähr vorzuliegen wie der neuhochdeutsche. Und ähnliche Motive der Umgestaltung scheinen erkennbar. Verstehe ich Pastor Bielenstein Bd. 1, S. 237 Anm. recht, so zählt die lettische Metrik die Silben und liebt trochäischen Rhythmus. Daher in viersilbigen Wörtern regelmässig die erste und dritte den Ton erhalten. So weit nicht dies rhythmische Princip eingreift oder soweit es sich stören lässt, wirkt im Sinne der Bemerkung zum vierten Satze die Quantität auf den Nebentôn. So bietet dieser mit dem alten deutschen Gesetze nur wenig Berührungspuncte dar. Höchstens verdient Beachtung, dass bei zweisilbigen Wörtern der zweiten Silbe ein bemerklicher Nebenton nur dann zufällt, wenn sie lang ist: also *àkkă*, aber *àkka*. Ferner, dass bei dreisilbigen Wörtern, wenn sie gleiche Quantität, sei es kurze, sei es lange besitzen, eher die zweite vor der dritten vorwiegt als umgekehrt: mithin absteigender Ton in dem Daktylus *dàwàna* wie in dem Molossus *schèlùschûs*.

Mit einigen kurzen Wurzelsilben ist das Lettische vor dem Neuhochdeutschen zwar noch begünstigt. Aber die

meisten Wurzelsilben sind doch lang geworden durch den auf ihnen haftenden Hauptton.

Das ist nun der entscheidende Punct. Ruht der Accent auf der Wurzelsilbe weil sie die erste, oder um ihrer selbst willen weil sie das materielle Wortelement ist und die Silben formeller Function hinter sie zurückgesetzt werden sollen? Nur der vierte Satz und die unbetonten Praefixe klären uns über das Germanische auf, so dass jeder Zweifel schwindet. Das Lettische rückt mit einer einzigen schon von Bielenstein S. 235 erklärten und gerechtfertigten Ausnahme den Ton in allen Compositis auf die erste Silbe, beim Verbum ebensowol wie beim Nomen. Kann dabei noch von logischer Accentuation, wenn wir so mit Bopp das germanische Princip benennen wollen, die Rede sein? Nicht blos die praefigirte Praeposition zieht von der Wurzelsilbe des Verbums den Hauptaccent auf sich, sondern auch die Negation und das isolirt nirgends vorkommende Passivzeichen *jà*-. Und gleichwol scheint es in der Consequenz des 'logischen' Principes zu liegen, dass ein gänzlich unselbständiges Praefix nicht mit einem Hochtone bedacht werden könne.

Eine weiter umschauende Betrachtung leitet uns auf dasselbe Resultat.

In dem Uebergang vom freien zum unfreien Accente liegt eine Abnahme des Sprachgefühles und ein Sinken der unterscheidenden Kraft. Es ist etwas Aehnliches, wenn im Neuhochdeutschen immer mehr Verba zur schwachen Flexion übergehen, oder wenn in den süddeutschen Dialekten sich alle nicht umschriebenen Praeterita verloren haben: eine kahle Regelmässigkeit tritt an die Stelle der ursprünglichen wolbegründeten Manigfaltigkeit.

In der Betonung der Wurzelsilbe dagegen erhebt sich ein Princip von so eigenthümlicher Kraft und selbständiger Berechtigung, wie der freie arische Accent war. Dort meinen wir einen mechanischen, hier einen geistigen Vorgang zu erkennen.

Ist es demnach wol wahrscheinlich, dass unter ganz nahen Verwandten, so nahen Verwandten wie das Littauische und Lettische (vollends das Hoch- und Niederlittauische) sich eine so bedeutende Geistesumwandlung isolirt hervorgethan habe? Würden wir nicht staunen, wenn wir im germanischen Kreise plötzlich auf eine Sprache mit dem alten freien Accente stiessen? Und doch wäre dies Beharren noch begreiflicher als jenes Fortschreiten. Aber freilich: ein solches Beharren auch würde eine Sprache ihres germanischen Charakters entkleiden, und so ist es innerhalb dieses Charakters ganz unmöglich.

Nichts Auffälliges dagegen, wenn ein einzelner Dialekt sich auf die Bahn der äusserlichen Regelmässigkeit begibt. In diesem Sinne bestätigen vielmehr schlagende Analogien was im Lettischen und Niederlittauischen, vielleicht auch Preussischen geschehen ist. Das Gaelische betont stets die erste Silbe des Wortes wie das Welsche die vorletzte. Das Böhmische betont die erste Silbe wie das Polnische die vorletzte, während das Russische dem freien Accente getreu bleibt. Wie das Böhmische zum Russischen, meine ich, verhält sich das Lettische zum Littauischen. Vergl. Bopp Accentuationssystem, Vorrede, und Pott Praepositionen S. 4 f. Anm., wo auch die tatarischen Sprachen herbeigezogen werden.

Das Germanische steht also mit seiner Accentuation der Wurzelsilbe allein da.

Diese Betonung hat Bopp, wie erwähnt, die logische genannt und a. O. S. 59 das Princip näher dahin erläutert, dass immer diejenige Silbe mit dem Haupttone belegt werde, welche hinsichtlich des Sinnes den ersten Rang einnimmt. Ich lasse dahingestellt, ob eine solche Auffassung auch nur das Wesen der Sache mit hinlänglicher Schärfe treffe. Dass das historische Ereignis des Ueberganges unserer Sprache von dem alten freien Accente zu dem ihr eigenthümlichen damit erklärt sei, als ob etwa der Gedanke sich in höherem Masse Bahn bräche, wird niemand behaupten wollen. Es handelt sich vielmehr darum, die ausschliesslich überwiegende Intensität und Lebhaftigkeit zu begreifen, welche das stoffliche, gegenständliche Element des Wortes in der Vorstellung der Germanen erlangt hat.

Drei Momente dürfen meines Erachtens herbeigezogen werden.

Erstens wäre vielleicht nach einer Bemerkung von Karl Verner der Vorgang als eine Formübertragung zu fassen: 'Die Fälle, in denen der Accent auf der Wurzelsilbe ruhte, waren schon unter dem alten Betonungsprincipe in der Majorität, und diese Betonungsweise griff dann in der germanischen Grundsprache um sich, indem die Wortformen, die den Accent auf der Endung hatten, ihn nach und nach auf die Wurzelsilbe zurückzogen' (KZ. 23, 129). Indessen wäre damit jedenfalls die Frage nach den Gründen der Uebertragung noch nicht beantwortet, welchen sich dagegen wol die beiden folgenden Erwägungen nähern.

Zweitens nemlich mag der Stil der germanischen Poesie darauf Einfluss geübt haben.

Sprachbildner sind stets hauptsächlich diejenigen, welche durch Ausübung ihres Berufes in dem nächsten Verhältnis

zur Sprache stehn: in jüngeren Zeiten die Schriftsteller, in älteren die Dichter. Nur dass früher noch keine geistige Scheidung in Stände eingetreten war und daher Alles, was der einzelne Dichter gewann, für die Gesammtheit erworben war, oder, falls es sich zu weit über das allgemeine Durchschnittsmass erhob, auch für die Gesammtheit verloren ging.

Unserer ganzen Sprache war also der Stil eingeboren, den wir aus den ältesten nationalen Poesien erkennen. Dem germanischen Dichter ist es weniger um die Fülle und Anschaulichkeit der einzelnen Vorstellung zu thun, die er erwecken will, als um ihre Stärke. Er führt daher immer mehrere Streiche auf einen und denselben Fleck. Er bezeichnet nichts als die Sache selbst, aber nicht durch das eine angemessenste Wort, sondern durch eine Zahl von Synonymen. Er scheint sich nie genug zu thun und vergeblich nach völligem Ausdruck seines innern Bildes zu ringen.

Diese Eigenthümlichkeit mag aus dem leidenschaftlichen Naturell der alten Germanen fliessen, das in Krieg und Spiel und Gewaltthat sich austobte.[1] 'Die Leidenschaft, voll von

---

[1] Vergl. Vorträge und Aufsätze S. 16; ganz besonders aber Heinzel QF. 10, 9. 50 f. wo gezeigt ist, dass die stilistische Form der Variation des Ausdruckes, um die es sich hier handelt, schon dem altarischen Stil angehörte, aber bei den Germanen verstärkt und ausgebildet wurde. — Mit der ganzen obigen Motivirung vergl. Wilhelm von Humboldt Ges. W. 6, 163 f. den ganzen Absatz, worin u. a. 'Es drückt sich darin (in dem Betonungstriebe) ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Mass des blossen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen.' . . . 'Wenn alle andern Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.' Als Exempel wird das Englische benutzt.

ihr selber' — bemerkt Rousseau — 'ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fliesst und sich niemals erschöpft.'

Aber das leidenschaftliche Wiederholen desselben Gedankens, das Ringen nach starker Sachbezeichnung, konnte den Dichter veranlassen, den vorzugsweise sachbezeichnenden Worttheil, die Wurzelsilbe, zu betonen. Es war das ein neues Mittel zu demselben Zwecke.

Viel bestimmter aber dürfen wir drittens behaupten, dass sich in der Betonung der Wurzelsilbe eine entschiedene aesthetische Auffassung kund gibt. Das Wort ist ein Kunstwerk: Stoff und Form sind nicht blos darin enthalten, sie werden auch darin gefühlt. Tritt das Stoffelement in den Vordergrund, werden die Silben mehr formaler Function vernachlässigt: so dürfen wir auf unkünstlerische, prosaische Stimmung schliessen. Jene Ueberschätzung des Gehaltes und Unterschätzung der Form, zu welcher die Germanen überhaupt neigen und welche von Zeit zu Zeit poesieverheerend sich wie zu einer nationalen Krankheit steigert, muss auch in jenen Urzeiten einmal ausgebrochen sein, um uns in dem specifisch germanischen Accent ein Erbtheil für alle Zeiten zu hinterlassen.

Die vorhistorische Epoche, aus welcher unsere Betonung stammt, vergleicht sich daher mit dem sechzehnten Jahrhundert oder — um eine kühne Vermuthung gleich ganz auszusprechen — mit der zweiten, vierten und sechsten historischen Periode. Wir werden im vierten Kapitel das vocalische Auslautsgesetz als abhängig von dem Stammsilbenaccent erkennen: dann haben alle die genannten Epochen

den Impuls jener Urzeit gleichfalls empfunden und die Consequenzen aus dem germanischen Betonungsprincipe gezogen: die zweite durch das vocalische Auslautsgesetz, die vierte durch die Verkürzung und Abschwächung der althochdeutschen Endsilben, die sechste durch masslose Wortverstümmelung in Vorsilben und Endungen.

Wie dazu die Epochen weicheren Charakters sich verhalten, wird das nächste Kapitel zu zeigen suchen.





Viertes Kapitel.

DIE LAUTVERSCHIEBUNGEN.

Bei den Lautverschiebungen kommt es mir wie im vorhergehenden nicht sowol auf Erschöpfung des reichen und dankbaren Stoffes, als auf Geltendmachung einiger allgemeinerer Gesichtspuncte an. Hier wie dort kann ich mir und dem Leser die Herbeiziehung der Physiologie nicht ersparen.

Sollte es mir nicht gelungen sein, mir die Lehren Brückes soweit anzueignen, als zu ihrer fehlerlosen Handhabung nöthig wäre, so bitte ich lediglich mir die Schuld aufzubürden und nicht Argumente gegen die ernsthafte philologische Verwerthung der physiologischen Entdeckungen aus dem etwaigen Fehlschlagen abzuleiten. Man hat den Wunsch ausgesprochen, die Physiologen möchten die in der Sprachgeschichte vorkommenden Lautübergänge erläutern. So willkommen eine derartige Erläuterung von physiologischer Seite wäre, ich glaube nicht, dass wir ein Recht haben,

darauf zu warten. Und glücklicherweise haben wir es auch nicht nöthig.

Es handle sich z. B. um den Uebergang von *d* in *l*. Wenn der Physiologe uns gelehrt hat, wie das *d* und *l* gebildet werden, was kann er dann zur 'Erläuterung' des Ueberganges noch viel anderes thun, als uns verweisen auf das, was wir durch ihn schon wissen? Zunächst dass es sich um tönendes *l* handeln müsse, weil *d* ein tönender Laut ist, wird er constatiren: können wir das nicht selbst? Und wenn uns gesagt ist, dass beim *l* wie beim *d* und *t* die vordere Zunge mit Zähnen oder Gaumen vollständigen Verschluss bilde, nur dass beim *l* 'neben den hinteren Backenzähnen jederzeit eine Oeffnung gelassen wird, so dass sich der Luftstrom auf der Zunge theilt und durch die besagten Oeffnungen hindurch an der Innenfläche der Backen entlang zur Mundöffnung strömt' (Brücke Grundz. S. 41) — können wir uns das Weitere nicht selbst sagen, dies nämlich, dass der Uebergang eben in der Herstellung der geschilderten eigenthümlichen Unvollkommenheit des Verschlusses anstatt des vollkommenen bestehe? Und wenn wir gerne genauer wissen möchten, welche Muskelactionen an die Stelle welcher Muskelactionen treten, werden wir nicht auch hierüber hinlänglich unterrichtet sein, wenn uns die zur Bildung jenes vollkommnen und dieses unvollkommnen Verschlusses nöthigen Muskelactionen gleichmässig bekannt sind?

So reducirt sich die Aufgabe des Physiologen zunächst immer nur auf genaueste Schilderung des einzelnen Lautes. Denn was die letzten Motive solcher Uebergänge betrifft, so dürfte die Physiologie bis jetzt so wenig zu völlig genügenden Antworten gerüstet sein, wie die Linguistik, und wären sie auch beide gerüstet, erhebt sich nicht in jedem

einzelnen Falle die Hauptfrage, wem von ihnen beiden das Recht der Antwort gebüre? Vielleicht beiden? Vielleicht keiner von beiden? Ich erlaubte mir schon oben S. 35 f. auf die Verschiedenartigkeit der möglichen Motive hinzuweisen, und noch andere sind denkbar. Welcher Einfluss z. B. lässt sich auch in phonetischen Dingen vermuthen, wenn eine Nation oder ein Bruchtheil der Nation bemüht ist, sich die erworbenen Culturschätze einer fremden anzueignen! Nicht dass ich auf einen derartigen Einfluss hier schon bestimmt hinweisen möchte, es kommt vorderhand nur auf mögliche Gesichtspuncte der Forschung an. Ein ferneres Motiv macht z. B. Brücke Grundz. S. 46 geltend, um den Uebergang der auslautenden Media zur Tenuis nach Resonanten *(m, n)* zu erklären: das Streben nach Vernehmbarkeit gegenüber physischen Hindernissen.

Reine Arbeitstheilung ist am wenigsten auf den Grenzgebieten der Wissenschaft zulässig, und führt nur dazu, dass gerade die tiefsten Fragen unbeantwortet bleiben. Denn alle Untersuchung der letzten Ursprünge liegt auf diesen Grenzen, und das Princip der Arbeitsvereinigung bildet hier wie in der ökonomischen Welt die nothwendige und unerlässliche Ergänzung der Arbeitstheilung. Die sogenannte Besonnenheit kann unter Umständen zur Geistlosigkeit oder Feigheit werden. Wenn irgendwo, so gilt hier das grosse Wort Jacob Grimms: man muss auch den Muth des Fehlens haben. [1]

Mit Bedauern lese ich in der Vorrede zu Merkels Laletik die Aeusserungen über Jacob Grimms Abneigung gegen die

[1] Genauer: 'Wer nichts wagt gewinnt nichts und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben.' Vorrede zur Geschichte der deutschen Sprache.

physiologische Lautbetrachtung, an welche der Verfasser die Frage knüpft: 'Wenn aber der Meister solches that, war es dann anders zu erwarten, als dass die Schüler in demselben Irrthum verblieben und von den Versuchen welche Physiologen von Fach machten, um das Gebiet der Lautlehre mit der Fackel der Wissenschaft zu erhellen, nichts wissen wollten?'

Hat Professor Merkel niemals den Namen Rudolf von Raumers nennen gehört? Dieser 'Schüler' Jacob Grimms wenigstens hat schon im Jahre 1837 die Nothwendigkeit physiologischer Erwägungen in der Lautlehre nicht blos betont, sondern auch für eine wichtigste Erscheinung deutscher Lautgeschichte daraus Vortheil gezogen. Einen anderen, Theodor Jacobi, haben wir ebenfalls bereits auf physiologischem Wege gesehen.

Jacob Grimm verschmähte es nicht, aus Raumers Schrift 'über die Aspiration und die Lautverschiebung' (in den gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften S. 1—104 wieder abgedruckt) nicht blos das Hauptresultat anzunehmen, sondern auch das Bild von den drei Wagen, die sich unmittelbar folgen, ohne einander zu erreichen, in der Geschichte der deutschen Sprache S. 393 (vergl. Raumer a. O. S. 88) zu entlehnen. Ebenso haben bei den übrigen Fachgenossen Raumers Hauptsätze, so viel ich weiss, ungetheilten Beifall und ausnahmslose Billigung erfahren.

Wenn ich gleichwol seinen Ansichten in einigen Puncten wesentlich abweichende Meinungen entgegenstellen zu müssen glaube, so wird Raumers grundlegende Schrift dadurch in ihrem Werthe nicht beeinträchtigt. Immer wird ihr das grosse Verdienst bleiben, der Phonologie die physiologische Bahn gebrochen zu haben, und wenn es gelingen sollte, mit

Brückes 'Grundzügen' in der Hand Raumers Aufstellungen hier und dort zu berichtigen, so erforderte das nur geringe Mühe und Kunst.

Leider haben Raumers Bestrebungen von philologischer Seite wenig Nachfolge gefunden. Selten trifft man einen Philologen, der auf physiologische Erörterungen gern einginge, die er vielleicht vorzieht unter der Rubrik 'überflüssige Subtilitäten' ein für allemal bei Seite zu schieben. Daher kann man selbst die elementarsten Dinge nicht als bekannt voraussetzen, und nicht einmal Brückes Werk, das für den Phonologen einem Gesetz- und Rechtsbuch gleichkommen müsste, befindet sich in Aller Händen.[1] So bleibt auch mir nichts übrig, als — möglichst mit Brückes eigenen Worten — auf die Grundbegriffe zurückzugreifen und daran erst die Darlegung meiner Ansichten zu schliessen.

PHYSIOLOGISCHE GRUNDLAGEN.

Der Unterschied der Consonanten von den Vocalen besteht darin, dass bei jenen im Mundcanale entweder irgendwo ein Verschluss vorhanden ist, oder eine Enge, welche zu einem deutlich vernehmbaren, selbständigen, vom Tone der

[1] Die Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute von Ernst Brücke sind 1876 in zweiter Auflage erschienen (vergl. Anz. f. d. Alterthum 3, 71); die Citate beziehen sich, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist, auf die erste Auflage. Von neuerer Litteratur sei verwiesen auf Kräuter in Reichert-Dubois Archiv 1873 S. 449 ff. und in Frommanns Mundarten 7, 305 ff. sowie auf Sievers Grundzüge der Lautphysiologie (Leipzig 1876, vergl. Kräuter Anz. f. d. Alterthum 3, 1 ff.) und L. F. Leffler Några ljudfysiologiska undersökningar rörande konsonantljuden. I De klusila konsonantljuden (Upsala universitets årskrift 1874). Vortrefflich Julius Hoffory Phonetische Streitfragen KZ. 23, 525—558. Anderes ist Zs. f. d. Alterthum 20, 206 verzeichnet.

Stimme unabhängigen Geräusche Veranlassung gibt, — während bei den Vocalen keines von beiden der Fall ist.

Je nachdem nun Verschluss oder Enge gebildet wird, je nachdem im letzteren Falle das Consonantengeräusch durch Reibung oder Vibration entsteht, je nachdem endlich die Luft durch die Nase entweichen kann oder nicht — ergeben sich viererlei physikalische Bedingungen, unter welchen Consonanten entstehen:

1. Der Weg durch die Nase ist der Luft abgeschnitten, und auch der Mundcanal ist irgendwo gesperrt. Dies sind die sogenannten Mutae, die Tenues sowol als die Mediae. Bei ihnen ist also die Luft eingesperrt und tritt, sobald der Verschluss im Mundcanal geöffnet wird, mit stärkerem oder schwächerem Geräusche hervor, weshalb diese Laute auch den Namen Explosivae führen. Chladni nennt sie passend Verschlusslaute.

2. Der Luft ist der Weg durch die Nasenhöhle abgesperrt und der Mund ist an irgend einer Stelle so verengt, dass die ausströmende Luft an den der Enge benachbarten Theilen ein Reibungsgeräusch hervorbringt. Wollen wir einen traditionellen Namen auf diese Laute anwenden, so kann es nur der der Spiranten sein.

An die Reibungsgeräusche schliessen sich die *l*-Laute. Sie haben das mit ihnen gemein, dass sie einfach durch Herstellung einer Enge im Mundcanal gebildet werden, aber sie unterscheiden sich dadurch von ihnen, dass die Enge nicht in der Mittelebene des Mundcanales liegt, sondern zu beiden Seiten zwischen dem Zungenrande und den Backenzähnen, so dass die durch sie ausströmende Luft an der Innenseite der Backen entlang und so zum Munde hinaus streicht.

3. Der Luft ist der Weg durch die Nase verschlossen und im Verlauf oder am Ende des Mundcanales ist irgend ein Theil so gestellt, dass er durch den Luftstrom in Vibrationen versetzt wird und dadurch ein Geräusch entsteht: dies sind die *r*-Laute oder, wie sie Chladni passend nennt, die Zitterlaute.[1]

4. Der Weg durch die Nase steht der Luft offen, aber der durch den Mundcanal ist ihr versperrt. Diese Laute nennt Brücke Resonanten, während man sie gewöhnlich als Nasale zu bezeichnen pflegt. Ich behalte den von Brücke gewählten Namen bei, um die mit Resonanten versehenen Silben von den nasalirten d. h. nasalirte Vocale enthaltenden zu unterscheiden. Die Nasalirung oder der Nasenton wird durch Oeffnung des Nasenweges bewirkt, während bei den reinen Vocalen alle Luft durch den Mundcanal ausströmt. Der Nasenton ist der indische Anusvara, ich bezeichne ihn überall, auch im Littauischen und Slavischen, mit Bopp durch *ṅ*, so dass also bei streng phonetischer Schreibung auch im Gothischen vermuthlich *faṅhan, haṅhan, braṅhta, thaṅhta* zu setzen wäre.[2]

Unter diese vier Rubriken können sämmtliche einfache Consonanten, wozu Brücke jedoch das *h* nicht rechnet (hierüber unten näheres), eingeordnet werden.

Jede dieser vier Rubriken zerfällt aber wiederum in drei Abtheilungen, je nachdem die Unterlippe mit der Oberlippe oder den oberen Schneidezähnen — der vordere Theil der Zunge mit den Zähnen oder dem Gaumen — die

[1] Ueber die Zitterlaute vergl. jetzt Hoffory KZ. 23, 531; ebenda S. 537 über die *l*-Laute.

[2] Ueber nasalirte Vocale *(í nef kveđnir)* im Isländischen s. (Thorodd) Snorra Edda 2, 19 Anm.

Mitte oder der hintere Theil der Zunge mit dem Gaumen Verschluss oder Enge bildet. Es sind dies, wie man sieht, die exacteren Bezeichnungen für die labiale, die linguale und die sogenannte gutturale Articulation.

Zu der Eintheilung nach den Articulationsbedingungen und den Articulationsgebieten gesellt sich eine dritte, je nachdem bei Hervorbringung der consonantischen Laute die Stimmritze zum Tönen verengt ist oder nicht — in tönende und tonlose.

Die Resonanten, *r* und *l*, die man als Liquiden zusammenzufassen pflegt, können sowol tönend als tonlos gebildet werden[1]: aber bei den Verschlusslauten gründet sich darauf die Unterscheidung der Tenues und Mediae, der sogenannten harten und weichen Mutae, und bei den Reibungsgeräuschen die der harten und weichen oder scharfen und gelinden Spiranten. Tonlos sind je die 'harten', tönend die 'weichen' Laute.

Reihen wir unsere neuhochdeutschen Laute in die Kategorien, welche sich dergestalt ergeben, so bekommen wir Tenues *p, t, k;* Mediae *b, d, g;* harte Spiranten *f,* scharfes *s, ch;* weiche Spiranten *w,* weiches *s* (französ. *z*), *j.* Oder nach den Articulationsgebieten: Labiales *p, b, f, w;* Linguales *t, d,* scharfes *s,* weiches *s;* Gutturales *k, g, ch, j.*

Mit einer solchen Einreihung bekannter und naheliegender Laute ist nun freilich die Aufgabe der Classification entfernt

[1] Dass auch die Resonanten tonlos gebildet werden können, hat Julius Hoffory KZ. 23, 544 ff. nachgewiesen. Als tonloses *n* wird z. B. im heutigen Isländischen anlautend *hn* (*hnakki, hníga* u. dgl.) gesprochen; gerade wie isl. *hr* und *hl* tonlos *r* und *l* sind (ibid. 533. 542). Vergl. Hoffory in der Zs. f. d. Alterth. 23, 374.

nicht erschöpft. Nicht blos fehlen hier manche Laute anderer Sprachen, welche das Neuhochdeutsche nicht besitzt, wie z. B. das englische *th;* sondern auch innerhalb unserer eigenen Lautwelt sind die feineren Unterschiede nicht hervorgehoben: so schliesst z. B. bei unserem *p* und *b* die Unterlippe gegen die Oberlippe, bei *f* und *w* nähert sie sich den oberen Schneidezähnen; unser *ch* in *Sichel* wird weiter vorne am Gaumen, als unser *ch* in *Sache* gebildet, unser *j* dagegen stets am vordern Gaumen, usw.

Indem nun Brücke auch diese feineren Unterschiede auffasst und innerhalb der drei Articulationsgebiete noch alle besonderen Articulationsstellen zu bestimmen sucht, gelangt er erst zu einer Classification, welche sämmtliche überhaupt mögliche Consonanten zu umfassen sucht. Er unterscheidet die verschiedenen Bildungsweisen des *p, t, k* usw. durch Ziffern, die er den Buchstabenzeichen beifügt.

Es sind dies aber die folgenden.

Innerhalb des labialen Gebietes. Bei p^1 b^1 f^1 w^1 wird Verschluss und Enge zwischen der Unterlippe und der Oberlippe (labio-labial oder reinlabial), bei p^2 b^2 f^2 w^2 zwischen der Unterlippe und den oberen Schneidezähnen (labio-dental) gebildet. Das w^1 sprechen wir nach Brücke in der Verbindung *qu: Quelle, Quirl.*

Innerhalb des lingualen Gebietes. Bei dem alveolaren t^1 d^1 s^1 z^1 (mit *z* bezeichnet Brücke das weiche *s* und überhaupt das tönende Reibungsgeräusch dieser Classe) wird Verschluss und Enge zwischen dem vorderen Theile der Zunge und dem hinteren Zahnfleische der oberen Schneidezähne; bei dem cerebralen t^2 d^2 s^2 z^2 zwischen der vorderen Zunge und dem höchsten Theile des Gaumen-

gewölbes;[1] bei dem dorsalen t^3 d^3 s^3 z^3 zwischen dem vordern convex gemachten Theile des Zungenrückens und dem vorderen Gaumen bei nach abwärts gebogener und gegen die unteren Schneidezähne gestemmter Zungenspitze; bei dem dentalen t^4 d^4 s^4 z^4 zwischen der Zunge und den Zähnen (nicht auch mit dem Gaumen) gebildet. Die dentalen Spiranten s^4 und z^4 sind das harte und weiche *th* des Englischen.

Innerhalb des gutturalen Gebietes. Bei dem vorderen k^1 g^1 χ^1 y^1 (den sogenannten Palatalen) wird Verschluss und Enge zwischen dem Zungenrücken und dem mittleren Theile des harten Gaumens;[2] bei dem hinteren k^2 g^2 χ^2 y^2 zwischen dem Zungenrücken und dem hinteren Theile des harten Gaumens gebildet. Hier ist χ^1 unser *ch* in *Sichel*, χ^2 unser

---

[1] Dr. Wilhelm Thomsen will nach Hoffory KZ. 23, 530 zwischen der alveolaren und cerebralen eine neue Articulationsstelle, und eine neue Reihe von Lauten des zweiten Gebietes, die gingivalen einschalten, deren Verschlusslaute mouillirt im ital. *c(i)* und *g(i)* vorhanden, als deren Reibelaute aber deutsch *sch* und französ. *j* anzusehen wären.

[2] 'Man fühlt die Grenze zwischen hartem und weichem Gaumen leicht, wenn man mit dem Zeigefinger, die Nagelseite nach abwärts gewendet, am Gaumen entlang und gegen den Rachen hin gleitet. Wenn man auf diese Weise die ersten Fingerglieder in den Mund gebracht hat und dann auch das dritte hineinschiebt, so fühlt man, wie der Widerstand des Knochens unter dem Finger plötzlich schwindet und derselbe nun gegen einen weichen nachgiebigen Körper, den weichen Gaumen oder das Gaumensegel angedrückt wird.' Brücke S. 44. — Dem gelehrten Ascoli verdanken wir jetzt die Entdeckung einer altarischen Palatalreihe k^1 g^1 g^1h (Corsi di glottologia 1870; deutsch: Vorlesungen über die vergl. Lautlehre des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen, Halle 1872; Uebersicht S. 159). Das k^1 hat dann Fick Spracheinheit (Göttingen 1873) S. 116 ff., das g^1 und g^1h Dr. Hermann Möller Die Palatalreihe der indogermanischen Grundsprache im Germanischen (Leipzig 1875) neu entdeckt. Dagegen noch bei Hübschmann KZ. 23, 27. 30 die alte Boppsche Ansicht (Vergl. Gramm. 1², 39) von besonderer ostarisch-slavischer Entwickelung.

ch in *Sache*, y^1 unser *j*, so dass es mithin vollkommen berechtigt war, wenn Rudolf von Raumer sein *jj (ch* in *Sichel)* und *j (j* in *ja)* als harten und weichen Laut in eine Reihe ordnete.[1] Und wenn Brücke sein y^2 im plattdeutschen z. B. in *lög'* (Lüge) findet, so hat auch Raumer ein weiches *hh* 'z. B. in *ich mahh* (volo) = *mag* provinziell' neben dem harten *ch* in *Sache*. Vergl. Raumer Sprachwissenschaftliche Schriften S. 22 f. Noch muss ich erwähnen, dass Brücke ausser den angeführten auch ein hinterstes k^3 kennt, das Qaf der Araber, bei welchem der Zungenrücken mit dem weichen Gaumen Verschluss bildet, vergl. Brücke über eine neue Methode der phonetischen Transscription (Philol. hist. Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 41) S. 18.

So weit Brückes System der einfachen Consonanten. Was er im Verfolg über die zusammengesetzten Consonanten (unser *sch* und der entsprechende tönende Laut, das französische *j*, sind nach ihm solche) und die mouillirten Laute

[1] Uebrigens schon Kempelen (Mechanismus der menschlichen Sprache S. 209): 'Man kann das *j* auch so betrachten, als wenn es ein blosses *ch* wäre, bei dem die Stimme mittönt. Das *ch*, wie es in dem Worte *ich* lautet, hat ganz die nämliche Lage wie das *j*, nur ist dabei der Unterschied, dass *ch* mit dem blossen stimmlosen Wind hervorgebracht wird, bei dem *j* dagegen die Stimme mittönt.' Vergl. S. 282 die Unterscheidung zwischen einem höheren *ch* nach *e* und *i* und einem tieferen nach *a*, *o* und *u*. — Im Obigen sind nhd. *j* und *w* mit Unrecht ohne weiteres als tönende Reibelaute angesehen. Die tönenden Reibelaute vergegenwärtigt man sich am besten, indem man die tonlosen continuirt und dann Stimmton hinzutreten lässt. Die altarischen *j* und *v* sind keine tönenden Spiranten, sondern Halbvocale oder mitlautende Vocale: über diese schon Georg Schulze Ueber das Verhältnis des ζ zu den entsprechenden Lauten der verwandten Sprachen (Göttingen 1867) S. 46; dann Hoffory KŽ. 23, 551; Kräuter Zur Lautverschiebung S. 110 – 151; Brücke Grundz. 90 ff. der zweiten Auflage; Anz. f. d. Alterth. 3, 63. Theoretisch müssen wir jedenfalls noch *u* und *i* statuiren, welche zugleich Reibungsgeräusche d. h. Consonanten sind.

bemerkt, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Dagegen führt uns seine Ansicht über die Aspiration unmittelbar auf den Gegenstand dieser Betrachtungen.

Es scheint mir die erste und dringendste Pflicht einer jeden lautgeschichtlichen Untersuchung, falls sie nicht zu einer blos buchstabengeschichtlichen herabsinken will, die historisch gegebenen Laute auf ihre richtige Stelle in Brückes System zurückzuführen. In diesem Sinne las ich Brückes 'Grundzüge', und so wurden die Hauptsätze, welche ich mich im Folgenden zu erweisen bemühe, die erste Frucht meiner Bekanntschaft mit diesem Werke.

Nur in éinem Puncte fühlte ich mich gedrungen, von den Aufstellungen Brückes abzuweichen: in Bezug auf die Beûrtheilung der Mediae aspiratae *(gh jh ḍh dh bh),* welche er sowie sie die Sanskritgrammatik statuirt, für die den fünf Medien entsprechenden tönenden Reibungsgeräusche hält (S. 85). Eine eigentliche aspirirte Media erklärt er (S. 59. 84) für durchaus unmöglich.

Aspiration der Tenuis im physiologischen Sinne entsteht, wenn wir nach Durchbrechung des Verschlusses nicht unmittelbar die Stimmritze zum Tönen verengen, sondern damit zögern, so dass eine kurze Weile der Athem frei durch die offene Stimmritze zum offenen Mundcanal hinausfliesst und erst dann die Stimme einsetzt. Da nun bei der Media die Stimmritze bei der Explosion zum Tönen verengt ist, so, schliesst Brücke, muss ihr immer erst ein Vocal angehängt werden, ehe das *h* folgen kann bei dem die Stimmritze weit offen ist. Versuchen wir z. B. die skr. Consonantverbindung *ghn* als *g, h, n* zu sprechen, so hänge sich sowol dem *g* als dem *h* ein Vocal an und die Gruppe werde zweisilbig.

Dass dem *g* sich ein Vocal anfügen müsse, scheint mir doch nicht unbedingt nothwendig, wenn wir z. B. nur annehmen, dass die Media mit Flüsterstimme gesprochen werde. Auch setzt Brücke selbst auseinander, dass es möglich sei, nachdem der Verschluss der Media gebildet, den Explosivlaut zu vermeiden und indem man den Athem anhalte, zugleich die Stimmritze und den Verschluss im Mundcanal geräuschlos zu eröffnen und dann das *h* hervorzustossen. Und wenn es allerdings vielleicht nicht ganz richtig wäre dies Verfahren, das in unserer Sprache nur bei der Silbentrennung eintritt, Aspiration zu nennen: so wird damit doch die Angabe Colebrookes und anderer über die Aussprache der skr. Medienaspiraten, dass man nämlich der Media ein *h* anhänge, als physiologisch möglich gerechtfertigt. In der That hörte Herr Karl Arendt laut Bericht in Kuhns und Schleichers Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung 2, 289 einen indischen Muhammedaner diese den sämmtlichen lebenden Töchtersprachen des Sanskrit geläufigen Laute in der angegebenen Weise hervorbringen.

Eine ganz andere Frage ist, ob uns hiermit die alte Aussprache unverändert erhalten sei, ob solche Medienaspiraten als das gelten können, was sie im Skr. unzweifelhaft waren, als einfache Consonanten. Und mit Brücke (S. 84, N. 25) verneine ich die Frage.

Was also waren die sogenannten Medienaspiraten des Skr. wirklich?

Eine sehr nahe liegende Vermuthung drängt sich unwillkürlich auf, wenn man liest, was Max Müller über die Tenuisaspirata berichtet (bei Brücke S. 82): According to Sanskrit-grammarians, if we begin to pronounce the tenuis,

but in place of stopping it abruptly, allow it to come out with what they call the corresponding wind, we produce the aspirata. Der der Tenuis correspondirende Hauch kann nur das tonlose Reibungsgeräusch der gleichen Articulationsstelle bedeuten. Mithin wird uns als die Aussprache der Tenuisaspirata, die wir getrost als die ursprüngliche betrachten dürfen, eine Tenuis bezeugt, welcher das tonlose Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle, die entsprechende Spirans also, unmittelbar nachfolgte.

Was ist nun natürlicher als die Annahme einer ganz in derselben Weise gebildeten Mediaaspirata, d. h. einer Media, auf welche die entsprechende Spirans, also das tönende Reibungsgeräusch derselben Articulationsstelle unmittelbar folgte: ich meine *bw, dz, gy* nach Brückes Bezeichnung.

Setzen wir zugleich den so definirten Laut des Sanskrit als Eigenthum auch der arischen Grundsprache voraus, so erfüllt er alle wünschenswerthen Bedingungen, indem sämmtliche ihm entsprechenden Laute der europäischen Sprachen sich aus ihm auf das leichteste erklären. Von dem Germanischen, auf das wir zurückkommen, vorläufig abgesehen, waren es überall die tönenden Reibungsgeräusche, gegen welche sich Abneigung geltend machte und deren man sich entledigte, indem man sie entweder einfach fallen liess und Vermischung mit der Media nicht scheute oder indem man — was im Griechischen geschah — das tonlose Reibungsgeräusch an die Stelle setzte und dadurch Vermischung mit der spiransbegleiteten Tenuis herbeiführte.

Es leuchtet ein, dass für diese spiransbegleiteten Verschlusslaute 'Aspiratae' ein ganz passender Name wäre. Dann müsste jedoch was Brücke Aspiration nennt, anders

bezeichnet werden. Um das zu vermeiden, könnte man für jene 'praeclusive Spiranten' vorschlagen oder blos 'Praeclusivae', im Sinne von Reibungsgeräuschen denen Verschluss vorhergeht. Aber Praeclusion könnte man ihre Hervorbringung doch nicht füglich nennen. Ich schlage daher vor, um auf ihre einheitliche Benennung nicht ganz zu verzichten, mit einem zuerst, wenn ich nicht irre, von Dr. Rumpelt (Deutsche Grammatik mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung, Bd. 1, Berlin 1860) anstatt Aspiration gebrauchten Ausdrucke, von Affrication und Affricaten zu reden. Wir würden tonlose (Tenues affricatae) und tönende Affricaten (Mediae affricatae) zu unterscheiden haben: *pf, ts, kχ* und *bw, dz, gy*.

Es handelt sich nur um die genauere Bestimmung der Articulationsstellen.

Für skr. *dh* kann sie kaum zweifelhaft sein: der Laut ist im Englischen thatsächlich vorhanden (d^4z^4 nach Brückes Bezeichnungsweise): 'Wenn das weiche *th* im englischen ein Wort anfängt, so erfolgt die Lösung der Zunge von den Zähnen oft erst, wenn die Stimme hervorbricht, so dass man kein reines z^4, sondern ein d^4z^4 hört' (Brücke Grundz. S. 40, vergl. Raumer S. 27).

Für die Labialreihe darf man nur an die reinlabiale oder labio-labiale Articulation, nicht an die labio-dentale denken: *bh* ist gleich b^1w^1 im Systeme Brückes.

Das der gutturalen Media entsprechende Reibungsgeräusch, das von unserem *j* (y^1 Brücke) bestimmt unterschieden werden muss, meine ich von Rheinländern für anlautendes *g* gehört zu haben, und dazu stimmt sehr schön die in älteren rheinischen Quellen häufig genug begegnende Schreibung *gh* desselben Lautes. Ich zweifle nicht, dass der-

selbe mit Brückes y^2, Raumers *hh* (oben S. 100) zu identificiren sei. Die Enge wird mithin zwischen dem Zungenrücken und dem hinteren Theile des harten Gaumens gebildet.

Die vorstehende Betrachtung über die sanskritischen 'Aspiraten' war seit Monaten niedergeschrieben, als ich erfuhr, dass Brücke längst seine Ansichten in demselben Sinne modificirt habe. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Bd. 9 (1858) S. 699, gibt er mit Bezug auf eine Abhandlung von Rudolf von Raumer (Sprachwissenschaftliche Schriften S. 368—393 [1]) folgende Umschreibung der skr. Aspiraten:

$$k^2\chi^2 \quad k^1\chi^1 \quad t^2s^2 \quad t^4s^4 \quad p^1f^1$$
$$g^2y^2 \quad g^1y^1 \quad d^2z^2 \quad d^4z^4 \quad b^1w^1.$$

In der zweiten Rubrik stehen die palatalen, in der dritten die cerebralen Laute: die übrigen wird man wiedererkennen. Brücke fügt hinzu: 'Man sieht leicht, dass diese Laute die jetzige Brahmanenaussprache geben, wenn man sich die

[1] Auch mit Rudolf von Raumer stimmt die vorgetragene Auffassung wesentlich überein. Seine ganze Differenz von Brücke in der Beurtheilung der skr. Aspiraten oder vielmehr Affricaten besteht darin, dass er statt der Spirans derselben Articulationsstelle nur einen unentwickelten Nachhall gelten lassen will, über dessen Natur er namentlich S. 399 f. 403 f. seiner gesammelten Schriften sich erschöpfend ausgelassen hat. Dieser 'unentwickelte Nachhall' wird selbständig hervorgebracht, wenn man den ganzen Mundcanal so eng als möglich macht ohne ihn irgendwo vollständig zu schliessen, und der so entstehende Laut ist ein Ragout von allen überhaupt möglichen Reibungsgeräuschen. Ob es irgendwelche Berechtigung habe die Tenuis mit diesem ihr folgenden Laute als eine Mittelstufe zwischen die physiologische Aspirata und die Affricata zu stellen, untersuche ich nicht. Es wird genügen, darauf hinzuweisen, dass der unentwickelte Nachhall für alle Consonanten ungefähr gleich ausfallen müsste, während der entsprechende (corresponding) Hauch bezeugt ist. Das Bedenken, ob der von Brücke angenommene Doppellaut nicht hätte Position machen müssen, scheint gegen Raumers Annahme

Engen für die Reibungsgeräusche geöffnet denkt, so dass der offene Mundcanal mit der offenen Stimmritze ein *h* gibt, während andererseits das Abfallen des Verschlusslautes auf die Wandlung der griechischen Aspiraten führt.'

Bald darauf hatte er Gelegenheit, denselben indischen Muhammedaner, auf dessen Aussprache sich Herrn Arendts oben S. 102 erwähnter Bericht stützt, kennen zu lernen und von der heute üblichen Hervorbringung der tönenden Aspiraten der skr. Töchtersprachen ganz genau Rechenschaft zu geben: in den Wiener phil.-hist. Sitzungsberichten Bd. 31 (1859) S. 220 ff. Es zeigte sich, dass die Media nie tönend explodirt, also keiner Einschaltung eines kurzen unbestimmten Vocals bedarf, sondern entweder Silbentrennung eintritt oder der als Media d. h. mit tönender Stimme angefangene Verschlusslaut nicht als solche, sondern als Tenuis explodirt.

Gefiele es doch Brücke mit derselben eingehenden Genauigkeit, mit der er hier und sonst Laute orientalischer Sprachen beschrieben hat, sämmtliche Laute einer Reihe von

ebenso zu gelten — oder gegen beide gleich wenig. Ganz kurzer leichter Verschluss und möglichst kurzes Reibungsgeräusch kann sehr wohl als einfacher Laut aufgefasst werden. Man muss nur nicht gleich an unser schwerfälliges *z* denken. Welcher Engländer wird sein d^4z^4 als Doppelconsonanz fühlen? Und lässt sich nicht ein eben solches t^4s^4 denken? 'Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht, sagt Brücke; wenn es existirt, kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann längere und kürzere Zeit dauern': der Laut, um den es sich handelt, ist sehr wenig intensiv und dauert nur sehr kurze Zeit. In Brückes Transscription müssten vermuthlich beide Bestandtheile der Affricata mit dem Reductionszeichen (Transscriptionsmethode S. 263) versehen werden. — Vergl. jetzt Zs. f. österr. Gymn. 1870 S. 640 f. 1875 S. 205. Ascoli Vorl. 1, 123. Den Uebergang von der Affricata zur Aspirata schildert Brücke Grundz. S. 113 der zweiten Ausgabe (1876). Der Laut, der im Dänischen *t* geschrieben wird, ist immer Aspirata (Hoffory KZ. 23, 537), zum Theil aber aus Affricata entstanden.

heutigen deutschen Mundarten uns physiologisch zu bestimmen. Wie anders stünde es gleich um unsere Phonologie, wenn wir auf eine solche Grundlage unsere Rückschlüsse auf die frühere Geltung der Buchstabenzeichen stützen könnten. Es käme darauf an, zunächst die bereits vorhandenen Wörterverzeichnisse aus dem Munde von Eingebornen in Brückes phonetische Schrift zu übertragen. Welches segensreiche Leben gewönnen diese Hieroglyphen! Und was für ein Monument wäre ein solches Werk! Eine unzerstörbare Photographie gleichsam der heutigen Volkssprache der Deutschen. Hier liegt in der That eine linguistische Aufgabe, die nur ein Physiologe in vollkommener Weise lösen könnte. Freilich auch nur ein feinhöriger und vorsichtiger Mann von unbestechlichem Urtheil. Nicht z. B. Herr Professor Merkel in Leipzig.

Es ist hier der Ort, wo ich noch einmal näher auf das System der Consonanten im ganzen eingehen muss, um meine zwischen Brückes und Merkels abweichenden Ansichten getroffene Wahl zu rechtfertigen.

In Professor Merkels System kann ich nach sorgfältiger Prüfung, soweit diese einem physiologischen Laien möglich, nur einen Rückschritt hinter Brücke finden. Und wenn Professor Merkel S. 183 bedauert, dass er Brückes System 'über den Haufen gestossen', so würde ich in dieses Bedauern von ganzem Herzen einstimmen und freue mich um so mehr, dass zu demselben glücklicherweise noch gar kein Grund vorhanden ist. Denn der Vortheil der Klarheit und Durchsichtigkeit nicht blos, sondern — was man in diesem Falle noch höher schätzen muss — der der linguistischen Brauchbarkeit und Uebereinstimmung mit den von der

Sprachwissenschaft ans Licht geförderten Thatsachen der Lautübergänge ist durchweg auf Seiten Brückes. Mir ist noch kein sprachliches Factum bekannt geworden, das sich nicht mit Leichtigkeit in Brückes System einfügen liesse, viele Sätze der Phonologie erhalten (wenn man nur nicht Brückes Lehren todt und stumpf aufnimmt, sondern sich zu lebendiger Entfaltung aneignet) daraus das hellste und aufklärendste Licht.

Diese Anwendbarkeit ist gewiss kein für sich allein schon entscheidendes Merkmal der Vortrefflichkeit, aber wenn ich z. B. beim *sch* Brückes Erklärung ganz und gar in Uebereinstimmung mit den sprachlichen Thatsachen sehe (geht es doch im Deutschen wirklich aus *s* und *ch* hervor, deren Articulationen Brücke darin vereinigt annimmt) und andererseits in Merkels Beschreibung (Laletik S. 200 f.) offenbare Unrichtigkeiten in Bezug auf eine angebliche Function der Lippen bei dessen Hervorbringung zu Tage liegend finde[1]: so halte ich mich vorläufig an Brücke, auch wenn ich Merkels S. 202 f. beschriebenes (von mir übrigens noch nicht wiederholtes) Experiment nicht gleich zu widerlegen im Stande bin.

[1] Das Charakteristische des *sch*-Mechanismus soll fast allein in den Bewegungen der Lippen bestehen, indem diese nemlich vor den Schneidezähnen und deren Alveolarpartien einen 'nach Länge und Breite ziemlich umfänglichen, aber wenig tiefen, senkrecht gestellten Hohlraum bilden, dessen Grund oder Boden von den Zähnen und deren Zahnfleische, dessen Wände und Dach von den Lippen hergestellt werden, und welcher vorn und hinten (im Dach und im Boden) je eine durch Auseinanderstehen der Lippen und der Zähne bewirkte Spaltöffnung besitzt, von welchen beiden erstere weiter ist als letztere'. Aber ich kann Ober- und Unterlippe ganz fest an die Schneidezähne andrücken, so dass auch nicht die Spur eines Hohlraumes sich bildet, und bringe dabei stets noch ein ganz deutliches *sch* hervor. — Vergl. jedoch über *sch* oben S. 99 Anm. 1.

Wenn ich S. 191 lese, Brückes Eintheilung des *s*-Gebietes sei eine 'unfruchtbare' geblieben, und zum Beleg darauf hingewiesen wird, dass Brücke in der deutschen Schriftsprache nur ein Zeichen für das tonlose und eines für das tönende *s* verwendet wissen wolle, während Professor Merkel es wenigstens hypothetisch im Interesse der Würde, der Ausdrucks- und Fortbildungsfähigkeit der deutschen Sprache für wünschenswerth hält, in Wort und Schrift sowohl das (eigens in unsere Sprache einzuführende?) englische *th*, als auch ein scharfes, ein schwaches und ein tönendes oder weiches *s* zu unterscheiden: so wird bei uns Philologen für solche wohlmeinende Fortbildungsbestrebungen der deutschen Sprache leider wenig Herz und Sinn zu finden sein.

Wenn ferner S. 191 Merkel als vierte Gattung des *s* einen Laut aufstellt, 'der kein *s* mehr ist', so erweckt dies nicht eben Zutrauen zu seiner systematischen Schärfe. Und wenn S. 212 die Aufstellung eines labio-dentalen *w* für überflüssig erklärt wird, so verräth dies (abgesehen von dem thatsächlichen Irrthum der darin zu liegen scheint) wenig Sinn für den grossen Grundgedanken von Brückes System, alle Möglichkeiten der Entstehung eines Consonanten — gleichgiltig ob sie in einer vorhandenen Sprache nachweisbar oder nicht — in erschöpfender Weise zu classificiren.

Derselbe niedrigere Standpunct — oder darf ich sagen: dieselbe Standpunctlosigkeit? — zeigt sich S. 246 in der Bemerkung: es seien mehrere von Brücke als tönend aufgeführte Consonanten gewiss dem bei weitem grösseren Theile der redenden Menschheit unbekannt, und daher, wo sie vorkämen, als dialektische Varietäten zu betrachten. ,Dialektische Varietäten' also verdienen keine Stelle im

System? Und das System hat nur den Zweck, lediglich die der Majorität der 'redenden Menschheit' geläufigen Laute zu ordnen und einzutheilen? Ja es genügt die blosse Vermuthung, dass ein Laut nur auf die Minorität der Sprachen eingeschränkt sei, um ihn aus dem Systeme zu verbannen?

Ich kann nun nicht hier die Beschreibung der Experimente ausziehen, durch welche Brückes System den Todesstoss erhalten haben soll.

Es wird zuerst nachgewiesen (S. 161 ff.), dass bei *k* stets an dem Gaumensegel sich der Verschluss bilde, nur bei vorlautendem *e* und *i* die nach vorn gezogene, dem harten Gaumen genäherte Zunge nicht sofort behufs der Bildung des *k* so weit zurückgezogen werden könne, als sie bei *a, o* und *u* an sich schon zurückgezogen sei, weshalb sie denn nach *e* und *i* den harten Gaumen berühre.[1] Doch deshalb ein vorderes und hinteres *k* zu unterscheiden wie Brücke that, indem er jenes (am mittleren harten Gaumen gebildete) als k^1, dieses (am hinteren harten Gaumen gebildete) als k^2 bezeichnete, findet Professor Merkel 'für überflüssig und selbst für unphysiologisch'. Weil aber ein *g* am harten Gaumen allerdings gebildet werden könne ('*g* molle' nennt es Merkel, g^1 Brücke), so sei Brückes System, das an jeder

---

[1] Diese (mit Ausnahme des Zurückziehens der Zunge zum *k* und abgesehen von der vermeintlichen Articulation am weichen Gaumen) unzweifelhaft wahre Ansicht tritt als eine Berichtigung Brückes auf, nach welchem *k* vor *e* und *i* weiter vorn, vor *a*, *o* und *u* successive weiter hinten gebildet werde. Aber wo sagt denn das Brücke? Brücke sagt S. 46 oben einfacher und richtiger genau dasselbe, was Merkel so ausführlich gegen ihn beweist. Und wenn die Entfernung des *ek* und *ik* von *ak*, *ok*, *uk* höchstens 3''' betragen soll, so liegt ja auch nach Brücke unser deutsches *k* in *abwickeln* zwischen dem eigentlichen k^1 und k^2. Das eigentliche k^1 kennt also Merkel gar nicht.

Articulationsstelle tönenden und tonlosen, Verschlusslaut und Reibungsgeräusch kennt, nunmehr beseitigt (S. 182 f.).

Ich denke, wenn Brücke sich hier etwas 'Unphysiologisches' hat zu schulden kommen lassen, so war diese physiologische Sünde eine linguistische Tugendübung.[1] Der Linguist weiss, dass es einen *k*-Laut gegeben haben muss, der unmittelbar an das *t* grenzt, so dass es oft schwer wird, zu unterscheiden, ob man *t* oder *k* gehört habe und dass die in den Sprachen nachweisbaren Uebergänge aus *k* in *t*, dass ferner die Entstehung der Laute *tsch* und *dsch* aus *k* und *g* sich erklärt. Schon 1837 beschrieb Raumer (S. 41) die skr. palatalen Mutae *(c, j)* als dem *k* und *g* verwandte Laute, welche an der Articulationsstelle des Jot *(y^1)* hervorgebracht würden. Diesen von der Linguistik geforderten Laut gewährt ihr Brückes System, während Merkel zwischen *k* und *t* eine durch nichts ausgefüllte Lücke der Articulation statuirt.

Professor Merkel scheint sich niemals gefragt zu haben: welche Laute sind möglich? Sondern stets nur: welche Laute sind wirklich? Und wirklich sind für ihn in der Regel nur die neudeutschen Laute der obersächsischen Mundart. Man könnte daher seiner Betrachtungsweise nicht mit Unrecht laletischen Adelungismus vorwerfen.

Brückes Beispiel für sein k^1 ist italienisch *chiesa*. Warum hat Merkel nicht den Laut *kj* in seine Untersuchung mit einbezogen? So macht sie den Eindruck, als ob er sich eigens zur Aufgabe gesetzt hätte, ein dem *e* und *i* benachbartes *k* möglichst weit hinten am Gaumensegel hervorzu-

[1] Dürfte man nicht mit etwas mehr Recht den Vorwurf der 'Unphysiologie' erheben, wenn man z. B. bei Merkel wiederholt auf den Begriff eines 'wahren Naturlautes' stösst?

bringen: was natürlich ganz gut gelingt. Sprechen doch z. B. die Schweizer, Tiroler und Kärntner χ^2 auch nach *i* und *e* (Raumer S. 46). Nur dass thatsächlich im gebildeten Deutsch χ^1 in *ich* oder *Sichel* articulirt werde, kann man behaupten und behauptet man, nicht dass nach *i* und *e* dies die einzig mögliche gutturale tonlose Spirans sei.

Was fängt nun z. B. ein littauischer oder lettischer Grammatiker an, wenn er von Merkels System ausgeht, gegenüber dem 'weichen' oder 'unreinen' *k* (und *g*), das sogar vor einem 'harten' Vocale *(a, o, u)* gesprochen wird. 'Man lernt diese Aussprache am besten, bemerkt Schleicher Litt. Gramm. S. 18, wenn man anfänglich das (dahinter geschriebene) *i* oder *j* wirklich ausspricht, bis man endlich lernt das *k, g* hoch oben am Gaumen hervorzubringen: einen leisen *j*-artigen Nachschlag haben diese Laute jedoch immer.' Dazu vergl. Bielenstein Die lettische Sprache S. 86: 'Will man diese Laute richtig nachbilden, so hüte man sich eben so sehr vor der gutturalen Aussprache als vor der dentalen *(tj, dj)*, als endlich vor der zischenden *(tsch, dsch)*. Das Ohr darf ferner nicht zwei verschiedene Lautelemente vernehmen *(kj, gj)*, sondern nur einen einzigen Laut, und doch darf *g* auch nicht nach Berliner Weise zu *j* verflüchtigt werden.' Man sieht, es ist genau Brückes k^1 und g^1. Aber die Grammatiker müssen sich, wollen sie nicht als unphysiologisch von Professor Merkel belächelt werden, in Bezug auf das eigentliche Wesen der in Rede stehenden littauischen und lettischen Consonanten für rathlos erklären.

In dem gegenwärtigen Zusammenhange soll das Beispiel vor allem auch darauf aufmerksam machen, wie gefährlich es ist, sich in rein theoretische Untersuchungen darüber einzulassen, welche Consonanten und Vocale wol mit ein-

ander in Verbindung treten können und welche nicht. Wir dürfen immer nur sagen: in diesen und diesen Sprachen werden thatsächlich nur diese und diese Laute zu einander in unmittelbare Nachbarschaft gerückt. Aber wenn wir alle lebenden Sprachen der Erde daraufhin untersucht hätten, so wären wir nicht berechtigt unsere Resultate als allgemeingiltige hinzustellen, d. h. auf alle untergegangenen und todten auszudehnen.

Darnach ermesse man, was z. B. von den feststehenden 'Naturgesetzen' zu halten, an welche die Rechtsprechung und Rechtschreibung der Verschlusslaute nach Merkels Laletik S. 156 gebunden sein soll, wobei unter anderem gelehrt wird, dass die Bildung der Media nur möglich sei, wenn ihr nicht der ortsverwandte Resonant folge. Das *b* in englisch *clubman* ist also keine Media, die anlautende Verbindung *gn* existirt in Wahrheit nicht, gr. *ἔεδνον* ist eine falsche Schreibung: doch es wäre möglich, dass ich den an dieser Stelle etwas gewundenen Ausdruck des Verfassers missverstünde oder dass seine eigenthümliche Begriffsbestimmung der Media darauf eingewirkt hätte, auf die ich hier nicht näher eingehe und für die sich der Umstand offenbar verhängnisvoll erwies, dass Professor Merkel als Obersachse geboren ist.

Eher dürfte Professor Merkels — nicht physiologische, sondern akustische — Unterscheidung zwischen Blas- oder Hauchgeräusch und eigentlichem Reibgeräusch, spiritus, flatus und strepitus, fricatus, Wahrheit enthalten, wenn ich auch durchaus nicht zugeben kann, dass das Hauchgeräusch kein 'das Ohr hinlänglich afficirendes Geräusch hervorbringe, so dass es erst dann zu sprachlautlichem Zwecke tauglich werde, wenn es mit den tönenden Schwingungen der Stimmbänder

vereinigt oder vermischt werde, oder wenn es ein anderes consonantisches Element zur Geltung bringen helfe' (Laletik S. 137). Auch mit der dann folgenden Aufzählung der Arten dieser Blasegeräusche vermag ich mich nicht einverstanden zu erklären.

Die Einordnung des *l* in dieselbe Lautclasse kann wenigstens in linguistischer Beziehung lediglich Verwirrung stiften, und jedenfalls trifft die Behauptung sprachlicher Untauglichkeit wenn es 'selbständig' sei, bei ihm auch nicht im entferntesten zu: die indische Grammatik rechnet es viel weniger unpassend zu den Halbvocalen.

Ebenso wäre es mit der Behandlung der Lippenblasgeräusche bei Merkel schwer, klare Vorstellungen zu verbinden. Es mag auf einem Versehen beruhen, wenn S. 134 das *w* als Vibrans bezeichnet wird, welchen Namen anerkanntermassen unter den vorhandenen Sprachlauten nur das *r* verdient. Aber S. 138 fehlt es unter den Lippenblasgeräuschen, während es S. 252 bestimmt als solches auftritt und auch S. 208 dazu gerechnet wird. Die unbegreifliche und schon oben berührte Läugnung zweier *w* tritt hinzu, Professor Merkel muss sich wol keinen Augenblick lang besonnen haben, auf welchen Gründen Brückes Unterscheidung derselben ruhe. Es entsteht doch wol nicht derselbe Klang, wenn ich bei der Lippenstellung, mit der ich meine Suppe blase, die Stimme tönen lasse und wenn ich dies bei der Lippenstellung thue, mit der ich unser gewöhnliches *f* hervorbringe. Und entstünde auch derselbe Klang, soll der Klang das Princip der Eintheilung bilden? Kann Professor Merkel seine drei *t* (das wichtige vierte Brückes fällt bei ihm S. 164 f. wieder mit einem anderen zusammen) etwa dem Klange nach unterscheiden?

Nach S. 138 sollen ferner bei der labio-dentalen Articulation, eben der Lippenstellung für unser *f*, je nach der geringeren oder stärkeren Verengung des Lippenspaltes zwei verschiedene Laute entstehen, wovon der erstere (man ahnt nicht, worauf diese Vermuthung sich stützt) das altgriechische Digamma, und nur der zweite unser *f* (Brückes *f*²) ergibt. Hier wird nun wieder getrennt, was offenbar nicht die geringste thatsächliche Sonderung in sich besitzt: wie der Verfasser im Grunde selbst anerkennt, indem er dieses angebliche Digamma später nirgends wieder berührt.

Es kann wie mir scheint nur ein einziges der labialen Reibungsgeräusche einen eigenthümlichen akustischen Charakter der zur Bezeichnung als Blaselaut berechtigte, in Anspruch nehmen: das von Merkel als Vau *(v)* bezeichnete *f*¹. Die Hervorbringung desselben (ohne Stimmton natürlich) ist eben genau das, was wir Blasen nennen. Dass es aber an sich nicht vernehmlich sei, widerspricht, wie jedermann zugeben muss, der Wirklichkeit: das Blasen ist doch nicht unhörbar?

Mithin behalten wir von Merkels verschiedenen Blas- und Hauchgeräuschen nur zwei übrig, einen Blaselaut, das *f*¹, und einen Hauchlaut, das *h*. Die Verwandtschaft der beiden beruht nur auf der geringeren Vernehmbarkeit und diese wieder darauf, dass, wie Merkel sagt, 'nur wenige reibende Elemente' vorhanden sind, d. h. die Beschaffenheit und Stellung der einander genäherten Organe nur geringen Anlass zu Reibung der ausströmenden Luft gewährt.[1]

[1] Ich bin so ausführlich auf diese Ansicht Merkels eingegangen, weil es mir nicht gelungen ist — wie man unten sehen wird — die Sonderstellung des *f* und *h* oder vielmehr des *dh* bei der hochdeutschen Verschiebung vollkommen befriedigend zu erklären, und weil man nicht

Professor Merkel rechnet nämlich auch das *h* zu den Reibungsgeräuschen (Laletik S. 72). Es soll nicht blos — wie Brücke lehrt — durch den Anfall der bei geöffneter Stimmritze frei ausströmenden Luft gegen die Wände der Rachenhöhle entstehen, sondern auch Verengung der Uebergangsstelle des Kehlkopfes in den Mundcanal soll zur Bildung desselben mitwirken. Ich weiss weder beizustimmen noch zu widerlegen, bleibe aber vorläufig auch hier bei Brückes Angaben stehen. [1]

Ich habe mir bis hierher eine Bemerkung gespart, welche sich uns leicht als der wichtigste Gesichtspunct zur Auffassung der Lautverschiebung ergeben dürfte. Die Tenues und Mediae wurden einander nur im allgemeinen als tonlose und tönende Verschlusslaute entgegengesetzt. Aber damit ist ihre Unterscheidung nicht erschöpft. Ohne mich hier abermals auf eine Polemik gegen Professor Merkel einzulassen, gebe ich zunächst Brückes Ansicht nach der Formulirung in der Abhandlung über eine neue Methode der phonetischen Transscription S. 230. 232.

---

wissen kann, 'ob nicht vielleicht Erwägungen über den akustischen Charakter jener Laute irgend einmal zu dem definitiven Aufschlusse beitragen helfen.

[1] Mit Unrecht. Czermak (Sitzungsber. der math.-naturw. Classe der Wiener Akademie 29, 557) hat mit dem Kehlkopfspiegel beobachtet und Brücke hat es jetzt bestätigt gefunden, dass beim *h* die Stimmbänder einander genähert werden; ihre Stellung liegt zwischen der weit offenen, womit z. B. *f* oder *ch* hervorgebracht, und der stark verengten, womit beim Flüstern der Ton der Stimme ersetzt wird. Wenn Brücke Grundz. S. 9 der zweiten Ausg. dabei von einer Lautfärbung des *h* spricht, so kann er nur die gleichzeitige den Vocalen entsprechende Gestaltung des Mundcanals meinen, welche in der That eine 'Lautfärbung' der ausströmenden Luft bewirkt. Tonlose Vocale nennt es Hoffory KZ. 23, 556.

'Bei der Bildung eines Verschlusslautes, sagt Brücke, sind zunächst drei Fälle zu unterscheiden: 1. Die Stimmritze ist weit offen, dann entsteht eine Tenuis; 2. sie ist zum Tönen verengt, dann entsteht eine Media; 3. der Kehlkopf ist ganz verschlossen. — Wird in diesem letzteren Falle der Verschluss des Kehlkopfes gleichzeitig mit dem in der Mundhöhle gebildet und vollständig durchbrochen, so entsteht auch eine Tenuis, aber mit schärferem Vocaleinsatze (resp. Begrenzung). Solche Laute sind die vor einem Vocal anlautenden Tenues der Ungarn und wol grösstentheils auch der slavischen und romanischen Völker.

'Man kann aber auch den Verschluss in der Mundhöhle bei noch verschlossenem Kehlkopfe durchbrechen und damit ein leichtes Explosivgeräusch hervorbringen, indem entweder die eingefangene Luft der Mundhöhle an sich die dazu hinreichende Spannung hat, oder indem man ihr dieselbe durch einen leichten Druck mittelst der Zunge oder der Backen gibt. Dies Explosivgeräusch, dem dann erst die hervorbrechende Stimme, wenngleich so schnell, dass der Zeitunterschied kaum merklich ist, nachfolgt, steht zwischen der geflüsterten Media und der Tenuis, gleicht aber keiner von beiden vollkommen. — So entstehen Laute die die Obersachsen in vielen Fällen den Buchstaben *b*, *d* und *g* geben und mit denen die Schwierigkeit innig zusammenhängt, welche sie darin finden Tenues und Mediae von einander zu unterscheiden.

'Diese Art der dialektischen Aussprache der Medien ist nicht zu verwechseln mit einer anderen, welche in Mittel- und Süddeutschland ein so grosses Verbreitungsgebiet hat, dass einige sie auch für die Kanzel und die Rednerbühne als berechtigt anerkennen und sogar in ihr die wahre und

charakteristische Aussprache der Medien sehen. Sie besteht darin, die Medien im Anlaut[1] auch beim lauten Sprechen zu flüstern. Bekanntlich machen wir beim Flüstern die Mediae leicht und sicher dadurch kenntlich, dass wir bei ihnen unsere Stimmritze so wie bei den Vocalen und den übrigen Consonanten verengern, während die Tenues mit weit offener Stimmritze explodiren. Eine solche geflüsterte Media lässt sich also auch in der lauten Sprache nicht mit einer Tenuis verwechseln, unterscheidet sich aber von der nach unserer Ansicht normalen Media durch den Mangel tönender Schwingungen. Dieses verzögerte Einsetzen der lauten Stimme dehnt sich bei vielen auch auf die übrigen tönenden Consonanten, ja bei manchen auch auf die Vocale aus, aber bei keiner Art von Lauten ist es so häufig wie bei den Medien.'

Die gesammte Litteratur über die Unterscheidung der Tenues und Mediae berührt Raumer Sprachwissenschaftliche Schriften S. 444 ff. Dazu kommt noch Brücke in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Bd. 14 S. 247 ff. Ich bezeichnete früher die geflüsterte Media durch vorgesetzten Gravis (vergl. Raumer S. 24), nahm die Tenuis mit Kehlkopfverschluss als die reguläre an und gab daher der gewöhnlichen deutschen Tenuis gleichfalls den Gravis. Für die

[1] In früheren Arbeiten Brückes, in denen er die geflüsterte Media bespricht (Wiener mathem.-naturw. Sitzungsberichte 1858, Bd. 28 S. 69; Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1863, Bd. 14 S. 250 Anm.), fehlt die Beschränkung auf den Anlaut. Und was Raumer S. 454 als seine bestimmte Beobachtung vorträgt, widerspricht ihr entschieden: — 'und dieser Mann, der in seiner eigenen Aussprache weiche und harte Laute auf das schärfste unterschied, verband mit seinen weichen Consonanten nicht die leiseste Spur eines Mittönens der Stimmbänder.' Offenbar: mit allen seinen weichen Consonanten. Ich nehme daher auf die obige Einschränkung keine Rücksicht.

eigenthümliche obersächsische Media-Tenuis meinte ich einer besonderen Bezeichnung nicht zu bedürfen.

Von der deutschen Tenuis ist nur ein kleiner Schritt zur physiologischen Aspirata (vergl. oben S. 101), diese unterscheidet sich von jener, wenn überhaupt, so lediglich durch die grössere Quantität ausströmender Luft, welche zu ihrer Hervorbringung verwendet wird. Schon Kempelen bemerkt S. 185, dass 'das deutsche einfache *k* vor einem Selbstlaute in dem grösseren Theile von Deutschland wie *kh* lautet: in *Kind*, *Kunst* wie *Khind, Khunst.*' Vergl. Brücke Grundz. S. 58: 'Wir Deutschen aspiriren vor Vocalen die Tenuis fast immer, wenn gleich nur schwach, so dass unser daran gewöhntes Ohr es gar nicht mehr bemerkt; es wird uns aber sogleich auffällig, wenn wir die reinen Tenues hören, welche die Slaven beim Deutschsprechen zu bilden pflegen.' Und jener mehrerwähnte indische Muhammedaner glaubte im Deutschen vor Vocalen die Tenuis, besonders das *t,* stets aspirirt zu vernehmen. Er hörte *Thaube,* nicht *Taube:* Beiträge 2, 296.

Am deutlichsten wird diese Aspiratennatur der deutschen Tenuis in der Declamation bei gewissen affectvollen Stellen wahrgenommen. Man denke sich z. B. die Worte: 'o, kindliches Gemüth!' mit dem Ausdrucke gerührter Bewunderung gesprochen, man wird *kh-ind* hören.

Ich behandle daher im Folgenden die nhd. Tenues schlechtweg als Aspiraten[1] und erwäge, ob sie irgendwo sonst in unserer Sprachgeschichte zu vermuthen wären.

Im übrigen aber wage ich nicht mehr von Brückes feineren Unterscheidungen Gebrauch zu machen. In Bezug

[1] Genaue Beobachtungen darüber hat Kräuter KZ. 21, 30 — 66 angestellt.

auf den Kehlkopfverschluss der Tenuis hat mich Kräuter bei Reichert-Dubois 1873 S. 466 wankend gemacht. Und von der 'geflüsterten Media' oberdeutscher Dialekte glaube ich jetzt, dass sie als Tenuis angesehen werden kann (Anz. f. d. Alterth. 3, 66. 74). So empfanden und verspotteten sie norddeutsche Schriftsteller schon im vorigen Jahrhundert. Knigge Reise nach Braunschweig c. 11 lässt eine Schauspielerin in ihrem 'oberländischen Provinzialdialekt' declamiren: 'U ich Unklickliche! Tass mich toch nie tie Sohne peschinnen hätt! Und tu unkeratner Sonn!' Usw.

Ich unterscheide also blos Media, Tenuis, Aspirata, wozu natürlich noch die Affricata kommt.

Media hat vor Tenuis den Stimmton voraus; an die Tenuis (die reine, eigentliche Tenuis der Romanen, Slaven, Ungarn) schliesst sich ein folgender Vocal unmittelbar an; in der Aspirata (der sogenannten Tenuis des Neuhochdeutschen und Dänischen) ist der Vocal vom Verschlusslaute durch *h* oder durch blossen Hauch getrennt.

Ich glaube aber ferner dass secundäre Bestimmungen wie Festigkeit des Verschlusses, Stärke des zur Oeffnung desselben verwendeten Luftstromes und Gewalt der Explosion für die sprachliche Charakteristik der genannten Laute wichtig werden können. Und zwar dürften speciell in der Tenuis neuoberdeutscher Mundarten (in der Schriftsprache entsprechen ihr *b, p, d, t, g,* nicht *k*) jene secundären Momente in besonders geringem Grade vorhanden sein: sehr leichter Verschluss, sehr geringe Explosion nach geringem Kraftaufwande der Ausathmung.[1]

[1] Vergl. im Anhang den Abschnitt über dänische Flüstermedia.

So viel meinte ich an physiologischen Erwägungen vorausschicken zu müssen, um auf die historische Betrachtung der Lautverschiebung hinlänglich vorzubereiten.

DAS WESEN DER VERSCHIEBUNGSACTE.

Man erinnert sich wol einiger neueren Versuche, die Geschichtswissenschaft zur Lösung ihrer eigentlichen höchsten Aufgaben anzuspornen, zu ermuntern und in höherem Masse zu befähigen.

Ueberall trat der Begriff der historischen Gesetze in den Vordergrund.

Wir verstehen darunter die Gleichförmigkeiten der menschlichen Lebenserscheinungen und verlangen ihre sorgfältige Beobachtung und Fixirung durch alle Räume und Zeiten hin. Wir hoffen durch die wechselseitige Beleuchtung vielleicht räumlich und zeitlich weit getrennter, aber wesensgleicher Begebenheiten und Vorgänge sowol die grossen Processe der Völkergeschichte als auch die geistigen Wandlungen der Privatexistenzen aus dem bisherigen Dunkel unbegreiflicker Entwickelung mehr und mehr an die Tageshelle des offenen Spieles von Ursache und Wirkung erheben zu können.

Als einen solchen gleichförmigen Process hat Jacob Grimm die germanische und hochdeutsche Lautverschiebung erkannt, und so dies echt historische Problem seinen Jüngern überliefert, ohne es selbst zu lösen. Und auch wir werden uns um die definitive Lösung nur bemühen. Aber soll es uns gelingen ihr etwas näher zu kommen als die Vorgänger, so kann dies nur mittelst der Methode der wechselseitigen Erhellung geschehen.

Um wie viel klarer in allen ihren Einzelheiten steht die hochdeutsche Verschiebung vor uns als die germanische! Können wir doch den Zeitpunct ihres Eintretens nahezu auf das sechste oder siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestimmen. Um wie viel klarer noch würden wir sie durchschauen, wäre uns eine Geschichte der deutschen Lautbezeichnung von den ersten römischen Auffassungen germanischer Namen bis auf die Gegenwart geliefert, und besässen wir, was schon Rudolf von Raumer vermisste, eine exacte lautphysiologische Beschreibung unserer heutigen Mundarten.[1]

Andererseits aber liefert uns auch die erste Verschiebung und liefern uns die verwandten Sprachen Argumente für die schärfere Erkenntnis der zweiten Verschiebung, die wir uns zunächst vergegenwärtigen wollen.

Jacob Grimm gibt in der Geschichte der deutschen Sprache mit etwas veränderter Reihenfolge das nachstehende Bild der hochdeutschen Verschiebung, wobei I. die alte deutsche Uebersetzung von Isidors Tractat De fide catholica contra Judaeos, O. Otfrids Evangelien und T. die wahrscheinlich zu Fulda entstandene prosaische Evangelienharmonie, den Tatian, bedeutet.

---

[1] Neuere Litteratur: Hovelacque La théorie spécieuse de Lautverschiebung (Paris 1868); Delbrück in Zs. f. deutsche Phil. 1, 1 ff. 133 ff. Paul und Braune Beitr. 1, 1 ff. 147 ff. Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. 115 ff. und in Zs. f. österr. Gymn. 1874 S. 178 ff. Arnold Ansiedelungen und Wanderungen Deutscher Stämme (1875) S. 228—231; Le Marchant Douse Grimm's Law (London 1876); Kräuter Zur Lautverschiebung (Strassburg 1877); Weinhold Mhd. Gramm. (Paderborn 1877) S. 118; meine Recensionen Zs. f. österr. Gymn. 1868 S. 664; 1870 S. 632; 1875 S. 203; Zs. f. deutsches Alterth. 20, 205 ff. Anzeiger f. d. Alterth. 3, 65 f. — Unter der Litteratur über Mundarten zeichnet sich aus Winteler Die Kerenzer Mundart (Heidelberg 1876).

Goth.		*p*	*b*	*f*	*t*	*d*	*th*	*k*	*g*	*h*
I.	anl.		*b*	*f*	*z*	*d*	*dh*	*ch*	*g*	*h*
	inl.	*f*	*b*	*v*	*zs*	*d*	*dh*	*hh*	*g*	*h*
	ausl.	*ph*	*p*	*f*	*zs*	*t*	*dh*	*h*	*c*	*h*
O.	anl.	*ph*	*b*	*f*	*z*	*d*	*th*	*k*	*g*	*h*
	inl.	*f*	*b*	*f*	*z*	*t*	*d*	*ch*	*g*	*h*
	ausl.	*f*	*b*	*f*	*z*	*t*	*d*	*h*	*g*	*h*
T.	anl.	*ph*	*b*	*f*	*z*	*t*	*th*	*k*	*g*	*h*
	inl.	*ph*	*b*	*v*	*z*	*t*	*d*	*hh*	*g*	*h*
	ausl.	*ph*	*b*	*f*	*z*	*t*	*d*	*h*	*g*	*h*
Strengahd.		*ph*	*p*	*f*	*z*	*t*	*d*	*ch*	*k*	*h*

Grimms Strengahd. ist bekanntlich die Mundart der Alemannen und Bajuvaren; die übrigen aufgeführten Denkmäler vertreten die Sprache der ripuarischen Franken, Hessen und Thüringer, die wir als fränkisch zusammenzufassen pflegen, und zwar nennt Müllenhoff den Tatian hochfränkisch, Otfrids Dialekt südfränkisch und die Sprache des Isidor, die er dem Mittelrhein zuschreibt, rheinfränkisch.

Grimms Tafel enthält neben kleineren Unrichtigkeiten, auf die es hier nicht ankommt, vor allem den Fehler dass die strengahd. Linie sich in ihrer systemischen Allgemeinheit zu ungenau präsentirt. Den gothischen Lautbezeichnungen

p b f   t d th   k g h

entspricht bei strenger Durchführung der Verschiebung in identischen Wörtern:

(pf)f p [f]   (z)zs t d   (kh)hh k [h]

Die eckigen Klammern umschliessen die unveränderten Laute. Die Bedeutung der runden Klammern muss uns gleich angelegentlicher beschäftigen. Es handelt sich um das Schicksal der gothischen und germanischen Tenuis.

Die Regel ist im allgemeinen die: gothische Tenuis wird im Anlaut, dann im Inlaut neben Liquiden, ferner als Consonantumlaut zur tonlosen Affricata; im Inlaut zwischen Vocalen und im Auslaut nach Vocalen aber zur tonlosen Spirans verschoben. Die Laute, welche der Verschiebung zu Grunde lagen, können wir wol am besten finden, wo die Verschiebung nicht ganz durchgedrungen ist.

Im ahd. Isidor begegnen uns die Zeichen *ph th ch,* die beiden ersteren selten, das dritte sehr häufig angewendet, ihm steht *gh* zur Seite, wie dem *th* ein *dh.* Was bedeutet dies beigefügte *h?* Die Lautgebung des Isidor ist sehr consequent [1] und wir dürfen behaupten, das *h* habe in allen angeführten Fällen einen analogen Zweck. Bei der Tenuis soll es die Nähe zur Media, bei der Media die Nähe zur Spirans, überall mithin — um einen figürlichen Ausdruck zu gebrauchen — Weichheit des vorhergehenden Lautes anzeigen.

Ueber die Schwierigkeit reine Media am Wortschlusse zu sprechen vergl. Brücke Grundz. S. 46 f.; Math. naturw. Sitzungsber. 28, 70; Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 14, 247 Anm. Man weiss wie die mittelhochdeutsche Schreibung hierin die Aussprache genau berücksichtigt, aber schon im Isidor finden wir dieselbe Rücksicht und eine Lautbezeichnung, welche aus dem Gefühl hervorgeht, es handle sich hier zwar nicht um reine Media aber auch nicht um das äusserste was man im eigenen oder in benachbarten Dialekten

[1] Vergl. jetzt Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. S. 117 und Weinholds Ausgabe (Paderborn 1874). Wäre die obige Auseinandersetzung richtig, so würde anlautend *ch* die reine Tenuis bedeuten, welche aber dann schwerlich den oberdeutschen Laut vor der Verschiebung ausdrücken könnte, vielmehr mit dem heutigen rheinischen reinen *k* verglichen werden müsste.

als Tenuis kannte. Zwar *t* und *c* setzt der deutsche Schreiber regelmässig, aber in der Labialreihe *b p* und *ph:* ich meine, wir dürfen eine leichte echte Tenuis mit schwachem Verschluss und geringer Explosion, eben nur eine tonlos gewordene Media darunter verstehen. Das *gh* steht regelmässig für *g,* wenn darauf *e* und *i* folgt, bezeichnet also wol g^1 den nächsten Verwandten von y^1, welches denn in der That in denselben Gegenden später für *g* gefunden wird (Müllenhoff, Denkm. S. xxii unten). Und wer möchte nun in *chi-* ein *kh* für *g* vermuthen? Schon die leichte romanische Tenuis ist auffallend genug, in der That kommt *ghi-* daneben vor. Aus alle dem aber folgt dass im Isidor die unverschobenen *b, d, g* als wirkliche reine, den romanischen und slavischen gleiche Medien anzusehen sind.

Unter den Lingualen ebenso steht *dh* wie *gh* der tönenden Spirans nahe oder ist sie vielmehr selbst, *th* finden wir nur in drei Beispielen (Holtzmann Isid. S. 119): in *ithniuwes,* wo man *d* erwartet; in *fethdhahha,* wo es sich augenscheinlich um Bezeichnung eines Consonantumlautes der tönenden Spirans handelt (vergl. Graff 3, 449), also nur möglichst harter Verschlusseinsatz dieses Lautes gemeint sein kann; endlich in *chilothessom* das ich nur wie das *lietz* des Ludwigsliedes als ein Schwanken zwischen dem verschobenen und unverschobenen Laute verstehen kann, über welchen letzteren wir mithin durch dies *th* belehrt werden. Die Tenuis, welche im Inlaut zwischen Vocalen zur tonlosen Spirans verschoben wurde, war also eine eigentliche oder reine Tenuis: *p t k,* nicht *ph th kh.* Der Schluss ist allerdings etwas rasch. Aber die Vermuthung wird durch andere Erwägungen unterstützt.

Wir haben im Ahd. zweierlei Laute, welche der urgermanischen Tenuis gegenüber stehen. Folglich müssen

ihnen zweierlei Laute zu Grunde liegen; die urgermanische Tenuis muss in den oberdeutschen Mundarten, welche die Verschiebung vornahmen, auf zweifache Weise gesprochen worden sein. Auf welche Weise?

Bisher wurde nur die im Ahd. neu entstehende Spirans als solche hervorgehoben. Aber die Regel ist in Wahrheit: dass im Inlaute zwischen Vocalen Doppelspirans erscheint.

Da alle verwandten westarischen Sprachen reine Tenuis zeigen, so wird den germanischen einfachen Spiranten nichts anderes zum Grunde gelegen haben. Wenn aber einfache Tenuis sich zu einfacher Spirans verschiebt, so wird eine Doppelspirans wol auf Doppeltenuis beruhen. Und für die Tenuisaffricata bleibt keine andere Vorstufe als die Tenuisaspirata, gleich unserem heutigen *p t k.*[1]

Für die letztere Annahme werden sich noch Gründe finden; für die Doppeltenuis kaum. Die Schreibung der Doppeltenuis war dem Consonantumlaute vorbehalten (von welchem sogleich), so dürfen wir sie nirgends für den unverschobenen tonlosen Verschlusslaut erwarten. Schon mhd. *knape rape brake* zeigen, dass das einfache Zeichen auch dem länger dauernden Verschlusse dienen muss. Aber kann man sich denken dass die Quantität der Wurzelsilbe sich mitveränderte, als *opan* zu *offan* wurde? Die Silbe muss bereits vor der Verschiebung durch Position lang gewesen sein ....

Die isidorische Lautbezeichnung findet sich in keiner ahd. Quelle wieder. Die *ph th ch* haben im Tatian und bei Otfrid die Wiedergabe der Spiranten übernommen, und ob

[1] Ich habe es Zs. f. österr. Gymn. 1870 S. 659 auch mit der umgekehrten Annahme versucht: Doppeltenuis als Grundlage der Tenuisaffricata, Aspirata als Grundlage der Doppelspirans. Die alte zu früh verworfene Ansicht s. unten.

die Tenues die Laute *p t k* oder *ph th kh* bedeuten, wird sich schwer entscheiden lassen. Der Anlaut *ch* in alemannischen Quellen besagt ohne Zweifel, was im Inlaut *cch* d. h. gutturale tonlose Affricata. Möglich aber ist, und dies vielleicht in baierischen Quellen, dass ein solcher Anlaut *kh* im Gegensatze zu *k* ausdrücken soll.

Ohne mich auf eine nähere Besprechung der inlautenden Fälle tonloser Affricata einzulassen, weise ich nur darauf hin, dass wir überall nach Kräften suchen müssen, welche der vollständigen Lösung des Tenuis-Verschlusses entgegen wirken. Der Schutz den *m* und *n* gewähren, ist leicht verständlich, sie können nicht ohne Verschluss des Mundcanals gebildet werden.

Was *l* und *r* anlangt, so werden wir wol an tonlose Hervorbringung denken müssen. Wenn die Lautgruppe *skl* statt *sl* eintritt (z. B. *Sclavus* für *Slavus*, *-gisclus* für *-gislus* in Namen, *sklahan* usw. vergl. Diez Gramm. 1[3], 315), so wird man das sofort verstehen, sobald man das *l* tonlos spricht; war es aber tonlos, so beruht das auf Assimilation an *s*. Nehmen wir ebenso an dass germanische Tenuis sich ein benachbartes *l* oder *r* zur Tonlosigkeit assimilirte, so werden diese *l* und *r* vor der Verschiebung die Qualität der Aspirata vermuthlich bestärken, d. h. einen Laut mit festerem Verschluss, stärkerer Explosion und nachfolgendem Hauch neben sich befördern. Der festere Verschluss aber ist schwerer zu lösen, er fällt auch entschiedener ins Ohr.

Das Wesen des Consonantumlautes ist nicht blos Gemination, d. h. doppelte Dauer des Verschlusses (Brücke Grundz. S. 52 f. Phonet. Transscript. S. 262). Der ahd. Isidor schreibt *tz*, also *tts*. Das *s* ist der homorgane Spirant an der Stelle des Hauches. In Schreibungen wie alts. *sittian*, *sittean* haben wir *j* neben der Geminata. Der nähere Hergang scheint

folgender. Das *j* streift unter dem Einfluss der mächtigeren Tenuis erst seinen tönenden Charakter ab (es wird zu χ: vergl. die von Diez 1[3], 301 angenommenen *appropchar, sapcha* für *apropjare, sapjat,* franz. *approcher, sache*), dann auch seine gutturale Articulation, so dass nichts übrig bleibt als — die Aspiration.

Unter den Buchstaben, welche die durch Verschiebung der germanischen Tenuis entstehenden Laute wiedergeben, bedarf das *z* noch einer Bemerkung, dessen doppelte Geltung *ts* und *s,* Tenuis affricata und tonlose Spirans, im Isidor durch das Determinativ *s* für die zweite *(zs* für *z, zss* für *zz)* auf einfache, aber wenig nachgeahmte (Graff 5, 565) Weise zum Ausdrucke gebracht wird. Nun ist es sehr schwer zu sagen, worin der Unterschied des Reibelautes, der selbständig oder als Element der Affricata an die Stelle eines germ. *t* tritt, worin der Unterschied dieses Reibelautes vom *s*, der altarisch-germanischen Spirans, bestehe.

G. Michaelis (Ueber die Physiologie und Orthographie der *S*-Laute, Berlin 1863, S. 10; vergl. Die Ergebnisse der orthographischen Conferenz, Berlin 1876, S. 48 ff. wo weitere Litteratur) hat die Ansicht aufgestellt, jener Reibelaut sei rein dental oder 'apical' wie er sich ausdrückt, mithin Brückes s^4. Zu Gunsten dieser Vermuthung lässt sich geltend machen dass König Chilperichs Zeichen für 'the' augenscheinlich nichts anderes als *z* war und was Grimm Gesch. S. 395 anführt: 'Das in der Nähe von Göttingen liegende Nörten heisst in des Klosters Stiftungsurkunde von 1055 *Northuna,* in einer späteren von 1155 hochdeutsch aufgefasst *Norzun,* was man allmälich nach dem Gegensatz zwischen hochd. *z* und sächs. *t* in Nörten wandelte. In einem Reichenauer Nekrolog des neunten Jahrhunderts werden nordische Pilgrime *thor thorgils* eingetragen *zor zurgils.*'

Doch fühlt jeder dass diese Gründe nicht entscheidend sind: im letzterwähnten Falle kann sehr wol ein zunächst liegender verschiedener Buchstabe für den unbekannten Laut gewählt sein; und die Gegengründe lassen sich häufen.

Die doppelte Geltung des Zeichens *z* als Affricata und Spirans ist keine Neuigkeit in dessen Geschichte; auch zwischen tönend und tonlos schwankt es; aber dass die Spirans oder das spirantische Element nur s^1 oder s^3 sei, das steht immer fest. Das Umbrische und Oskische haben *z* im Auslaute gleich *ts*, *z* im Inlaute gleich tönend. *s*. Die Römer haben es in ganz alter Zeit gebraucht, dann aufgegeben, seit der Kaiserzeit für tönendes *s* wieder eingeführt, doch auch für tonloses verwendet (Corssen Aussprache 1², 295; Schuchardt Vocalismus des Vulgärlateins 1, 74). Ueber *zi* oder *z* für *di*, *z* für *j* vergl. dann Schuchardt 1, 67 ff. Aber nicht minder begegnet *zi* für *ci* d. i. *tsi* (*Luziae, Marziae, onzias:* Schuchardt 1, 155) *zi* für *ti* d. i. *tsi* (*costanzii, Tezianus, scorzia, viziosus:* ibid. 153) *z* für *ti* (*constanzo* ibid. 152); daneben aber *ss, s* (ibid. 152. 153). An jene *zi* für *tsi* schliesst sich der deutsche Gebrauch im Anlaut: tönende Qualität ist im Deutschen schon des Ursprunges wegen nirgends in Frage. Aus Schreibungen wie *Constanzio* worin das *i* nicht mehr gesprochen (was eben *Constanzo* zeigt) erklären sich vielleicht die Formen *Ziaberna Ziurichi* beim Geographus Ravennas.

Das Italienische gebraucht *z* für *ts* und *ds*, aber nicht für s^4 oder z^4, Laute, die es gar nicht kennt und von denen auch im französischen Gebrauche des *z* keine Rede sein kann. Dasselbe gilt vom Provenzalischen. Das Spanische liegt zu weit ab, um überhaupt in Betracht zu kommen; aber das Schwanken in der Bezeichnung des rein dentalen Spiranten (Diez Gramm. 1³, 363 f. 366) zeigt wenigstens dass

das *z*, so weit es dafür verwendet wurde, auf willkürlicher Wahl beruht. Die Behandlung deutscher Lehnwörter in den romanischen Sprachen (Diez 1[3], 312) passt ganz gut zu der Geltung *ts*; aber da der eigentliche Laut t^4s^4 in den meisten romanischen Sprachen nicht vorhanden war, so könnte er immerhin durch den nächstverwandten ersetzt sein, und insoferne beweisen die Fälle nichts. Aus demselben Grunde wäre nicht entscheidend dass der Schreiber der altkarantanischen Monumenta Frisingensia unser *z* für slavisch *s* und *z* gebraucht (Braune Beitr. 1, 529 f.).

Aber der Salzburger Schreiber der gothischen Runennamen bedient sich des *z* zur Wiedergabe des gothischen tonlosen *s*. Die Langobarden verwenden *z* für *ts*, und *s* für die aus *t* verschobene Spirans. Die ahd. Schreibung *ce*, *ci* für *ze*, *zi* kann nur nach Analogie des Lateinischen beurtheilt werden, bedeutet also *tse*, *tsi*. Die zusammentreffenden *t* und *s* werden manchmal *z* geschrieben, z. B. *Lanzwind* für *Lantswind* Förstem. 836. Ueber die Wiedergabe des hochd. *z* bei germanischen Völkern, welche ein *th* (s^4) besassen, müssen noch umfassendere Beobachtungen angestellt werden; die Handschriften der Thidrekssaga z. B. ersetzten das zum Theil auf Missverständnis beruhende hochd. *z* durch *z*, *ts*, *tz*, *c* oder *st*. Ebenso erwarten wir noch Zusammenstellungen über *z* bei deutschen Schriftstellern des Mittelalters statt slavisch *s*, z. B. *Zuentibold*, *Zuetboch*, *Wencezlavus* udgl.

Die Hauptsache aber ist, dass die germanischen Völker, welche ein s^4 oder z^4 zu bezeichnen hatten, stets mit den Mitteln des lateinischen Alphabetes auskamen, ohne das *z* zu missbrauchen, indem sie *th dh* setzten, oder die überlieferte Reihe der Buchstaben durch neue Zeichen wie *þ đ* ergänzten. Sollten die Oberdeutschen allein davon nichts gewusst haben?

Wendeten sie doch *th* selber an. Und wie seltsam, wenn das Zeichen *z* die Bedeutung ts^4 oder s^4 hatte, dass zwar Vermischungen mit *s*, aber niemals Vermischungen mit *th*, auch in solchen Schriften nicht, welche *th* besitzen, vorkamen: doch könnte man sich über dieses Letzte mit Paul Beitr. 1, 169 beruhigen.

Es ist daher lediglich festzuhalten, dass ahd. *z* den Laut des nhd. *z* oder des nhd. scharfen *s* gehabt haben muss. Ueber den Unterschied vom *s* handle ich im folgenden Kapitel; die Frage bietet Schwierigkeiten, die ich noch nicht zu lösen vermag.

Wir wenden uns zur Betrachtung der germanischen Spiranten.

Rudolf von Raumer war nach meiner Ansicht vollkommen im Rechte, wenn er das *dh* des altfränkischen Isidor für die eigentlich genaue Bezeichnung des Lautes hielt, der bei der hochdeutschen Verschiebung zu *d* wurde, und wenn er daher ferner annahm, dass oft auch das (bis ins zwölfte Jahrhundert, z. B. noch in der Strassburger Handschrift des Rolandsliedes bewahrte) *th* anderer fränkischer Dialekte nur graphisch von dem isidorischen *dh* verschieden sei, also wie dieses das tönende reindentale Reibungsgeräusch (z^4) bedeute.

Und gleich hier sind wir berechtigt den Satz aufzustellen: germanische Spirans ist nur so weit zur Media verschoben, als sie bei Eintritt der Lautverschiebung tönend geworden war.

Dies ist also der sehr einfache Grund, aus welchem *f* und *h* im Hochdeutschen nicht verschoben wurden. Aber, fragt man vielleicht, warum wurden sie nicht tönend? Ich frage zurück: warum hätten sie tönend werden sollen? *f* ist der Laut geblieben, als der es bei der ersten germanischen

Verschiebung entstand, und *h* war gleichfalls, als die hochdeutsche Verschiebung eintrat, zum Theile noch die gutturale Spirans, welche die Römer im Anlaute germanischer Worte wie *Cherusci, Chauci, Chamavi* hörten und welche auch die älteste fränkische Schreibung bewahrt zeigt (Grimm Geschichte S. 543 f. Vorrede zu Merkels Lex salica S. LXX f.); zum Theil hatte es sich schon, namentlich im Inlaute, zu verflüchtigen begonnen, wie bereits die Namen *Audoveus, Chlodoveus, Maroveus, Meroveus* neben *Gundevechus, Merovechus* und *Chrôdieldis, Chrôthieldis* neben *Chrôdiehildis* bei Gregor von Tours beweisen. Ja die Verflüchtigung zum reinen Hauch muss an dieser Stelle des Wortes beim Eintritte der germanischen Verschiebung schon ganz durchgeführt gewesen sein, weil keine einzige Vermischung mit der neu entstehenden Spirans aus gothisch *k* stattgefunden hat, während sie im Auslaute beide vollständig zusammenfallen. [1]

Eine andere Frage aber muss aufgeworfen werden: warum ist die Dentalspirans ganz allgemein tönend geworden? Und auf diese Frage ist es mir leider nicht gelungen eine irgend befriedigende Antwort zu finden.

Ueber eine analoge Wandlung des *s*, das noch im Gothischen durchaus tonlos ist, aber im Ahd. vielleicht als tönend betrachtet werden darf, handle ich im fünften Kapitel

[1] Ueber das gothische *h* vergl. Ebel in KZ. 13, 283 und Dietrich Aussprache des Gothischen S. 77. — Zu ahd. Schreibungen wie *chnct* st. *chneht*, *liot* st. *lioht* usw. vergl. Hoffory KZ. 23, 557: 'Noch müssen wir erwähnen dass im Isländischen bisweilen die letzte Hälfte eines *á*, *ó* tonlos gesprochen wird, wenn ein *tt* unmittelbar nachfolgt: *dóttir*, *máttr* usw.' (Vergl. oben S. 116.) Es war mithin auch wirklich *h* in der ahd. Lautgruppe *ht* vorhanden: fürs Mhd. bezeugt es der Reim *fôreht : sleht;* denn in dem französischen Worte kann man für *s* kein *χ* voraussetzen (*foreht* für *forest*, s. Diez 1³, 457).

ausführlicher. Man mag sich etwa vorstellen, dass zuerst das frühere tönende *s* (goth. *z*) zu *r* geworden sei, dann hätten sich zunächst sämmtliche *s* zwischen tönenden Elementen ebenfalls zu tönenden Consonanten gewandelt, die *th* desgleichen und sämmtliche *s* und *th* dann durch Formübertragung der tönenden Inlaute. Aber da sehr viele andere Laute ebenfalls zwischen tönende Elemente gestellt und der Assimilation doch nicht in so hohem Grade unterworfen waren, so hätten wir damit keine Beantwortung, sondern nur eine Einschränkung der Frage gewonnen. Und weshalb die Lingualspiranten der Assimilation mehr unterworfen gewesen wären, als andere Laute, bliebe uns vorläufig doch räthselhaft.

Durch Assimilation sind übrigens auch *f* und *h* (*χ*) in einigen Fällen tönend geworden und haben sich dann auch entweder allgemein oder sporadisch in Mundarten zur Media verschoben.

Im Hochdeutschen selbst gibt es eine tönende Labialspirans, wenigstens zweifle ich nicht, dass dies die ursprüngliche Bedeutung des consonantisch zu sprechenden *u* ist. Denn hauptsächlich zwischen Vocalen wird es anstatt *f* geschrieben: Grimm Gramm. 1, 136. Und zwar ist dies *u* (*v*) für *w*¹ zunächst zu halten, das aber hie und da auch *w*² geworden sein mag, und dann wie in baier. *auuar* (für *avar, afar*) *gauuissa* (für *gavissa*) mit *uu* bezeichnet wurde oder wirklich in diesen Laut überging. [1]

[1] Ich meine den Laut des englischen *w*. Schon in der ältesten fränkischen Schreibung findet er sich, und für die Anlaute gothischer Namen beginnen die Belege ein Jahrhundert nach Ulfilas: Dietrich Aussprache des Gothischen S. 77 ff. Es ist ohne Zweifel der ursprüngliche Laut des germanischen, ja des altarischen 'Halbvocals'. Ueber *gv, ggv*

Neben dieser tönenden Labialspirans erscheint nun *b* in *ruaba, gabissa, hebîg* (Gramm. 1, 136), *frabal.* In *aber, heben* ist die Media constant geworden. Oft entspricht auch hochd. *b* einem alts. *bh* (*w*[1], auch wol *b*[1]*w*[1]), ags. oder goth. *f* zwischen Vocalen: vergl. Weinhold Alem. Gramm. S. 119. Nur kann in diesem Falle nie entschieden werden, ob der hochdeutschen Media nicht schon germanisches *b* zu Grunde liege, das sehr oft ausdrücklich neben jener Spirans in anderen Mundarten der zweiten Lautstufe erscheint.

Ebenso wie hochd. *ubar* neben goth. *ufar,* hochd. *ebur, graban* neben ags. *eofor, grafan* usw. steht hochd. *dagên, swiger, hungar, jungiro* neben goth. *thahan, svaihrô, hûhrus, jûhiza* (vermuthlich *hunhrus, junhiza*). Und mundartlich finden sich der Fälle noch viel mehr: schon de Heinrico (Denkm. 18, 2) *ig iz;* Annolied 3, 3. 41. 15 *sig is;* 30, 3 *oug êr;* 25, 11. 48, 9 *sâgin;* 41, 13 *sêge;* endlich mit darauf folgendem *h* 43, 6 *dig.* Dann im Arnsteiner Marienleich (Denkm. Nr. 38), ohne dass darauf folgender Vocal oder Consonant besonderen Unterschied machte: *ig, mig, dig, sig, ûg, nog, oug, gesag, gescag, durg;* und schon in den Strassburger Eiden (Denkm. 67, 19) *mig* bei darauf folgendem *s.* Diese Beispiele werden aber, soweit nicht Assimilation im Spiele, mehr in eine Ge-

---

(goth. *triggvs* nicht *tringvs* zu sprechen) statt *v, w* s. Zs. f. österr. Gymn. 1868 S. 854 f. Tomaschek Wiener Sitzungsber. 60, 383. — Im Gotscheewischen ist *f, v* zu *w* geworden (Schröer Wiener Sitzungsber. 60, 185. 243 ff. 65, 491). Der umgekehrte Gang liegt im Altirischen vor. Der arische Halbvocal muss Labialspirans und dann tonlos geworden sein, so dass altir. *f* dem ar. goth. lat. *v* entspricht. Vergl. auch Diez Gramm. 1[3], 288. Es macht daher keine Schwierigkeit lat. *h, f* neben *g* für *gh,* lat. *f* neben *d, b* für *dh,* lat. *f* neben *b* für *bh* zu verstehen, auch wenn man jene 'Aspiraten' als Affricaten oder tönende Spiranten auffasst. Und dieselbe Bemerkung gilt fürs Griechische; vergl. insbesondere Grassmann KZ. 12, 91. Oben S. 106.

schichte der Schrift als in eine Geschichte der Laute gehören: 'wo auslautend *g* geschrieben, spricht man oft *ch*' — daraus ergab sich der Fehlschluss, auf welchem jene Schreibungen beruhten, sehr leicht. Uebrigens kommt es hier nicht darauf an, die Sache endgiltig festzustellen.

Wichtiger ist für uns, die Aussprache jenes der hochdeutschen Verschiebung voraufliegenden *dh* und die Natur des hier stattfindenden Ueberganges möglichst genau zu bestimmen.

Wir haben dafür, soviel ich sehe, keinen anderen Anhaltspunct als die schon oben S. 104 zu anderem Zwecke herbeigezogene englische Analogie. Das englische s^4 ist reine Spirans, das englische z^4 ertönt oft mit leichtem Verschlussanlaute (d^4z^4). Dieser gelegentliche, erlaubte, aber nicht nothwendige Verschlussanlaut wird auch in die Charakteristik unseres hochdeutschen *dh* mit aufgenommen werden dürfen. Ja in ihm dürfen wir mit Raumer den Keim der Verschiebung sehen, und theoretisch wäre als der verschobene Laut d^4z^4 anzusetzen. Nicht die Spirans selbst geht unmittelbar in die Media über, sondern weil die tönende Spirans sich gerne die Stütze eines leichten Verschlusses beigesellt, so konnte es geschehen, dass diesem Verschlusse hinwiderum das begleitende Reibungsgeräusch genommen wurde. Nur stelle man sich deshalb nicht die Reihe s^4—z^4—d^4z^4—d^4 als die vier Stadien einer Rennbahn vor, welche nothwendig durchlaufen werden mussten, damit der arme gehetzte Laut zur Ruhe kam: d^4z^4 wird von Anfang an gelegentlich erklungen sein, seit es z^4 gab, und z^4 wird bis zum Ende gelegentlich erklungen sein, so lange es d^4z^4 gab. Ja vom Anfange der Erweichung (des Tönendwerdens) von *th* (s^4) bis

zur vollbrachten Verschiebung in *d* war vielleicht das Verhältnis der Aussprache d^4z^4 zu der Aussprache z^4 unveränderlich das gleiche, und keineswegs braucht jene überwogen zu haben. Könnten Bilder irgend etwas aufklären, so würde ich sagen: die Media schwebt unsichtbar über der tönenden Spirans und kann jeden Augenblick erscheinen, eben darum gehört sie aber mit zum Wesen dieses Lautes.[1]

Die Rennbahn kann übrigens auch um ein Stadium verlängert werden.

---

[1] Ebenso wird der mundartliche Uebergang von *j* in *g*, von *w* in *b* stets die Mittelstufe eines gelegentlichen *gj*, *bw* voraussetzen. Sogar der tonlosen Spirans begegnet etwas ähnliches. Im heutigen Norwegischen findet sich anlautend *kj* für *hj* (*kjelm* für *hjelm*), *kv* für *hv* (*kval*, *kvar*, *kvass*): Aasen Norsk Grammatik (Christiania 1864) S. 85. Im älteren Alemannischen und Oberdeutschen überhaupt tritt *k* für *ch* auf (Zarncke Germania 4, 428 f. Weinhold Alem. Gramm. S. 177; Denkm. S. 449 zu Nr. 55, 19) und sporadisch hier und dort *pt* für *ft*, z. B. Denkm. 296 zu Psalm 139, 3 *scepti*; Gl. Lips. Haupt Zeitschrift 13, 344 *scepte*, *sagitta*; Denkm. 4, 1, 2 *hapt heptidun*; 4 *haptbandun*. Im Altnordischen ist dies *pt* bekanntlich constant (doch vergl. Gíslason Um frum-parta S. 99 f.), und so war es vielleicht auch im Altfränkischen, wo ein analoges *ct* zur Seite stand: vergl. *Scaptharius* Greg. Tur. 4, 13 und *tualaptig* L. Sal. (Grimms Vorr. S. xv). Ueber *ct* (*Droctigisilus*, *Droctulf*, *Childeberctus*, *Berctoaldus*) s. Grimm Gesch. S. 544. Vergl. jetzt Heinzel Niederfr. Geschäftspr. 43. 124. 148 (altportugies. *captela* aus *cautela*). In beiden Fällen scheint die Mittelstufe, der Verschlusseinsatz des tonlosen Spiranten, durch die Schreibungen *pht* (wenn nicht auch sonst in der betreffenden Quelle *ph* für den Laut *f* vorkommt) und *kh* (Weinhold S. 188 *sprikhit*, *inlûkhendi*), auch *cch* (*sprecchent*, *giricchi*, bei Weinhold a. O. mit den Consonantumlauten *cch* zusammengeworfen) ausdrücklich belegt zu werden. — Wenn es jemand vorzieht, unmittelbaren Uebergang von der tönenden Spirans in die Media anzunehmen, so ist diese Annahme, wie man sieht, von der obigen nicht sehr verschieden. Aber schlagende Gründe sind bis jetzt weder für die eine noch für die andere angeführt. Nur dass bei dem mittelbaren Uebergang, den ich befürworte, das Princip der Allmälichkeit besser gewahrt bleibt, und noch etwas anderes, wie sich unten (S. 160) zeigen wird.

Der altfränkische Isidor hat die dentale Spirans im ganzen rein bewahrt, aber nach *r l* und *n* finden wir in der Regel *d* (Holtzmann S. 117) und dem entsprechend bei Otfrid und anderen, welche das inlautende germanische *d* zu *t* verschieben, in denselben Verbindungen *t* (Gramm. 1, 160 Anm.). Dieselben Consonanten also, welche bei der Tenuis die Wandlung in den reinen Spiranten hindern (S. 127), machen hier ehe die Verschiebung der Media in die Tenuis eintritt, die Spiranten zu Medien, und diese neuen Medien werden, da es zur allgemeinen Verschiebung kommt, so gut mitverschoben wie die alten (Gramm. 1, 408). Diese scheinbare Beschleunigung der Verschiebung, so dass eine Stufe mehr erreicht wird, beruht also in Wahrheit nur auf einer der Verschiebung voraufliegenden und zu ihr in keiner Beziehung stehenden Assimilation.

Bei der ganzen Verschiebung von *dh* in *d* darf man nicht übersehen, dass es sich wol zugleich um einen Wechsel der Articulationsstelle handelt.

Die normale deutsche und ohne Zweifel auch germanische Gutturalarticulation ist Brückes zweite oder hintere.[1] Die normale Labialarticulation ist Brückes erste oder die reinlabiale. Die normale Lingualarticulation ist ursprünglich Brückes vierte oder die dentale.

Vielleicht aber erweckt diese letztere Behauptung Zweifel. Sollte das beweglichste Organ der Sprachlautbildung sich

[1] Die Normalität von k^2 erkennt man am besten daraus, dass selbst in der Verbindung *kj* wenigstens im Hochdeutschen sich kein k^1 bildete, sondern umgekehrt k^2 sich das j (y^1) assimilirte, was lautverschoben *cch* gab. Dagegen ist auf dem niederdeutschen Gebiete im Friesischen allerdings Palatalisirung eingetreten.

stets nur an die oberen Schneidezähne und niemals an ihr hinteres Zahnfleisch angelegt haben, insbesondere da der hervorgebrachte Laut sich in keiner Weise von dem reindentalen in Ansehung des Klanges zu unterscheiden scheint?

Gleichwol muss man bedenken, dass bei uns Hochdeutschen (und das heutige Niederdeutsch stimmt damit überein) die Geläufigkeit der alveolaren und dorsalen Bildung[1] des *t* und *d* mit der (dem Hochdeutschen und Dorischen gemeinsamen) Entbehrung des englischen *th* Hand in Hand geht, wenn uns auch das dentale *t* selbst freilich keineswegs fremd ist. Es wäre nicht unwichtig zu wissen, wie man sieht, ob vielleicht im Englischen die alveolare und dorsale Bildungsweise des *t* und *d* nur ausnahmsweise vorkommt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit lässt sich dies auch ohne physiologische Untersuchung für das Isländische behaupten, wo der häufige Uebergang von *d* in *dh* sich sonst schwer erklären würde.

Es war daher kein übler Gedanke von Weingärtner (Die Aussprache des Gothischen zur Zeit des Ulfilas, Leipzig 1858, S. 61), die Aussprache des gothischen *d* der des dänischen ähnlich zu vermuthen, von welchem letzteren er die folgende Beschreibung beibringt: 'Es bildet sich durch Hinschiebung der Zungenspitze zwischen die Vorderzähne, aber ohne den Luftstoss der das Zischen verursacht und verschieden von dem schärferen Zungenschlage, welcher das deutsche *d* hervorbringt.' Abgesehen von der falschen Ansicht über die Bildung des deutschen *d* und die Entstehung des Zischens, stimmt diese Beschreibung sehr gut zu Brückes d^4, dem

[1] Brücke bemerkt, sein dorsales *t* werde im Deutschen auch von vielen z. B. im *st* und *ts* gebildet. Nach Merkels Laletik S. 164 macht es bei den Mitteldeutschen heute die Regel aus.

also doch vermuthlich eine wahrnehmbare, wenn auch leise Nüance des Klanges beiwohnt.[1]

Diese leise Nüance des Klanges fehlte also dem bei der hochdeutschen Verschiebung neu entstehenden *d*, wie die neu entstehende Spirans nicht s^4, sondern s^1 oder s^3 war. Und so waren es doppelte Motive, welche jene *dh* zu verlassen trieben, ausser dem allgemeinen der Verschiebung, das wir noch nicht kennen, dies besondere der einreissenden Abneigung gegen die Articulationsstelle an der es gebildet wurde.

Wir fragen endlich nach dem Schicksale der germanischen Medien.

Dass die germanische Ursprache im Anlaut und Inlaut wirkliche Medien besass, halte ich für wahrscheinlicher als irgend eine andere Annahme. Dafür sprechen die bei Römern überlieferten Namen, dafür sprechen die finnisch-lappischen Entlehnungen, dafür noch die lateinische Aufzeichnung gothischer Namen (Dietrich Aussprache des Gothischen S. 71—75), dafür endlich die romanischen Entlehnungen aus germanischen Sprachen (Diez Gramm. 1^3, 313. 318. 323).

Wenn wir aber unser Neuhochdeutsch mit dem Gothischen vergleichen, müssen wir nicht zweifeln, ob die angebliche Verschiebung der Medien auf dem labialen und gutturalen Gebiet überhaupt stattgefunden hat? Und zeigt sich nicht ein Gegensatz schon im Ahd. selbst? Wie viele Denkmäler setzen denn die verschobenen *p* und *k* und bewähren sich dadurch als strengalthochdeutsch? Und finden wir nicht *b* und *g* rein bewahrt in Denkmälern, welche doch wenigstens inlautend *d* wirklich verschieben?

---

[1] Doch vergl. jetzt Anz. f. d. Alterth. 3, 76.

Die Antworten auf diese Fragen sind sehr schwierig.

Ich glaubte früher in der geflüsterten Media (oben S. 117 f.) das Auskunftsmittel gefunden zu haben. Aber ich muss es jetzt für höchst zweifelhaft halten.

Andererseits kann die leichte Tenuis heutiger süddeutscher Mundarten auch nicht durchweg auf das Ahd. der Verschiebung übertragen werden. Denn im strengen Ahd. finden wir zwar ohne Schwanken *t* statt germanisch *d:* aber schwankend *b-p* und *g-k* statt germanisch *b* und *g*. Jenes *t* ist ohne Zweifel reine Tenuis. Folglich müssen diese schwankenden *b-p* und *g-k* etwas anderes sein.[1]

Man ist jetzt in physiologischer Ueberfeinhörigkeit geneigt, der früheren buchstabengläubigen Zeit gegenüber in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und der Sprache allerhand Laute anzudichten wovon die Schrift nichts weiss. Sollten wir es in dem vorliegenden Falle nicht einmal wieder mit dem Buchstabenglauben versuchen und annehmen dass die Sprache wirklich schwankte, dass *b* nicht entschieden zu *p* wurde und *g* nicht entschieden zu *k*, dass nach individuellem Belieben bald das eine bald das andere eintrat, so frei, so willkürlich, dass die Schreiber keine Regel finden konnten?[2]

[1] Ob in heutigen oberdeutschen Mundarten die germanische Media durchweg Tenuis geworden ist, lasse ich dahin gestellt. Schmeller nahm Schwanken an (vergl. Zs. 20, 209. 210). Für die mir zunächst bekannte österreichische Mundart habe ich Anz. f. d. Alterth. 3, 66—68 ganz andere Verhältnisse nachgewiesen. — Ich habe im Text hier resolut geändert, und nachdem es geschehen, befällt mich Zweifel, ob ich recht gethan. Man vergl. den Anhang über dänische Flüstermedia.

[2] Auch solches Schwanken würde hinreichen um die romanischen *p* und *c* in deutschen Lehnwörtern zu erklären: Diez Grammatik 1³, 319. 323. Sie begegnen auch im Ungarischen, z. B. *pintér* (Küfer österr. *Binder*) *pék* (Bäcker, österr. *Beck*) *pléh* (Blech) *tolmács* (Dolmetsch) s. Bloch

Vielleicht blicken wir hier in den Zustand hinein, der sonst nur einen beginnenden Verschiebungsact charakterisirt. Auch germanisch *d* kam einmal so ins Schwanken und wurde Tenuis-Media, wie man es etwa nennen könnte, *d-t*. Aber auch germanisch *dh* kam ins Schwanken. Dieses *dh-d* und jenes *d-t* als verschiedene Laute immerfort gefühlt, grenzten ihre Gebiete als *d* und *t* gegeneinander ab. Die neue Media bestimmte die schwankende alte entschieden zur Tenuis. Aber *b-p, g-k* blieben in jener Schwebe, weil neben ihnen keine neue Media auftrat.

Man wird nicht läugnen können, dass durch die eben vorgetragene Conjectur sich manche bisher dunkle und schwierige Verhältnisse auf leichte, ungezwungene und durchaus genügende Weise erhellen.

Anders erklärt sich Rudolf von Raumer über die Sache (S. 65. 74 f.). Weil *f* und *h* nicht in hochd. *b* und *g* übergehen konnten, wurden auch die germ. *b* und *g* von weiterem Fortschreiten zurückgedrängt und blieben somit stehen. Diesem Satze müsste die Voraussetzung zu Grunde liegen, als ob der Uebergang der Media zur Tenuis auf einem

---

Ungar. Gramm. S. 12. Für die slavischen Sprachen findet man in Miklosich Abhandlung über die slavischen Fremdwörter eine ganze Anzahl von Beispielen: am häufigsten *p* für *b* (neben unverändertem *b*), selten *t* für *d*, nie — so viel ich bemerkt habe — *k* für *g*. Wir sind gewohnt das analoge Verhalten der drei Articulationsgebiete stets beinah vorauszusetzen; es wäre nützlich einmal die Verschiedenheiten ins Auge zu fassen und auf die Gründe zurückzuführen. — Den Schreibern zu glauben, sind wir um so mehr verpflichtet, wenn sich bei näherer Untersuchung gewisse Regeln herausstellen sollten. Steinmeyer Zs. für deutsche Phil. 4, 88 f. vermuthet dass die Verschiebung des inlautenden *b* zu *p* den baierischen Dialekt vor dem alemannischen auszeichne. Vergl. die genauen Beobachtungen von Seiler Beitr. 1, 403 ff. und Henning Quellen und Forschungen 3, 129 ff. 136 ff. 147 ff. — Ueber die Allitterationen im Muspilli *pardîsu*: *pû*, *pîna*: *piutit* s. Heinzel Nfr. 142.

Zurückweichen vor der neu entstehenden Media, früheren 'Aspirata' beruhte: eine Annahme, welche, wie wir sehen werden, Raumer selbst bestreitet, indem er das 'Absterben nachhallender Hauchlaute' und die 'Verhärtung der Media' als gänzlich unabhängige und in sich selbständige Vorgänge auffasst. Auch abgesehen von Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, begriffe man von diesem Standpunct aus nicht, wie die strengalthochdeutschen Ansätze zur Verschiebung der labialen und gutturalen Media überhaupt in die Sprache kommen konnten.

Raumer bringt noch einen anderen Erklärungsversuch vor (S. 65). Dem Hochdeutschen wäre durch die Verschiebung die labiale und gutturale Media ganz abhanden gekommen: deshalb drang die Verschiebung nicht durch. Um durch eine solche Argumentation zu überzeugen, müsste man den Nachweis liefern, dass das Hochdeutsche diese Medien nicht entbehren konnte oder eine solche Liebe zu ihnen gefasst hatte, dass es sie nicht entbehren mochte.

Wenn aber Raumer S. 75 seine bezügliche Erörterung mit den Worten schliesst: 'Doch haben keineswegs alle Dialekte auf demselben Puncte Halt gemacht; im Gegentheile sind viele Dialekte auf halbem Wege stehen geblieben: sie haben kein *b* mehr, sondern nur ein *'b*': — so möchte ich hierin eine Meinung angedeutet finden, welche consequent ausgebildet eben zu derjenigen führen muss, die ich mich zu vertreten bemühe. Denn mit *'b 'd 'g* bezeichnet Raumer jenen für uns zwischen Media und Tenuis liegenden Laut, der in oberdeutschen Mundarten die Regel bildet. Diese 'härtere Media' oder 'weichere Tenuis' ist nichts anderes als eine reine leichte Tenuis ohne Aspiration. Und dass diese im Alemannischen und Bajuvarischen vielfach das schliess-

liche Resultat der zweiten Lautverschiebung war, bezweifle ich nicht mehr. Ich glaube nur dass im achten und neunten Jahrhundert eine reine Media *d* und reine Tenuis *t* den schwankenden Labialen und Gutturalen gegenüber standen, um sich dann, wenigstens im Alemannischen, zu vermischen und ebenso schwankend zu werden, wie diese.

Es gibt einen altdeutschen Physiologus aus dem elften Jahrhundert (Denkmäler Nr. 81) der sich als das Werk zweier vermuthlich dem alemannischen Sprachkreise angehöriger Verfasser meiner Untersuchung erwies. Der erste dieser Verfasser schreibt *ter, tes, tie, tô, tenne, tannan, trî* auch nach tönenden Lauten, der zweite umgekehrt schreibt *dier, drinket, dugeden, driuuôn, duot* auch nach tonlosen Consonanten, sogar inlautend *muodes, fader, unstâdes, naderôn* und auslautend *christanheid, rihted, vastâd* (vergl. die Reichenauer Beichte Denkm. Nr. 73): die richtigen hochdeutschen Formen bringt der erste wie der zweite Verfasser neben den angeführten. Diese aber bezeugen uns, dass im Alemannischen des elften Jahrhunderts vollständige Unsicherheit herschte über die Scheidung des anlautenden und nicht blos des anlautenden *d* und *t*. Und wenn Notker und seine Schule als Regel festhalten, anlautende Media zur Tenuis zu machen, wenn das vorhergehende Wort mit Muta oder Spirans auslautet, sie aber als Media zu belassen, wenn Liquida oder Vocal vorhergeht; — ja wenn auch anlautende Tenuis ihnen nach tönendem Laute mitunter zur Media wird (Weinhold Alem. Gramm. S. 141): so bestätigen sie dieselbe Thatsache des durchgängigen Schwankens unzweifelhaft.

Wenn aber im Mhd. *b* und *g* die Regel bilden, so handelt es sich nur um das Durchdringen einer bestimmten Lautbezeichnung, und Jacob Grimms Bemerkung (Gesch.

S. 424) behält ihren vollen Werth, dass die regelmässige mhd. und nhd. Media auf dem Siege der weicheren fränkischen Mundart über die strengalthochdeutsche beruht. Wie dieser Sieg erfochten wurde, d. h. inwiefern die mhd. und nhd. Gemeinsprache mit den fränkischen Dialekten historisch zusammenhange, zeigt Müllenhoffs Vorrede zu den Denkmälern S. XXIV.

Wir haben das Wesen aller drei hochdeutschen Verschiebungsprocesse nunmehr erörtert. Es knüpft sich daran die schon berührte Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit.

Besteht überhaupt irgend eine Beziehung oder Wechselseitigkeit zwischen den drei Processen? Lässt sich nachweisen, dass einer derselben Veranlassung und Ursache eines andern, und dieser vielleicht des dritten wurde? So dass also wirklich, wie man anzunehmen sich gewöhnt hat, ein einziger Anstoss von einer bestimmten Seite erfolgt wäre und alle übrigen Consonanten derselben Reihe in Bewegung gesetzt hätte, welche sich vor Vermischung mit den neu entstehenden Lauten zu bewahren suchten.

Ich antworte ohne Zaudern mit Nein.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Spirans (resp. Media affricata oder Media aspirata) zur Media habe den Anfang gemacht; so wäre es in der labialen und gutturalen Reihe zu einer Verschiebung überhaupt nicht gekommen. *F* und *h* bewegten sich nicht von der Stelle, so brauchten auch *b* und *g* nicht von der ihrigen zu entfliehen, und weil diese ruhig blieben, fiel auch aller Grund zur Fortbewegung für *p* und *k* weg. Ferner begriffe man nicht die anlautenden

t und *z* des hochfränkischen Dialektes, denen doch der Anlaut *th* zur Seite steht.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Media zur Tenuis habe den Anfang gemacht; so hätte z. B. im fränkischen Dialekte des Isidor die ganze Verschiebung unterbleiben müssen. Denn durch die paar *d,* welche im Inlaut als *t* erscheinen, konnten nicht sämmtliche *t* des An-, In- und Auslautes in Bewegung gesetzt werden.

Nehmen wir an, der Uebergang von der Tenuis zur Spirans und Affricata habe den Anfang gemacht; so sieht man nicht ein, wie die Umwandlung von anlautend *t* zu *z,* von inlautend *t* zu *zss* Veranlassung werden konnte, *dh* zu *d* zu verschieben: *z, zss* und *dh* sind ja ganz verschiedene Laute. Im Isidor ist wirklich nur die Verschiebung der Tenuis eingetreten und doch sind alle Laute (ausser etwa ausl. germ. *h* von *k*) wie im Germanischen geschieden, soweit nicht Assimilationen störend eingriffen.

Wenn aber keiner der drei Vorgänge im Stande war, die übrigen zu veranlassen, so bleibt keine andere Annahme offen, als dass sie sämmtlich unabhängig von einander stattfanden.

Daraus folgt jedoch keineswegs, dass sie alle gleichzeitig eintraten. Vielmehr geben die grossen Unterschiede der althochdeutschen Mundarten eine bestimmte Vermuthung über die Chronologie der Verschiebung an die Hand.

Ein Verschiebungsprocess, der ein grösseres locales Verbreitungsgebiet besitzt, zu dem muss, scheint mir, ein stärkerer Impuls in dem deutschen Sprachgefühle vorhanden gewesen sein, als zu dem weniger verbreiteten. Und wohin die stärkere Neigung zog, dahin wird man auch früher und rascher sich begeben haben.

Aus diesem Gesichtspuncte dürfen wir behaupten, dass die älteste Verschiebung die der Tenuis ist; denn sie macht das allgemeinste Merkmal der hochdeutschen Sprache aus. Als die zweitälteste erkennen wir die der Media, denn im Isidor findet sie sich schon in einigen Spuren und im hochfränkischen Tatian ziemlich allgemein für die Lingualreihe. Den Schluss machte also die Wandlung der tönenden Spirans.

Aus demselben Gesichtspuncte dürfen wir ferner mit Rücksicht auf dieselben fränkischen Dialekte, den Isidor, Tatian und Otfrid, vermuthen, dass die Verschiebungen durchgängig im Inlaute zwischen Vocalen sich zuerst manifestirten. [1]

Ich wende das an der hochdeutschen Verschiebung Erlernte auf die germanische an, die mir nun ziemlich durchsichtig erscheint.

Da treten mir zunächst die Wandlungen der urverwandten Tenues entgegen: *f th h.* Dabei ist *h* entweder die Spirans χ oder eine Verflüchtigung derselben. Die arischen Tenues können nur die reinen *(p t k)*, nicht die aspirirten *(ph th kh)* gewesen sein, wie oben schon gesagt.

Was die arische Media anlangt, so verschob sie sich nach dem oberdeutschen Typus *d* zu *t*: es entstand die reine Tenuis statt *b d g.* [2]

Endlich der dritte Uebergang. Wir haben freilich nur den Anhalt des *dh.* Aber die obige Vermuthung über arische

[1] Genauer sucht die Chronologie der hochdeutschen Lautverschiebung Braune zu bestimmen, Beitr. 1, 43 ff.

[2] Ueber die urverwandte Media der Labialreihe vergl. Bickell KZ. 14, 425—434.

Medienaffricaten rechtfertigt sich daraus doch genügend. Es fragt sich nur, ob wirklich diese Medienaffricaten denselben schwankenden Charakter trugen, den ich S. 135 f. glaubte jenem *dh* zuschreiben zu müssen. Ich antworte zuversichtlich: ja, denn ein wirklicher Beweis lässt sich dafür herstellen.

Erinnern wir uns, dass im Ahd. eine durch consonantische Nachbareinflüsse zur Media gewordene Spirans wie alle übrigen germanischen Medien der Lingualreihe mitverschoben wurde (S. 137); erinnern wir uns ferner, dass die Verschiebung der Tenuis die älteste ist, die Verschiebung der Spirans aber die jüngste, und erwägen wir die wichtigste Ausnahme der germanischen Verschiebung, die einzige, welche wir nach den vortrefflichen Untersuchungen von Lottner (KZ. 11, 161—204) und Grassmann (KZ. 12, 81 ff.) noch gelten lassen müssen: die Verschiebung vieler inlautender arischer Tenues in die Media anstatt in die tonlose Spirans.[1]

Der unregelmässige Vorgang wird nur angetroffen zwischen Vocalen und in der Nachbarschaft von Liquiden. Daraus ergibt sich eine einfache Erklärung.

Die Vocale sind nothwendig tönend. Die Liquiden sind in der Regel tönend; sie können zwar auch tonlos gebildet werden, aber lässt sich die Wirkung, die sie auszuüben scheinen, nur mit tönender Qualität vereinbaren, so werden wir diese ja wol unbedenklich voraussetzen dürfen.

[1] Vergl. jetzt Zs. f. österr. Gymn. 1870 S. 639 ff. G. Wenker Ueber die Verschiebung des Stammsilben-Auslauts im Germanischen (Bonn 1876); K. Verner KZ. 23, 97 ff. Für die Chronologie folgt aus der nachher gegebenen, von Karl Verner acceptirten Erklärung mit Sicherheit, dass die Verschiebung der Tenuis älter ist, als die Verschiebung der Affricata.

Ich nehme nun an, dass sämmtliche unregelmässig verschobenen Tenues zuerst regelmässig in tonlose Spiranten verschoben wurden, dass diese (soweit nicht Accent unmittelbar vorherging — nach Verners Regel) unter dem Einflusse der umgebenden tönenden Elemente ebenfalls mit Stimmton hervorgebracht wurden und dann bei dem Eintritte des dritten Verschiebungsactes die Richtung aller übrigen tönenden Spiranten, resp. tönenden Affricaten nahmen.[1]

Tönende Spirans und Affricata können also keine streng geschiedenen Laute gewesen sein. Zugleich lernen wir, was wir von vornherein auch vermuthen konnten, dass die neu sich bildenden tonlosen Spiranten auf der normalen Articulationsstelle der tönenden Affricaten oder Spiranten liegen, welche zugleich die der entsprechenden Tenues und Mediae ist. Diese Articulationsstellen sind — in Uebereinstimmung mit dem oben S. 104 f. darüber Entwickelten — die erste labiale oder labio-labiale, die vierte linguale oder dentale und die zweite oder hintere gutturale Articulation.

Demnach stellt sich heraus, dass das im Hochdeutschen nicht verschobene germanische *f* wenigstens ursprünglich *f*[1] — der Blaselaut — gewesen sein muss. Wann der Uebergang zu der uns heute geläufigen und als normal geltenden

[1] Wenn Arendt Beitr. 2, 305 die Entsprechung gothischer Media und sanskritischer Tenuis zwischen Vocalen einfach aus Assimilation d. h. Nichtöffnung der Stimmritze bei Articulation des Verschlusslautes erklärt und von der Lautverschiebung ganz unabhängig glaubt, so musste er auch die Exemtion dieser Laute selbst (nicht blos die Unabhängigkeit des Vorganges) von der Verschiebung motiviren. Eine solche Exemtion scheint aber undenkbar. Wirkte die Assimilation vor der Verschiebung, so mussten nach derselben sich die ursprünglichen Tenues wieder als solche vorfinden; wirkte die Assimilation nach der Verschiebung, so hatte sie keine andere Folge, als die Umwandlung der tonlosen Spiranten in tönende, wie oben angenommen ist.

labio-dentalen Articulation gemacht wurde, dürfte schwer zu eruiren sein. Scheint doch auch z. B. das *w*, das von seiner einstigen halbvocalischen Natur — wir wissen gleichfalls nicht zu welcher Zeit[1] — längst herabgesunken ist, zu Wien im vorigen Jahrhundert so überwiegend labio-labial gesprochen worden zu sein, dass es Kempelen (Mechanismus der menschlichen Sprache S. 361—366) als die einzig berechtigte Art des deutschen *w* erschien. Ohne diesen Irrthum Kempelens aber, was wüssten wir von der Thatsache, die wir daraus schliessen?

In Bezug auf die gutturale Articulation hat man eine vortreffliche Bemerkung Raumers (S. 91 Anm.) meines Wissens bisher gänzlich übersehen, die über einen schwierigen und dunklen Punct der Lautgeschichte alle wünschenswerthe Aufklärung zu verbreiten scheint. 'Soll die gutturale Muta, sagt Raumer an dem angeführten Orte, vor *i* ganz an derselben Stelle gesprochen werden wie vor *a*, so wird sich

[1] Man muss Dr. Bechsteins 'Aussprache des Mittelhochdeutschen' (Halle 1858) S. 45 f. über *w* nachschlagen, wenn man zweifeln sollte, ob meine ausführliche Besprechung ganz elementarer Dinge auch wirklich nothwendig gewesen sei. Nach ihm wäre das ahd. *w* theils reine Spirans, theils geschärfte, und für dies letztere scharfe *w* wird die Bezeichnung Aspirata missbraucht: denn es sei Consonant, während das andere nur ein gehauchter Laut. Die Berufung auf Raumer (Ges. Schr. S. 87 f.), welche den Ausdruck 'scharfe Spirans' mit 'tonloser Spirans' identificiren würde, steht im Widerspruch mit der Behauptung, dass diese scharfe Spirans im Neuhd. die ausnahmslose Regel geworden sei. Was dem Verfasser vorschwebte, scheint geringere Vernehmbarkeit des *w* zwischen Vocalen zu sein. Dazu braucht aber die physikalische Beschaffenheit des Lautes sich nicht zu ändern. Consonantisch zu sprechendes *u*, fanden wir, sei die regelmässige Schreibung für tönende Labialspirans, also (wegen *f*[1]) *w*[1]. Diese Bedeutung hat auch das zweite *u* in *triuue, frouue* oder *triwe, frowe*. Die Schreibungen *triuwe, frouwe* dürfen wir vermuthlich als die ersten Symptome des neuen reinconsonantischen (im Gegensatze zu dem alten halbvocalischen) *w* betrachten.

ganz unwillkürlich ein bindender Vocal oder Halbvocal einstellen. Aus diesem dunklen Bindelaute erklärt sich eine grosse Zahl der lateinischen *qu*.' Und ebenso erklären sich folgerecht die deutschen *hv*. Aber nicht blos eine grosse Zahl, sondern alle diese Laute werden uns vollkommen verständlich, wenn wir annehmen, dass die Arier einst auch die dritte Gutturalarticulation, das arabische Qaf besassen, und diese überall ursprünglich statuiren, wo wir in den uns bekannten Sprachen *qu* oder die vertretenden *p* und *hv* treffen.

Fassen wir zusammen, so ist dies das Bild der germanischen Verschiebung, wie sie sich uns darstellte:

1)	p^1—f^1	t^4—s^4	k^2—χ^2
2)	b^1—p^1	d^4—t^4	g^2—k^2
3)	b^1w^1 (w^1)—b^1	d^4z^4 (z^4)—d^4	g^2y^2 (y^2)—g^2

Das heisst: Erstens Wandlung des Mundcanalschlusses in blosse Verengung. Zweitens Oeffnung der zum Tönen verengten Stimmritze. Drittens Aufgeben der Affrication.

Dieses Aufgeben der Affrication traf ganz allgemein alle Laute, die es treffen konnte, demnach nicht blos die von uns wiederholt betrachteten Medienaffricaten, sondern auch die von Grassmann in KZ. 12 zuerst umfänglicher nachgewiesenen 'Tenuesaspiratae' (vergl. Kuhn KZ. 11, 306) welche vermuthlich Tenuesaffricatae waren, da sich wirkliche tonlose Aspiraten, nach der hochdeutschen Verschiebung zu schliessen, gerade in Tenuesaffricatae gewandelt hätten. Hier sind sie vielmehr zu reinen Tenues geworden: vergl. Grassmann a. O. S. 106 ff.

EIN ERKLÄRUNGSVERSUCH.

Ueber die Chronologie und die tieferen Gründe der Lautverschiebung sind viele Ansichten aufgestellt, von denen ich nur die wichtigsten hier erwähne. Die Ansicht Grimms, der die Verschiebung mit der Media beginnen lässt. Die Ansicht Bopps, der zwar der Tenuis den ersten Schritt zuschreibt, aber diesen Schritt für den Impuls zunächst der Spirans oder Aspirata und mittelbar durch diese auch der Media hält. Die Ansicht von Georg Curtius (KZ. 2, 331), der den Anfang mit den sog. Aspiraten macht und Thatkraft, Keckheit, jugendliche Rüstigkeit in dem Unterscheidungstriebe findet, den er den Germanen um ihrer Lautverschiebung willen beilegt. Die Ansicht Weinholds, der sich in der alemannischen Grammatik S. 112 äussert wie folgt: 'Es ist zuletzt gleichgiltig, ob man von der Media oder von der Tenuis als Anfang der Verschiebung ausgeht, obschon zu beachten bleibt, dass physiologisch die Tenuis als reinste Gestalt des Consonanten gelten muss (?); Nebensache ist auch, ob man in diesem Vorgang eine Kraftäusserung oder eine Bewegung überhaupt sieht'. Die Ansicht von Max Müller, der die unbedingte Willensfreiheit herbeizurufen scheint und die hochdeutsche Verschiebung unmittelbar an den arischen Sprachzustand anknüpft, indem er sagt (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache 2, 194 ff.): 'Die germanischen Stämme hatten keine Aspiraten, als sie aber von der phonetischen Erbschaft ihrer arischen Vorväter Besitz ergriffen, war ihnen noch ein Bewusstsein der dreifachen Verschiedenheit der consonantischen Verschlusslaute, die ihre Vorfahren aussprachen, geblieben und sie versuchten diesen dreifachen Ansprüchen so gut wie möglich zu entsprechen. Aspiraten hatten sie nicht,

weder harte noch weiche: das Gothische ersetzte sie durch die entsprechenden Medien, das Hochdeutsche durch die Tenues. Und von diesem Puncte aus vollzog sich die neue Regelung der alten dreifachen Unterscheidung.' Klingt das nicht, als ob die Sprache ein Kleidermagazin wäre, worin sich jeder Rock, Hose und Weste wählt, je nach der Qualität, die er bezahlen kann, wenn er sich nicht vielleicht ohne Weste behelfen will?

Schärfer als alle übrigen blickt auch hier Rudolf von Raumer, der (a. O. S. 88, vergl. 439 Anm.) zwei sich ergänzende Erscheinungen in der deutschen Verschiebung unterscheidet: 'Die erste derselben ist das Steigern der einfachen Stummlaute, die zweite das Absterben nachhallender Hauchlaute.' Die Bezeichnung 'Absterben nachhallender Hauchlaute' können auch wir uns zur Noth gefallen lassen für unsern dritten Act der Verschiebung, nur dass wir die Natur des zu Grunde liegenden Lautes schärfer bestimmen mussten. Aber das 'Steigern der einfachen Stummlaute' würde in keiner Weise als angemessene Benennung unseres ersten und zweiten Actes gelten können. Und wenn Raumer fortfährt: 'Wo beide (jene Erscheinungen) sich wechselseitig bedingen, da bleiben die Wörter geschieden, nie kann ein Laut den andern einholen; die Laute sind wie drei Wagen, die hinter einander her um einen Kreis fahren, nach wenigen Minuten ist der zweite da, wo eben noch der erste war: dennoch stösst er nicht auf diesen, weil ja auch der erste Wagen ein eben so grosses Stück vorwärts gefahren ist, wie der zweite': — so haben wir unsererseits von dieser gleichzeitigen Allmälichkeit und Allgemeinheit der Lautumwandlung nichts entdeckt, sondern glaubten im Gegentheil

ein festbestimmtes Nacheinander wahrzunehmen, welches auch Vermischungen zuliess.

Doch müssen zu solchen Vermischungen Assimilationen mitwirken. Denn an sich ist, abgesehen von den Tenues-affricatae, aus der Lautverschiebung selbst eine Vermischung unmöglich. Nur die neu entstehenden Medien sind mit den alten identisch, die letzteren waren aber längst verschoben, als die ersteren sich bildeten.

Ehe ich nun selbst eine Erklärung wage, möchte ich die Thatsachen noch einmal in geschichtlicher Folge überblicken und dabei nebenher die sogenannten Ausnahmen beider Verschiebungen ein wenig beleuchten.

Zu einer Zeit, wo die Germanen noch den alten freien Accent ungeschmälert besassen, ergriff ihre Consonanten die merkwürdige Bewegung, die uns hier beschäftigt. Alle Consonanten wurden nach und nach davon getroffen; blos die Liquiden und *s* blieben unberührt; die Halbvocale *j* und *v* kamen nicht in Betracht.

Noch sagte man *déukathas* 'ihr beide zieht', *dedáuka* 'ich zog' aber *dedukmá* 'wir zogen'. Da fingen sämmtliche *k* und *p* und *t* an, sich in *χ* und *f* und *s*[4] zu verwandeln; und bald sagte man *déuchathas, dedáucha, deduchmá.*

Die ganze Region der Tenuis wurde frei. In dieses gleichsam leere und herrenlose Gebiet rückten die Medien ein: man sagte *téuchathas*, *tetáucha*, *tetuchmá.*

Aber wo nicht der Accent vorherging, da gewannen im Inlaut umgebende tönende Elemente Gewalt über den Reibelaut und erweichten ihn: aus *tetuchmá* wurde *tetughmá.*

Ob die Medien ihr eigenes Gebiet vollständig verlassen hatten, ob sie etwa noch schwankten und bald als Medien

bald als Tenues erklangen: genug, die Sprache wurde den Affricaten feind, sie wollte den Reibelaut los werden und sich mit dem Verschlusslaute begnügen. Die Tenuesaffricatae wurden Tenues: man sagte nicht mehr *téuchathas (th* gleich t^4s^4), sondern *téuchatas.* Die Mediaeaffricatae wurden Mediae, indem sie entweder in das leere Gebiet der Mediae einrückten oder diese vollends für die Qualität der Tenuis entschieden: man sagte nicht mehr *ghástis* 'der Feind, der Gast', sondern *gástis;* nicht mehr *stéighâ* 'ich steige', sondern *stéigâ;* aber auch — da sich tönende Spirans und tönende Affricata als wesentlich identisch erwiesen — nicht mehr *tetughmá,* sondern *tetugmá* 'wir zogen', später *túgum.*

Es liegt deutlich vor Augen, dass diese germanische Verschiebung nicht ein sporadischer, sondern ein allgemeiner, unbedingter; nicht ein facultativer, sondern ein obligatorischer Lautwandel ist. Treffen wir daher Ausnahmen, so wird es rationell sein, sie als scheinbar anzusehen; und überall findet sich vermuthlich nur eine Art möglicher Erklärung: der betreffende Laut muss durch sporadischen Wandel schon vor der Verschiebung ein anderer geworden sein, als er in der arischen Ursprache war. Manchmal lässt sich im Westarischen die Veränderung nachweisen; so bei *ik*, *mikils, kinnus* (Lottner KZ. 11, 177): diese Wörter hatten ursprünglich *gh*, haben aber im Westarischen die Affrication eingebüsst, der Verschiebung liegt nicht *gh,* sondern *g* zu Grunde. Auf demselben Wege hat Lottner das goth. *vaúrts* mit der Wurzel *vardh* vermittelt. Ebenso kann goth. *triggvs,* ahd. *triuwi* mit skr. *dhruvá* zusammenhängen. Auch das scheinbar fehlerhaft verschobene *p* von *greipan* erklärt sich einfach, wenn wir im Schlussconsonanten der W. *ghrabh* westarischen Verlust der Affrication annehmen: doch vergl. Grassmann KZ. 12,

108, 10. Dieselbe Erklärung gilt für *gaskapjan* gegenüber sk. *skabh*, wenn wir nicht auch hier Grassmann a. O. 107 f. folgen wollen. Erscheint das *p* von *hilpan* unverschoben, so könnte darin vor der Verschiebung Erweichung von *p* zu *b* durch Einfluss des *l* eingetreten sein (vergl. mhd. *wolde, solde*): wodurch dann gleichfalls die Regelmässigkeit des Gesetzes gerettet wird. Erweichende Resonanten hat Zimmer nachgewiesen (QF. 13, 288 f.). Eigenthümlich ist dass vorangehendes *i* ein Motiv der Störung abzugeben scheint; so im goth. *hveits*, skr. *çvêta;* ags. *vîcan*, gr. *ϝείκω*; ags. *vîc*, gr. *ϝοῖκος*, lat. *vicus*.[1] Wieder liesse sich, für das erste Wort wenigstens, die Erweichung vor der Verschiebung wahrscheinlich machen, wenn Glück (Kelt. Namen bei Caesar S. 74) recht hätte, wie er nicht hat, das gall. *vind* angeblich für *cvind* 'weiss' zu vergleichen.

Durchgehend unverschoben scheinen *sp st sk*. Doch findet sich in demselben Falle, wo Media statt Spirans inlautend zwischen Tönenden, germanisch *zd* (Bechtel Zs. 21, 214). Und die übrigen lassen sich vielleicht auf *sph sth skh*, d. h. *s* mit Tenuisaffricata zurückführen (Bezzenberger Zs. f. d. Phil. 5, 361; Bechtel a. O. S. 219; vergl. Zs. 22, 325). Den Uebergang, den wir voraussetzen müssen, erklärt Ascoli Vorl. 1, 160 folgendermassen: *s* schliesst sich sehr eng an den folgenden Verschlusslaut, zieht ihn gleichsam an sich und löst ihn von dem folgenden Vocal ab, so dass zwischen diesem und der mit *s* combinirten Muta ein Spiritus asper sich einschiebt. Der enge Anschluss ist jedenfalls richtig, besonders im Germanischen dadurch bezeugt, dass die Anlaute *sp st sk* in Allitteration und Reduplication als Einheiten auf-

---

[1] S. Zs. f. österr. Gymn. 1868 S. 664.

gefasst werden.[1] Gegen die gewöhnliche Meinung von der aspirirenden Kraft des *s* auch Kräuter Zur Lautverschiebung S. 151; darin aber zugleich beachtenswerthe Gründe gegen Ascolis Auffassung.

Die germanischen Gruppen *ft ht*[2] scheinen, wie schon Grimm erkannte (Gesch. S. 423), auf *pt kt* zurückzugehen, welche ihrerseits auf Zusammenstoss einer beliebigen labialen oder gutturalen Muta oder Affricata mit *t* beruhen können. Vergl. lat. *captus,* goth. *hafts;* lat. *rectus,* goth. *raíhts;* goth. *vaíhts,* W. *vagh,* Suff. *ti;* goth. *daúhtar* zunächst aus *dhugtar* usw. Beispiele bei Begemann Schwaches Praeteritum S. 46. 51. In *pt kt* ist die Verschiebung von *p* und *k* der Lautverschiebung gemäss. Die Erhaltung von *t* bezeugt jedenfalls Abneigung gegen gehäufte Spiranten, deren schon das Germanische vor der Verschiebung wenige besass: nur ags. *bregdan* (ahd. *prettan*, zur Assimilation vergl. prâkrit. *dd* für *gd* und ital. *freddo*, *Maddalena*: Friedr. Haag Vergleichung des Prakrit mit den romanischen Sprachen, Berlin 1869, S. 43; Diez 1³, 272. 300. 346) mit seinen Verwandten weist auf ursprüngliches *ghdh*. Eine weitere Vermuthung hierüber wie über die Gruppen mit *s* sogleich beim Althochdeutschen.

Wie lange der germanische Lautstand, Erzeugnis der

[1] Die Möglichkeit einer wirklichen Ausnahme von der Verschiebung will ich daher nicht läugnen. Vergl. Kellgren Die Grundzüge der finnischen Sprache (Berlin 1847) S. 42: 'Auffallend ist (im Finnischen) die Festigkeit der Lautverbindungen des *s* mit *k*, *t*, *p*, und des *t* mit *k*; diese Laute sind so zusammengewachsen, dass *k*, *t*, *p* in diesen Fällen im Anlaute der Endsilbe des Stammes gewöhnlich nicht einmal den sonst ausnahmslosen Gesetzen der Erweichung unterliegen.'

[2] Das immer damit verglichene *st* für Dentalis mehr Dentalis erklärt eine Bemerkung von Heinzel Nfr. Geschäftspr. 128 (vergl. Kräuter 88; Verner Anz. 4, 341).

ersten Verschiebung und der ersten vorhistorischen Periode, unverändert blieb, vermögen wir nicht zu sagen. In der ersten historischen Periode aber finden wir schon z. B. *Hermunduri* statt *Hermunthuri*, d. h. das germ. *th* war zum Theil *dh* geworden und stand dann für die Römer ihrem *d* näher als ihrem *th.* [1]

Ausserdem mussten, wenn die obigen Annahmen (S. 126) richtig sind, bis zur Merovingerzeit die Tenues im Wortbeginn und neben anderen Consonanten zu Aspiraten; zwischen Vocalen aber verlängert werden. Einzelne *dh* sanken zu *d* herab (S. 137) gerade wie wir vor der ersten Verschiebung dergleichen beobachtet. Die bisherigen t^4 wurden vermuthlich t^1 oder t^3.

Andere Lautprocesse, die man im ganzen als Erweichungen bezeichnen kann, mögen der Lautverschiebung mehr unmittelbar vorangegangen sein. Ich wage wieder den Schluss von unverschobenen fränkischen Lauten auf oberdeutsche Laute vor der Verschiebung.

Germanisch *tr* scheint im Anlaut und Inlaut *(bittar eitar* für *bittr eitr)* unverschoben; aber *driwi drût dretan* usw. bei Otfrid (Kelle 2, 493) zeigen was die Verschiebung vorfand.

Und so könnten auch die *sb (sbrehhan) sd (kidursdlîhho) sg (asga, mennisgo) fd (krefdi) hd (mahdîc)* s. Denkm. [2] S. xiv. xxii, wichtigen Aufschluss geben: von ihnen aus wäre die Verschiebung regelmässig. Wir müssten uns nur entschliessen der Schrift zu glauben und den ahd. Ortho-

---

[1] Wenn romanische Sprachen in germanischen Lehnwörtern anlautend meist *t*, inlautend meist *d* zeigen (Diez 1[3], 314 vergl. 226), so möchte das für eine grosse Zahl von Mundarten auf in der Regel anlautend *th*, inlautend *dh* hinweisen.

graphen des achten und neunten Jahrhunderts zuzutrauen dass sie Media und Tenuis der Dentalreihe in der Verbindung mit anderen Lauten ebensogut zu unterscheiden wussten wie ausserhalb dieser Verbindung. In *azgô* gewährt schon das Gothische die Form die wir brauchen. Die Media ist durch nachfolgenden tönenden Laut hervorgerufen; wie sie aber nach *f* oder *h* gesprochen wurde, zeigen genaueste Schreibungen wie *almahtdigen, gidâhtdin, druhtdin* (Denkm. [2] S. 559. 634). Aehnlich hat Brücke beobachtet dass in den neuindischen Medienaspiraten eigentlich *bph dth gkh* gesprochen wird. [1]

Einen so beschaffenen Consonantenstand ergriff also etwa im sechsten Jahrhundert bei Langobarden, Baiern, Alemannen und einem Theile der Franken die alte Bewegung noch einmal, die — schon vor einem Jahrtausend vielleicht oder

---

[1] Die neuen ahd. *ft* in *kumft*, *vernumft* erklären sich sehr leicht. Schreibungen z. B. noch des sechzehnten Jahrhunderts wie *nimpt* (ahd. z. B. bei Otfrid *goumptun*, *kumpta* Piper S. 109) zeigen den Uebergang von labialem zu dentalem Verschluss als besonderen Laut ausgeprägt. Dieser Laut muss in oberdeutschen Mundarten vorhanden gewesen und zu *f* verschoben worden sein. Sollte sich daneben *vernumst* und der von Karl Verner Zs. 21, 425 behandelte Fall germ. *nst* für vorgerm. *nnt* aus tonlosem Resonanten erklären, der vom Gehör als *s* aufgefasst und dadurch wirklich in *s* verwandelt wäre? In der Gruppe *nnt* wurde das zweite *n* vor dem tonlosen Verschlusslaut selbst tonlos; in *numst* schob sich tonlos *m* demselben vor: das *m* theilte sich gewissermassen in eine tönende und in eine tonlose Hälfte. Ein tonloses *m (M)* möchte ich auch vermuthen in der prâkrit. Gruppe *mh* statt *sm*, z. B. *amhi* für *asmi*, wo umgekehrt *M* an die Stelle von *s* tritt; denn *aMmi* wird ohne Zweifel die ursprüngliche Aussprache sein. — Die obige Auffassung von ahd. *ft*, *ht* scheint mir richtiger als etwa eine Berufung auf *pt*, *ct* (S. 136). — Aus fremden Sprachen kann z. B. verglichen werden die heutige französische Aussprache (*zgoṅ*) von *second*. In allen anderen romanischen Sprachen kommen die Gruppen *sb*, *sd*, *sg* vor, und im Italienischen ist dann auch das *s* tönend: doch weiss ich nicht mehr davon, als was die Angaben von Diez enthalten.

früher — die germanischen Laute für immer von den westarischen abgetrennt hatte.

Der Impuls war derselbe und er wirkte auf gleiche Weise, so weit er dieselben Bedingungen vorfand. Die *f* und *h* konnten ihm nicht unterliegen, höchstens zu noch grösserer Verflüchtigung geführt werden; sie nahmen Einfluss auf die Mediae ihrer Articulationsgebiete; bei den vorhandenen aspirirten Tenues war der Verschluss zu fest, als dass er hätte vollständige Lösung erfahren können: sonst aber ist es derselbe Process. Die reinen Tenues wurden Spiranten, die Medien wandten sich der Tenuis zu, die Medienaffricaten oder tönenden Spiranten gingen zur Media über.

Ich kann die Hypothese hier nicht verbannen, aber ich möchte nichts für sicherer ausgeben als es ist. Heinzel (Niederfränk. Geschäftspr. 125 ff. vergl. zu S. 126 Anz. f. d. Alterth. 3, 63 f.) und Braune (Beitr. 1, 48) haben mich überzeugt dass ich früher vorschnell die Annahmen Raumers fallen liess, der unmittelbaren Uebergang von Tenuis zur tonlosen Spirans nicht statuiren wollte.

Wenn er diesen für unmöglich hielt, so hatte er unrecht. Aber es ist durchaus möglich dass Tenuis sich zuerst in Aspirata, die Aspirata dann in Affricata wandle, die Affricata sich zur Doppelspirans assimilire, die Doppelspirans vereinfacht werde. Das letztere (Heinzel S. 153) hat am meisten Bedenken; und mussten nicht nothwendig, wenn die germanische Verschiebung der Tenuis diesen Gang nahm, die vorgermanischen Tenues affricatae in ihre Bewegung hineingezogen und in tonlose Spiranten verwandelt werden? Eine Auskunft wäre, dass einfache Spirans direct aus reiner Tenuis, Doppelspirans indirect aus Aspirata entstanden sei;

Stütze für die ganze Ansicht dass wir im Nhd. wieder Aspirata statt der Tenuis haben.

Doch ich will zwischen den beiden Möglichkeiten nicht entscheiden, da sich kein sicherer Ausschlag geben lässt.

Ich habe mich früher begnügt, die Lautverschiebungen als Erleichterungen der Consonantenbildung, als Arbeitsersparnisse, als Trägheiten oder Nachlässigkeiten einer vocalfrohen Zeit hinzustellen.

In der That lassen sie sich so ansehen.

Wenn *p* unmittelbar in *f* überging, so war dem etwa zum *a* geöffneten Munde die Schliessung erspart. Steht vollends die Tenuis zwischen Vocalen, wo sie sich wirklich zuerst verschiebt (oben S. 146), so muss das einleuchten.

Wenn *p* aus der Aspirata in die Tenuisaffricata überging, so brauchte der Mund nur träge d. h. mit grösserer Langsamkeit geöffnet werden, dass nicht sofort freier Durchgang entstand, und die Spirans war da. Weshalb *p* in die Aspirata überging, müssten wir im Neuhochdeutschen fühlen können. Emphase ist es wol nicht; eher Harthörigkeit für den Unterschied zwischen vorhandenem und fehlendem Stimmtone, welche daher nach schärferer Contrastirung durch Mittel wie festeren Verschluss, gewaltsamere Explosion, nachstürzenden Hauch strebt.

Wenn *b* zu *p* wird, so sparen wir den Stimmton.

Wenn die Tenuisaspirata oder Tenuisaffricata zur Tenuis wird, so sparen wir den Hauch oder den Reibelaut.

Wenn die Mediaaffricata oder tönende Spirans zur Media wird, so sparen wir im ersteren Falle wieder den Reibelaut; im zweiten wüsste ich allerdings einen ähnlichen Gesichtspunct nicht hervorzuheben. Es liegt daher in der Consequenz gegenwärtiger Betrachtungsweise, anzunehmen —

was an sich möglich ist — dass das gelegentliche mediale Element des Lautes als wesentlich gefühlt und so in der That Media affricata verschoben wurde.

Nun empfinde ich ganz wol, wie seltsam es ist, wenn immer wieder gerade der Laut neu gebildet wird, den man eben los geworden. Aber sollten diese unbewussten Strebungen stets glücklicher gewesen sein, als unsere bewusstesten? Wären die deutschen Lautverschiebungen der einzige menschliche Versuch, der, ein nahes Ziel im Auge, die ferneren verfehlte? Führt uns nicht das Schicksal oft genug im Kreise herum, wie wir die alten Consonanten laufen sehen?

Diese Bemerkungen sind keine moralisch - poetischen Floskeln; sie gehören ganz eigentlich hierher. Solche Verschiebung vollzieht sich nicht nach einem bestimmten Plane. Wenn Abneigungen im Spiele sind, so können sie wechseln wie die Moden; und wir wissen ja die Verschiebungsacte zeitlich von einander getrennt. Aber kaum dürfen wir von Abneigungen reden; nur Lässigkeiten liegen vor: und wie subjectiv, zugleich wie veränderlich ist dafür Laune und Neigung.

Aber es ist überhaupt mit den vorstehenden Erwägungen nicht gethan.

Ich habe schon darauf hingewiesen dass wir den zweiten und dritten Act gewissermassen als Occupation unbesetzter Gebiete ansehen können. Die neuen Laute fanden freie Bahn, diese war vielleicht ein Reiz zur Bewegung.

Und ferner: zu den verhältnismässig sicheren Annahmen gehört wol, dass den hochdeutschen Tenuesaffricaten tonlose Aspiraten zu Grunde liegen. War es richtig unsere heutigen Aspiraten auf Differenzirungstrieb zurückzuführen (S. 160), so dürfen wir auf diesem Wege vielleicht noch weiter gehen.

In der Verbreitung der Medien über die Region der Tenuis scheint die Lässigkeit am deutlichsten. Wenn die wirkliche Fixirung derselben als Tenues durch die werdenden neuen Medien befördert wurde (oben S. 141. 154), so lässt sich auch für die Medienaffricaten ein selbständiger Grund zur Bewegung in einer angestrebten Differenzirung vermuthen. Die *bh* und *gh* waren von den Halbvocalen wol geschieden, aber doch (wir dürfen wieder unser nhd. Sprachgefühl anrufen) nicht so sehr, dass nicht eine tiefere Kluft wünschenswerth erschien. Ich glaube nicht an einen Differenzirungstrieb der Sprache, der etwa, wenn wir annähmen dass die Verschiebung mit den Medienaffricaten begonnen hätte, diese vor der Vermischung mit den Medien schützen konnte. Aber ich glaube wol an einen Trieb zu stärkerer Differenzirung des schon Differenten. (Dagegen allerdings Heinzel S. 145.)

Man kann nicht läugnen dass die Resultate der Verschiebungen sich wirklich schärfer von einander abheben als die früheren Laute. Dieser Zweck, wenn ich ihn richtig annehme, wurde doch einigermassen erreicht. Nur die zarte Grenze zwischen Media und Tenuis konnte das Germanische nicht los werden und legte damit in der That den Grund für eine neue Verschiebung.

Gegen die Affricaten möchte ich auch zu den früher angeführten Motiven die im allgemeinen soeben bestrittene Abneigung fügen. Denn in ganz heller Zeit sehen wir weithin über das Gebiet der germanischen Sprachen, mit wenigen Ausnahmen, die *th* und *dh* absterben. Dänisch und schwedisch *t, d* setzen beide Laute voraus; das Niederdeutsche und Niederländische, auch englische Dialekte wol, nur *dh*.

Dass Gefahr der Vermischung zwischen den Lauten vorhanden war, welche die Verschiebungen auseinander

halten wollten, bezeugen mithin viele deutsche Sprachen und Mundarten, in denen sie thatsächlich eintraten. In den oberdeutschen Dialekten sind Media und Tenuis vielfach zusammengefallen, im Niederdeutschen und sonst Media und alte Media affricata, ja im Norden — Tenuis und alte tonlose Spirans der Dentalreihe. Lässt sich von hier aus der theilweise germanische und entschieden oberdeutsche Uebergang von *th* in *dh* verstehen? Als eine Flucht vor *t*? Man dürfte etwa vermuthen dass, wie im Englischen, gelegentlich ein t^4s^4 nach Brücke (Grundz. S. 112 der zweiten Ausg.) oder ein 'Mittellaut' nach Sievers erklang: plötzliche Bildung und Lösung der Enge bei möglichst geringem Exspirationsdruck, so dass das Reibungsgeräusch fast gar nicht zur Geltung kam und man *t* zu hören glaubte statt *th* (s^4). Ein solcher 'Mittellaut' thut sprachgeschichtlich dieselben Dienste wie eine Affricata (Zs. f. österr. Gymn. 1875 S. 206).

Am meisten fehlt noch genauere Motivirung für den ersten Act der Verschiebungen, den wichtigsten.

Heinzel hat die geistreiche Vermuthung gewagt, es sei Jerirung im Spiel, wie er es nennt, d. h. 'Mouillirung eines Consonanten durch altes und neu eingefügtes Jot' (Nfr. Geschäftspr. 147. 152). Also *pj tj kj*, dann wol durch Assimilation *j* tonlos: *pχ tχ kχ*, ferner *pf ts kχ* usw.

Eine Analogie für den ganzen Vorgang steht nicht zu Gebote. Für die Jerirung als solche blos polnische und wenige romanische Beispiele. Denn Jerirung in franz. *cheval*, *chemin* udgl. kann ich nicht gelten lassen: das *k* ist vor *a* mit heller Aussprache (a^2 oder e^1) k^1 d. h. palatal geworden (s. Anz. f. d. Alterth. 3, 66).

Die Schreibungen *Ziaberna, Ziurichi* bei dem Geographen von Ravenna scheinen ein directer Beweis für Heinzels An-

sicht, den man nicht leichtherzig von der Hand weisen darf. Kann unvollkommene Bezeichnung eines schwierigen Lautes vorliegen, z. B. eines *ts* mit noch sehr geringfügigem Spiranten und nachfolgendem Hauch? Die Wörter lassen sich weder auf befriedigende Weise beseitigen (wenn man nicht die Bemerkung oben S. 129 als Beseitigung nehmen will), noch, so lange andere Anhaltspuncte fehlen, auf befriedigende Weise verwerthen.

Heinzel gibt seine Erklärung als eine rein äusserliche: die zu Grunde liegenden Seelenbewegungen seien noch zu erforschen. Einwirkung der Aussprache eines fremden Volkes wird erwogen (S. 155—158), aber abgewiesen. Mit nicht überzeugenden Gründen.

Hätte ich die Hypothese zu vertheidigen, so würde ich annehmen: die Bewegung geht im sechsten Jahrhundert von den Vornehmen jener deutschen Stämme aus, die mit Romanen sich berühren. Sie empfanden als eine besondere Feinheit und Eleganz die tonlosen Verschlusslaute mit nachfolgendem *j* oder das palatale *k* vor *a e i*. Sie begünstigten daher in ihrer Sprache die analogen Laute, vor allem *ppj ttj kkj* im Inlaut, die Consonantumlaute. Aber die Eleganz wurde auf alle anderen Tenues übertragen; *kχ* für *kj* wurde das Vorbild für die Assimilationen: Tenues mit homogenen Spiranten.

Das Ganze wäre ein frühestes Beispiel dessen, was sich nachher manchmal wiederholte: dass die Deutschen Feinheiten ihrer Nachbarn entlehnen und sie dann, unsicher, zagend und daher übertreibend, pedantisch und ein wenig unverständig, durchführen, dass sie mit einem Worte des Guten zu viel thun.

Und in uralter Zeit, in Berührung mit Slaven oder Thrakern oder Skythen, derselbe Process. Nur wie etwa

Umlaut zur Epenthese verhält sich der altgermanische Verschlusslaut zum hochdeutschen: die ursprüngliche Quantität wurde dort gewahrt, hier verlassen.

Eine bündige Widerlegung dieser Ansicht, wenigstens für die germanische Verschiebung, liesse sich geben, wenn die Erhaltung der arischen Palatalreiche im Germanischen erst unzweifelhaft bewiesen wäre (s. oben S. 99). Denn undenkbar, dass sich ein jerirtes hinteres *k g gh* mit jerirtem vorderem nicht unterschiedslos vermischt hätte. Und wenn die Erklärung des Umlautes aus Mouillirung Bestand hat, so lassen sich daraus für die hochdeutsche Verschiebung Gegenbeweise entnehmen: es müsste kurz hinter einander, wo nicht gleichzeitig, Jeriation, d. h. Mouillirung ohne äusseren Anlass, und Mouillirung durch nachfolgend *i* existirt haben: beide mit ganz verschiedenen Wirkungen.

Einstweilen aber die Frage: sollte nicht, auch wenn Heinzels Hypothese falsch wäre, bei dem ersten Acte der Verschiebung dennoch das Streben nach Eleganz mitwirken?

Dass vornehme Lässigkeit die reine Tenuis mit immer leichterem Verschlusse, die Aspirata mit langsamer allmälicher Oeffnung hervorbrächte, könnte ich mir denken. Und dazu der Wunsch strengerer Scheidung von der Media; gelegentliche unwillkürliche, die Spirans einführende Lautwandelungen benutzt zur Differenzirung; ein paar der neu entstehenden Laute vielleicht gekannt und wolgelitten in fremden Sprachen. Das Ganze nach besonders nahe liegenden Anfängen zwischen Vocalen höchst gründlich generalisirt.

Leider werden hier die Motive durch auswärtige Analogien nicht klarer. Sonst fehlt es daran nicht.

Am nächsten vergleicht sich die armenische Lautverschiebung, welche Hübschmann KZ. 23, 18 so darstellt:

	k	*t*	*p*	*g*	*d*	*gh*	*dh*	*bh*
Armenisch	*k*	*t*	*p*	*k*	*t*	*g*	*d*	*b*
	kh	*th*	*ph*					
		y	*h*					

Das ursprüngliche *t* erhielt sich unter dem Schutze benachbarter Consonanten, *y* tritt zwischen Vocalen ein; das *h* der Labialreihe wird wol aus *f* entstanden sein.

Die Aspiration der Tenuis findet sich ferner im Ossetischen (Bopp 1², 119. 120): anlautend *p t k* werden *f th kh*. Die *th kh* sind nach Rosens Beschreibung Aspiraten fast ganz wie die nhd. 'Tenues'.

Auf ungarische *f* und *h* gegenüber finnischen *p* und *k* hat schon Grimm hingewiesen (Gesch. S. 417). In den celtischen Sprachen hat sich das *p* ganz verloren: doch wol nach Uebergang in *f* und *h* (vergl. armenisch *h* für *p*). Das Altirische aspirirt jede Tenuis zwischen Vocalen, d. h. so viel wir sehen, es macht sie zur Spirans. Die griechischen Aspirationen hat Wilhelm Roscher in Curtius Studien 1 b, 63—127 sorgfältig behandelt und eine Neigung zur Affricata oder Spirans bei allen Tenues an allen Wortstellen (im Anlaut wie im Inlaut, zwischen Vocalen oder neben Consonanten) schon in den ältesten Zeiten constatirt, welche dann weit um sich griff. Ob die etruskischen Aspirationen sicher sind, weiss ich nicht. Im Lateinischen glaube ich noch immer, dass *habeo* für *capeo* steht und dass *cuter cubi* durch *huter hubi* zu *uter ubi* geworden sind. Aus romanischen Sprachen wüsste ich nur sehr vereinzeltes *f* statt *p* anzuführen: principiell ist die provenzalische Verwandlung von *d* zwischen Vocalen in *z* und ähnl.[1] dasselbe wie jene altirische Er-

[1] Diesem provenzalischen Lautübergange vergleicht sich die Behandlung der inlautenden Media zwischen Vocalen in den germanischen

scheinung (Diez 1[3], 234 und 230). Berühmt ist das toscanische, besonders florentinische *h* statt *c*: Brücke hat bald χ bald $k\chi$ gehört (Grundz.[2] S. 128. 129. 132). Fernow (Röm. Studien 3, 265) bezeichnet es als einen starken Hauch, der zugleich etwas vom Kehl- und Nasenlaute habe, worunter man sich freilich nichts denken kann. Der Florentiner sagt: *he hosa volete?* satt *che cosa.* Er spricht *hwale hwesto hwello* statt *quale questo quello.*

Ueberall, wenn ich vom Griechischen absehe, wo die Sache zweifelhaft ist und wenigstens Roscher Durchgang durch die Affricata vermuthet, liegt unmittelbarer Uebergang von der Tenuis zur Spirans vor. Im Armenischen und Ossetischen aber wol blos (ausser *h* für *p*) die neuhochdeutsche und nach meiner Annahme vorhochdeutsche Tenuis aspirata.

Für den Uebergang der Media in Tenuis kann ich nur an das Armenische noch einmal erinnern. Das Etruskische muss wieder bei Seite bleiben. Heinzel verweist noch auf KZ. 11, 304: auf jenen Prâkrit-Dialekt wo nach Hemacandra die sämmtlichen Mediae des Sanskrit, aspirirt oder unaspirirt, in die entsprechenden Tenues übergehen sollen; die Beispiele s. bei Weber in Kuhn und Schleichers Beiträgen 2, 367.

Die Verwandlung der Media affricata haben wir in einzelnen Beispielen schon gemeinsam westarisch getroffen.

Sprachen niederdeutscher Lautstufe. Welche Medien und in welchen Sprachen davon wirklich getroffen sind, muss allerdings noch genauer untersucht werden. Von tonloser Spirans im Auslaut darf man keineswegs gleich auf tönende Spirans im Inlaut schliessen, wo Media geschrieben steht; vergl. die neusloven. Analogie bei Schleicher KZ. 14, 400 (*f* für *b*, *s* für *d*, *ch* für *g*). Dass die Spiration (man gestatte den Ausdruck) der Media zwischen Vocalen auch im Altirischen vorhanden war, zeigt mir Zimmer aus der Grammatica celtica. — Ueber Spiration der Tenuis im Niederländischen s. van Helten im Taal-en Letterbode 4, 296. — Die ostar. lettoslav. Spirans für altar. k^1 ist im Text absichtlich übergangen.

Ausserdem bieten, wie bekannt, sämmtliche arische Sprachen mit Ausnahme des Sanskrit und Griechischen (doch s. Grassmann KZ. 12, 91) Belege dafür. Uebergang der tönenden Spirans zur Media auch in deutschen Mundarten: *w* zu *b*, *s* zu *d*, *j* zu *g*. Romanisch *b* für *v* Diez 1[3], 287. Die Tenuis affricata ist in den westarischen Sprachen durchweg oder vereinzelt von der Tenuis abgelöst (Grassmann a. O. S. 106); griech. *th*, *ch* werden romanisch *t* und *c* (Diez 1[3], 226. 243): über *ph* s. Diez ibid. 282.

Wichtiger als alle diese Analogien, wichtiger und auch sicherer als die obigen Erklärungsversuche der einzelnen Acte, scheint mir die Antwort, welche sich auf die Frage geben lässt: wie war eine solche weitgreifende Umwandlung des Consonantismus überhaupt möglich?

Diese Umwandlung setzt partielle Unaufmerksamkeit voraus, Unaufmerksamkeit für die consonantischen Bestandtheile der Worte, Unaufmerksamkeit auf Seite der Sprechenden wie der Hörenden. Wenn aber die Consonanten dergestalt vernachlässigt wurden und ihre gründliche Veränderung auf keinen Widerstand des Sprachbewusstseins, will sagen: des controllirenden Ohres stiess; so kann dies nur darauf beruhen, dass die Aufmerksamkeit von ihnen abgezogen und auf die Vocale hingezogen war. Den Vocalklang verlangte man, daran ergötzte man sich: das andere war gleichgiltig.[1]

[1] Ich sehe eine Einwendung voraus. Wenn oben Differenzirungstrieb angerufen wurde, der drohende Vermischungen abwehrte: so setzt das doch wieder Aufmerksamkeit auf die Consonanten voraus. Ich erwidere dass mir die obigen Erklärungsversuche, wie gesagt, verhältnismässig unsicher, das Ueberwiegen des Vocalismus im Sprachgefühl verhältnismässig sicher scheint; dass ich also lieber jene aufgeben als diese

Ist diese Ansicht richtig, so müssen wir im Oberdeutschen zur Zeit der zweiten Verschiebung entwickelten musikalischen Sinn entdecken und die Vocale müssen sich gleichsam im Vordergrunde des Lautstandes zeigen.

Handelte es sich hier um das neunte Jahrhundert, so brauchte ich nur auf die Otfridischen Verse zu verweisen. Wer kann diese lesen und an dem entwickelten musikalischen Sinne der Franken und Süddeutschen des neunten Jahrhunderts zweifeln? Aber es handelt sich um das sechste und siebente Jahrhundert und aus dem sehr werthvollen Zeugnis des neunten darf nicht ohne weiteres auf eine frühere Zeit zurückgeschlossen werden.

Der Beweis wird in der Reinheit und dem unangetasteten Glanze des Vocalismus liegen. Wie man bei Gemälden von einer selbständigen Poesie der Farbe spricht, so empfinden wir in wollautenden Sprachen die Poesie des Vocalismus. Und diese Poesie der reinen Vocale besitzt das Althochdeutsche im vollen Masse, während sie den übrigen germanischen Sprachen mehr oder weniger durch consonantische Einflüsse und Monophthongirungen abhanden gekommen ist.

Anschauung fallen lassen möchte, wenn beide nicht neben einander bestehen können; dass sie aber, wie ich glaube, allerdings neben einander bestehen können. Auf den Differenzirungstrieb wurde ich durch das Neuhochdeutsche geführt: aber *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* werden durch die Gebildeten aus einander gehalten. Da man zur Zeit der hochdeutschen Lautverschiebung eine obere und eine untere sociale Schicht unterscheiden muss; warum sollte man nicht annehmen, dass sie ein verschiedenes Verhältnis zur Sprache hatten (vergl. Chilperich oben S. 11), allerdings mit stetem Austausch, so dass eine wirkliche Trennung zwischen höfischer Sprache und Mundart noch nicht platzgreifen konnte? Für den Anlaut kam die Allitteration zu Hilfe, die poetische Form des Epos. Der Reim ist nur für strophische Gedichte, d. h. für die volksthümlichen Chorlieder eingeführt worden.

Die Gewalt des Accentes war im Althochdeutschen gemildert: wir sahen schon (oben S. 53) das *â* von seiner Erhöhung zurücksinken; und die Ableitungs- und Flexionssilben waren hier treuer bewahrt als irgendwo sonst. Den langen Vocalen *ê* und *ô* wohnte noch die Feinheit zweitöniger Aussprache bei, der gröbere Effect der Diphthongirung (S. 45) fehlte; ebenso die Monophthongirung (S. 48) und der Umlaut (S. 71). Consonantische Assimilation überhaupt trat diesen Vocalen nicht nahe (S. 71). Erst im achten Jahrhundert nahm, Theodor Jacobis Nachweis zufolge, der süddeutsche Vocalismus seine specifisch althochdeutsche Beschaffenheit an.[1] Dass die Consonanten vor der Verschiebung dem erweichenden Einflusse der Vocale ausgesetzt waren, haben wir bemerkt (S. 157).

Fügen wir dazu noch die zwischen Consonanten eingeschobenen *a*,[2] so wird der weiche, fast weichliche und höchst melodische Charakter des Althochdeutschen wol nicht mehr in Frage stehen; die Einführung des Reimes musste ihn begünstigen, fördern; und wir begreifen, dass das süddeutsche

---

[1] Alles vom Ahd. Bemerkte gilt, soweit wir vergleichen können, auch vom Langobardischen, das mit ihm die Lautverschiebung theilte: dieselbe Reinheit der Diphthonge, derselbe Mangel des Umlautes, dieselbe Bewahrung der Bildungsvocale, und endlich das *â*. Innerhalb des engeren Hochdeutsch ist besonders merkwürdig und bestätigend für meine Ansichten, dass das Alemannische, der Dialekt des ältesten *â* (oben S. 53), zugleich der Dialekt der consequentesten Verschiebung ist.

[2] Ich wies früher auf oskische (Kirchhoff KZ. 1, 39) und slavische (Miklosich Vergl. Gramm. 1, 91) Analogien hin; die ganze Erscheinung ist jetzt von Johannes Schmidt unter dem Namen Svarabhakti im zweiten Bande seines Vocalismus umfassend erörtert. Dass sie dem ganzen ahd. Umfange nach zur Zeit der zweiten Verschiebung noch nicht existirte, ist sicher; ob sie noch gar nicht vorhanden war, kann bezweifelt werden; jedenfalls aber bildet sie nur den Charakter des Ahd. nach einer schon gegebenen Richtung hin weiter aus.

Ohr, begierig die Musik seiner Vocale einzusaugen, um die Consonanten sich nur noch wenig kümmerte, dass daher die süddeutschen Sprachorgane sich die theilweise Lässigkeit dieses ihres Aufsehers zu nutze machten, und mit der consonantischen Articulation die ihnen beliebende Umgestaltung vornahmen.

Unter den zur Vergleichung herbeigezogenen Sprachen und Mundarten kann hier, ohne dass man allzu grossen Werth darauf legen dürfte, noch einmal der florentinische Dialekt genannt werden. 'Girolamo Gigli charakterisirt die florentinische Mundart sehr treffend als ein *schiacciato, insaponato e smanioso parlare,* d. i. als ein gequetschtes, seifenglattes, ängstlichgeziertes Sprechen' (Fernow 3, 267). Das Seifenglatte wenigstens wäre auch dem Althochdeutschen beizulegen. Wie denn überhaupt das Italienische damit eine gewisse Aehnlichkeit hat: derselbe Wolklang, dasselbe Schwelgen in Vocalen, dieselbe Schwäche des Hauptaccentes und massvolle Schonung der weniger betonten Silben.

Die Epoche der Lautverschiebung, die Merovingerzeit, vergleicht sich mit der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Periode, welche beide versammelten und bestärkten was die Sprache noch an Wollaut besass, und die zerstörenden Wirkungen des Accentgesetzes aufhielten, ja das fast schon Verlorene wieder herzustellen trachteten. Wie der Charakter des geistigen und socialen Lebens im Ganzen analog ist, hoffe ich einmal anderwärts zu zeigen. Alle diese Zeitalter haben gemein dass innige Berührung mit fremden Culturen statt findet und dass der mangelhafte Formsinn der Deutschen sich durch auswärtige Hilfe reinigt und steigert.[1]

[1] Dem aesthetischen Charakter einer klangliebenden Zeit ist der erste Verschiebungsact mehr gemäss als die beiden anderen; er schränkt die

Den süddeutschen Stämmen aber, bei welchen die Lautverschiebung begann, lag keine fremde Bildung näher als die italienische. Wohnten doch die Langobarden mitten unter den Enkeln der Römer. Italien war die natürliche Schule des Formsinnes für einen damaligen Deutschen.

Lässt sich nun irgend eine Anwendung von den vorstehenden Betrachtungen auf die erste Lautverschiebung machen? Steht jene älteste vorhistorische Epoche, die wir unterschieden, auf einer Linie mit den weicheren formvolleren Perioden unserer historischen Entwickelung?

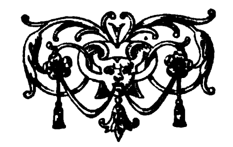
Wir wissen viel zu wenig von jener fernen Vergangenheit, um die Parallele einigermassen vollständig zu ziehen. Nichts widerspricht der Hypothese, aber es spricht auch nichts entschieden dafür, als die allgemeine Erwägung von der wir ausgingen, dass Zurücksetzung der Consonanten vermuthlich in der Begünstigung der Vocale ihren Grund habe. Nur zweierlei können wir hinzufügen.

Auch dort fanden wir Consonantenerweichung vor der Verschiebung (S. 155) und Assimilation der Consonanten an umgebende tönende Elemente während der Verschiebung (S. 147 f.).

Auch dort finden wir besondere Reinheit des Vocalismus, wenn wir den einzigen Massstab anlegen, der uns zu Gebote steht: die verwandten westarischen Sprachen. Nicht

blos momentanen Laute auf die tönenden ein; er leitet die tonlosen auf einen Weg, der unter Umständen zu gänzlicher Verflüchtigung führen kann. So mögen der zweite und dritte Act schon einer Gegenströmung angehören. Wenn diese Acte bei der hochdeutschen Verschiebung erst im Laufe des achten Jahrhunderts ganz durchgeführt wurden (und Henning QF. 3, 125—127 spricht dafür), so steht dies hiermit auch chronologisch im Einklang.

Umlaute, Monophthongirungen, Diphthongirungen waren damals zu besorgen; aber die Ausgleichung der Accente im Verbum, die grössere oder geringere Uniformirung der Wurzelvocale, kurz die Zerstöruug des altarischen Ablautes: das Germanische hatte bis dahin den ursprünglichen Accent treuer bewahrt und der zu jener Zeit gerettete Ablaut ist uns Jahrhunderte lang fast ungeschmälert geblieben, bis die letzte Periode formloser Roheit, bis das sechzehnte Jahrhundert ihn theilweise zerstörte.





Fünftes Kapitel.

DIE AUSLAUTSGESETZE.

Es ist das Verdienst von R. Westphal, zur Feststellung der germanischen Auslautsgesetze den Weg gewiesen zu haben, indem er in KZ. 2, 163 f. die gothischen formulirte wie folgt:

I.

1. Von ursprünglich auslautenden Doppelconsonanten hat das Gothische a) blos diejenigen geduldet, deren zweiter Consonant ein *s* ist: b) von allen übrigen muss der zweite abgeworfen werden.

2. Von auslautenden einfachen Consonanten, mögen sie ursprünglich oder auf die angegebene Weise aus einer Doppelconsonanz entstanden sein, hat das Gothische blos *s* und *r*, aber keine Muta und keinen Nasal geduldet.

3. Jeder andere Consonant als *s* und *r* erscheint dem Gothischen am Ende der Wörter als Härte und wird a) entweder abgeworfen oder b) durch Annahme eines auslautenden Hilfsvocales *a* zum Inlaut.

II.

In ursprünglichen Endsilben mehrsilbiger Wörter wird kein ursprünglich kurzes *a* und *i* geduldet, sondern es tritt Apokope oder Aphaeresis ein, je nachdem der Vocal den Auslaut bildet oder ein einfacher Consonant darauf folgt. Auch der Diphthong *ai* kann, wo er ursprünglichen Auslaut bildet, in den meisten Fällen sein *i* nicht behalten, sondern muss zu *a* werden. Dagegen bleiben *u* und *au*, und ebenso *a* und *i*, wenn diese letzteren aus *â* oder *ja, jâ* entstanden sind.

Beide Gesetze sind nicht neben einander, sondern nach einander aufgenommen: das erste, consonantische, ist das frühere; das zweite, vocalische, das spätere.

So glücklich der Gedanke war alle Wandlungen, welche der Auslaut des Gothischen, verglichen mit den urverwandten Sprachen erlebt hat, auf die beiden angegebenen Gesetze zurückzuführen, so lassen doch dieselben theils dem Zweifel noch Raum, theils erhebt sich die nicht abzuweisende Frage, wie es mit ihrer Geltung in den übrigen germanischen Sprachen bestellt sei, deren Auslaut offenkundig vielfach andere Gestalt als der gothische aufweist.

Auch hat es an Versuchen der Weiterbildung von 'Westphals Gesetz' nicht gefehlt.

Ebel machte darauf aufmerksam, dass die doppelte Weise, missliebige Consonanten im Auslaute zu vermeiden, im Gothischen keineswegs nach Willkür angewendet werde, sondern hierbei ein ebenso bestimmtes Gesetz hersche wie für die Endvocale: 'Mehrsilbige konnten in beiden Fällen nur die Kürzung anwenden: wie *fiskai* zu *fiska, gibâ (gibô)* zu *giba, fiska* zu *fisk* musste *fiskan* zu *fisk, gabath* (?) zu *gab, gaf* werden; einsilbigen standen beide Weisen zu Gebote,

wie *sa, hvas, thai, tvai, bai, sô, hvô, thô* bleiben, *tvâ* und *bâ* sich in *tva* und *ba* gekürzt haben, so erweitern sich *than, hvan, that* in *thana, hvana, thata*, während *hvat* sich in *hva* abstumpft' (KZ. 5, 307).

Derselbe Ebel rügte KZ. 5, 56 mit Recht die Inconsequenz in Westphals Annahme, dass sich *ai* nur im ursprünglichen Auslaute zu *a* gewandelt habe: wenn *a* und *i* ebensowol vor Consonanten, als im Auslaute fortfielen, so könne der Endconsonant auch nicht die Kürzung des *ai* in *a* aufhalten.

Ferner sah sich Schleicher veranlasst in seinem Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen § 203 zu I. die Bemerkung hinzuzufügen, dass jenes Hilfs-*a* erst in einem späteren Lebensalter der Sprache eintrat, als der unter 1, b erwähnte Zusatz bereits gewirkt und überhaupt die Stellung im Auslaut auf die Consonanten Einfluss geübt hatte. Und II. erhielt S. 132 die beträchtlich abweichende Fassung: *a* und *i* fällt ab oder vor einfachen Consonanten aus, *u* bleibt: auslautendes *â* und *ai, âi* wird *a; ja* und *jâ* werden *i*, beim Verbum auch zu *ei;* vor Consonanten *(s, t)* wird *ja* zu *ji*, nach langer Silbe oder in mehr als zweisilbigen Worten zu *ei* gewandelt, während *au* bleibt.

Hier, wie man sieht, waltet Strenge des Gesetzes nur über den kurzen Vocalen, Assimilationen des Inlautes (*nasjis, sôkeis* für *nasjasi, sôkjasi* S. 159) mischen sich unbefugt ein, und auch Irrthümer sind nicht vermieden: wie denn z. B. die Behauptung, *â* werde zu *a*, in dieser Allgemeinheit keineswegs Bestand hat. Die Frage nach der germanischen Behandlung des Auslautes in ihrer Allgemeinheit aufzuwerfen und zu beantworten, lag nicht im Plane von Schleichers Buch.

Ich suche zu allgemeingiltigen Fassungen der obigen Regeln zu gelangen, indem ich sämmtliche verschiedene Fälle des germanischen Auslautes oder (wie man genauer um des zweiten Gesetzes willen sagen muss) der germanischen Endsilbe durchgehe und nach annähernder Vollständigkeit der Beispiele strebe. Die angesetzten germanischen Grundformen werden, wo sie dessen zu bedürfen scheinen, ihre Rechtfertigung in den folgenden Kapiteln des gegenwärtigen Buches erhalten.

DIE CONSONANTEN IM WORTSCHLUSSE.

Das Germanische besitzt (von wenigen adverbialen Comparativen auf *iš* abgesehen) keine auf Consonant auslautenden Neutralstämme, und die Grundformen seiner Partikeln scheinen stets mit Flexionsendungen versehen gewesen zu sein, so dass wenn von Auslauten die Rede ist, nur die Formen der Conjugation und Declination (welche letztere dann auch die Indeclinabilien mit begreift) in Betracht kommen können. Mithin reduciren sich die germanisch auslautenden Consonanten auf *r, s, d, t* und *n,* welches letztere für ursprüngliches *m* gleich dem griechischen vermuthlich durchweg eingetreten war wie im pronominalen Accusativ nachweislich *(thana* d. i. *than-a,* Grundform *tam am);* und die germanisch auslautenden Consonantverbindungen sehen wir beschränkt auf *ns* und *nt.*

'*R* kommt fast nur nach altem Abfalle von *s* ursprünglich d. h. ohne vorhergehenden Vocalabfall auslautend vor, z. B. *fadar, brôthar* aus **fadars, *brôthars;* im Vocativ dieser Stämme ist es dagegen ursprünglicher Auslaut, doch ist für

den Vocativ in diesem Falle im Gothischen (und nicht minder in den übrigen germanischen Sprachen) die Nominativform gebräuchlich, z. B. *brôthar* d. i. *brôthâr* für **brôthars*, die echte Vocativform würde **brôthr* d. i. *brôthar*, urspr. *bhrâtar* lauten.' Schleicher a. O. § 203 S. 339 der zweiten Auflage. Der Abfall des Nominativ-*s* soll nämlich nach Schleicher in diesen Stämmen schon aus der urarischen Periode datiren: griech. *πατήρ* aus **πατερς*, lat. *patêr*, skr. *pitâ'* wird verglichen.

Aber das Sanskrit und Zend schlagen ihren besonderen Weg ein, indem sie auch *r* abwerfen. Das Griechische duldet auslautendes *ρς* nur in einigen äolischen Formen wie *μάκαρς*, *χέρς* (Giese Aeol. Dial. S. 100). Im Gothischen wird auslautendes *rs*, selbst wo es ursprünglich durch Vocal getrennt war, dann vermieden, wenn Vocal vorhergeht, daher die Nominative *vaír, stiur* (Grundf. *vaíras, stiuras*) wie im Lateinischen *vir*: bei vorhergehendem Consonanten allerdings *akrs, figgrs*, während das Latein durch eingeschobenen Vocal diesen Fall dem ersten gleichmacht: *ager* neben griech. *ἀγρός*, goth. *akrs*, Grundf. *agras*. Wie demnach goth. *anthar, hvathar* für *anthars, hvathars* stehen muss, so wäre auch *brôthars, fadars* durchaus unmöglich. Aber identisch sind die Fälle doch nicht: hier müssten *bhrâtars, patars* als Grundformen gelten, dort *antaras, kvataras*. Ohne Zweifel hätte das vocalische Auslautsgesetz die Verwandtschaftsnamen zu *brôthr, fadr* verstümmelt, wenn nicht der Vocal der letzten Silbe lang gewesen wäre.

Mag immerhin Schleichers lat. *patêr* nur auf einer sehr anfechtbaren Vermuthung Fleckeisens beruhen (Corssen Vocalismus 1, 361 f. Anm.), welcher namentlich der plautinische und inschriftliche Nominativ *patr* (Bücheler Lat. Decl. S. 7)

entgegenzuhalten ist: die germanischen Formen führen mit Sicherheit auf älteres *patârs* oder *patâr*. Und wenn ersteres vorhanden war, so braucht es seine gothisch-germanische Gestalt nicht durch Verletzung des consonantischen Auslautsgesetzes erhalten zu haben. Ziehen wir aber aus der Abwesenheit des Nominativ-*s* in allen arischen Sprachen den einfachen Schluss dass diese Nominative überhaupt nicht mit *s* gebildet wurden, so haben wir *patâr* zu Grunde zu legen, und dann, aber auch nur dann, ist das Wort und sind die gleichgebildeten ein Beweis für die allgemeine Bewahrung des auslautenden *r* in den germanischen Sprachen.

Fest steht gleichwol, dass der Abfall des *s* vor dem Eintritte des consonantischen Auslautsgesetzes statt gefunden haben muss, mithin keine Ausnahme von demselben begründet.

In Bezug auf das *s* ergibt sich ein wichtiger und merkwürdiger Unterschied zwischen dem Ostgermanischen und Westgermanischen.

Das Ostgermanische lässt das schliessende *s* unangetastet, das Westgermanische duldet im allgemeinen kein *s* am Wortende. Von der späteren altnordischen Verwandlung des *s* in *r* wird in dem ersten Theile dieser Regel natürlich abgesehen. Die Fassung des zweiten Theiles deutet schon auf Ausnahmen hin, zu deren Erörterung ich mich sogleich wende.

Das Althochdeutsche bietet *-êr* (z. B. *blintêr*) im Nom. Sing. Masc. des Adjectivs, *wir, ir, er, der, huer* in der Declination des Pronomens; wie auch die Grundformen lauten mögen, ob in *blintêr* Suffigirung oder Nachahmung eines Pronomens angenommen werden muss: jedenfalls haben nur einsilbige Pronominalformen, in welchen dem *s* ein *i* oder

dem *i* im Laute nahe stehendes *e* vorhergeht, dem Gesetze widerstanden und nachher ihr *s* in *r* gewandelt.

Wenn neben jenen Formen das Altsächsische *wî, gî (igî), hê, thê, huê* bietet und auch die altfries. und ags. Formen, soweit sie beibehalten, hierauf zurückzugehen scheinen, so darf man hierin doch schwerlich grössere Regelrichtigkeit, vielmehr wol nur weiter gehenden Abfall des *r*, von welchem auch *mir* und *thir*, deren Grundformen wahrscheinlich *masja, tvasja*, betroffen werden. Indess möchte ich nicht mit Sicherheit hierüber eine Entscheidung aussprechen: *mir* und *thir* könnten nachträglich erst in die Analogie von *wî* und *gî* gezogen worden sein. Der mhd. Abfall des (nicht ursprünglich auslautenden) *r* nach langem Vocal (*dâ, sâ, wâ, ê, mê, hie*, zum Theil schon recht alt, vergl. zu Denkm. 10, 30) ist etwas ganz anderes: in den niederdeutschen Formen scheint umgekehrt die Dehnung des Vocals erst Folge des Consonantabfalles. Die Schwäche des ahd. (unursprünglichen) Auslautes *r* zeigt sich bei noch ungeübter und daher mangelhafter graphischer Auffassung des Lautes in Schreibungen wie *uuinta* Vocab. S. Galli 196; *tha, afa* u. a. Gl. Ker. 46. 66; *einba, ubatrunchan, selbfalazzani* Gl. Reich. B. Diutiska 1, 521ᵇ 528ᵃ.

Wann die fast allgemein germanische Wandlung des alten *s* in *r*, die nur das Gothische des Ulfilas noch gar nicht kennt, eingetreten sei, wissen wir bis jetzt nicht, vergl. Grimm Geschichte der deutschen Sprache S. 486. 501; Dietrich Aussprache des Gothischen S. 81, wo vandal. und westgoth. *Hôamerdigus (Hôhamizdeigs?), Ordulphus (Huzdulfs), Naribardus (Nasibards)* aus dem 7. Jahrhundert nachgewiesen werden.[1]

---

[1] Beispiele des bewahrten *s* in germanischen Lehnwörtern romanischer Sprachen bei Diez Gramm. 1², 315.

Aber bekannt ist, dass die Sprache der Bibelübersetzung diesen Lautwandel vorbildet, indem sie wie das Oskische den tonlosen und tönenden *s*-Laut durch die Zeichen *s* und *z* unterschied: eine Unterscheidung, für welche auch bereits das gothische Runenalphabet die Mittel besass, s. Kirchhoff Das gothische Runenalphabet S. 47.

Das gothische *z* tritt zwischen tönenden Lauten an die Stelle von *s*, und unter tönenden Lauten werden dabei nicht blos Vocale und nothwendig tönende Consonanten wie die tönenden Verschlusslaute *d*, *g* und die tönenden Spiranten *v*, *j*, ferner die Resonanten *m*, *n* verstanden, sondern auch *r* und *l*, welche mithin fürs Germanische ihre im allgemeinen tönende Qualität wie oben bei der Lautverschiebung (S. 147) neuerdings bewähren.

Der Vorgang ist erklärlich genug und hat gerade in dem bei der Lautverschiebung a. O. Bemerkten sowie für Verschlusslaute im Prâkrit, in den neuindischen und romanischen Sprachen zahlreiche Parallelen. Es soll von Verengung der Stimmritze zur Erweiterung derselben übergegangen und zur Verengung zurückgekehrt werden: der Sprechende zieht vor, die Erweiterung überhaupt nicht eintreten zu lassen.

Nicht überall, wo jene Bedingungen vorhanden, ist auch mit Nothwendigkeit dieser Uebergang bewirkt worden, aber in den am häufigsten vorkommenden Lautverbindungen wie in den Flexionsendungen der pronominalen Declination *izôs*, *izê*, *izô* und *aízôs*, *aizê*, *aizô*, dann in der medialen Endung *aza* der zweiten Person, ferner im comparativischen *iza*, *ôza* kennen wir keine Ausnahmen. Zugleich sind diese minder betonten Silben von blos formaler Function in der Rede. So wandelt antretendes *uh* sowie *ei* fast ausnahmslos (*bidjan-*

dans-uh Matth. 6, 7; *sumansuh* Marc. 12, 5 weist Massmann nach, Ulfilas S. 779) ein vorhergehendes *s* der Flexion in *z* um, aber unverletzt bleibt das der Wurzel angehörige *s* in *vasuh*.

Ich weiss nicht, welchen Anspruch auf Vollständigkeit die Zusammenstellungen von Massmann a. O. haben, welche mehr geben als Jacob Grimm Gramm. 1, 65 ff. und Gabelentz-Löbe S. 50, und versuche deshalb keine genauere Aufstellung speciellerer Regeln. Aber so viel scheint doch zu erhellen, dass ein materiales Element des Wortes niemals sein *s* dem Wechsel bei antretender Flexion preisgibt, selbst ein *s* der Ableitung widersteht mitunter in diesem Falle: *agisa* Luc. 2, 9; *rimisa* 2 Tim. 3, 12. Und auch dass *s* der Wurzel oder Ableitung sich vor oder nach antretender Ableitung oder Compositionsglied in *z* wandle, fordert kein unweigerliches Gebot: *usaivjan, hlaivasna, drausna, filusna, anabusns, usbeisns.* Constant aber *razn, razda, gazds, huzd, mizdo, azgo,* wo es als Theil der Wurzel empfunden zu sein scheint. Es gibt aber wie gesagt keine Wurzel im Gothischen, welche unter gewissen Umständen die Form mit *s*, unter anderen die mit *z* uns aufwiese. Dass irgendwie der Wortumfang massgebend sei, wie Bopp will (Vergl. Gramm. 1, 118), kann ich jedoch nicht finden.

Nach dem Gesagten fühlen wir uns versucht, mit J. Grimm Gramm. 1, 65 zu läugnen, dass *z* seiner Natur nach im Auslaute stehen könne; und wenn *riqiz* und *aiz* wirklich blos vor vocalischem Anlaute des darauffolgenden Wortes begegneten, dies für eine Ausnahme zu erklären, welche lediglich die Regel bestätigte. Aber die Fälle, in denen wir auslautendes *z* finden, sind überhaupt die folgenden: *riqiz ist, riqiz hvan*

Matth. 6, 23; *riqiz izvis* Joh. 6, 35; *riqiz ith* Ephes. 5, 8; *minz frijôda* 2 Kor. 12, 15 cod. B; *mosêz lagida* 2 Kor. 3, 13 cod. A; *mimz aiv* 1 Kor. 8, 13; *aiz, ak* Marc. 6, 8. Allerdings mithin nur drei Fälle, in denen consonantischer und nur zwei (weil *l* in *lagida* tönend) in denen tonloser Anlaut darauf folgte. Aber unter den übrigen wurzelhaftes *s* in *aiz* (Grimm Gesch. S. 10) und *mims* (vergl. Grimm Gesch. S. 337. 1009; Diefenbach Vergl. Wb. der gothischen Sprache 2, 29 f.), so dass auch sie im Hinblick auf die obige Bemerkung die Neigung des Gothischen bezeugen helfen, auslautendes *s* und zwar nach *i, ê, ai* und Resonanten, welchen *i* vorhergeht, zu 'erweichen'.

Blicken wir von hier aus nun auf das Hochdeutsche zurück.

In unserer heutigen Sprache herscht grosse Verschiedenheit in der Region des *s*. Mit demselben Recht oder Unrechte konnte Brücke Grundzüge S. 40 von unserem 'gewöhnlichen weichen *s* in *Sohn, singen*' sprechen und Schleicher (Litt. Gramm. S. 22) bei der Beschreibung des littauischen 'medialen *s*' bemerken: 'Es ist dem Deutschen fremd.' Wir Oesterreicher stehen hierin, wenigstens was den Anlaut betrifft, auf Seite des Nordfranken Schleicher.

Wann und wo zuerst die tonlose Aussprache des *s* einriss, lässt sich an der Hand der Manuscripte verfolgen, wenn man die Fälle sammelt in denen sie sporadisch *s* für etymologisch allein begründetes *z* setzen (und umgekehrt, zu Denkm. Nr. 10, 27). Dies *s* kennt Weinhold S. 152 f. im Auslaute seit dem Anfange des neunten, im Inlaute seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Regel aber ist nach dem ursprünglichen Bestande des Hochdeutschen, dass *s* durchweg den tönenden

Laut bezeichne,[1] *z* dagegen den tonlosen. Das gothische weiche (tönende) *s(z)* dagegen hat sich, figürlich zu sprechen, um eine weitere Stufe 'gesenkt', indem es zu *r* wurde.

Man lese wie Brücke die Bildung seines alveolaren *s* (s^1, tönend z^1) beschreibt S. 38 und dann S. 42 seine Be-

---

[1] In dieser Allgemeinheit möchte ich den Satz nicht aufrecht halten. Heinzel wendet mit Recht ein dass auslautendes *s* nach der Notkerschen Regel eine folgende anlautende Tenuis bewirkt; auslautendes *s* muss daher tonlos sein; und der Unterschied zwischen *ez* und *es* kann nicht in mangelndem oder zutretendem Stimmtone bestehen. Worin also besteht er? Die Annahme dass auslautend *z* immer als *zz* anzusehen und nur in der Schrift vereinfacht sei, genügt schwerlich. Aber vielleicht ist *-s* mouillirt? Entstand es doch aus *-sja*. Der Schreiber der altcarantanischen Monumenta Frisingensia verwendet *s* für slavisch *š* und *ž* d. h. französisch *ch* und *j*. In der ungarischen Orthographie (ich weiss freilich nicht wie alt sie ist) hat *s* überhaupt nur den Laut *sch*. Ueber graphische und lautliche Berührung zwischen *sch* und *s* in ober- und mitteldeutschen Schriften vergl. Weinhold Alem. 155 ff. Bair. 158 ff. Mhd. 166 ff. wobei ich nur die alte Gruppe *skl* anders auffassen möchte (oben S. 127). Ueber *ž* (französ. *j*) für *s* in deutschen Mundarten s. Schröer Wiener Sitzungsber. 60, 186. 187: das gottscheewische *ż* im An-, In- und Auslaute für mhd. *s* (z. B. *żaga* Säge, *żlahta* Geschlecht, *gaižlja* Geisel, *glaż* Glas; nur vor *p*, *t*, *k* oder statt *sk* steht *š* d. h. französ. *ch*; dagegen mhd. ȥ bleibt scharfes *s*) ist jedenfalls ein Argument für die im Text vermuthete tönende Beschaffenheit. Aber dass mit der Schätzung des *s* als mouillirt *s*, polnisch *ś* oder *ź*, französisch *ch* oder *j* nicht durchzukommen ist, überzeugt man sich bald, wenn die Fälle des inlautenden ahd. *ss* (Gramm. 1, 171) daraufhin geprüft werden. Im Anlaut sind *z* und *s* jedenfalls so streng gesondert, dass man nicht wissen kann ob *s* tonlos oder tönend, ob das Ahd. die heutige Aussprache des Niederländischen und des grössten Theils von Norddeutschland theilte oder die altgermanische Tonlosigkeit bewahrte: der Schluss von den heutigen oberdeutschen Mundarten auf die Sprache des achten nnd neunten Jahrhunderts ist vorschnell. Für inlautend einfaches *s* zwischen Vocalen ist die Geltung z^1 die wahrscheinlichste, und sie fast allein kommt für das Verhältnis zu *r* in Betracht. Für *ss* muss sie immer noch erwogen werden, da sich nichts entschieden besseres findet; die Beimischung eines *t* im *zz* anzunehmen, wird man sich nach der Analogie von *ff*, *hh* nicht entschliessen: doch ist selbst hierüber noch kein Abschluss erreicht.

schreibung des lingualen *r*, und man wird das Wesen des Ueberganges leicht begreifen. 'Die Zunge liegt bei Hervorbringung des *r* in der Gleichgewichtslage, von der-aus sie in Vibration versetzt wird, ähnlich wie bei t^1 und s^1. Der Rand derselben liegt hinter den Alveolen der Oberzähne, aber er bildet keinen festen Verschluss wie für das t^1 und auch keine rinnenförmige Enge wie bei dem s^1, sondern er ist etwas nach aufwärts gebogen und frei beweglich, so dass der Impuls der aus den Lungen hervorgeblasenen Luft den vorderen Theil der Zunge zuerst nach abwärts drückt, worauf sie wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückschnellt, wieder herabgedrückt wird und so fort.' Da wir aber *r* als tönend kennen, so werden wir keinen unmittelbaren Uebergang von *s* zu *r* statuiren dürfen, vielmehr überall das gothische *z* als unumgängliche Mittelstufe voraussetzen müssen.

Nach Ausweis des vertretenden *r* hatte mithin die Verwandlung des *s* in *z* im Hochdeutschen wie in anderen germanischen Sprachen, namentlich im Altnordischen, viel weiter um sich gegriffen als im Gothischen, namentlich hat auch wurzelhaftes *s* die Gestalt *r* angenommen wie in *kuri kurum* und anderen Wurzeln auf *us* und *is*. Wenn ein *r* in der Wurzel vorhergeht wie in W. *kris, bris, ris* mag dies mit gehindert haben. Wenn von allen Wurzeln auf *as* fast allein das Verbum substantivum den Wechsel eintreten liess, *wâri, wârum*, so darf man nach dem Obigen wol das häufige Vorkommen und die formale Function geltend machen. Vergl. altumbr. *eru*, neuumbr. *erom*, Infin. von W. *as*.

Sollte es nun nicht erlaubt sein, die Neigung für das tönende *s* schon in jene Zeit zu verlegen, in welcher das consonantische Auslautsgesetz noch nicht eingetreten war? Und darf man nicht, wenn nur die Bedingungen des Laut-

wandels dieselben wie im Gothischen sind, auch einzelne Fälle desselben voraussetzen, welche im Gothischen nur tonloses *s* aufweisen?

Die oben angeführten Ausnahmen des Hochdeutschen aber, welche die vorstehenden Betrachtungen veranlassten, entsprechen den erkannten Bedingungen vollständig, es sind nur die Endsilben *is* und *es*, zugleich Silben lediglich formaler Function, welche im Hochdeutschen wie ich glaube durch die frühzeitige Verwandlung ihres *s* in *z* dem blos tonloses *s* bedrohenden westgermanischen consonantischen Auslautsgesetz entgingen.[1]

In allen übrigen Fällen finden wir denn unsere Regel bestätigt. Und gleich an der Conjugation wird klar, dass hier ein verhältnismässig alter Unterschied ost- und westgermanischer Lautlehre vorliegen müsse und nicht erst in späterer Zeit das Ahd. seine ursprünglich auslautenden *s* verloren haben könne: denn in dieser späteren Zeit war der Unterschied ursprünglich auslautender und mit nachfolgendem Vocal bekleideter *s* durch das vocalische Auslautsgesetz verwischt: es hätten entweder alle schliessenden *s* aufgegeben

[1] Noch zwei andere Erklärungsarten sind möglich. Erstens aus dem häufigen ja überwiegenden proklitischen Gebrauch jener Pronomina (für die starken Adjectiva müsste man sich zu der Erklärung aus Formübertragung allerdings bestimmt entscheiden). Zweitens wenn *blintêr* als Nachbild eines älteren *dêr hwêr* angesehen wird, so wären *taisi kvaisi* für *tas-i kvas-i* mit Epenthese (oben S. 74) des *i* (über welches unten im neunten Kapitel) als Grundformen anzusetzen. Wollen wir diese Betrachtungsweise aber auch auf die übrigen genannten Worte ausdehnen, so müssten wir es ohne den geringsten Anhaltspunct thun. Daher empfiehlt sich die Erklärung aus Proklise mindestens für die Personalpronomina. Denselben Grund wird es haben, wenn das griechische *οὐκ* sein Kappa beibehält, oder wenn lateinisches ursprünglich auslautendes *ç* in provenz. *oc (hoc)* udgl. nicht abfällt (Diez Gramm. 1³, 246).

oder alle beibehalten werden müssen. Aber der Unterschied manifestirt sich in bestimmter Weise: das primäre Suffix der II. Sing. urspr. *si* treffen wir als westgerm. *s*, das secundäre urspr. *s* dagegen abgefallen, z. B. II. Sing. Perf. ahd. *wâri* Grundf. *wârîs* für *vavas-jâ-s*.

Ebenso ist das ursprünglich auslautende *s* westgermanisch abgefallen im Nominativ Sing. der Substantiva und Adjectiva: Grundf. *dagas*, goth. *dags*, ahd. *tag*. Grundf. *gâdas*, goth. *gôds*, ahd. *guot*, z. B. *guot boum* Tat. 41, 3, 4: das sogen. unflectirte Adjectiv. Im Genitiv Sing. mit Ausnahme der *a*-Stämme (Gen. Sing. *a-sja*): Grdf. *mannas*, goth. *mans*, ahd. *man*. Grdf. *brâthras*, goth. *brôthrs*, ahd. *bruoder*. Grdf. *hananas*, goth. *hanins*, ahd. *hanin*. Grdf. *tungânas*, goth. *tuggôns*, ahd. *zungûn*. Grdf. *managînas*, goth. *manageins*, ahd. *managîn*. Grdf. *gibâs*, goth. *gibôs*, ahd. *geba*. Grdf. *anstajas*, goth. *anstais*, ahd. *ensti*. Grdf. *sunavas*, goth. *sunaus*, ahd. *sunô*.

Im Nom. Acc. Plur. der Substantiva: Grdf. *mann-as*, goth. *mans*, ahd. *man*. Grdf. *hanan-as*, goth. *hanans*, ahd. *hanon*, und ebenso in der ganzen übrigen schwachen Declination. Grdf. *gibâs*, goth. *gibôs*, ahd. *geba*.

Die kurzvocalische Declination fordert eine besondere Erwägung. Schon wenn man das ahd. Adjectiv mit dem gothischen vergleicht, so zeigt sich klar, dass die Gleichheit des Nominativs und Accusativs Plur. im Westgerm. zum Grundsatz erhoben worden. Es fragt sich nur, von wo diese Uebertragung der Form des Nominativs auf den Accusativ ausgegangen. Die Analogie der consonantischen Declination und der *â*-Stämme allein reichte dazu kaum aus. Aber die Accusativausgänge *ans*, *ins*, *uns* scheinen von selbst der Form ihrer entsprechenden Nominative sich genähert zu

haben, indem (wie aus I. Plur. *mansi* ahd. *mês* wurde) das *n* zuerst in blosse Nasalirung, dann in Dehnung des Vocals sich verwandelte, mithin jene *ans, ins, uns* durch *aṅs, iṅs, uṅs* zu *âs, îs, ûs* neben den gleichlautenden Nominativen wurden, welche dann sämmtlich ihr *s* verlieren mussten. Grdf. *dagâs,* goth. *dagôs,* ahd. *taga.* Grdf. *gastajas,* goth. *gasteis,* ahd. *gesti.* Grdf. *sunavas,* goth. *sunjus* (aus *sunivas*), ahd. *sunû* (aus *sunuvas*). Für die im früheren Althochdeutschen, im Altsächsischen und Angelsächsischen erscheinenden Nom.-Acc. der masc. *a*-Stämme auf *âs, ôs* muss, wenn man nicht eine unbegreifliche Ausnahme zulassen will, eine andere Erklärung gesucht werden, welche die verwandten Sprachen, wenngleich nur die asiatischen, in der That darbieten, wie sich unten zeigen wird.

Das *s* des Dat. Plur. *-mis* geht im Westgerm. selbstverständlich, aber auch im Ostgerm. bis auf wenige Spuren im Altnord. verloren. Offenbar erst nach dem Wirken des vocalischen Auslautsgesetzes und durch Assimilation an das voraufgehende *m* mit nachheriger Vereinfachung.

Die Regel bewährt sich auch am Adverbium. Dem goth. *suns* (Gramm. 3, 89) entspricht ahd. *sun* in *warasun, tharasun, herasun* (Gramm. 3, 212, vergl. 197). Dem goth. *vaírths* in *jaíndvaírths* (Gramm. 3, 89) ahd. *wert* in *afterwert, anawert, heimort* usw. (Gramm. 3, 98): — dagegen dem goth. *vaírthis,* worin der Genit. eines *a*-Stammes vorliegt, ahd. *anawertes, inwertes, heimordes* (Gramm. 3, 90). Ferner dem goth. *seiths* in *thanaseiths* (amplius) ahd. *sît.*

Man wird in diesen *suns, vaírths, seiths* Comparative wie **bats* (alts. *bat,* ahd. *baz*), *vaírs* (für *vaírs-s,* daher auch ahd. *wirs,* ags. *vyrs*), *mins* (altn. *minnr, midhr;* ahd. alts. *min*) wol mit Recht sehen dürfen: Gramm. 3, 590 ff. Die Auslauts-

gesetze fanden darin das Comparativsuffix in der Gestalt *is* vor, die grammatische Form dieser Wörter ist der Acc. Neutr. nach consonantischer Declination.

Dieselbe grammatische Form, aber eine vollere Gestalt des Suffixes, vermuthlich *jis*, liegt den goth. Comparativadverbien *airis, framis, haldis, hauhis* zu Grunde. Dazu gehören wol Comparative wie alts. ags. *leng*, auch *bet* (woneben alts. *bat*), ags. *êdh* für *lengi, beti, êdhi;* weil der Umlaut doch erst nach dem vocalischen Auslautsgesetze zur Wirkung kam, mithin die Ursache des Umlautes nicht durch dieses hinweggeschafft sein kann. Ahd. gehört hieher *enti* (antea) bei Otfrid 5, 8, 55, ags. *end* (bei Grein 1, 233 fälschlich *ênd*), altn. *endr,* mhd. *end* (Grimm Wb. 3, 46): s. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866 S. 481 f.: das entsprechende Adjectiv bei Otfr. 1, 3, 7 *bi enterin worolti.* Ferner mhd. *lenc* Gramm. 3, 595.

Das lat. *magis* finden wir im Germanischen unter mehrerlei Gestalten wieder. Goth. *mais* (Grdf. *majis*) kann demselben unmittelbar entsprechen, und dieselbe Grundform setzt auch das regelrichtige ags. *mâ* voraus, wenn der Abfall des Schlussconsonanten alt ist. Goth. *mais* kann sich aber auch zu *magis* verhalten wie goth. *riqis* und ähnl. zu den arischen Neutralstämmen auf *as.* Und für ahd. alts. *mêr* ist dies die einzig zulässige Annahme. Ebenso scheint die Schreibung *merr* im Heland 46, 15. 50, 22. 77, 2 auf *mêrir* zu beruhen (wie *err* auf *êrir*), dies aber verhält sich zu dem Adjectiv *mêriro* wie die Adverbia *leidôr, rehtôr, sniumôr* zu den Adjectiven *leidôro, rehtôro, sniumôro:* d. h. es sind nach Analogie der neutralen *a*-Stämme gebildete starke Accusative Neutri. — Das *eiris* des ersten Merseburger Zauberspruches ist mir in mehr als einem Betrachte räthselhaft. Das darauf folgende

Wort lautet mit *s* an: sollte man *eiri* lesen dürfen, welches sich dem obigen *enti* vergliche? und wäre darin *ei* als frühestes Beispiel dem *heirro* u. ähnl. des Annoliedes an die Seite zu setzen? Heinzel vermuthet *einis.* —

Ich gehe zu den auch im Ostgermanischen nicht geduldeten Auslauten *t, d, n* über.

T ist abgefallen in den secundären Suffixen der dritten Person. Goth. Sing. Conj. Praes. *nimai,* Grdf. *nimait.* Perf. *nêmi,* Grdf. *nanam-jâ-t.* Plur. Ind. Perf. *nêmun,* Grdf. *nanam-u-nt.* Conj. ahd. Praes. *nemên,* Grdf. *nima-i-nt.* Perf. *nâmîn,* Grdf. *nanam-jâ-nt.* Von den Formen des gothischen Conjunctivs *nimaina, nêmeina* sogleich.

D ist abgefallen im goth. *hva,* Grdf. *kvad,* lat. *quod,* und im Ablativ Sing. der Adjectiva, worüber unten im zwölften Kapitel das Nähere. In den scheinbar nicht flectirten Nom. Acc. Sing. Neutr. der Adjectiva ist auch wol meistens *d* abgefallen, da sich vom *m* (germ. *n*) nur wenige Spuren in Adverbien finden.

Schliessendes *n* musste sich verlieren in allen Accusativen Singularis der Substantiva (goth. *dag, giba, anst, sunu, hanan* für *dagan, gibân, anstin, sunun, hananan*) und allen Genitiven Plur. der Substantiva und Adjectiva (goth. *dagê, gibô* usw. *blindaizê, blindaizô* für *dagân, gibân* usw. *blindasân*).

Was aber hat man zu halten von dem Hilfs-*a,* mittels dessen am Wortende unmögliche Consonanten nach Westphal inlautend werden?

Zuvörderst kann der Vocal nicht kurzes *a* gewesen sein, welches dem vocalischen Auslautsgesetze gegenüber nicht Stand gehalten hätte, und wird durch Formen wie *ainnôhun, hvanôh, hvarjanôh, hvarjatôh* in der That als lang erwiesen

(vergl. jetzt Schleicher Comp. § 203, zweite Auflage). Zweitens hat dieser angebliche Hilfsvocal auch geholfen, wo Hilfe nicht benöthigt wurde: im Nom. Acc. Sing. Neutr. und Acc. Sing. Masc. der Adjectiva starker Form hätte zwar allerdings das *d* (lautverschoben *t*) und *n* dem consonantischen Auslautsgesetze zum Opfer fallen müssen; aber das urspr. *ma* und *va* der I. Plur. und Dual. Conj. bedurfte keiner Stütze, und in der III. Plur. Conj. Praes. und Perf. der Verba war das schliessende *n* ebenso berechtigt wie in der III. Plur. Indic. Perf. Es ist nämlich ein Irrthum, wenn Westphal für schliessende Doppelconsonanz eine eigene Behandlung statuirt. Ist der auslautende Consonant ein geduldeter, so ist auch Doppelconsonanz erlaubt. Die unzulässigen Consonanten aber müssen schwinden, gleichviel ob ihnen Vocal oder Consonant vorhergeht. Das aber ist charakteristisch und hervorzuheben nothwendig, dass sowol das consonantische als auch das vocalische Auslautsgesetz je nur einmal wirken, d. h. je nur einen einfachen Laut zu entfernen im Stande sind. Darum bleibt *n*, hinter welchem *t* abgeworfen wurde.

Das Westgermanische bewahrt von allen diesen *á* eine einzige sichtbare Spur: im Acc. Sing. Masc. (resp. Neutr. im ahd. Adverb), und zwar das Ahd. nur in Adverbien wie *huanana, danana, ûzzana, obana* usw., falls dieselben nicht anders aufzufassen — das Alts. auch im lebendigen Adjectiv *-ana, -ane, -ene, -na, -ne, (langsamana, hêlagna)* neben *-an, -en* — das Altfries. desgleichen *ene, -ne* neben *-en* — das Ags. constant *-ne (blindne).* Das ehemalige Vorhandensein im Nom. Acc. Sing. Neutr. wird für das Ahd. durch das erhaltene *-az* bewiesen: *blintaz,* goth. *blindata.* Ob das westgermanische Verbum je daran Theil gehabt, lässt sich auf

keine Weise zuverlässig ermitteln. Das Altnordische weist mit seinem *i* der III. Plur. Conj. auf einfach schliessendes *n: ein* und *în (ain, ein* für goth. *aina, eina)* hin. Das Althochdeutsche dagegen scheint, wie wir unten S. 204 sehen werden, in derselben Form schliessenden Vocal vorauszusetzen. Der Abfall eines *â* hat im Nom. Acc. Plur. der neutralen Substantiva sein Analogon: *wort* für *wortâ,* gelegentlich noch *worto.* Der Vocal wird sich nicht allzu lange vor dem Beginn unserer grösseren Denkmäler verloren haben, mit der ursprünglichen Niedersetzung des Ahd. hat diese auffallende Behandlung des *â* nichts zu thun. Uebrigens wird die Natur jenes *â* sogleich noch einen anderen Gesichtspunct eröffnen.

Dass ein an sich bedeutungsloses Lautelement eigens dazu geschaffen werde, um ein anderes zu schützen, läuft gegen alle Erfahrung und bisherige Kenntnis des Sprachwesens. Das *-a* im Conjunctiv des Verbums, so viel ist schon aus dem Gesagten klar, muss seine selbständige Bedeutung gehabt haben. Aber auch für das adjectivische, vielmehr pronominale 'Hilfs-*a*' müssen sich historische Anknüpfungen bieten.

Goth. Nom. Acc. Sing. Neutr. *ita* und Acc. Sing. Masc. *ina* haben ihre genauen Gegenbilder in skr. *idám* und *imám,* und wir dürfen uns auf diese berufen, auch wenn wir das Element *am* nicht weiter zu erklären wissen. Im Germanischen nun gesellte sich dieses *am* fast allen Pronomen und Adjectiven in den angegebenen Formen bei. Aus der Wandlung des accusativischen *m* in *n (ina* für *im am)* ersieht man, dass es zwar vor Eintritt des consonantischen Auslautsgesetzes, aber doch erst in der besonderen germanischen Sprache dem Pronomen oder Adjectiv sich völlig ange-

schmolzen hat. Wie aber lässt sich die lautliche Behandlung begreifen?

Das Altkirchenslavische (Altpannonische [1], Altslovenische), dessen Auslautsregel alle Consonanten verbannt, behandelt auslautenden Resonanten auf zweierlei Weise: er fällt entweder ab, oder es bildet sich ein nasalirter Vocal, z. B. *imeṅ* Grdf. *nâman, taṅ* Grdf. *tâm* (Schleicher Beitr. 1, 411 f.) Das Germanische, glaube ich, verfuhr ebenso, nur dass es, wie wir schon S. 188 sahen, an die Stelle der Nasalirung späterhin Dehnung treten liess.

So konnte aus dem Zusatzelement *am* (germ. *an*) einmal *aṅ* und *â,* ebenso gut aber auch blosses *a* werden. Das letztere musste dann dem vocalischen Auslautsgesetze weichen: dies kann im ahd. Accusativ Masc. der Pronomina, Adjectiva und Personennamen, sowie im Nom. Acc. Neutri des Pronomens und Adjectivs geschehen sein. Die Spuren ehemaliger Nasalirung aber sind mit diesem einen Beispiele nicht erschöpft.

Für die goth. Genitive *meina, theina, seina, unsara, izvara, ugqara, igqara,* deren *a* ebenfalls den übrigen germanischen Sprachen fehlt, wird sich schwerlich eine andere Vergleichung darbieten als mit den auch aus Possessiven gebildeten skr. Genitiven Plur. *asmâ'kam, yushmâ'kam,* zend. *ahmâkem, yushmâkem.*

Wie bei kurzem Vocale dehnend, so kann ferner das *n* bei langem Vocale, der nach dem vocalischen Auslautsgesetze sich kürzen müsste, erhaltend wirken. Das werden wir bald geltend zu machen haben.

---

[1] Den Mährern und pannonischen Slovenen übersetzten Konstantin und Methodius die Bibel: vergl. Büdinger Oesterr. Gesch. S. 191. Das übersehen Schafarik und Schleicher.

Man muss bei dem schliessenden *n* sich gegenwärtig halten, dass entsprechend der zweifachen Behandlung auch eine zweifache Aussprache möglich ist. Die uns natürliche den vorangehenden Vocal zu nasaliren — das Wort *Mann* sprechen wir *mañn, Zahn* sprechen wir *zâñn* — ergibt nach Abfall des Resonanten nasalirten Vocal. Die andere, in welcher bei Hervorbringung des Vocales der darauf folgende Resonant nicht durch Oeffnung des Nasenweges vorbereitet wird, und die von früheren Epochen nicht als ebenso schwierig und unnatürlich empfunden zu sein braucht wie von uns,[1] ergab den spurlosen Wegfall des *n*.

Nehmen wir nun an, dass es sich mit dem sog. Hilfs-*a* in der Conjugation ähnlich verhielt wie in der Declination und erwägen wir, dass der germanische Conjunctiv seiner Form nach eigentlich ein Potential oder Optativ: wird es zu kühn sein diese wie wir wissen selbständige optativ-begleitende Partikel mit dem griech. *ἄν* zu identificiren? Wenigstens so lange man keine bessere Auffassung dafür weiss, darf diese gewagt werden.

Liesse sich doch von hier aus auch die Aufklärung des dunklen goth. *au* erlangen das in der I. Sing. Conj. Praes. und Perf. *(nimau, nêmjau)* sowie im ganzen Conj. des Mediopassivs und auch in den wenigen erhaltenen Formen der III. Sing. Plur. des medialen Imperativs gefunden wird.

Vielleicht gewähren eben die Imperativformen einen sicheren Anhalt. Die III. Sing. *-dau (lausja-dau)* steht

[1] Wenn im Isländischen *nn* unter Umständen 'wie *dn*' gesprochen wird (Gramm. 1, 307), so ist das entweder nichts anderes als die nicht nasalirte Aussprache des vorhergehenden Vocales, oder es ist daraus hervorgegangen. Auch Thorodd a. a. O. (S. 96) kennt offenbar den Unterschied.

neben skr. *-tâm,* die III. Plur. *-ndau (liuga-ndau)* neben skr. *-ntâm.* Es ist also klar, dass hier der Ausgang *âm,* wofür wir germ. *ân* voraussetzen müssen, zu *au* geworden ist: und wir können uns der Wahrnehmung einer dritten Behandlungsweise des auslautenden *n* nicht verschliessen. Die Silbe *ân* ist mit zweitöniger Aussprache als *aan* aufzufassen, und dass *an* durch *aṅ* zu *u* gelange oder auch einfach *an* zu *un* werde (welches dann sein *n* durch das Auslautsgesetz verliert), wird niemandem singulär erscheinen, der sich z. B. der gothischen Formen *nêhvundja, sniumundô* (Suffix *ant*) u. ähnl. (Kuhn KZ. 5, 211 f.) oder der mancherlei litt. und slav. *u* für *am, an* oder des Aufsatzes von Kuhn 'Wechsel von *aṅ* und *u* im Sanskrit' (Beitr. 1, 355—373, vergl. Sonne KZ. 12, 287 ff.) erinnert.

Dem eben Gelernten gemäss dürfen wir für goth. II. Sing. Conj. Pass. *zau,* III. *dau,* III. Plur. *ndau* die Grundformen *sân, tân, ntân* ansetzen und diese, weil die Personalsuffixe *sa, ta, nta* (griech. *σο, το, ντο*) lauten, in *sa an, ta an, nta an* auflösen. So gewinnen wir abermals die Partikel *an.*

Ebenso begreifen wir nun *nimau, nêmjau.* Für das letztere gewährt die Grundf. *nanam-jâ-m* (vielleicht sogar *nanam-jâ-am*) die nöthigen Bedingungen; für das erstere haben wir wol die Personalendung *am* wie z. B. in skr. *bôdhêy-am* anzusetzen: also Grundf. *nemajam,* gleich *nemaam, nemâm, nimau.* Der Ausfall des *j* zwischen Vocalen in *nimau* für *nimajan* wird in der Formenlehre noch zur Sprache kommen.

Zu allem diesen tritt aber vielleicht noch ein weiterer Umstand.

Kuhn hat in dem angeführten Aufsatze (Beitr. 1, 359—367) nachgewiesen, dass das griech. *ἄν* nicht nur mit der lat.

Fragepartikel *an* (Pott Etym. Forsch. 2, 133; Praepos. 420), sondern auch mit skr. *u* und goth. *an* und *u* identisch ist.[1] Die scheinbare Schwierigkeit, welche goth. *an* gegenüber dem Auslautsgesetze darbietet, fällt hinweg, wenn man bedenkt, dass es eigentlich nur in Composition (genauer gesagt: in Zusammenrückung) erhalten ist: denn *anhvas, anhva* sind ebensowol zusammengesetzt wie *annuh*; und in anderen Verbindungen oder gar selbständig erscheint es nicht. Und um die Gleichheit der Function recht zu würdigen, muss man erwägen, dass goth. *u* ohne Zweifel auch in *thau* enthalten ist, wodurch das griech. *ἄν* so oft wiedergegeben wird.

Welche merkwürdigen Schicksale haben also diese Partikel neben dem gothischen Conjunctiv-Optativ betroffen! Den zweiten Personen und der III. Sing. des Conj. Act. hat sie sich nicht angelehnt. An den Conj. Med. trat sie in der Form *u*. In der I. Plur. und Dual. Act. verschmolz sie vielleicht noch als *an* mit dem *a* des Personalsuffixes zu *ân*, das *n* fiel gemäss dem consonantischen Auslautsgesetz ab, das *a* verkürzte sich gemäss dem vocalischen. Der III. Pl. Act. endlich inklinirte sie sich in der Gestalt *aṅ*, woraus dann *â* und nach dem vocalischen Auslautsgesetz *a* wurde.

Wir dürfen nunmehr unsere Erörterungen über Westphals erstes Gesetz zusammenfassen. Schliessende Doppelconsonanz hat mit der Aufstellung desselben nichts zu thun. Auch das Hilfs-*a* fällt weg. Die Unterschiede der Behandlung des auslautenden *n* sind nur Unterschiede der eingetretenen oder nicht eingetretenen Nasalirung des vorhergehenden Vocales.

---

[1] Dagegen Johannes Schmidt Vocalismus 1, 152; Bezzenberger Goth. Adverbia (Halle 1873) S. 81. Die Sache ist hier von keinem Belang. — Für wirklich blossen Hilfsvocal könnte man immerhin ital. *amano* gleich lat. *amant* geltend machen.

Von der unsicheren Vermuthung über einen Unterschied zwischen tönend und tonlos *s* wollen wir absehen. Was bleibt, ist mithin allein dies:

Nur *s* (und vermuthlich *r*) wird im Ostgermanischen, kein Consonant (oder nur *r*) im Westgermanischen am Wortende geduldet.

Eine nur einigermassen beifallswürdige Datirung des consonantischen Auslautsgesetzes weiss ich nicht zu geben. Es liegt in dem Vorgang als solchem nichts für die Germanen Charakteristisches; nur in dem Grade der Durchführung offenbart sich ihre Besonderheit.

Das Germanische geht nicht ganz so weit im Abwurf der Consonanten wie das Slavische, das überhaupt keinen schliessenden Consonanten duldet (Schleicher Beitr. 1, 402), oder wie das Prâkrit, von dem man zu sagen pflegt dass es nur Anusvâra als letzten Consonanten, d. h. eben keinen Consonanten sondern nur nasalirten Vocal, dulde; es geht aber weiter als das Griechische und Altirische welche ausser *s* und *r* auch *n* nicht antasten (Ebel Beitr. 1, 166 [1]). Dass aber das Germanische gemeinsam mit anderen europäischen Sprachen die Entfernung gewisser Endconsonanten begonnen habe, davon kann keine Rede sein. Meint man das Ahd. ganz auf dem Wege des Slavischen, so ist schon das Gothische zurückgeblieben und das Littauische das in älterer Sprache *s* und *n* bewahrte (Schleicher Comp. §. 193) nicht minder.

Lehrreich ist nur der gleiche Zug der in allen diesen Sprachen waltet, der auch dem Lateinischen vor der Fest-

[1] Genaueres jetzt bei Windisch Die irischen Auslautsgesetze in den Beiträgen von Paul und Braune 4 (1877) S. 204.

stellung der Schriftsprache seine auslautenden *s, t, m* mitunter zur Unhörbarkeit verflüchtigte, der schon im Altpersischen kein *t, n, h* im Auslaute duldete.

Das Wesen des ganzen Vorganges mag darin liegen, dass am Wortende die Organe ihrem Normal- oder Ruhestande zueilen, während ihnen durch die Articulation eines Consonanten, dem kein Vocal folgt, eine ausserordentliche Anstrengung zugemuthet wird. Deutlich vernommen wird schliessendes *t*, wenn man das Verschluss- und das Explosivgeräusch hören lässt. Die Bequemlichkeit wird sich das letztere ersparen. Sie wird auch allmälich die eben verfügbare Quantität Athem schon beim letzten Vocale verbrauchen und endlich den Verschluss des Mundcanales gar nicht mehr vornehmen: dies umsoeher, je seltener nach dem Vocale noch bei einem oder dem anderen ein darauf folgender Laut wahrzunehmen ist. Ebenso ergeht es dem *n*, ebenso dem *s*: die Enge, durch welche das Reibungsgeräusch hervorgebracht werden müsste, wird zuletzt nicht mehr gebildet. Auf der leichteren Vernehmbarkeit beruht die grössere Zähigkeit des *s*: ebendarauf das Standhalten eines tönenden Lautes wie *r* (und vielleicht weiches *s*, goth. *z*).

Sollte man auch hier vermuthen dürfen dass die Vernachlässigung dieser Consonanten in Begünstigung des Vocalismus ihren tieferen Grund habe? [1]

Dann wäre es möglich dass die Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes der Epoche der Lautverschiebung

[1] Wieder könnte man das Italienische vergleichen, das keinen Consonanten im Auslaute duldet, es sei denn Liquiden in proklitisch gebrauchten Wörtern (*il, con, non, per* Diez 1³, 341). Wenn dann oberitalienische Mundarten die auslautenden Vocale abwerfen und Consonanten ans Ende treten lassen, so vergleicht sich das dem vocalischen Auslautsgesetze des Germanischen: und werden in anderen dieser Mundarten

angehörte. Aber ebenso möglich dass sie mehrere hundert Jahre weiter hinauf in eine Periode ähnlichen Charakters reichte.

Ungern entschliesst man sich, die grosse Zweitheilung der Germanen schon durch eine so fundamentale Verschiedenheit in der Behandlung des Auslautes, d. h. der ganzen Flexion, manifestirt zu denken. Ob sich entscheidende Beweise dafür oder dagegen finden lassen, muss abgewartet werden. Da uns die Lautverschiebungen lehren, wie bei den Germanen alte Impulse von neuem nach Jahrhunderten wirken, dann aber vielleicht nur einen Theil der Nation ergreifen: so wäre wenigstens die Möglichkeit für eine andere Auffassung gegeben.

Der westgermanische Abfall des *s* braucht nur älter zu sein als das vocalische Auslautsgesetz. Fällt dieses in die zweite historische Epoche, so wäre jener Abfall der ersten zuzutrauen; und muss man die Freude an Vocalen voraussetzen, so stünde auch das im vollen Einklange — wenigstens mit den Consequenzen der Periodentheorie.

Für die Gegner derselben sei zum Ueberflusse noch einmal ausdrücklich bemerkt dass ich hier nicht Ansichten, auch nicht 'Behauptungen' aufstelle, sondern nur Möglichkeiten erörtere. Ich sehe nicht ein, warum ich die inneren Vorbehalte, die ich stets gemacht, auch wo die Worte bestimmt klangen, meinen Lesern ferner noch ersparen soll; sie haben mir den Verzicht auf langweilige Vorsichtsclauseln gar wenig gedankt.

einzelne solcher Consonanten wieder befehdet, so scheint der erste Impuls noch einmal zu wirken. S. Biondelli Saggio p. 5—7: z. B. ital. *mano*, westlomb. *man*, ostlomb. *mà;* ital. *barbiere*, ostlomb. *barbèr*, westlomb. *barbé;* ital. *portato*, ostlomb. *purtàt*, westlomb. *portà*.

DIE VOCALE DER ENDSILBEN.

Dass das vocalische Auslautsgesetz alle *i* und *a* aus der Endsilbe verscheucht, ist sehr bekannt und bedarf kaum der Belege.

Anstis wird *ansts, anstaji anstai, anstin anst, sunavi sunau, brôthri brôthr, hanini hanin* usw. Im Verbum *imi (asmi) im, (da)dâmi* ahd. *tôm, nimisi nimis, nimidi nimid* (goth. *nimith*), *nimandi nimand,* Conj. *nimaisi nimais, nêmeisi (nanamjâsi) nêmeis.*

Dagas wird *dags, dagisa dagis, dagan dag, vaúrdan vaúrd, anstajas anstais, anstijas ansteis, sunavas sunaus, sunivas sunjus,* usw. Im Verbum II. Dualis *nimatas nimats,* II. Pl. *nimada nimad* (goth. *nimith* für *nimidi*), I. III. Sing. Perf. *(na)nama nam,* II. *(na)namta namt.* Ahd. Conj. I. Pl. *nemaima nemêm, nâmîma (nanamjâma) nâmîm,* II. *nâmîda (nanamjâtu) nâmît,* usw.

Die Nominative *haírdeis, harjis,* d. i. *haírdiis, hariis,* scheinen der Regel zu widersprechen, da aus *haírdjas, harjas* doch *haírdis, haris* werden musste. Ich möchte von den Grundf. *haírdias, harias* ausgehen und annehmen, sie seien wie *sijum* für *sium* behandelt (d. h. dreisilbig wie dieses zweisilbig gesprochen) worden. Aus *haírdijas, harijas* ergaben sich gesetzmässig die gothischen Formen. [1]

Halten wir fest, was oben S. 191 hingestellt wurde, dass die vortretende Abneigung gegen gewisse Laute in der letzten Silbe nur je einen einfachen Laut wegzuschaffen Macht hat: so würde die consequente Durchführung des

[1] Vergl. jetzt Johannes Schmidt KZ. 21, 283, der auf *freis* aus Grundf. *frijas* (in den Casus obliqui z. B. *frijana*) und auf ein littauisches Analogon verweist.

vocalischen Auslautsgesetzes offenbar die sein: *â* d. i. *aa* wird *a, î* d. i. *ii* wird *i, âi* wird *â, ai* wird *a*. Das *u* bleibt erhalten, daher auch *iu* und *au*, wie im Gothischen wegen *s* auch *ns*.

Diese Consequenz der Durchführung vermisst man an allen bisherigen Fassungen der Regel, und doch scheint sie in gewisser Weise vorhanden zu sein. Nur muss man um sie zu finden, das Ahd. in umfänglicher Weise heranziehen. Die Quantität der Endsilben in diesem Dialekte scheint freilich eine Frage von ausserordentlicher Schwierigkeit und eher selbst der Aufklärung zu bedürfen, als dass sie anderwärts Aufklärung bringen könnte. Selbst Vocale, die man in den Grammatiken mit Längezeichen zu versehen pflegt, finden sich schon hie und da durch *e* vertreten.

Hieraus scheint mit Evidenz hervorzugehen, was schon Prof. Kelle daraus folgerte, dass diese Vocale nicht mehr lang waren in der Epoche, aus welcher unsere Denkmäler stammen. Man hat etwas zu einseitig gothische Quantitäten auf das Ahd. übertragen. Die Unterschiede, welche wirklich in den Quellen des achten und neunten Jahrhunderts — denn diese allein können in Betracht kommen — sich geltend machen, sind: Bezeichnung der Länge durch Verdoppelung des Vocales; Unveränderlichkeit des Vocales mit Ausnahme sporadischer Abschwächung in *e;* Wechsel des Vocales mit einem lautlich benachbarten.

Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich diesen drei Kategorien sogleich die Deutungen unterschiebe: gegenwärtige Länge; gegenwärtige Kürze, aber ehemalige Länge; gegenwärtige und ehemalige Kürze. Anders gesagt: wo im 8. 9. Jh. ein Flexionsvocal (höchstens mit schwachem *e* in seltenen Fällen wechselnd) constant bleibt, hat nach der Wirkung des

vocalischen Auslautsgesetzes nicht kurzer, sondern langer Vocal bestanden, der sich im Laufe der Zeit von dem Eintritte jenes Gesetzes bis ins 8. Jh. allerdings verkürzte. Wo dagegen im 8. 9. Jh. bald *a* bald *e*, bald *o* bald *u* erscheint, hat das vocalische Auslautsgesetz kurzen Vocal gewirkt.[1]

Freilich wird dann manche ehemalige Länge gefunden, die man auf das Gothische gestützt für Kürze gehalten hat; freilich wird manche Länge, die man auf scheinbare Gewähr des Gothischen hin, unbedenklich annahm, als Kürze erkannt. Mit dem Gothischen stehen die so gewonnenen Resultate öfters, mit den durch weitere Vergleichung erschliessbaren Urformen aber nie im Widerspruche.

Der constante Nominativ *geba* Grdf. *gibâ* muss auch nach der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes einst langen Vocal besessen haben, der Accus. *geba* Grdf. *gibân*, der Nom. *hano* Grdf. *hanân* nicht minder.

Andererseits deutet III. Sing. Conj. Praes. *nema* oder *neme* auf kurzen Ausgang trotz goth. *nimai*, Nom. Pl. Masc. *blinde* oder *blinda* auf einen durch das zweite Westphalsche Gesetz gekürzten Vocal trotz goth. *blindai*. Trotz? Kann denn hier das Gothische überhaupt etwas beweisen? Wissen wir denn jemals ohne Beiziehung der anderen germanischen Sprachen, ob ein goth. *ai* den Diphthong *ai* oder den kurzen Vocal *e* bezeichne? Vielmehr dürfen wir den Schluss nicht abweisen, dass die Kürze auch im Goth. in diesen Formen vorliegt, dass mithin *nimaí*, *blindaí*, nicht *nimái*, *blindái* die richtige grammatische Schreibung ist. Die Sache verhält sich wie im Dativ Sing. der masc. und neutr. *a* - Stämme:

[1] In die Periodentheorie versuchsweise eingeordnet, wären die 'ehemaligen Längen' noch der Merovingerzeit zuzutrauen, während dem stärkeren Hochtone der eigentlich ahd. Zeit die Verkürzung zur Last fiele.

Grdf. *dagai, vaúrdai;* goth. *daga, vaúrda;* ahd. *taga, worta* und *tage, worte.* Im Gothischen mithin derselbe Wechsel zwischen *a* und *e,* nur dass — vielleicht blos in der Schriftsprache? — gewählt ist zwischen *a* und *e* für die einzelne grammatische Form.

Das zweite im Gothischen nicht nachweisbare Schwanken ist das zwischen *o* und *u.* Aber es scheint klar, dass ahd. I. Sing. Praes. *nimo* neben *nimu* (goth. *nima*), Instrum. *tago* neben *tagu,* Dat. Sing. *gebo* neben *gebu,* Nom. Acc. Pl. Neutr. *worto* neben *wortu,* Dat. Sing. Masc. Neutr. *blintemo* neben *blintemu* nicht anders aufgefasst werden dürfen als die Dative Plur. *tagom tagum, wortom wortum,* die Acc. Sing. und Nom. Acc. Pl. *hanon hanun,* d. h. als Vertreter eines früheren *a,* das natürlich in der letzten Silbe seinerseits auf ursprünglichem *â* beruhen muss. Und zwar ist in allen diesen Beispielen der Gang der, dass jenes *a* sich zuerst zu *o* färbt, dann um das Ende des achten und den Anfang des neunten Jahrhunderts in einigen Denkmälern der Neigung unterliegt bis zu dem reinen Vocale nach derselben Richtung hin, bis zum *u* fortzuschreiten. Im Laufe des neunten Jahrhunderts wird dann aber zum farbloseren *o* zurückgekehrt, das nunmehr die Brücke bildet zum endlichen *e.*

Wie also dieser zwischen *o* und *u* schwankende Laut ganz fest auf *â* beruht, das sich zu *a* verkürzt hat, so geht ganz constant jenes mit *e* wechselnde *a* auf ursprüngliches *ai* zurück. Ich bezeichne diesen Laut mit *a* , jenen, wo es auf so genaue Bezeichnung ankommt, durch *a°*.

So viel haben wir bis jetzt schon gesehen, dass die Consequenz der Regel wirklich sich weiter erstreckt als man bisher gewöhnlich annahm. Alle *ai* haben ihr *i* eingebüsst, zu den angeführten Beispielen treten sämmtliche Formen des

Indicativs Passivi: *baírada, baíraza, baíranda;* Grdf. *baíradai, baírasai, baírandai;* vergl. griech. *φέρεται, *φέρεσαι* (skr. *bhárasê*), *φέρονται.*

Um der einzigen III. Plur. Conj. Praes. willen, ahd. *nemên* für *nemain,* Grdf. *nemaint,* können wir nicht die Fassung der Regel umstossen, als ob etwa der Inlaut eine Ausnahme begründete. Steht dieser Form doch goth. *nimaina* zur Seite, und im Nothfalle böte sich noch eine andere Erklärung. Ganz dasselbe gilt von der III. Plur. Conj. Perf. ahd. *nâmîn,* Grdf. *nanamjânt.* Nach der Strenge des Gesetzes muss aus jedem *î* der Endsilbe *i* werden.

Ursprünglich sind solche *î* im Germanischen niemals, sondern stets aus Assimilation hervorgegangen: *ja* oder *jâ* liegen zu Grunde, und die zunächst gebildeten *ji* oder *jî* sind contrahirt. So entsteht im Skr. Nom. Fem. *dêvî'* aus Grdf. *daivyâ,* Sing. Opt. Med. *bíbhrîta* aus *babharyâta; pratyáñc* nimmt in den mittleren Casus die Form *pratyác,* in den schwächsten die Form *pratî'c* an. Derselbe Vorgang im Zend. Die vorwärts wirkende Assimilation des Slavischen und Littauischen ist bekannt. Zusammenziehung bei unvollständiger Assimilation erscheint im Littauischen *(deivė́* für *deivjá')* und Zend: Schleicher Comp. § 29, 2.

Was das Germanische anlangt, so sind die goth. *ei* für *ji* nach langen Silben bekannt, das *î* aller germanischen Sprachen im Conj. Perf. entstand aus *jâ,* und Schleicher Comp. § 111, 2 zieht hierher auch das Suffix *îg,* z. B. goth. *mahteigs,* ahd. *mehtîg,* Grdf. *mahti-aga-s.* Doch sind dagegen von Amelung Zs. 21, 231 f. Anm. triftige Einwendungen gemacht.

Dieser Vorgang scheint nun aber zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Abstufungen der Consequenz seine Wirksamkeit erzeigt zu haben.

Die Wandlung des *jâ* zu *î* im Conj. Perf. ist überall älter als das vocalische Auslautsgesetz, daher die *î* der letzten Silbe gekürzt: ahd. I. III. Sing. *nâmi*, Grdf. *nanamjân, nanamjât;* II. Sing. (Indic.) *nâmi,* Grdf. *nanamjâs.* Für das Gothische kann man folgende relative Chronologie aufstellen: Umgestaltung durch das consonantische Auslautsgesetz; Anlehnung des *an;* Assimilation und Contraction des *jâ* in *î;* Umgestaltung durch das vocalische Auslautsgesetz. So erklärt sich I. Sing. *nêmjau,* Grdf. *nanamjân,* III. Plur. *nêmeina,* Grdf. *nanamjânt an,* neben III. Sing. *nêmi,* Grdf. *nanamjât.*

Desgleichen beruht in der Declination Nom. Fem. *bandi* auf *bandî* für *bandjâ.* Was dagegen *managei* anlangt, so finden wir als älteste Form des entsprechenden ahd. *menegî* im Isidor, mithin lange nach Eintritt des vocalischen Auslautsgesetzes, noch das uncontrahirte *maneghiu.* Näheres hierüber wie über die scheinbar nicht verkürzten goth. Imperative *sandei, nasei* im zehnten und sechsten Kapitel.

Wir haben das *âi* der Endsilbe noch nicht erwogen. Die Grundformen der Dative *blindammâi, gibâi* allein kommen in Betracht.

Aus goth. *blindamma, thammuh* neben *hvammêh, hvarjammêh, ainummêhun* lernen wir dreierlei: Erstens dass in der That regelrecht *i* aus der Verbindung *âi* wegfiel. Zweitens dass der goth. Dat. Sing. *gibai* nicht auf ursprünglichem *gibâi* beruhen kann (welchem dagegen ahd. *geba°* ganz genau entspricht, wie ahd. *blintema°* der Grdf. *blindammâi*), wofür sich vielmehr *giba* vorfinden müsste: einen Erklärungsversuch des goth. Dativs s. im zehnten Kapitel. Drittens dass die Verkürzung des *â* wo sie eintrat, nicht überall mit derselben Action des vocalischen

Auslautsgesetzes vor sich ging, mit welcher das einfache kurze *a* und *i* aus der Endsilbe fortgeschafft wurde. Ebenso sind auch die *ô* in Nom. Acc. Fem. *ainôhun, hvarjôh* und die schon angeführten für *an* (*ainnôhun* usw. S. 190) jünger als der Ab- und Ausfall des kurzen *a*, der in *ainshun, ainishun, ainhun* vollständig durchgeführt erscheint.

Darnach haben wir alle Ursache, die Verkürzung des *â* überhaupt für einen späteren Act zu halten, als den Ab- und Ausfall des *a* und *i* und die Verkürzung des *î*.

Zu dieser einen Sonderbarkeit in Behandlung des *â* kommt eine zweite. Wir vermissen die consequente Durchführung der Regel.

Die Fälle der Verkürzung sind oben S. 203 zusammengestellt. Goth. *fadar*, ahd. *fatar*, Grdf. *fadâr* wurde gleichfalls schon erwähnt. Die Länge ist geblieben im Genit. Pluralis aller Nomina urspr. *ân;* im Nom. Plur. der Masculina auf *a*, im Nom. Acc. Plur. und Genit. Sing. der Feminina auf *â* urspr. *âs* (goth. *dagôs, gibôs*, urhochd. *tagâ, gebâ*); im Nom. Sing. der Feminina auf *ân* und Neutra auf *an*, Grdf. dort ungewiss, hier *ân* (goth. *tuggô, hairtô*, urhochd. *zungâ, herzâ*). Ferner in den vermuthlichen Ueberbleibseln des Ablativs, den ahd. alts. Adverbien auf *o*, früher *ô*, z. B. *lango, rûmo, lûto*, urspr. *langât* usw.

Inlaut und Auslaut, woran man zunächst denken könnte, haben, wie man sieht, keinen Einfluss. Sogar Ostgermanisch und Westgermanisch zeigen uns Verschiedenheiten. Die eine welche den Nom. Acc. Sing. der Feminina auf *â* betrifft (ahd. alts. *geba* d. i. *gebâ*, goth. *giba*), werde ich späterhin zu erklären suchen: das Ags. (Nom. *gifu*, Acc. *gife*) stimmt zum Gothischen und bezeugt damit, dass es sich nicht um eine ursprüngliche Verschiedenheit handelt. Die andere Ab-

weichung ist der goth. Nom. *hana* neben ahd. alts. constant *hano*, ags. *hana*, also einst westgerm. *hanâ*. Aber Angesichts der Grundform *kanân* dürfen wir uns an die zweifache Behandlung des schliessenden *n* erinnern und vorläufig vermuthen, dass in ihr die Ursache dieser Differenz stecke. Vergl. oben S. 194.

Auch die Spaltung des *â* in *â(ê)* und *ô* würde man vergeblich herbeirufen. Sie findet sich auch in den verbliebenen Längen, und das Ags. mit seinem consequenten *a* (westgerm. *â*) versichert uns schon, dass sie verhältnismässig jung ist, wie denn in der That das Goth. und Ahd. jedes selbständig von ihr zu Differenzirungen Gebrauch machten. [1]

Ich will nicht unterlassen die einzige Möglichkeit einer Erklärung namhaft zu machen, auf welche ich verfallen bin. Sie liegt in Kuhns Untersuchungen über die vedische Metrik. Kuhn weist Beitr. 4, 180 ff. eine Anzahl *â* nach, welche um des Metrums willen als *aa* gelesen werden müssen. Darunter keine Formen welche wir im Germanischen als verkürzte kennen, dagegen alle dem Altindischen und Germanischen noch gemeinsamen, worin *â* erhalten wurde: der Genit. Plur. *aam*, worin die Quantität des zweiten *a* ungewiss, auch *âam* (a. O. S. 180); der Nom. Acc. Plur. *aâs* (S. 183); Adverbia auf *aat* (S. 181), vergl. die zendische Ablativendung *âaṭ* (Schleicher Comp. S. 551).

Im Gen. Sing. der Feminina auf *â* ist auch wol *-â-as* die eigentliche Endung, und man fühlt sich versucht. das skr. *-âyâs*, zd. *-ayâs* zur Bestätigung herbeizuziehen.

[1] Doch vergl. jetzt Henry Sweet Dialects and prehistoric forms of old english (Philological Society) S. 6 des Sonderabdruckes, wo man aus den ältesten ags. Denkmälern Formen zusammengestellt findet, in denen wiederholt *o* statt des späteren *a* erscheint, wo *â* zu Grunde liegt: *fiscos fisco hano hanona*.

So läge bei allen germ. lang verbliebenen *â* strenggenommen *âa* zu Grunde, gleichsam *aaa.* Und auf dieses kommen wir auch in Grdf. *kanân, vadân* (goth. *vatô* Neutr.) durch *kanâṅ, vadâṅ,* wenn die Nasalirung wie sonst durch Dehnung ersetzt wurde.

Das ganze Gesetz dürfen wir nunmehr formuliren, wie folgt.

Das Germanische befehdet *i* und *a* als letzte Vocale des Wortes. Daher verlieren sich die einfachen Kürzen *i, a* gänzlich aus der Endsilbe, und *âi, ai, ii(î)* werden zu *â, a, i.* Später verkürzen sich auch *âa* und *â* zu *â* und *a.*

Selbstverständlich hat das Gesetz seine Grenze an der Sprechbarkeit der davon betroffenen Silbe. Aus *dagans, anstins* kann der Vocal nicht weichen, ebenso wenig aus dem goth. Artikel *sa* oder aus *hva* (Grdf. *kvad*).

Wenn im femininischen *sô, hvô* und *thô,* in den Nom. Acc. Pl. Neutr. *thô,* in den Instrumentalen *thê, hvê* die Länge erhalten bleibt, so wird das proklitischem Gebrauche zu verdanken sein, welcher durchaus der Zusammenrückung oder uneigentlichen Composition gleich zu achten ist, in welcher solche auslautende Vocale zu Inlauten werden (vergl. *hvarjôh* usw.).

Eine Bestimmung müsste in die Regel noch aufgenommen werden, weil sie nicht selbstverständlich ist, wie es scheinen könnte. Sie gilt nur für Vocale welche nicht den Hochton tragen. Wenn ich nemlich ahd. *umbi* neben griech. *ἀμφί* halte, so liegt es nahe, das erhaltene *i* aus dem Accente zu erklären. Ebenso sicher ist wol ahd. *fora* mit erhaltenem *a,* ehemaliger Länge gleich, gegenüber skr. *purấ,* griech. *παρά;* weniger sicher ahd. *furi* gegenüber *περί,* ahd. *ana* gegenüber

ἀνά. Ueberall auf dem Gebiete der Vocale bewährt das Ahd. seinen hervorragend conservativen Charakter. Will man mir die nachweisbaren ahd. Oxytona (oben S. 81) entgegenhalten, welche den Auslautsgesetzen unterworfen erscheinen (*inán* gegenüber *imám* könnte auf falscher Analogie starker Adjectiva beruhen), so erwidere ich dass der Zustand den wir bei Otfrid finden sehr alt sein kann: Oxytona neben den regulär betonten Formen. Letztere gaben das Vorbild her.

Die Erklärung des vocalischen Auslautsgesetzes knüpfe ich an die oben S. 60 vermuthungsweise aufgestellte Regel.

Wenn Schleicher Comp. § 113, 1 die littauische Behandlung der Auslaute mit der germanischen vergleicht, so liefert seine ausführliche Darstellung der ersteren Litt. Gramm. S. 79—83 selbst den Beweis, dass nur die allgemeine Tendenz der Sprachen in höherem Lebensalter, sich die Aussprache der Flexionssilben möglichst zu erleichtern, darin zur Geltung kommt, dass aber das eigentlich Charakteristische: die principielle und consequente Anfeindung des *i* und *a* bei durchgängiger Schonung des *u*, dort nicht gefunden wird.

Gibt es etwas im Wesen dieser Vocale, was *i* und *a* so streng von *u* abscheidet?

Der Accent als Tonerhöhung verleiht jedem Wort eine bestimmte Melodie. Und wenn er, wie im Germanischen regelmässig, auf der Wurzelsilbe ruht, so muss ein Herabsteigen von höheren zu tiefen Tönen den musikalischen Charakter des Wortes ausmachen. Und zwar verlangt die Stammsilbe den höchsten, die Endsilbe den tiefsten Ton.

Aber die Höhe oder Tiefe des Tones, fanden wir am angeführten Ort, attrahirt den Vocal mit entsprechendem

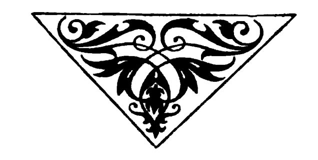
höherem oder tieferem Eigentone. Diese Attraction kann auf zwei entgegengesetzten Puncten beginnen: es kann entweder die Endsilbe den tiefen (vergl. oben S. 60 das Trierer Capitulare) oder die Wurzelsilbe den hohen Klang herbeiziehen. Die zweite Methode haben wir in ihren äussersten Consequenzen am Englischen beobachtet. Die erste Methode ergab das vocalische Auslautsgesetz.

Allerdings hat sich nicht nachweisbar irgend ein *a* der Endsilbe in *o* und *u*, irgend ein *i* in *e* und *a* gewandelt: aber dass *a* und *i* als Schlussnoten im Widerspruche mit dem Accentprincip und der germanischen Normalmelodie stehen, während *u* damit sehr wol übereinkommt, wird man nicht übersehen dürfen. Wenn also jene verworfen, dieses beibehalten erscheint: sollte darin nicht eine Wirkung des Accentprincipes vorliegen? Und wenn die Rücksichtslosigkeit, mit der hier das Anstössige gleich beseitigt wird, gegenüber der sonstigen allmälich umwandelnden Bescheidenheit auffällt: werden wir denn so grosse Mühe haben, uns dies Auffallende zurechtzulegen und zu erklären? Erinnerten wir uns nicht soeben, dass der germanische Accent auch Tonverstärkung der meistbetonten Silbe bedeute — und dem entsprechend Tonschwächung der weniger oder nicht betonten? Ist es dann ein Wunder, dass mit solchen schwachen d. h. leise gesprochenen und daher wenig vernehmbaren Silben so kurzer Process gemacht wurde? Gilt uns nicht auch hierfür das Beispiel des Englischen, das sich nach und nach aller Flexionsvocale entledigte?

'Aber — kann man fragen — wenn die Tonverstärkung und Tonschwächung Ursache war, weshalb duldete die Sprache dann das *u?*' Ich erwidere: die Tonverstärkung war nicht Ursache, sie war nur Bedingung: sie liess zu,

was die Wortmelodie forderte. Und in Bezug auf das *u* der Endsilbe hatte die Wortmelodie nichts zu fordern.

Der Gesammtcharakter des Vorganges aber, die Verarmung an Vocalen, die Häufung der Consonanten, verrathen eine für Form und Farbe stumpfe Zeit — ich vermuthe: die Periode der Völkerwanderung, welche thatendurstig und sturmbewegt, wie die Reformationsepoche, den Schönheitssinn wol verlieren konnte.





Sechstes Kapitel.

DAS VERBUM.

Wollte ich meine Untersuchungen in demselben Sinne weiter führen wie ich sie begonnen, so wären die nächsten Fragen, die ich mir vorzulegen hätte, die nach den Ursachen, aus welchen sich der Formenreichthum der arischen Ursprache im Germanischen so bedeutend einschränkte (S. 4).

Aber jede derartige Frage greift tief ein in das Gebiet der Syntax. Alle Formen existiren nur im Gebrauche. Der Gebrauch, die innere Form, entscheidet über ihr Schicksal.

Wilhelm von Humboldts 'innere Form' ist nichts anderes als der Begriff des Stiles, den Winckelmann so mächtig in den Vordergrund der Geschichtsbetrachtung geschoben hatte, — angewandt auf die Sprache. Die innere Form ist die Eigenthümlichkeit des Gebrauches.

Die Quelle der Veränderungen in der Formenlehre erkennen wir mithin ebenda, wo wir zum Theil die Wandlung der Laute entspringen sahen (S. 87). Genügte aber

dort schon der allgemeinste Umriss des Stiles, so würden wir hier zu weit specielleren Erwägungen gezwungen sein, zu Erwägungen, die besser und sicherer aus einer Gesammtansicht des germanischen Nationalstiles der Poesie und der germanischen Syntax hervorgehen.

Ich beabsichtige demnach nichts, als die Beweise vorzulegen für manche Behauptungen des Kapitels von den Auslautsgesetzen; einige Formen, die dort nicht ausdrücklich behandelt wurden, herbeizuziehen und richtigzustellen; und die S. 66 berührten Ansichten über die Wirkungen des Accentes an dem Beispiele des Verbums zu prüfen. Doch wird man wol gestatten müssen, dass ich hier und da aus der vorgezeichneten Bahn schweife. Eine umfassendere Behandlung der Praepositionen und Conjunctionen muss gleichfalls der künftigen Syntax vorbehalten bleiben. Denn selbst zur comparativen Feststellung der Identität kann bei ihnen die genaue Erkenntnis der Function nicht entbehrt werden.

Ich wende mich zunächst zum Verbum.

DIE VERBALCLASSEN.

Ist die Unterscheidung der Verba auf *â* und *mi* eine ursprüngliche oder secundäre in den arischen Sprachen?

Man hat bisher unbedenklich das letztere angenommen. Mir scheint dagegen das erstere kaum einem Zweifel zu unterliegen. Die westarischen Sprachen kennen die Unterscheidung sämmtlich (die lettoslav. Ausnahmen sind scheinbar, s. unten); unter den ostarischen kommt der altbaktrische Dialekt der Gâthâs damit überein (Spiegel Beitr. 2, 233), und der Rigveda bietet wenigstens Conjunctivformen auf *â*

(Delbrück Altind. Verbum S. 26). Das Personalsuffix war offenbar *a* wie in der I. Sing. Perfecti.

Die Verba auf *â* und *mi* stellen sich im Germanischen natürlich nicht mit diesen Ausgängen dar: *nemâ* ist goth. *nima* geworden, ahd. *nima°*, und *dômi* (urar. *dhadhâmi*) ahd. *tôm*, beides den Lautgesetzen gemäss.

Diese Verschiedenheit in der Bildung der ersten Person Sing. Praes. wird, wie es scheint, von der Unterscheidung einer bindevocalischen und bindevocallosen Verbalclasse durchkreuzt, die man im Sanskrit seit Bopp als die erste und zweite Hauptconjugation zu bezeichnen pflegt. Es ist aber bekannt und anerkannt dass von einem eigentlichen Bindevocale hier nicht die Rede sein kann, dass es sich vielmehr nur darum handelt ob der Praesenstamm den Ausgang *a* zeigt oder ob sich das Personalsuffix unmittelbar an die Wurzel anfügt.

Die Eintheilung der Verba nach dem Ausgange der ersten Person Sing. Ind. Praes. wird ferner durch eine andere nach der Praeteritalbildung durchkreuzt. Ich unterscheide starke, schwache und — da ich einen bezeichnenden Namen nicht finde — anomale. Das Praeteritum der starken ist ein Perfectum reduplicatum, worin die Personalendungen ursprünglich unmittelbar an die reduplicirte Wurzel traten; das Praeteritum der schwachen ist eine periphrastische Bildung worin die Wurzel *dha* 'thun' als Hilfsverbum fungirt; für das Praeteritum der Anomala ist ein unmittelbar an die Wurzel tretendes aber nicht ausschliesslich geltendes *t* charakteristisch. Ausserdem gibt es eine gemischte Conjugation, Praesens stark, Praeteritum schwach, welche goth. *gaggan* und die Verba von dem Typus goth. *usgutnan* (ergossen werden) zeigen. Die starken und anomalen sind

überwiegend primär; die schwachen sind überwiegend, die gemischten (abgesehen von goth. *gaggan*) stets secundär: hier ist die Wurzel durch ein Nominalsuffix weitergebildet oder sonst abgeleitet in die Conjugation übergegangen; dort finden solche Weiterbildungen in der Regel blos im Praesens statt.

Die starken Zeitwörter sind grossentheils Verba auf *â*, zum kleinen Theil solche auf *mi*. Die Anomala, soweit sie überhaupt noch Praesentialform darbieten (goth. *briggan, bugjan, thagkjan* usw.), haben in der ersten Sing. Ind. Praes. gleichfalls *â*. Wie aber steht es mit den schwachen?

Das Ostgermanische hat die Verba auf *mi* mit Ausnahme des Verbum substantivum gänzlich eingebüsst. Das Althochdeutsche bewahrt *tôm, stâm, gâm;* in dieser Sprache besitzt jedoch die Conjugation auf *mi* ein noch viel grösseres Gebiet, und es kann die Frage wol aufgeworfen werden: ob ihm damit nicht Reste einer früheren Allgemeinheit jener Formation geblieben sind, wie wir sie aus dem Skr. und Zend kennen? ob also nicht das Ahd. einen Beleg an die Hand gibt für die Unrichtigkeit meiner Ansicht von der Ursprünglichkeit der Verba auf *â?* Oder wie sollen wir die Bildungen der zweiten und dritten schwachen Conjugation, die *salbôm* und *habêm,* sonst auffassen?

Sonderbar doch jedenfalls dass gerade secundäre Verba sich so ursprungstreu beweisen. Sonderbar dass die vermeintliche Alterthümlichkeit unläugbar vor unseren Augen ihr Gebiet ausdehnt, im mhd. *ich lân* zum Beispiel, ja mundartlich in die gesammte schwache nicht blos, sondern auch starke Flexionsweise.[1] Die ältesten Belege gehören dem

[1] Vergl. J. Grimm Gramm. 1, 945. 958; Frommann zu Herbort 718; Wilh. Grimm Roseng. S. LXXXIII, Silvester S. X, Haupts Zs. 10, 135; Bartsch

zehnten Jahrhundert und Mitteldeutschland an: *ich gihun, wirdon* usw.

Ein ähnliches Wuchern des scheinbar Ursprünglichen beobachten wir in den slavischen Sprachen: s. Miklosich Vergl. Gramm. 3, 198. 230. 255. 294. 407. 490. 532. 564. Nur im Russischen ist die altkirchenslavische mit dem Altgermanischen und Griechischen übereinstimmende Abscheidung der Verba in *mi* bewahrt, Miklosich a. O. S. 342. Im Bulgarischen, Kleinrussischen, Polnischen und Lausitzischen dagegen das *m* auch in den der germanischen *ô*-Classe entsprechenden Verbis, im Böhmischen ausserdem in den der germanischen *ja-* und *ai*-Classe homogenen. Im Neuslovenischen ist es sogar völlig, im Serbischen fast allgemein geworden.

Desgleichen hat man die altirischen *carimm, cinnimm* (ihre Conjugation entspricht der ersten und vierten lateinischen, der schwachen zweiten und ersten deutschen) in die hier besprochene Analogie einbezogen: Lottner Beitr. 2, 324. Aber, wie Stokes Beitr. 2, 131 ff. 3, 49, Ebel Beitr. 2, 189 und Schleicher Comp. S. 666 bemerken, mit Unrecht oder höchstens halbem Rechte, da das suffigirte Pronomen sicherlich den Hauptanlass jener Formation gegeben hat.[1]

Berthold von Holle S. LXXIII, Erlösung S. XXII. 364, über Karlmeinet S. 245 f.; Weinhold Alem. Gramm. S. 334. 364. Die ältesten fränkischen Belege zu Denkm. Nr. 74, 1 und bei Weinhold Mhd. Gramm. S. 339. Das Baierisch-Oesterreichische scheint sich frei davon gehalten zu haben, vergl. Koberstein über Suchenwirt 3, 31; Schmeller Mundarten Baierns S. 309, der es in dem Umkreise der von ihm behandelten Dialekte nur an der Rhön und am Mittelrheine kennt, ausserdem an der schweizerischen Aar. Die Beispiele, welche Weinhold Bair. Gramm. S. 289 anführt, sind in ihrer Vereinzelung zweifelhaft; in *phligin ich* soll vermuthlich der Hiatus vermieden werden.

[1] Vergl. jetzt Stokes Das altirische Verbum, Beitr. 6, 459 ff. besonders 465; aber auch Windisch Ir. Ausl. S. 260 ff. Den Formen *carimm, cin-*

Völlig zutreffend jedoch vergleicht Ludwig Hirzel Zur Beurtheilung des äolischen Dialektes (Leipzig 1862) S. 56 ff. die lesbischen *γέλαμι, φίλημι, δοκίμωμι* den ahd. *habêm, salbôm* und stellt zugleich die richtige Erklärung derselben auf, wonach die Verba in *mi* hier wie dort jene anderen sich angeähnlicht, ihr Personalsuffix ihnen aufgedrängt hätten. Vergl. Schleicher Beitr. 1, 324 Anm.

Der Vocal der letzten Silbe war das Entscheidende. Ohne *tôm* kein *salbôm*: wir sehen es am Gothischen. Wir werden aber unten sehen dass namentlich die dritte schwache Classe eine Anzahl ursprünglicher Verba auf *mi* enthält, welche für die anderen das Muster der Bildung abgaben. Die umgestaltende Macht kam den Verbis in *mi* aus ihrem häufigen Gebrauche. Seltener gebraucht, wären sie umgekehrt der Analogie von *salbô, habê* erlegen, wie späterhin sämmtliche *salbôm, habêm* den starken bindevocalischen sich unterwerfen mussten, nachdem ihre *ô* und *ê* auf schwaches *e* herabgesunken waren. Noch spät wird dagegen durch *stân* und *gân* auch *hân* geschützt und *lân* hinzugewonnen. Unser *stehe, gehe* verdankt dann ohne Zweifel dem Vorbilde von *drehe (drêe, dræje)* und ähnl. seine Entstehung.

Altmitteldeutsche Formen wie *ih uuirdon* beruhen darauf, dass einerseits die dritte schwache Conjugation in der zweiten aufgehend deren Einfluss vermehrt und früh ihren

nimm steht auch (der dritten lateinischen entsprechend) *berimm* zur Seite; und alle diese Formen werden nur absolut (alleinstehend) gebraucht, die conjuncten (mit Praepositionen oder Verbalpartikeln verbundenen) lauten *-caru -cinniu -biur*. Während nun Windisch für *biur* den alten Typus *bharâ* zu Grunde legt, ruft er für *berimm* den Typus *bharâmi* herbei. Sind seine Erwägungen richtig, so würde ich nur wieder auf eine alte Formübertragung schliessen: er selbst spricht sich nicht darüber aus, in welchem Verhältnis jene beiden 'Typen' zu einander gestanden hätten.

Vocal zu *o* gekürzt hatte, andererseits die starken Formen immer häufiger ihr *o* zu *e* schwächten: die Reste von *o* unterlagen dann leicht jenem *on;* der Vocal *o* war das gemeinsame *x* welches die Formübertragung bedarf (oben S. 27). Und dadurch war der Umfang des *on* so gewachsen, dass schliesslich, als die Frage: allgemeines *en* oder *e?* entschieden werden sollte, der Sieg leicht dem *en* verblieb. In der Schriftsprache hat umgekehrt *e* überwogen; nur das häufig gebrauchte (S. 27) *ich bin* widerstand zäh der Uniformirung.

Im allgemeinen mögen wir immerhin die schwachen Verba als ursprüngliche Verba in *â* ansehen, so dass sich folgende Abtheilungen für die germanische Conjugation ergeben:

Erstens. Die starken Verba in *á* mit Perf. redupl.

Zweitens. Die starken Verba in *mi* mit verschiedenen Praeteritalbildungen.

Drittens. Die schwachen Verba (in *â*) mit Praeteritum auf *da*.

Viertens. Die anomalen Verba (Praeteritopraesentia oder Verba in *â*) grossentheils mit *t*-Praeteritum.

Sämmtliche Abtheilungen werden nachher einzeln zur Sprache kommen. Nur die starken Verba auf *á* bedürfen noch einer Vorbemerkung. Sie stellen sich vom Standpuncte der deutschen Grammatik theils als ablautend theils als reduplicirend dar. Diese Unterscheidung, welche nur das Gothische rein bewahrt, scheint sich auch bei unbefangener Betrachtung aus den gothischen Paradigmen genügend zu erklären.

Unsere Kenntnis von der arischen Perfectbildung schöpfen wir aus den ostarischen Sprachen und unter den westarischen

aus dem Griechischen, den italischen und celtischen Idiomen: im Lettoslavischen ist sie verloren. Das Zend, wo es nicht durch das Sanskrit bestätigt wird, müssen wir vorsichtigerweise bei Seite lassen.

Das altarische Praeteritopraesens *vaida*, skr. *vêda*, hat Perfectform ohne Reduplication. Für das eigentliche altarische Perfectum muss die Reduplication unerlässlich gewesen sein. Sporadischer Abfall begegnet jedoch im Altindischen (Delbrück Altind. Verb. S. 120 f.) wie im Lateinischen und Altirischen.

Diese Neigung, die Reduplicationssilbe wegzuwerfen, stellt sich auch im Germanischen ein; aber was dort nur sporadisch geschieht, wird hier nach einem erkennbaren Principe geregelt: die Voraussetzung dafür ist der Ablaut.

Nur so weit fiel das Perfectkennzeichen der Reduplication fort, als ein anderes Perfectkennzeichen, der vom Praesens unterschiedene Wurzelvocal, eingetreten war.

Nichts steht dieser Auffassung entgegen, als die goth. reduplicirenden Praeterita vom Typus *grêtan gaígrôt, saian saísô*. Aber da wir sehen wie im Genitiv Pluralis der gesammten Declination sich ursprüngliches *âm*, also nach dem consonantischen Auslautsgesetz *â*, in *ê* und *ô* differenzirt hat, so werden wir eine solche Differenzirung leicht auch für jene Verba voraussetzen und daher für die Periode, welche sich der Reduplication entledigte, die Typen *grâtan gegrât, sâjan sesâ* annehmen.

Die Frage nach dem Unterschiede zwischen ablautenden und reduplicirenden Verbis lässt sich mithin auf die weitere zurückführen: warum sind einige Verba ablautend und andere nicht?

Eine völlig befriedigende Antwort ist noch nicht gefunden. Das Wenige was ich darüber zu sagen habe, werde ich unten bei den reduplicirenden Verbis selbst vorbringen.

Der Ablaut als solcher aber lässt sich auf die Erscheinungen zurückführen, die wir oben im dritten Kapitel betrachteten. Er beruht auf Steigerung, Schwund und Färbung des Wurzelvocales nach Massgabe des Accentes.

Wir sind nemlich, wie ich glaube, berechtigt, im Hinblick auf die offenbare Unursprünglichkeit der germanischen Betonung den sanskritischen Verbalaccent für eine ältere Periode des Germanischen überall dort vorauszusetzen, wo der thatsächliche Lautbestand einer germanischen Verbalform sich aus jenem Accente ungezwungen erklärt.

Für die Mehrzahl der deutschen ablautenden Verba dürfen wir demnach vermuthen: der altarische und urgermanische Accent stand in ihnen nicht auf der Wurzelsilbe

im Dual und Plural des Indicativs Perfecti, wo die Personalendungen *vá, thás; má, tá, ánt* ihn trugen;

im Conjunctiv (Optativ) Perfecti, wo der Moduscharakter *jâ'* ihn trug;

im Participium Perfecti Passivi auf *aná* (ursprünglich *ná*), wo das Nominalsuffix ihn trug.

In allen übrigen Formen, d. h. im ganzen Praesens (Indicativ, Conjunctiv, Imperativ, Infinitiv, Particip) sowie im Singularis Indicativi Perfecti, hatte die Wurzelsilbe den Ton.

Diese betonten Wurzelformen können wir stark oder schwer, die unbetonten schwach oder leicht nennen.

Wenn die Wurzeln *i* oder *u* enthalten, so weisen die schwachen Formen diese Vocale unverändert auf; in den starken Formen dürfen wir Guna erwarten: *ai* und *au*.

Wenn die Wurzeln *a* enthalten, so kann in den starken Formen Dehnung oder helle Färbung, in den schwachen Formen Schwund oder Schwächung des *a* eintreten. Die sich hieraus ergebenden vier germanischen Ablautsclassen und die Gründe ihrer Scheidung von einander werden wir im einzelnen erwägen. Hier müssen wir zunächst noch einen anderen Punct erledigen: die Bildung der Praesensstämme, worauf die bekannten zehn altindischen Classen sich gründen.

Wir gehen aber nicht von den altindischen Classen aus, an die nur durch beigesetzte Ziffern erinnert werden mag, sondern folgen dem Beispiele Schleichers und Anderer, indem wir selbständig die Möglichkeiten altarischer und westarischer Praesensbildung zu überblicken suchen. Von den abgeleiteten schwachen Verbis (Cl. X) sehen wir hier durchaus ab; und was die übrigen betrifft, so muss auf das entschiedenste hervorgehoben werden, dass unsere Kenntnis zum Theil noch eine sehr beschränkte, dass ein Abschluss der einschlägigen Untersuchungen noch lange nicht erreicht ist. Unbeantwortet insbesondere bleibt die Frage nach dem Zusammenhange zwischen gewissen Wurzeldeterminativen und den Stammerweiterungen die nur für den Praesensstamm (im Griechischen und Altirischen aber auch für den Perfectstamm) einzutreten scheinen. Ein Vorgang wenigstens darf als nachgewiesen gelten: abgeleitete Nominalstämme werden als Praesensstämme verwendet und direct mit den Personalsuffixen verbunden; indem aber nun durch Formübertragung jenes Nominalsuffix auch in den Perfectstamm eindringt (goth. *standan stôth,* aber ahd. *stantan stuont;* goth. *fraíhnan frah,* aber ags. *frigne frägn*), entsteht der Schein einer erweiterten, mit Determinativ versehenen Wurzel. Dass der Vorgang Allgemeingiltigkeit habe, dass es Determinative

von anderer Entstehungsweise gar nicht gebe, dürfte niemand bis jetzt behaupten. Es wird aber unschädlich sein und der Bequemlichkeit des Ausdruckes zu gute kommen, wenn ich im Folgenden nicht stets auf alle Möglichkeiten gleichmässig hinweise, sondern die eine genannte begünstige und daneben blos die Zusammenrückung der Wurzel mit Hilfszeitwörtern zulasse.

Die einzelnen Typen des Praesensstammes bezeichne ich mit Buchstaben, die bei gemischten Formen auch als Exponenten gebraucht werden können. Die Typen CJKLMN sind vermuthlich ursprüngliche Verba auf *â* (mit den Mischformen H^c H^d); die Typen ABEFH sind Verba auf *mi;* über die Typen DG möchte ich in dieser Hinsicht nicht abūrtheilen. Die obigen Angaben über altindische und altarische Accentuation gelten nur für die Verba auf *â* mit Ausnahme des Typus D (und H^d), sowie es auch mit J eine besondere Bewandtnis hat. Dagegen im Praesens der Verba auf *mi* hat im Dualis und Pluralis die Personalendung den Ton, im Singular bald die Wurzel, bald die Reduplicationssilbe, bald der Stammausgang.

A. Die einfache Wurzel unmittelbar mit der Personalendung verbunden (skr. II): *ásmi,* goth. *im* 'ich bin'.

B. Die reduplicirte Wurzel unmittelbar mit der Personalendung verbunden (skr. III): altar. *dhadhâmi,* griech. *τίθημι,* ahd. *tôm* 'ich thue'. Der Accent gern auf der Reduplicationssilbe.

C. Betonter Wurzelvocal (gunirt wenn gunafähig) und Ausgang des Praesensstammes *a* (skr. I). Es ist der Haupttypus unserer starken Conjugation, z. B. altar. *stáighâ,* griech. *στείχω,* goth. *steiga* 'ich steige'.

D. Kein Guna des Wurzelvocales und Ausgang des Praesensstammes *á* (skr. VI): skr. *vanā́ti* 'er liebt' (Delbrück Altind. Verb. S. 145), *vanánts* 'liebend', goth. *vunands* 'sich freuend' zu schliessen aus *unvunands* 'bekümmert'. Die Spur ist eine unsichere, das gothische Verbum müsste zur dritten schwachen Classe gerechnet werden (vergl. ahd. *wonên*); aber es scheint dass gerade dahin der Typus sich verloren hat: ein Infinitiv wie *vitan* setzt den Stamm *vidá* voraus.

E. An die Wurzel tritt *nu,* im Sing. Praes. betont und gunirt (skr. V): altar. *rnáumi,* skr. *ṛṇô'mi,* griech. *ὄρνυμι* (Wurzel *ar*); skr. *stṛṇô'mi* (Nebenf. nach G *stṛṇâ'mi,* lat. *sterno*), griech. *στόρνυμι;* im Germanischen nicht mehr nachweisbar. Doch möchte eine Spur in goth. *bnauan,* altn. *gnûa, nûa,* ahd. *nûwan* 'zerreiben' zu erkennen sein. Die anlautende Gruppe *bn* ist singulär und wird daher singulär behandelt (oben S. 17 Anm.). Verwandt ist W. *bhas* 'zermalmen, kauen' (Fick 1, 160), entweder so dass ein in *bha-s* weitergebildetes *bha-* vocallos erhalten wäre oder so dass *bn-* für *bhnn-* für *bhsn-* stünde. Jedenfalls trat dieses *b-náu-mi,* **b-nû-mi* (mit *nû* für *nau* wie im Griechischen) dann in die Conjugation auf *â* über (das goth. *au* für *û* ist schon S. 39 erklärt). Die ganze Combination hat freilich geringe Sicherheit.

Dazu ein Mischtypus E[d] Praesensstamm auf *-nva-*: altind. *ṛṇváti* 'er erregt' goth. *rinnith* (vergl. die griech. Nebenformen auf *-νυω* Curtius Gr. Verbum 1, 158 ff. und lat. *sternuere* neben *πτάρνυμαι*).

F. An die Wurzel tritt *u* (skr. VIII) Delbrück Altind. Verbum S. 155 f. 158. Betonung wie bei E. Wie im Altind. *kṛṇô'ti* und *karô'ti* 'er macht' neben einander stehen, so kann man zu altar. *strnáuti* eine Nebenform *staráuti* 'er breitet

hin' voraussetzen; und es würde nicht gegen die Analogie verstossen, wenn weiterhin *stráuti* sich entwickelte. Könnte damit nicht goth. *straujan* zusammenhängen? Der Weg der Formübertragung wäre etwa der gewesen, dass die Stammform *strau-* in den Dual-Plural und in den Potentialis eindrang und an die Stelle von *staru-* trat. Aus dem Potent. *straujâm* (statt *starujâm*) konnte der Praesensstamm *strauja-* leicht gefolgert werden. Vergl. lat. *struere*. Anders Schmidt Voc. 2, 285.

G. An die Wurzel tritt *ná* (skr. IX): altar. *strná* (?), skr. *strṇá'mi*, lat. *sterno* (siehe E). Hierzu goth. *fraíhnan* 'fragen' Praet. *frah*. Mit Uebergang in die dritte schwache ahd. *hlinên*, was auf den früheren Praesensstamm *kliná*, vollkommen nach der Regel mit kurzem Wurzelvocal (ursprünglich wol *krná*) hinweist, während das verwandte griech. κλίνω für κλίνjω (G. Meyer Nasalstämme S. 51) oder κλίνϝω (Schmidt Voc. 2, 251, wo skr. *çrîṇá'mi* herbeigezogen wird) steht.

H. In das Innere der Wurzel tritt *ná*, wird aber in den schwachen Formen zu *n* (skr. VII): skr. *yunájmi*, aber *yuñjánti*, W. *yuj* 'verbinden'. Delbrück Altind. Verbum S. 159 f. und Johannes Schmidt KZ. 23, 266 ff. sind darin einig, die schwachen Formen als die ursprünglichen anzusehen. In den westarischen Sprachen ist die Formation nicht nachzuweisen, wol aber die Mischformen Hc und Hd.

Hc. An die nasalirte und betonte Wurzel tritt *a* (skr. I): skr. *níndati* 'er schmäht' W. *nid*; vergl. goth. *ganaitjan*.

Hd. An die nasalirte Wurzel tritt betontes *á* (skr. VI): skr. *lumpáti* 'er zerbricht', lat. *rumpit*, W. *rup*; vergl. altn. *rjúfa, rauf* 'zerreissen, brechen'.

Ich bilde mir nicht ein, die beiden Arten im Germanischen durchweg mit Sicherheit scheiden zu können: doch

seien Vermuthungen gestattet. Den Charakter von Hd weist nach der Vernerschen Regel bestimmt auf goth. *standa-* Praes. gegenüber *stôth* Praeteritum, es ist vor der Lautverschiebung dort *stantá-* anzusetzen. Die Schicksale solcher nasalirter oder mit Resonanten versehener Praesensstämme hat Johannes Schmidt Vocalismus 1, 43 ff. 130 ff. 166 ff. scharfsinnig erörtert. Das Germanische hat sie im ganzen aufgegeben. Bei Wurzeln mit innerem *a* ist der Resonant des Praesensstammes entweder auch auf das Perfectum übertragen und somit wurzelhaft geworden (goth. *bindan, band,* W. *bhadh*) oder er ist dem Perfectum entsprechend aus dem Praesens geschwunden (goth. *brikan, brak,* vgl. *frangere*). Bei Wurzeln mit innerem *i* und *u* ist regelmässig Gunirung an die Stelle der Nasalirung getreten, so dass entweder ablautende (goth. *veihan, vaih,* vergl. *vincere;* goth. *giuta, gaut,* vergl. *fundere,* W. *ghud*) oder reduplicirende Verba (goth. *skaidan, skaískaid,* vergl. *scindere;* goth. *stautan, staístaut,* vergl. *tundere*) entstanden. Da der Ablaut, d. h. die Färbung von *a* zu *e* im Praesens, wahrscheinlich betonten Wurzelvocal voraussetzt (S. 66. 221), so darf man die Verba nach *bindan* der Classe Hc gegenüber dem Typus Hd in *standan* zurechnen; und ebenso mögen sich *veihan, giutan* nach Hc und *skaidan, stautan* nach Hd gegenüberstehen. Es haben ausserdem Formübertragungen stattgefunden: Wurzeln mit innerem *a* sind wie solche mit *i* flectirt, indem *-in-* (für *en, an*) des Praesens zu *-î-* wurde (goth. *theihan, thaih* neben ags. *thingan,* W. *tak*); Wurzeln mit innerem *i* sind wie solche mit *a* flectirt, indem *-in-* des Praesens wie *in* in *bindan* angesehen und das Perfectum mit *-an-* gebildet wurde (goth. *stigqan, stagq,* vergl. *distinguere,* skr. *têjâmi,* W. *stig*): überall Hc vorauszusetzen.

Alle Bildungen nach H sind vermuthlich aus Bildungen nach G hervorgegangen, und wenn dies richtig ist, so wäre dann wol die Accentuation von H^d als ursprünglich allein berechtigt anzusehen.

J. Der betonten aber nicht gunirten Wurzel folgt *ja* (skr. IV): skr. *kúpyâmi*, lat. *cupio;* lat. *capio,* goth. *hafja.* Uebergänge in die erste schwache Conjugation: skr. *svídyâmi,* griech. *ἰδίω,* germ. *svítjâ,* ahd. *swizzu* 'ich schwitze'. Diesem Typus mit unverändertem Wurzelvocal (ich will ihn J^α nennen) steht ein anderer mit ablautendem Wurzelvocal (er mag J^ε heissen) gegenüber: westar. *sédjâ,* griech. *ἕζομαι,* lat. *sedeo,* germ. *setjâ,* ahd. *sizzu.* In J^α ist die Wurzelsilbe gleichsam todt, in J^ε ist sie lebendig. In J^α muss der Accent auf die Wurzelsilbe getreten sein, als er nicht mehr die Kraft hatte, Steigerung und Färbung zu bewirken; in J^ε besitzt er diese Kraft. Den Typus J^α darf man etwa zurückführen auf die Wurzel als Abstractum, zusammengerückt mit W. *ja, jâ* 'gehen' wobei syntaktisch das Abstractum als Accusativ des Zieles zu fassen wäre, z. B. skr. *yúdh* 'Kampf', *yúdhyâmi* 'ich gehe in den Kampf, ich kämpfe'; dem Typus J^ε dagegen mögen Nominalstämme auf *ja* oder *i* zu Grunde liegen, z. B. skr. *páti* 'der Herr', *pátyatê* (Medium) 'er macht sich zum Herren, bemächtigt sich'. Da im Skr. ursprüngliche Medien des Typus J^α sich als Passivbildung constituirt haben und regelmässig den Ton auf der Silbe *yá* tragen (*mriyátê* 'er stirbt' lat. *moritur* von *morior*), da ferner die Formen *çyáti syáti dyáti chyáti* von W. *çâ sâ dâ châ* (Delbrück S. 165) auf Ausstossung des Wurzelvocales hinweisen (Begemann Bedeutung des schwachen Praeteritums S. 7): so dürfen wir vermuthen dass sie den ursprünglichen Accent der Formation J^α bewahren. Doch wird die Zurückziehung des

Accentes auf die Wurzelsilbe schon der altarischen Epoche angehören; wenigstens goth. *hafja frathja skathja hlahja* legen, nach Verners Regel, Zeugnis dafür ab.

K. An die Wurzel tritt *ska,* und zwar ist entweder die Wurzel betont (K*ε* skr. *gáchâmi,* griech. *βάσκω*) oder das Suffix (K*α* skr. *ichâ'mi* 'ich wünsche' für altar. *is-skâ*). Im Germanischen ist der Zusatz stets wurzelhaft geworden und es entstand ein starkes Verbum auf *sk* nach K*ε*: westar. *térskâ,* griech. (mit Svarabhakti) *τερύσκω,* germ. (mit Metathesis) *tréskâ,* goth. *thriska,* W. *tar;* oder es entstand ein Verbum nach der zweiten schwachen, wol ausgehend von dem Typus K*α*: altar. *is-skâ'* (dann mit Gunavocal wie öfters im westarischen Anlaut) ahd. *eiscôm;* altar. *prkskâ',* W. *park,* lat. *posco* (für *porcsco*), ahd. *forscôm.*

Ein Mischtypus Kj scheint westarisch: *mi-skjâ,* lat. *misceo,* ahd. *miskju* nach der ersten schwachen, für *mik-skjâ* Fick 1, 725.

L. Zusammenrückung der Wurzel mit nachfolgender W. *dha* 'thun' (Curtius Griech. Verb. 2, 339 ff. 346 f. Benfey Jubeo, Göttingen 1871, S. 19): skr. *çrad-dha-* (Praes. *çrad-dadhâmi* 'ich vertraue, glaube'), lat. *crêdo* für *cred-do.* Im Germanischen ist das *dh* wurzelhaft geworden: *bregdan* 'schwingen' ags. *bregde brägd,* W. *bhragh.*

M. An die Wurzel tritt *ta,* welches ursprünglich wol betont war, daher kein Guna der Wurzel: griech. *τύπ-τω,* W. *stup;* vergl. Curtius Griech. Verb. 1, 234 ff. Im Altirischen sind Conjunctive Praesentis dieses Typus als Futura, Imperfecta als Praeterita gebraucht (Windisch Beitr. 8, 455. 470): und die Imperfecta werden wir bei den germanischen anomalen Zeitwörtern wiederfinden. Sonst ist das *ta* im Germanischen wurzelhaft geworden: s. Brugman Sprach-

wissensch. Abh. 166. Und zwar wird Betonung der Wurzel bei der Verschiebung vorausgesetzt; sollte in einigen Fällen *tá* noch den Accent gehabt haben, so würden sie mit dem Typus L zusammenfallen. Das classische Beispiel ist lat. *plecto,* ahd. *flihtu* 'ich flechte'.

Einem Mischtypus M j scheint goth. *skathja* 'ich schade' (W. *skan* 'verletzen' Partic. Perf. *skatá,* skr. *kšatá*) anzugehören; man könnte es mit dem Nomen Actionis *skati* (skr. *kšati* 'Verletzung, Schaden') gerade so combiniren wie skr. *pátyatê* mit *páti-* zusammenhängt; aber es müsste dann ein Uebergang aus dem Typus J^{t} in die Formation J^{a} stattgefunden haben. Das genaue Analogon gibt lat. *fateor* vom Part. **fa-to-* neben *fâ-to-* von *fâri* W. *bha* Fick 2, 162.

Einen Mischtypus M^{h} müsste man für *standan* aufstellen, falls die Erklärung aus *sta-t-ná* richtig wäre.

N. An die Wurzel tritt *ka*: griech. ὀλέκω (mit Svarabhakti für ὄλκω?) s. Curtius a. O. 2, 206. Es schliessen sich an diese Formation Aoriste wie ἔδωκα und Perfecta wie βέβηκα ἔσταλκα. Germanisch wurzelhaft geworden: mit betonter Wurzel vielleicht ahd. *fnehan fnah* (Praesensstamm *pná-ka-,* W. *pna,* davon Nebenform *pnu,* griech. πνέω), mit betontem Suffix (und nach Analogie gefärbtem Wurzelvocale) vielleicht westgerman. *plegan plag* (Praesensstamm *phla-ká,* W. *phal* gleich *spar,* Zs. 22, 322). Bestimmt hierher gehören würde die von Amelung angesetzte Wurzel *knag,* wenn altn. *knâ knegum,* worauf sie sich allein stützt, nicht der Formübertragung aus *mâ megum* dringend verdächtig wäre.

Häufiger und sicherer ist die Mischform N^{h}: goth. *briggan* Praesensstamm *bhra-n-ká* (mit Färbung nach Analogie) W. *bhar.* Doch wäre hier wie in *plegan* auch Determinativ *gh* möglich.

Zwei allgemeine Bemerkungen mögen sich an die vorstehende Aufzählung der Praesensstämme noch anschliessen.

Das Germanische sucht die Wurzeln mit innerem *i* und *u* auf den Typus C und die zu H besprochenen reduplicirenden Verba zu beschränken; die ganze Manigfaltigkeit sonstiger Formationen wird durch Wurzeln mit innerem *a* bestritten. Wir müssen daher die möglichen Wandelungen und Umbildungen der zurückgedrängten Typen stets im Auge behalten.

Die Untersuchung wird erschwert durch die vielen neben einander stehenden Praesensstämme eines und desselben Verbums, welche wir nach dem Beispiele des Altindischen auch für das Urarische voraussetzen dürfen: Delbrück Verbum S. 171—175 stellt die Fälle von doppelter bis zu fünffacher Praesensbildung zusammen. Daraus erklärt sich dass wir so wenige Verba in gleichem Typus durch mehrere arische Sprachen verfolgen können; und die Wahrscheinlichkeit, mit der wir Uebergänge aus einem Typus in den anderen behaupten dürfen, ist verhältnismässig eine recht geringe. —

Wie die Zusätze der Praesensstämme wurzelhaft wurden, so kann man Spuren verlorener Tempusstämme in germanischen Wurzeln suchen.

Eine Wurzel wie *lus (liusan laus)* möchte aus sigmatischem Aoriste der Wurzel *lu* (griech. *λύω, ἔλυσα*) gefolgert sein (Grimm Kl. Schr. 2, 456).

Ob dem Typus L eine ähnliche periphrastische Verwendung der W. *bhu* zur Seite stand, auf welcher lateinische und altirische Futura wie *amabo, carub* und der littauische Optativ (z. B. II. Sing. *sùktum-bei*) beruhen, muss erwogen werden. Spuren davon wären im Germanischen unter den Wurzeln auf *b* (oder *p*, falls altar. *bh* die Affrication vor der

Lautverschiebung eingebüsst hätte) zu suchen; aber ich finde keine auch nur einigermassen glaublichen. —

Die starken Verba, zu deren Betrachtung nach den vier ablautenden (S. 221) und einer reduplicirenden Classe ich mich wende, hat Jacob Grimm (Gramm. 1, 1022) in 462, Arthur Amelung (Die Bildung der Tempusstämme durch Vocalsteigerung im Deutschen, Berlin 1871, S. 70) in 484 Nummern verzeichnet. Amelungs Nummern werde ich manchmal beifügen und Alles auf altgermanische Form (nach Wirkung der ostgerm. Auslautsgesetze) reduciren. Für die Etymologie ist Ficks Vergleichendes Wörterbuch dankbar benutzt. Die Eintheilung schliesst sich an Müllenhoffs Paradigmata zur deutschen Grammatik (vierte Auflage, Berlin 1876).

DIE ABLAUTENDEN VERBA.

I. Die A-Classe.

Ia. *geban gab gêbum gebans*
Ib. *neman nam nêmum nomans*
Ic. *bendan band bondum bondans*

Die Paradigmen, welche ich an die Spitze stelle, sind leicht noch auf einen älteren Sprachstand zurückzubringen. Die Praesensstämme *géba- néma- bénda-* stehen den Singularformen des Perfectums *gegába nenáma bebánda* gegenüber. Der Accent hat die Färbung des Wurzelvocales zu *e* bewirkt (oben S. 66), und wenn im Perfectum diese Wirkung ausblieb, so war ohne Zweifel die Reduplication daran schuld (Delbrück Zs. f. deutsche Philol. 1, 124 f.). Mag man sich nun dabei beruhigen dass hier Dissimilation gewünscht wurde (Angermann Die Erscheinungen der Dissimilation im Griechischen, Leipzig 1873, S. 4 f. 18 ff.), mag man diese Dis-

similation weiterhin auf ursprüngliche Betonung und Färbung des Reduplicationsvocales zurückführen (vergl. die Betonung im Praesenstypus B): jedenfalls ist die Erscheinung uralt, den Unterschied in der Färbung des Wurzelvocales dürfen wir schon dem Altarischen vor der Völkertrennung zutrauen. Was oben S. 50 nur angedeutet ist, muss hier bestimmter ausgesprochen werden: Amelung hatte vollkommen recht, ein zweifaches altarisches *a* vorauszusetzen: ein helles (a^2) welches dem westarischen *e* zu Grunde liegt und ein dunkleres (a^1). Jenes haben wir im Praesens und in der Reduplicationssilbe, dieses in der Wurzelsilbe des Perfectums anzunehmen. Jenes wird im Westarischen *e,* dieses bleibt *a;* jenes entwickelt sich unter Umständen weiter zu *i*, dieses wird z. B. im Griechischen fast regelmässig zu *o* (Curtius Verbum 2, 187 ff.): *τρέπω τέτροφα* (neben *τέτραφα*). Sehr schön zeigt das Altirische die ältere Gestalt des Perfectums in Formen wie *cechan (cecini)* und den Ablaut z. B. in Praes. *cengait,* Perf. *cechaing* (für *cechang-i*) 'gehen'; Praes. *con-dercar,* Perf. *ad-chon-darc* 'erblicken'; Praes. *scingim,* Perf. *sescaing* 'springen' (Windisch KZ. 23, 236). Einmal auch im Perf. die Färbung *o: gegon.* [1]

Die Plurale Perfecti *gêbum nêmum,* die Conjunctive Perfecti *gêbjâm nêmjâm* sind zurückzuleiten auf Formen mit Verschweigung des mittleren Vocales in der Wurzelsilbe vor betonter Flexions- oder Ableitungssilbe: *gegbmá nenmmá. gegbjấm nenmjấm.* Solche synkopirte Formen, in denen die Synkope greifbar zu Tage liegt, bietet das Sanskrit und das

---

[1] Windisch S. 237. 250, wobei mir nur 'goth. *hal, hulum*' 248. 250. 251 räthselhaft ist. Das starke Verbum *hilan* ist im Gothischen gar nicht belegt (auch bei Heyne Ulfilas[a] 397 zu streichen); wenn es aber belegt wäre, so müsste der Plur. Perf. natürlich *hêlum* lauten.

Altirische dar: man sehe dort Bildungen wie *jagmús* altar. *ga²gmánt*, goth. *quêmun* (W. *gam*), *cakrê' cakrvá cakrmá* (W. *kar*); hier die von Windisch S. 237 f. zusammengestellten Formen wie *cechnatar* W. *kan, gegnatar* W. *ghan* udglm.

Dass das lange *ê* zum Ersatze des ausgefallenen Consonanten steht, dass uns darin der gedehnte Vocal der Reduplicationssilbe erhalten ist, scheint mir nicht zweifelhaft. Denn die Perfecta mit Praesensbedeutung, die wie skr. *vêda* (germ. *vait*) zeigt, auf die Reduplication verzichten (S. 4), bewahren den kurzen Vocal der Wurzel rein oder gefärbt. Wodurch konnten sich ursprünglich die Plurale Perf. der Wurzeln *magh skal* von denen der Wurzeln *ghabh nam* unterscheiden, dass jene *magum* (und ahd. *mugum*) *skulum*, diese *gêbum nêmum* ergaben? Wodurch anders, als durch die dort fehlende, hier eintretende Reduplication. S. Bopp Vergl. Gramm. 2, 488.

Aber mit Delbrück (Altind. Verbum S. 118) bin ich geneigt zu glauben dass die Anfänge jenes durch Ersatzdehnung entstandenen *ê* in die altarische Epoche hinaufreichen. Schon Heinrich Leo hatte eine verwandte Erscheinung der indischen Conjugation zu weitgehenden Schlüssen auf nähere Verwandtschaft und längeres Zusammenbleiben der Inder und Germanen benutzt. Der Ausgangspunct war richtig, die Folgerung falsch, denn mindestens Latein und Altirisch zeigen dasselbe *ê*: lat. *edo êdi, emo êmi, sedeo sêdi, venio vêni;* altir. *ar-ro-chér* (redemi) *ad-gén* (cognovi) *ro génar* (natus sum) *do ménar* (putavi) s. Windisch S. 220. 245 ff.

Im Rigveda stehen die Perfectformen *paptima paptus* und *pêtátus* neben einander, in anderen Fällen ist nur *ê* gebräuchlich: z. B. *sêdima*, altar. *sêdmá* (mit dem Laut eines ge-

dehnten *a* [2]) aus *sesdmá*, ursprünglich *susadmá*, germanisch *sêtum*, lat. *sēdimus*.

Hiergegen macht Windisch S. 246 f. allerdings geltend dass der altir. I. Sing. *gén* (für *géna*) die III. Sing. *géuin* (für *géne*, *géni*) entspreche und dass nach altirischen Lautgesetzen *eui* allemal nur aus einem *é* hervorgehe, welches auf Ersatzdehnung beruhe und wo diese Ersatzdehnung sonst nothwendig erst auf irischem Boden eingetreten sein müsse. Aber die besondere Behandlung des *é* kann doch nur auf einem besonderen Lautcharakter beruhen, und warum sollte sich dieser Lautcharakter nicht ebensowol aus alter wie aus neuer Ersatzdehnung ergeben haben? Mit dem *ê* für *ai* war Vermischung nicht wol möglich.

Alle Sprachen, welche das *ê* zeigen, stimmen darin überein, es nur solchen Zeitwörtern zu gewähren, deren Wurzel auf einfachen Consonanten ausgeht; das Altindische und Germanische stimmen darin überein, es nur in den schwachen Formen (S. 220) auftreten zu lassen. Ich glaube dass hiermit die alte Regel erhalten ist und dass das *ê* des Sing. Perf. im Lateinischen und Altirischen auf Formübertragung beruht.

Mehr indessen dürfen wir, schon nach Massgabe des Sanskrit, nicht vermuthen, als dass in den schwachen Perfectformen der Classen Ia und Ib bereits zur altarischen Zeit der Wurzelvocal synkopirt wurde und gelegentlich dann noch weiterhin schwindender Wurzelanlaut Dehnung des Reduplicationsvocales zurückliess. In welchem Umfange, das wage ich nicht zu rathen.

Mit dem Typus *paptima* möchte ich altirische Formen wie *cechnatar* direct in Verbindung bringen. Windisch meint, diese Verstümmelung sei erst verhältnismässig spät einge-

treten: 'Denn — sagt er S. 238 — die Pluralformen und deponentialen Singularformen mit abgeworfener Reduplication haben das *a* erhalten (*tamatar, damair* etc.) und lassen somit ein vorhistorisches *cecanatar* usw. erschliessen; ganz evident wird dieser Schluss dadurch dass von einer und derselben Wurzel *rertatar* und *rathatar* (incesserunt) nachgewiesen ist.' Aber sollte man nicht aus einer solchen Doppelform mit demselben Recht auf Formübertragung schliessen dürfen? Ich meine Formübertragung aus dem Singular in den Plural, wie denn Windisch selbst S. 213 die III. Sing. *raith* 'er lief' nachweist.

Umgekehrt möchte ich lateinische Perfecta wie *cecini* (*cecin-* für *cecn-* mit Svarabhakti) aus demselben Typus mit Uebertragung des Plurals auf den Singular ableiten (Brugman Stud. 9, 372).

Im Germanischen dagegen hat ausschliesslich der zweite Typus, die Ersatzdehnung, sich festgesetzt. —

Die vedischen Perfectformen der Wurzeln auf zwei Consonanten, welche unserer Classe Ic entsprechen, verzeichnet Delbrück S. 126 unter b, c.

Bei Wurzeln mit innerem *r* tritt in den schwachen Formen *r*-Vocal ein, d. h. der erste soeben betrachtete Typus mit Synkope des Wurzelvocales *a*, z. B. *vart* 'wenden' Perf. *vavárta* III. Plur. *vâvṛtus* (für *vavṛtús*). Ich stehe nicht an, mit Amelung S. 53 die gothischen genau entsprechenden Formen *varth vaúrthun* auf dieselben Grundformen zurückzuführen, also mit Miklosich und Anderen auch der arischen Ursprache den *r*-Vocal zuzuschreiben: griechische Spuren macht Brugman Studien 9, 325. 328 bemerklich. Für germanische Verba mit innerem *l* gilt dieselbe Auffassung. Solche Formen sind dann durch Svarabhakti wieder vocalisirt;

die Reduplicationssilbe ist im Plural wie im Singular abgefallen. Eine andere Erklärung (*vurthun vorthun* für *verthun* für *vevrthun* nach dem Typus *pêtima* nur ohne Ersatzdehnung des Reduplicationsvocales wegen der nachfolgenden Doppelconsonanz, Zs. 19, 158) lässt sich auf keine Weise stützen.

Bei Wurzeln mit innerem Resonanten erhebt sich gleich der Verdacht dass dieser Resonant erst aus dem Praesensstamm eingedrungen sei. Einige altindische Verba stossen ihn in den schwachen Formen wieder aus (*chand* 'scheinen': *cachanda cachadyât*); andere zeigen ihn auch dort (*vand* 'begrüssen': *vavanda vavandima*). Das erstere Verfahren hat viele Analogien für sich (Johannes Schmidt KZ. 23, 271 f. Anm.): ob es im Altarischen das alleinberechtigte oder gar nicht zugelassen war,[1] ob das zweite daneben vorkam oder ob skr. *vavandima* für altar. *vavndma* steht, ob endlich diese Resonanten überhaupt erst in den Einzelsprachen sich dem Perfectum aufdrängten, das alles möchte ich für jetzt nicht zu entscheiden versuchen und daher auch Amelungs germa-

---

[1] Brugmans 'Nasalis sonans' (ein sehr unglücklicher Name) muss noch besser bewiesen werden ehe man vertrauensvoll davon Gebrauch machen kann. Die Resonanten und *r*, *l* werden keineswegs analog behandelt. Andere von vorn herein ebenso mögliche Auffassungen sind gar nicht erwogen, z. B. dass skr. *tatás*, gr. *τατός* das Altarische bewahren und lat. *tentus* auf Uebertragung beruhen könnte (wogegen sich allerdings sofort triftige Einwendungen erheben) oder dass die Lautfolge *tantá* zu *tatá* durch *taṅtá* (mit nasalirtem *a*) gelangt sein könnte. Es ist auch möglich dass das erste *a* geschwächt und gefärbt wurde (vergl. im Text sogleich über das Participium Perf.) was gleichzeitige Nasalirung wieder nicht ausschliesst. Das 'bindevocalische' *a* mag ebenfalls ein geschwächtes gewesen sein. Auch den oben S. 194 hervorgehobenen Unterschied dass ein Vocal vor Resonant entweder nasalirt oder nicht nasalirt ist, hat Brugman nicht in Betracht gezogen. Seine werthvollen Beobachtungen kann ich nur als den ersten Anfang einer Untersuchung ansehen.

nische Urform *bndum* (Amelung S. 53) dahingestellt sein lassen. Doch will ich, um nur eine Formel zu geben, Schwächung des Wurzelvocales annehmen: einen Vorgang den ich schon S. 66 erwähnte und der für das Participium der ersten Classe ziemlich sicher vorausgesetzt werden darf.

Allzu voreilig hat man früher die Färbung des *a* als Schwächung aufgefasst; und von Schwächung des Wurzelvocales im Praesens der A-Classe zu sprechen, ist z. B. den deutschen Grammatikern noch ganz geläufig. In Wahrheit verdanken wir dieses *e*, wie insbesondere das Gegenbild der vierten Classe bekräftigt, dem Accent als Tonerhöhung: die Silbe tritt nicht zurück, sondern sie wird ausgezeichnet.

Dass anderseits aber Schwächung wirklich existirt, steht ausser Zweifel. Dass Färbung bei derselben vermuthlich eintreten wird, ergibt schon die Erwägung S. 65. Aus dem Altindischen gehören hierher Formen wie *pitár- ásthita sthitá-* (W. *stha*) *hitá-* (*θετό-* W. *dha*) usw. (Delbrück 89 f.) *ániçita-niçás niçí* neben *náç-* (Grassmann Wb. 719. 735; Brugman Stud. 9, 395) die *-ir-* für *-ar-* in unbetonter meist dem Hochtone vorausgehender Silbe (Benfey Orient und Occ. 3, 1 ff.), die *-ur-* für *-ar-* im gleichen Falle (über beides s. Schmidt Voc. 2, 210 ff.) usw.

Das Suffix des Partic. Perf. lautet ursprünglich *ná*, und Verba wie *and-bund-na-n* haben es schön erhalten. Später ist es durch *-ana-* ersetzt, sei es dass Svarabhakti vor *n* ein *a* erzeugte, sei es dass Suffixübertragung wirkte.

Vor dem Suffix *ná* haben wir schwache Form der Wurzel zu erwarten; aber nicht die durch Ausfall des Wurzelvocales schwächste, sondern nur die mit geschwächtem *a*. Bei Wurzeln auf *r* weist vielleicht zend. *perena-* (voll, W. *pare*) skr. *pûrṇá-* auf altarisch *pṛná-*, im Germanischen wäre dann

Svarabhakti eingetreten: *fulla-* für *fulna-*. Gegen ursprünglichen *r*-Vocal könnte man geltend machen dass z. B. germ. *vrekana-* (von *vrekan*) und *svorkana* (von *sverkan*) nicht gleich behandelt werden, welche *vrgná- svrgná-* voraussetzen würden; aber hierauf könnte die Analogie der übrigen Formen wirken. Wie weit sonst bei Liquiden Vocallosigkeit ging, wüsste ich nicht zu sagen; für die Classe Ia ist daran nicht zu denken. Das *e* in *gebana-* für *gebná-* steht dem *i* in *sthitá* gleich; es ist ein gekürztes oder kürzestes *a*: so mag man die Schwächung nennen, denn ein Quantitätsunterschied muss dabei ursprünglich wol obwalten: äusserst flüchtige und darum unreine Aussprache. Wir formuliren einfach: die Verba der ersten Classe hatten im Partic. Perf. kürzestes *a* der Wurzel, welches in Ia die helle, in Ib und Ic d. h. vor Liquiden die dunkle Färbung annahm.

Amelung (S. 70—79. 95) zählt 194 germanische Verba der A-Classe auf, wobei die Anomala mitgerechnet werden: nicht alle sind gleich sicher; starke Verba, die erst im Mittelhochdeutschen auftreten, erregen stets Verdacht, wenn sich nicht ganz besondere Beglaubigung für sie findet; ein starkes Verbum goth. *vrisqan* (Nr. 189) hat es schwerlich gegeben, sondern nur ein schwaches *vrisqan* oder *frisqan* (Peters Goth. Conjecturen S. 7); über altn. *knega* (Nr. 68) s. oben S. 228; aus Wimmers Altnordischer Grammatik (zuletzt und am besten schwedisch: Fornnordisk formlära, Lund 1874) sind Ergänzungen zu gewinnen usw.

Die ganze erste Classe enthält eine einzige Wurzel mit anlautendem Vocal: *ad*. Wie lautet das Perfectum? Der Plural *êtum*, aber den Singular besitzen wir gothisch nicht, *frêt* kann ebensowol auf *fraat* wie auf *fraêt* beruhen. Aber

das Altnordische liefert uns *át;* dem Ahd. ist die Accentuation *âz* nicht fremd; und ich halte dies für das richtige und alte: es stimmt zu dem was wir theoretisch voraussetzen müssen (*âda* für *a-ada,* der lange Vocal entstanden ehe noch eine Spur von Färbung in der Reduplicationssilbe vorhanden war) und zur altindischen so wie griechischen Regel. Die Form *az* dagegen folgt der Analogie der consonantisch anlautenden. Im übrigen geht das Verbum nach Ia.

Fernere Wurzelformen zu Ia sind anlautend einfacher Cons., ausl. einfache Muta oder Spirans: z. B. *vegan* lat. *vehere, rekan* lat. *legere, getan* lat. *prehendere, jesan* gr. *ζεσ-* skr. W. *yas, metan* gr. *μέδειν, nesan* skr. W. *nas* gr. *νεσ- (νέομαι* vergl. *νόστος), vesan* skr. W. *vas, vedan* (binden) zend. W. *vadh* (kleiden), *lesan* litt. *lesti, geban* vergl. litt. *gabénti* (bringen, verschaffen) — alle mit Praesens nach Typus C. Ferner nach Typus J^ε^ *bedjan legjan thegjan* (Windisch Perf. Nr. 63) *seljan,* wovon das Goth. nur das erstgenannte beibehielt (selbst davon *usbida* für *usbidja* Röm. 9, 3), indem es der Analogie (was man neuerdings gerne Systemzwang nennt) sich fast rückhaltlos fügte.

Auf einfache schliessende Muta geht auch zurück *sehvan.* In der ganzen Reihe dieser Verba kann man sich die regelmässige Ablautsformel nach ihrer entwickelten Entstehung leicht vorstellen.

Dagegen bei beginnender Doppelconsonanz wie in *hlefan* lat. *clepere* griech. *κλέπτειν* würde sich im Plur. Perf. aus *keklpmá kêlpma* oder *kêpma* ergeben müssen; aber *sêdmá* konnte angesehen werden, als ob darin unmittelbar das *e* des Praesens gedehnt wäre und demgemäss entstand *klêpmá* germ. *hlêfum.* Ebenso *sprekan stredan sveban drepan knedan* u. a.

Nach dem Praesenstypus G *frehnan*; nach M *kvethan* (skr. *gâ gâyati* Fick [3] 3, 53).

Dunkle Färbung des Wurzelvocales im Praesens und Participium zeigen *trudan* 'treten' Ia (Fick 3, 125) und *vulan* 'aufwallen, sieden' Ib (ibid. 300 unter *vall*). Die benachbarten Liquiden, auch das benachbarte *v* genügen wol nicht zur Erklärung. Vermuthlich also beruht das *u* auf Schwächung und dürfen wir den Typus D annehmen oder vielmehr für *trudan* den Typus M *(drtá* W. *dar, drâ,* gr. *διδράσκω δρᾶναι)?*

Sonst zu Ib Wurzeln mit anl. einf. Cons. und ausl. einf. Liquida, z. B. *beran* gr. *φέρειν, helan* lat. *occulere, neman* gr. *νέμειν, teman* (gr. *δάμνημι*), *teran* gr. *δέρειν* usw. Mit einfacher Consonanz begann auch ursprünglich *kveman,* skr. W. *gam* nach C, *kveran* skr. W. *jar* desgl.

Dagegen Wurzeln mit anl. mehrf. Consonanz, im Plur. Perf. nach falscher Analogie gebildet, z. B. *breman* lat. *fremere, hvelan* ksl. *cvilją* (Grein 2, 117; Fick 3, 93) *skeran* (gr. *κείρειν*), *stelan* gr. *στέρειν* (zu *στέρομαι στερέω*), *svelan* lett. *swelu* (Fick 3, 363) usw.

Sehr zahlreich sind die Verba nach Ic, bei denen die Scheidung nach anlautender einfacher oder mehrfacher Consonanz keinen Werth hat. Mit innerem *r* und *l* z. B. *verthan* lat. *vertere, helpan* skr. W. *kalp* litt. *szelpti* (vergl. oben S. 155); nach Typus G *spernan* lat. *spernere* W. *spar;* mit innerem Resonanten z. B. *dimpan, bindan, drinkan.* In dem letzteren Falle werden meist Praesentia nach Hc und Nh zu Grunde liegen; oder solche nach L, z. B. *svindan* aus *svin-dha-* W. *svin* (ahd. *svînan svein*); vergl. *serdan* (Amelung Nr. 149 unrichtig, Fick 3, 319) aus *sar-dha-* (zu *σαίρω, σαρών*). Auslautende Doppelconsonanz kann nirgends für ursprünglich gehalten werden; aber sie ist noch nicht genügend erforscht. Es

entsteht z. B. *rr* aus *rs* (*verran* aus *versan* Fick 3, 295 f.) *ll* aus *lv* (goth. *vilvan* ahd. *wellan* Amelung Nr. 177. 179 sind doch wol identisch; ebenso *svellan* für *svelvan?* Fick 3, 363, Amelung Nr. 140, dazu *sveltan* Nr. 141, wie *veltan* Nr. 178 oder *valtan* Nr. 269 zu *velvan*) *ll* aus *ln?* (die Etymologien von *kvellan bellan skellan* bei Fick 3, 54. 208. 334 geben keinen Anhaltspunct) *ll* aus *hl??* (*hellan* aus *hehlan* reduplicirt schwache Form, skr. *cakarti* 'er ruft', vergl. gr. *κικλήσκω?* Fick 3, 72; auch etwa *gellan* für vorgerm. *gheghla-* vergl. Fick 3, 104 ksl. *glagoliti*, skr. *gharghara?*) *nn* aus *nv* Praesenstypus Ed (*rinnan* oben S. 223, *linnan* gr. *ἐλινύειν* Fick 3, 263, *spinnan* W. *spa* Fick 1, 250. 3, 353, *ginnan* W. *ghi?* KZ. 2, 463; W. *ghan?* Fick 3, 99; letzteres wäre nach Typus F wie *vinnan* W. *van* Fick 3, 286; Typus Ed statt G: *trinnan* W. *dar* skr. *dṛṇā'ti* 'er birst') *nn* aus *nt* oder germ. *nth, nd* (*sinnan* vergl. lat. *sentio* Fick 3, 318) *nn* aus *gn, kn* oder germ. *kn, hn?* (*brinnan* für *brehnan?* vergl. Fick 3, 206. 215. 221). Räthselhaft ist *mm* (*svimman*): aber aus der altn. Nebenform *svima svam svámum suminn* darf wol auf ehemaliges *svimma svam svêmum svumans* geschlossen werden, so dass die Doppelconsonanz auf einer Praesenserweiterung beruhte (W. *sva* 'feucht sein' mit Determinativ *m?*).

Viele Probleme schliessen sich an, für die man noch definitive Lösung suchen muss. Auf die chronologische Frage wies ich soeben hin: welche von diesen Assimilationen haben vor der Lautverschiebung stattgefunden, welche nachher? Ebenso ist das Alter der Resonanten in der Wurzel zu erforschen, das für verschiedene Verba sehr verschieden sein mag.

Bei Wurzeln mit schliessender Muta wäre die Durchführung der Vernerschen Regel darzulegen, ob Spirans vom

ersten und zweiten Ablaut in den dritten und vierten oder umgekehrt Media aus dem Plur. und Partic. Perf. in den Sing. Perf. und das Praes. eindrang.

Die Grenzen zwischen Ia und Ib sind insofern durchbrochen als Wurzeln auf *g*, germanisch *k*, im Participium mehr und mehr den Ablaut *o* annehmen: vielleicht hat *brokans*, nach Schmidt Voc. 1, 50 für *bronkans*, das Vorbild für alle anderen abgegeben.

Auf die Wurzeln mit ursprünglich innerem *i* welche sich hier eingefunden haben (oben S. 225; und soeben *svindan*, vielleicht *ginnan*) komme ich nicht zurück. Chronologisch wäre zu fragen, ob zur Zeit ihres Ueberganges der Laut des Praesens bereits *i* war oder nicht; es ist eigentlich schwer zu denken dass aus *svindan* erst *svendan* und dann wieder *svindan* geworden sei. Ich habe nicht im Paradigma vor diesem Abschnitt, aber dann immer vor *m* und *n* mit folgendem Consonanten den Ablaut *i* angesetzt.

Wer einmal vollständig aufräumt, wird erwägen müssen wie weit ganze Wurzelgestalten nachgeahmt werden konnten. Folgende Verba sind Schallwörter: *bellan gellan hellan gnellan* (altn. *gnall gnullum*) *hvellan knellan skellan smellan,* und davon mehrere nur im Mhd. oder Altn. nachweisbar; ich zweifle nicht dass Wurzelübertragung etwa von *gellan hellan* aus waltet; welche Basis jedesmal so umgebildet wurde, mögen andere untersuchen. Das mhd. Particip *gedrollen,* z. B. *zwên gedrollen* (rund gedrehte) *knöpfe* (Lexer 1, 464), wird weder auf einen Infinitiv *drillen,* wie die Wörterbücher ansetzen, noch auf einen Infinitiv *drellen,* der richtiger wäre, führen; es geht wol von *dræjen* aus und ist eine Nachbildung von *geswollen.* Ebenso ist mhd. *bevolhen* vermuthlich nur ein

Abklatsch von *bevolhen,* eingeführt durch Leute denen *betolben,* mitteld. *bedolben* (Graff 5, 420) anfing ungeläufig zu werden. (Mhd. schwach *endelhen,* worauf Lexer 1, 417 unter *delhen;* 1, 551 unter *endelen* verweist, fehlt leider an seiner alphabetischen Stelle und im Mhd. Wb.) So fallen Amelungs Nummern 18 (auf ags. '*dele däl*' ist nichts zu bauen s. Grein 3, 187) und 167, höher hinauf weit mehrere. Man hat noch viel zu wenig auf dergleichen geachtet. Wer will sagen, wie früh es vorkam? Wer will eine Grenze bestimmen über die hinaus es nicht vorkommen konnte?

Ich habe schliesslich noch die Verba der ersten Classe zu behandeln, deren Stammsilben auf zwei nicht liquide Consonanten ausgehen. Amelungs Nrn. 20. 125. 116 *datt spratt slapp* sind vielmehr als *dant sprant slamp* anzusetzen. Das ahd. *arhrospan* (exhausta Graff 4, 1181) verwandt mit *crispus,* berechtigt noch nicht ein Verbum *hrespan* anzusetzen (Amelung Nr. 54b Fick 3, 68), ein mhd. *ich rasp* begegnet nicht und alles andere ist unsicher. So bleiben nur die Wurzelauslaute germanisch *gd ht hs st sk.*

Was *gd* anlangt, so ist der Praesenstypus L wurzelhaft geworden. Ich kann nur *bregdan* (Amelung Nr. 10. 11) hierher rechnen, das auf einen Praesensstamm *bhrgh-dha* führt, das *e* beruht auf Svarabhakti: *bhrgh* ist ein Substantiv dessen Genitiv sich in skr. *bṛhas-páti* 'Herr des Gebetes' findet und das ursprünglich wol 'Erhebung' bedeutet, im altind. Wort ist es auf Erhebung des Gemüthes eingeschränkt, im Germanischen muss zum Theil wol an die Erhebung von Waffen gedacht werden, mit denen man zum Streich ausholt (aber auch eigentlich, ahd. *irbrettan* expergefacere). Identisch mit dem Elemente *breg* für *brg* ist wahrscheinlich das Germ. Substantiv *borg-,* goth. *baurg-,* ein consonantischer Stamm,

die Burg als der schützende hohe Berg, die schützende Erhebung des Terrains; die ursprüngliche Bedeutung bewahrt ahd. *berag* mit seinen Verwandten. Die Wurzel selbst, *bhargh* 'dicht, gross, hoch, stark sein, anschwellen, sich erheben' (daher *bregdan* Dichtigkeit machen, 'flechten, knüpfen, weben') besitzen wir vermuthlich in *belgan*, während *bergan* unter dem Einflusse von *borg-* 'Burg' sich ganz dem Begriffe des Schutzes widmete. Ich nehme an dass der Phantasie meiner Leser jene oben durch kunstlose Schanzen befestigten Hügel geläufig sind, in welche sich vor herannahenden Feinden ganze Dörfer und Hundertschaften jener Urzeit zurückzogen. Dass weiterhin Namen für Priester und Fürsten zu der Wurzel gehören, die Brahmanen und Bragi, s. Anz. f. d. Alterth. 4, 100.

Das ags. *stregdan* (spargere: Amelung 134) wage ich nicht für germanisch anzusehen; es könnte gar zu leicht eine Umbildung von *stredan* nach Analogie von *bregdan* sein, neben welchem die Form *bredan* (eine Erleichterung der ungewohnten Gruppe *gd*) gebräuchlich ist. Wenn man W. *stradh* in lat. *strido strideo stridor* betrachtet, so begreift sich ebensowol ahd. *stredan* (fervere) wie das ags. Wort das vom Fallen, Herabstieben der Sterne und transitiv vom Besprengen mit Wasser gebraucht wird (Grein 2, 487): altn. *strođinn* neben *sorđinn* kann schwerlich direct aus einem *srođinn* entstanden sein und wird daher auch für unsere W. *stradh* Zeugnis ablegen: ein letzter Rest der Form hat sich der Bedeutung nach an ein ähnlich klingendes und im Sinne nicht gänzlich abliegendes Verbum angeschlossen. Uebrigens ist diese W. *stradh* doch wol nur determinirt nach Typus L aus W. *star* (lat. *sterno*, goth. *straujan* usw.).

Die Wurzeln mit *ht* beschränken sich auf das Westgermanische und auf die Verba *fehtan pectere, flehtan plectere*, Bildungen aus Praesenstypus M.

Mit *hs* tritt nur mhd. *dehsen* 'Flachs schwingen' auf, aber es ist durch skr. *takš* mit seinen Verwandten als uralt bezeugt.

Auf *st* endigt *brestan* verwandt mit gr. *βλαστάνειν ἔ-βλαστο-ν* für *φλαστο-* (alter Praesensstamm *bhras-ta-* nach M, W. *bhra-s* in gr. *φλάω* für *φλασω* 'ich zerschmettere' Fick 3, 217); auch mit *brekan*, nur anders determinirt. Altnord. *gnesta* erscheint mir wieder als unsicher, da es von *gnúa* und namentlich von *gnísta* aus eine Nachbildung von *bresta* sein könnte.

Mit *sk* endlich gehört *threskan* nach Typus K hierher. Was ahd. *leskan* betrifft (Graff 2, 280; Amelung Nr. 84 blos mhd.), so fällt auf dass Belege für das starke Simplex erst mhd. beginnen, dass die ahd. Belege für *arlaskit erleskit* älter sind als für *arloskan* und dass das schwache Verbum im Altsächsischen beide Bedeutungen, die transitive und die intransitive, vertritt. Fassen wir Praesensstamm *le-ska-* wie *thre-ska-*, so dass *sk* in das Perfectum und Participium Perf. nur übertragen ist, so kommen wir auf W. *la* in griech. *λανθάνω ἔ-λα-θον*, lat. *lateo latesco delitesco obliviscor?* (worüber Fick 2³, 214) auch wol *luscus*. Ahd. *loskên* (delitesco) schlägt die Brücke der Bedeutung; das Verborgene ist ausgelöscht aus der sichtbaren Welt; was das Licht scheut, könnte lichtlos, erloschen, genannt werden. Aber wir müssen die Möglichkeit offen lassen dass die ganze deutsche Verbalbildung von dem Adjectivstamme *la-ska-* (oder wie man ihn ansetzen mag: *l-ska-?*) ausgeht.

Alle Verba auf zwei nicht liquide Consonanten beruhen demnach (das einzige *thehsan* ausgenommen) auf einer meist wol erst im Germanischen eingetretenen Formübertragung. Ein Perfectum *bebragda*, wenn es je so existirte, stand für *brg-dedâ; fefahta* für *fefaha; bebrasta* für *bebrasa; thethraska* für *thethara.* Aber es lässt sich vermuthen dass die Perfecta hier grossentheils Vertreter von Imperfecten sind und sich erst bildeten, als einem augmentlosen durch das consonantische Auslautsgesetz veränderten Imperfectum *bresta* (für *e-bresta-n*) nichts als der dunklere Wurzelvocal fehlte um wie ein reduplicationsloses Perfectum auszusehen. Die Bedeutungen waren gewiss schon früher zusammengefallen, wie das vedische Imperfect 'etwas Vergangenes erzählt' und das Perfect unter andern 'von einer vergangen gedachten Handlung' gebraucht wird (Delbrück Altind. Tempusl. 100. 102).

Bedenken wir ferner dass jenes Imperfectum vielleicht *ebrstan brsta,* ein anderes vermuthlich *ebrgdan brgdan* lautete, so müssten die Formen des Plurals, so viel wir wissen, mit denen eines Perfectums nach Ic beinahe zusammenfallen, wenigstens von der Zeit an wo im Pluralis Perfecti die Bindevocale vorhanden waren (vergl. I. Plur. Perf. *brguma* oder früher *brgama?* von *bergan* mit I. Pl. Imperf. *brgdama* oder vielleicht *brgduma;* III. Pl. jedenfalls einst *brgan* und *brgdan*); und da in der I. und III. Sing. nur die Wurzelvocale abwichen, so konnte sich der gänzliche Uebergang leicht bewerkstelligen.

Es war aber ein Uebergang in die Analogie von *bergan bindan,* eine Neubildung nach Classe Ic. Ihr gehörten diese Verba ursprünglich an. Wenn in ahd. Mundarten *brestan* sich der Classe Ib zuwendete und später *vehten* und wol

auch andere nachfolgten (s. Weinhold Mhd. Gramm. 310 f.), so mögen die Muster von Verbalstämmen auf *s* und *ch* eingewirkt haben.

II. Die I-Classe.

steigan staig stigum stigans

Ich darf mich hier nicht so lange verweilen wie bei der ersten Classe; auf nähere Untersuchung der Praesensbildungen, der Eindringlinge aus anderen Reihen, der Wurzelübertragungen, der Verba pura will ich verzichten; es mag daher genügen, an das schon Bekannte zu erinnern.

Der Accent auf dem Wurzelvocale bewirkt Guna *ai* im Praesensstamm und Singularis Perfecti: das *a* der Wurzelsilbe wird als Bestandtheil von *ai* ebenso gefärbt wie in der ersten Classe, mit weiterer Färbung wird *stîgan* aus *steigan* *στείχειν*. Der ursprünglich unbetonte Wurzelvocal im Pluralis Perfecti und im Participium Perfecti behält seine kürzeste mögliche Gestalt. So ergibt sich die obige Formel aus den älteren und ältesten Grundformen

stéigha- stestáigh-a stestigh-má stigh-ná-
stáigha- stastáigh-a stastigh-má stigh-ná-

Doch sind wir da immer in einer gefährlichen Region. Wäre die Reduplicationssilbe nicht als *sti-* anzusetzen? Für das Westarische nur hat *ste-* eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Schön liegt das goth. Part. Perf. *uskijanata* neben dem ahd. Praesens *kînu* (alts. *kînan kên*). Wir dürfen eine frühere Formel *keina* (nach Typus G) *kai kium kians* ansetzen, von der weder fürs Goth. noch fürs Ahd. mit Sicherheit zu sagen ist, ob sie bereits verlassen war und der Uniformirung Platz gemacht hatte. Der Typus G ist wol

Vertreter von E (skr. *ji-nô'-mi*): am häufigsten ist im Veda der Typus Ed, sonst auch im Deutschen so beliebt: *ji-nvâmi* (vergl. das unsichere ags. *cinnan?*).

Wie alts. *kînan kên* zu goth. *kijanata*, so verhält sich germ. *skeinan skain* zu lat. *scire* und skr. *khyâ* (Grundbedeutung 'schauen' oder 'scheinen' nach Grassmann), aber die Praesensbildung mit Resonant lässt sich ausserhalb des Germanischen nicht nachweisen. Vergl. noch ahd. *grîu* neben *grînu* (Amelung 299. 300); über *geinan* (nur ags. altn.) s. Fick 3, 106.

Als eine Bildung nach Typus L wird *hleidan* 'bedecken' (Amelung Nr. 303) wahrscheinlich durch goth. **hleis* 'Hütte', Acc. Pl. *hlijans*, ags. *hleov*, Stamm *hlija-* für *hli-a-* (Zimmer QF. 13, 308).

Alle Verba dieser Classe schliessen ihre Wurzeln mit Vocal oder einfachem Consonanten, unter denen nur *l* und *r* nicht vorkommen. Mit Altnord. *rísta reist* (wol für *vrísta*) muss es daher eine besondere Bewandtnis haben (Typus M, etwa vom Partic. Perf. aus: *vrista-* für *vrit-ta?* vergl. die littauischen Bildungen *virs-tù gąs-tù* dental auslautender Wurzeln). Vocalisch anlautende Wurzeln kommen hier nicht vor.

III. Die U-Classe.

beugan baug bugum bugans

Die durchgehende Analogie mit der zweiten Classe ist bekannt. Der Accent auf dem Wurzelvocal bewirkt auch hier Guna *(au)* im Praesensstamm und Singularis Perfecti; das *a* dieses *au* erhält im Praesens die helle Färbung: goth. *biugan* für germ. *beugan*, griech. *φεύγειν*. Der ursprünglich unbetonte Wurzelvocal bleibt kurz im dritten und vierten Gliede der Ablautsformel. Wollen wir uns ältere Wort-

gestalten vergegenwärtigen, so finden wir, mit denselben Vorbehalten wie sie S. 246 für inneres *i* gemacht wurden:

bhéugha- bhebháugh-a bhebhugh-má bhugh-ná-
bháugha- bhabháugh-a bhabhugh-má bhugh-ná-

Die dunklen Praesensfärbungen *lûkan lûtan sûgan sûpan* (vergl. Schmidt Voc. 1, 143) erwähne ich ohne sie befriedigend erklären zu können; die liquide Nachbarschaft (S. 54) hilft nur bei *lûkan,* und doch möchte man sie unter einheitlichen Gesichtspunct bringen. Am nächsten läge der Praesenstypus Hd; altn. *rjúfa* kann sehr wol auf germ. *rûfan rauf rubum rubans,* lat. *rumpere,* zurückgehen und nur der Analogie von *kljúfa* gefolgt sein (Amelung Nr. 444; ags. nur das Partic. Perf.). Für *lûkan* aus *lunkan* liesse sich einiges anführen (vergl. Fick 3, 274); für *sûgan* und *sûpan* vielleicht Identität behaupten: Praesensstamm westar. *svanka- svampa-* vor der Verschiebung erweicht *svamba-* (vergl. lat. *sûcus,* litt. *sùnkti* Curtius Etym.[3] Nr. 628; gr. *σομφός* für *σομπός,* altn. *svampr* ibid. Nr. 575); *lûtan* hat Zimmer Zs. 19, 412 auf W. *land* zurückgeführt; und *sûgan,* nicht *sûhan,* würde nach Verners Regel auf die Betonung *svanká-* hindeuten. Aber ein recht entscheidendes Argument ist nicht zu finden.

Vocalisch anlautende Verba kommen in der Classe nicht vor, wol aber auf *u* auslautende. Sonst kann im Auslaut der Wurzeln niemals Liquida stehen, aber alle einfachen Consonanten. Schliessendes *s* ist theils ursprünglich (*keusan* skr. *juš, freusan* skr. *pluš, hneusan* Fick 3, 82, altn. *hrjósa* ibid. 84?) theils nach S. 229 hinzugefügt (*leusan* W. *lu λύω, dreusan* W. *dhru* vergl. Fick 3, 155). Abermals tritt ostgermanisch schliessendes *st* auf, goth. *kriustan* (stridere), altn. *ljósta* (percutere), für *kriustan* möchte ich an *gars* 'tönen' in goth. *klismjan klismô* (Fick 1, 565) erinnern, eine Bildung

Praes. *krs-tá-* nach M mit dunklem Timbre des *r* und späterer Vocalisation durch *u* wäre in das gewöhnliche Ablautschema gebracht; ebenso möglich aber wäre die gleiche Bildung aus *grud-ta-* (Fick 1, 565; altn. *krytja* 'knurren'). Vergl. mhd. *krîsten, krîzen, krîschen* (Hildebrand im Wb. 5, 2161), was auf *r*-Vocal mit hellem Timbre beruhen könnte.

IV. Die O-Classe.

hafjan hôf hôbum habans

Leider hat Amelung die hergehörigen Verba in seiner zweiten Tabelle mit den reduplicirenden, welche inneres *a, ê* oder *ô* aufweisen, zusammengeworfen. Ich stelle daher, um eine feste Grundlage zu gewinnen, selbst ein Verzeichnis auf, zunächst für die Zeitwörter des Typus *hafjan* und *faran* (Müllenhoffs IVa).

1) *akan* 'fahren' (altn.) lat. *agere,* gr. *ἄγω,* skr. *aj ájati* (treiben) Fick 3, 8.

2) *alan* 'nähren' (goth. altn. ags.) lat. *alere,* gr. *ἄλ-θε-το, ἀλθαίνω* Fick 3, 26.

3) *anan* 'athmen' (goth.) skr. *an ániti* (mit *ápa* 'aushauchen, den letzten Athemzug thun' wie goth. *us-anan*) auch Praesensstamm *aná-* im Partic. Praes. *anát.* Fick 3, 14.

4) *bakan* 'backen' (ags. ahd.) gr. *φώγω φώζω* 'röste' Fick 3, 197.

5) *daban* 'widerfahren, geziemen' impers. (goth.) litt. *dabinti* 'schmücken, ordnen' vergl. lat. *faber* W. *dhabh* Fick 3, 144.

6) *draban* 'aushauen' (goth.) differenzirt neben *delban* 'graben' (ahd. alts. ags. nach Ic) ksl. *drob-iti* 'conterere, scindere' Fick 3, 146. 154.

7) *dragan* 'ziehen, ausdehnen, fortbewegen, tragen' (allgemein) skr. *dhraj* 'dahinziehen, dahinstreichen' Praesensst. *dhrája-* W. *dhragh,* wovon auch *dîrghá-* 'lang' Grassmann Wb. 646. 697. (Fick 3, 152 f.)

8) *faran* 'fahren' (allgemein) skr. *par píparti* 'hinüberführen' Fick 3, 173 f.

9) *flahan flôh flôgum flagans* 'schinden' (altn.) litt. *plysz-ti* intr. 'reissen' *plėsz-ti* trans. 'reissen, zausen' Fick 3, 193.

10) *frathjan* 'verständig sein, Erfahrung haben' (goth.) litt. *prantu pras-ti* 'gewohnt werden, sich angewöhnen, anlernen' Fick 3, 190. Windisch Perf. Nr. 49.

11) *galan* 'singen, zaubern' (altn. ags. ahd.) ohne ein direct vergleichbares Verbum der übrigen arischen Sprachen; die sonstige Verwandtschaft s. bei Fick 1, 82. 3, 104.

12) *gnagan* 'nagen' (altn.; ahd. mit *n* statt *gn*) zend. *ghnij* 'nagen' Fick 1, 80. (3, 159.)

13) *graban* 'graben' (allgemein) ksl. *grebą greti* 'schaben, kämmen, rudern' lett. *grebt* 'aushöhlen' W. *ghrabh* Fick 3, 109.

14) *hafjan* 'heben' (allgemein) lat. *capio capere,* gr. *κάμπτω,* lett. *kampju* 'fasse' Grundbed. 'beugen, sich beugen (um etwas untenliegendes zu nehmen, daher: nehmen; heben)' Fick 3, 62. 63 etwas anders.

15) *hlahjan* 'lachen' (allgemein, aber nur ostgerm. *-ja-*). Skr. *kark* 'lachen' ist in lebendigem Gebrauche nicht nachgewiesen; gr. *κλώσσω* 'gluckse'. (Fick 1, 42. 3, 87.)

16) *hlathan* 'laden, beladen' (allgemein) eine Bildung aus Praesens nach Typus M, gr. *κλάω* mit seinen Verwandten (Fick 1, 528). Stamm *hlatha-* würde den durch eine Last zusammengekrümmten, niedergedrückten bedeuten, und das Verbum: einen solchen Zustand bewirken. (Fick 3, 87.)

17) **hnafan* 'abschneiden, abreissen'? (altn. nur in Guđrunar hvöt 12 *athr ec hnóf hofuth af Niflungom*) gr. *κνάπτω* 'kratzen, krempeln, zerreissen'.

18) *kalan* 'frieren' (altn.) lat. *gelare, gelascere* Fick 3, 44.

19) *klahan klôh klôgum klagans* 'kratzen' (altn. *klá*) skr. *kharju-* 'das Jucken, Beissen, Kratzen' *kharj kharjati* (auf das Ohr übertragen) 'knarren' (vom Wagen) für *khark skark* (Fick 1, 242) wie *Parjánya* für *Parkanja* (Zimmer Zs. 19, 165).

20) *lahan lôh lôgum lagans* 'schmähen' (ahd. alts. ags.). Fick 2, 217 zu *loquor λάσκω λέλᾱκα;* aber diese lateinischen und griechischen Verba mit ihren Verwandten müssen ursprünglich von gellendem ohrzerreissendem Schalle gebraucht sein, und so wird man vielmehr 'zerreissen', ksl. *lęčą lęči-ti* 'trennen' *lacerare λακίζειν* (Fick 2, 216) zu Grunde legen müssen: schmähen ist moralisches zerreissen.

21) *lapan* 'lecken' (ahd.) lat. *lambere,* gr. *λάπτω λέλαφα* 'schlürfen' Fick 2, 219. 3, 266: die Labialis vor der Lautverschiebung erweicht wie im Lateinischen.

22) *malan* 'mahlen' (goth. altn. alts. ahd.) lat. *molere,* litt. *malu malti* usw. Fick 3, 234.

23) **rathjan* 'zählen' (goth.) nach Mj von W. *ar* lat. *reor ratus* Fick 3, 23. 247. Praesensstamm nur nach Vermuthung; überliefert blos Partic. *garathana.*

24) *safja sôf sôbum sabans* 'wahrnehmen' (ahd. alts.) lat. *sapio sapere* Fick 3, 319.

25) *sakan* '(anbinden, hängen mit einem) streiten' (goth. westgerm.) skr. *sañj* 'haften, heften' Praes. *sájati,* Perf. *sasañja,* III. Pl. *sasañjatus* und *sasajatus;* lat. *sagio sagire* '(sich geistig fest an etwas heften) scharf empfinden' Fick 3, 313 f.

26) *skafan skôf skôbum skabans* 'schaben, scheren' (ostgerm. ahd. ags.) litt. *skapoti* 'schaben, schnitzen' gr. *σκάπτω* 'scharren, graben' Fick 3, 331.

27) *skakan* 'schwingen, sich schwingen' (altn. ags. alts.) skr. *khaj* 'umrühren' Fick 3, 329. Windisch Nr. 52. Vergl. KZ. 3, 429 f. und skr. *khañj* 'hinken'.

28) *skapan* 'schaffen' (allgemein, altn. *skapa* oder *skepja*, goth. *gaskapjan*) lat. *scabo scabere* 'kratzen, schaben' Fick 3, 331; s. Nr. 26: Erweichung der Labialis vor der Verschiebung (schwerlich skr. *skabh* oben S. 155). Künstlerisches Schaffen ist gemeint, zunächst Holzschnitzerei.

29) *skathjan* 'schaden' (goth. ags. *sceađan*) nach Mj zu skr. *kšan*, gr. *κτείνω* Fick 3, 330; oben S. 228.

30) *slahan slôh slôgum slagans* 'schlagen' (allgemein) zd. *harec* Caus. *harecaya* 'werfen, schleudern' altir. W. *slac* 'niederschlagen' Fick 1, 797. 3, 358. Windisch Nr. 56.

31) *spanan* 'locken' (westgerm.) Bildung nach Praesenstypus G, gr. *σπάω* 'ziehen, zerren; anziehen, anlocken' Fick 3, 352.

32) *stapan* '(stampfend) schreiten' (alts. ags.) gr. *στέμβω*, ksl. *stąpiti* 'incedere'; Erweichung vor der Verschiebung wie im Griech. Fick 1, 821. 3, 345.

33) *svarjan* '(sprechen) schwören' (allgemein, goth. *svaran*) skr. *svar svárati* 'rauschen, erschallen lassen, besingen' Fick 1, 841. 3, 362. Der Gesang zur Ehre der Götter führt auf feierliche Rede unter Anrufung der Götter.

34) *thvahan thvôh thvôgum thvagans* 'waschen' (allgemein) skr. *tuç tôçatê* 'träufeln' oder 'strömen' für *tvak*, mit Erweichung der Gutturalis gr. *τέγγω* 'netze' lat. *tingo* Fick 1, 97. 3, 142.

35) *vadan* 'gehen' (altn. ags. ahd.) lat. *vâdo, vâdere, vadum,* W. *vadh* Fick 1, 767. 3, 285.

36) *vahan vôh vôgum vagans* '(sagen) erwähnen' (ahd.) skr. *vac vívakti* 'tönen, reden, nennen', gr. *εἶπον* Fick 3, 281 f.

37) *vahsan* 'wachsen' (allgemein, goth. *vahsjan*) skr. *ukš* Praesensstamm *úkša-* und *ukšá-* Perf. III. Sing. *vavákša* 'heranwachsen, erstarken'; zend. *vakhš ukhšyêiti,* gr. *ἀέξω αὔξω.* Fick 3, 281.

38) *vakan* 'munter sein, wachen' (goth. ags.) lat. *vigeo, vegeo* W. *vag.* Fick 3, 280.

39) *vaskan* 'waschen' (westgerm.) vergl. skr. *ukš,* Praesensstamm *ukshá-,* Perf. *vavakšê* 'beträufeln, besprengen' aus *vag-s* vgl. *ὑγρός* (Fick 1, 764). Wahrscheinlich *vaskan* für *vak-ska-* wie *forscôn* für *park-ska-* nach Praesenstypus K. Das von Fick 3, 301 verglichene skr. *uñch* heisst 'nachlesen'.

Ich habe in diesem Verzeichnisse abgesehen von dem *hagan hôg* oder *hahan hôh,* welches Grimm aus dem ganz vereinzelten ahd. *gihagin wirt* 'nutritur' (silva) bei Graff 4, 761 schliesst: Fick vergleicht 3, 59 skr. *kac* 'binden' lat. *cingere.* Aber das Wort steht erst in einer Horazglosse, angeblich des elften, wahrscheinlich des zwölften Jahrhunderts.

Selbstverständlich dass *fragen frug, jagen jug* weggeblieben sind: Nachbildungen von *tragen trug.* Ebenso fielen weg altn. *deyja dó* (goth. *divan dau,* W. *dhu*) und *geyja gó* (W. *ghu* Fick 1, 83). Altn. *kefja kóf,* eine Nachbildung von *hefja hóf,* ist in der älteren Sprache stets schwach (Wimmer Fornn. forml. 116).

Gegen keines der übrigen aufgeführten Verba aber wüsste ich einen Zweifel geltend zu machen, durchweg scheinen uns echte altgermanische Bildungen vorzuliegen.

Ich brauche nicht ausdrücklich zu bemerken dass die beigefügten Etymologien nicht alle gleich sicher sind.

Keine Stammsilbe geht in unseren 39 Nummern auf Vocal aus, obgleich sich vocalisch auslautende Wurzeln darunter verstecken: s. 16. 23? 29? 31. Keine geht auf *m*, *t* oder *s* aus; dagegen finden sich im Stammsilbenauslaut *r* (*faran, svarjan*) *l* (*alan galan kalan malan*) *n* (*anan spanan*) *p* (*lapan skapan stapan*) *k* (*akan bakan sakan skakan vakan*) *b* (*daban draban graban*) *d* (*vadan*) *g* (*dragan gnagan*) *f* (*hafjan hnafan safjan skafan*) *th* (*frathjan hlathan rathjan skathjan*) *h* (*flahan hlahjan klahan lahan slahan thvahan vahan*) *hs* (*vahsjan*) *sk* (*vaskan*).

Praesensstamm auf *ja* habe ich angesetzt, wenn er in irgend einer germanischen Sprache nachweisbar war und nicht die Uebereinstimmung von Altn. und Westgerm. dagegen bewies. Das goth. *svaran* ist vielleicht der Analogie von *faran* gefolgt, das westgerm. *klahan* der Analogie von sechs anderen Zeitwörtern auf *h*; und so darf die Frage aufgeworfen werden, wo alle Stammsilben desselben Schlussconsonanten in der Praesensbildung gleich sind: ob nicht schon sehr früh und für alle germanischen Sprachen vereinzelt dasselbe stattgefunden habe, z. B. bei denen auf *l* und *k*. Aber ich finde keinen rechten Anhaltspunct um die Frage zu beantworten (doch s. z. B. Nr. 25).

Nach dem Praesenstypus J^{a} mithin besitzen wir: *hafjan safjan frathjan hlahjan vahsjan* und nach Mj **rathjan skathjan*. Neben *hafjan safjan* am klarsten, weniger entschieden neben *hlahjan* (und goth. *vahsjan*) stehen auswärtige Verwandten derselben Bildung. Für *frathjan* scheint die auswärtige Verwandtschaft die Annahme zu begünstigen dass es der Analogie von *rathjan* und *skathjan* folgte, verhältnismässig

jüngeren Bildungen wie sie nur das Germanische und in *fateor* das Lateinische aufweist. Auch gegen *svarjan* fällt, da auswärts die Bildung nicht nachweisbar, doch vielleicht goth. *svaran* ins Gewicht. Ueberall dürfen wir festhalten was oben zu J^α^ bemerkt wurde dass der Accent auf die Wurzelsilbe erst zu einer Zeit kam, wo er nicht mehr die Fähigkeit den Vocal zu färben hatte; deshalb heisst es *capio*, nicht *cepio*.

In zwei anderen Verben dieser Classe erklärt sich, wie Delbrück gesehen hat, die ungefärbte Gestalt des Wurzelvocales wie im Singularis Perfecti aus der Reduplication: *fara vaha*. Dazu vielleicht *galan* W. *ghal* (vergl. S. 240 *gellan*). Typus B.

Bei den Bildungen nach den Praesenstypen G, M und K^α^ wie *spanan hlathan vaskan* wird es uns nicht wundern, den Wurzelvocal im Praesens ungefärbt zu finden.

Nach dem Typus D (s. Nr. 37 *ukšá-*) könnte man *vahsan* verstehen, und so manche andere, bei denen wir für die Bestimmung des ursprünglichen Accentes keinen Anhaltspunct haben. Delbrück S. 172 Nr. 14 führt neun Verba mit innerem *a* auf, in denen Typus C und D neben einander gelten.

Neben den vocalisch anlautenden *akan alan anan* stehen Verwandte, welche ebensowol Accentuation auf dem Wurzelvocale wie alten ungefärbten Vocal belegen. Dass der vocalische Anlaut an sich nicht gegen die Färbung wirkt, zeigt *etan*. Aber das skr. Partic. *anát* lässt uns auch für die anderen ursprüngliche Praesensstämme *agá- alá-* vermuthen.

Dass irgendwo das *a* des Praesens aus altem *â* hervorgegangen wäre (vergl. Nr. 4. 15. 35), glaube ich nicht.

Dagegen scheint eine Gruppe von Verben ehemals inneren Resonanten im Praesens gehabt zu haben (Typus Hd): vergl. Nr. (10.) 20? 21. 25. 27? 32. 34? Auf diese werde ich bei dem Typus *standan* (IVb) und *têkan* (IVc) zurückkommen.

Es sei endlich bemerkt dass neben den auf Labialis auslautenden griechische Verba nach M mit ebenfalls ungefärbtem Wurzelvocale stehen: *κνάπτω λάπτω σκάπτω* Nr. 17. 21. 26.

Die verhältnismässig sichersten Fälle sind die Praesentia nach Jα und B. Dem Principe nach wird man die Bildung daher aus unbetonter oder mit Reduplication begleiteter Wurzelsilbe am besten verstehen. Und hoffentlich gelingt es noch einmal, sämmtliche Verba der Classe auf dieses Princip zurückzuführen oder die gesetzmässigen Störungen nachzuweisen.

Was nun das Perfectum anlangt, so genügt es, sich die streng vergleichbaren europäischen Formen zu vergegenwärtigen, um zu vermuthen dass wir es mit einer westarischen Formation zu thun haben: über deren Ursprung aber verschiedene Meinungen möglich sind. Die Typen *ago êgi* und *scabo scâbi* stehen sich doch eigenthümlich gegenüber. Den Typus *êgi* mit *cêpi fêci* usw. kennen wir aus Ia Ib: wir glaubten annehmen zu dürfen, dass er nicht ursprünglich dem Plural geeignet habe und in den Singular erst übertragen sei. Die Consequenz scheint dass der Typus *scâbi* erst nachträglich und widerrechtlich in den Plural gedrungen wäre. Und ferner, da wir wissen dass im ältesten Sanskrit Dehnung des Wurzelvocales in der III. Sing. Perf. der Verba mit innerem *a* die Regel bildet und solche Differenzirung zweier sonst gleichlautender Formen um so näher lag, als der Accent Dehnung befördert: sollten wir

nicht dies Verhältnis für ursprünglich halten und jene westarische Formation erst daraus ableiten müssen? Uebertragung aus der dritten in die erste Person begreift sich unbedingt nach dem Vorbilde von Cl. II. III, die dunkle und die helle Dehnung des *a* vermischten sich, und die vereinzelte II. Sing. konnte nicht widerstehen. Also wäre hervorgegangen

hôf	aus	*kekápa*
hôft		*kekáptha*
hôf		*kekâ'pa*
hôbum		*kêpmá*
hôbud		*kêptá*
hôbun		*kêpánt.*

Vergl. Windisch KZ. 23, 250—252. Von den verglichenen altirischen Formen stimmt ausgezeichnet zum Germanischen die III. Sing. *scáich* (praeteriit) germ. *skôk.* Und für meine Auffassung des Plurals lässt sich geltend machen: I. Sing. *selach* für *seslach,* III. Sing. *selaig* für *seslaig,* III. Plur. *selgatár* für *seslgatár* (vergl. oben S. 232), unserem *slôh* usw. entsprechend. Windisch setzt ein altirisches Paradigma mit durchgehendem langem *á* an, und das Beispiel das er wählt eignet sich ausgezeichnet, da es dem Typus *hafja hôf* vollkommen entspricht: Praes. *guidiu* (precor) für *gadjâ,* Perf. *ro gád* (rogavi) vergl. skr. *jagada.* Aber seine eigenen Beispiele berechtigen ihn nicht dazu: er hat unter Nr. 25. 52. 62, wo man sie suchen muss, keine einzige Pluralform mit langem *á,* vielmehr nur Formen mit kurzem *a* angeführt: *gadammar, gadatar, tachatar.* Das Paradigma muss also lauten: Sing. I. *gád* II. *gád* III. *gáid;* Plur. I. *gadammár* II. *gadaid* III. *gadatár.* Und dadurch wird auch der vermuthete westarische Typus wieder zweifelhaft.

Aber warum sind gerade diese Perfecta mit diesen Praesensbildungen verbunden? Warum haben sich nicht in Ia und Ib dieselben langen Perfectvocale eingefunden?

Den Ausgangspunct bilden wol die Verba nach B: Praes. *peparmi,* Perf. III. Sing. *pepâra.* Ein gewisses Differenzirungsbedürfnis konnte sich hier einstellen und zur Bewahrung der Länge führen.

Ferner mussten die vocalisch anlautenden von selbst ein durchgehendes perfectisches *â* erhalten: Praes. *agâ,* Perf. Sing. I. *âga,* Plur. I. *âgmá.* Ob dieses *â* sich hell färbte oder *â* blieb, hing ohne Zweifel von der Färbung des praesentischen Wurzelvocales ab: germ. *etan êt* (oben S. 237 f.), aber *akan âk* resp. *ôk.* Auf *â,* nicht ursprünglich *ô,* weisen sowol das Altirische als lat. *scabo scâbi, lavo lâvi, caveo câvi* und ähnl.

Hieraus aber schon ergibt sich ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Praesens- und Perfectvocale, welches weiter führt. Es erklärt dass Praesentia mit innerem *a* Perfecta mit innerem *â* begünstigten und forderten. Anderseits wird es möglich dass Perfecta die aus irgend einem Grunde *â* in der III. Sing. und demgemäss überhaupt im Sing. behalten hatten, auf die Gestaltung des Praesens Einfluss nahmen.

Unter den Gründen, welche verschiedene Verba einander in der Form gleich halten oder machen konnten, verdient noch Bedeutungsverwandtschaft erwogen zu werden, wie zwischen *draban* und *graban,* zwischen *akan dragan faran skakan stapan* und *vadan,* zwischen *dragan* und *hlathan,* zwischen *flahan hnafan klahan skafan skapan lahan malan* und *slahan,* zwischen *thvahan* und *vaskan,* zwischen *frathjan* und *safjan, hlahjan* und *lahan, galan svarjan* und *vahan.* Schon bei den

oben vermutheten Wurzelübertragungen kam dieses Moment in Betracht, und es verdient um so mehr Berücksichtigung, als solche Synonyma häufig syntaktisch parallelisirt oder sonst verbunden auftreten konnten und mussten. Mag die Erscheinung synonymische Association genannt werden.

Die bedeutende Verkettung der Ablautsvocale unter einander erklärt auch allein die Form des Participii Perfecti unserer Classe. Wenn rein mechanische Gründe walteten, so wäre kaum abzusehen, weshalb nicht *olans* gesetzt wurde, so gut wie *stolans,* weshalb nicht *slehans* so gut wie *jehans, grebans* so gut wie *vebans.* Hier muss eine Formübertragung aus dem Praesens stattgefunden haben.

Ein ganz geringes Gewicht für die Scheidung der Ablautsordnung zwischen Ia und Ib einerseits, IV anderseits mögen die An- und Auslaute der Stammsilben gehabt haben. Die Anlaute *spr str skr,* die Auslaute *m t s* finden wir nur dort, den Auslaut *n* nur hier. Dass die Consonantenhäufung keine langen Vocale begünstigt zeigt Ic. Aber welche specifischen Qualitäten *m, t, s* und *n* hier entwickeln sollten, wüsste ich nicht zu sagen.

Hiermit sei die mühselige, vielfach unbefriedigende Erörterung geschlossen. Ich gehe zu IVb *standa stôth stôdum standans* über.

Ich meine dass für eine ältere, vor unseren Quellen liegende Periode zunächst auch altn. *taka tók tókum tekinn,* goth. *têkan taítôk taítôkum têkans* hierher zu rechnen ist. Das lat. *tangere* weist den Weg. Schmidt Voc. 1, 44 vergleicht noch, obwol zweifelnd, zend. *thañj, thañjayêiñti* 'anfügen, bändigen, sich anfügen'. Ich setze Praesensstamm *tangá-* voraus, der Resonant scheint im Altnord. spurlos, im

Goth. mit Ersatzdehnung des vorhergehenden Vocales geschwunden.

Wie steht es aber mit den übrigen Verbis des Typus *têkan taítôk* (IVc)? Ist der Typus überhaupt germanisch oder nur gothisch?

Man rechnet dazu noch *flêkan grêtan lêtan rêdan.*

Am sichersten verhältnismässig ist die Beurtheilung von *grêtan* 'weinen, wehklagen'; alts. *greotan,* Perf. *griot:* ags. *greótan* und *grêtan* Grein 1, 525. 527; altn. *gráta grét;* mhd. *grâzen* 'schreien, wüthen' schwach. Fick 3, 108 und Andere vergleichen skr. *hrâd hrâ'datê* 'tönen, brüllen, lärmen' (nicht im Veda). Ohne Zweifel ist das Wort verwandt, aber das *â* bedarf auch im Skr. der Erklärung, und das Germanische gibt sie (vergl. Curtius Nr. 181; Schmidt Voc. 1, 36). Der ags. alts. Praesensstamm *greuta-* (vergl. litt. *graúdżei* 'bitterlich' z. B. weinen, Schmidt Voc. 1, 45. 176) weist auf *granta-* wie *grôz* auf *grandis* (zugleich nach Analogie von Classe III?): und das alts. Perf. *griot* weist auf *gegrôt* wie *hriop* auf *hehrôp.* Hier also wird in der That ein germ. *grantan* (Stamm *grantá-*) *gegrât* nach IVb wahrscheinlich. Das Altnordische aber behandelt diesmal das Praesens wie das Gothische; und da offenbar das Perfectum, wo man aus *gegrôt grjót* erwarten müsste, unter dem Einflusse des Praesens steht, d. h. Uebergang in den Typus *slêpan* stattgefunden hat (Müllenhoff Vb), so wird auch *taka* nicht unmittelbar aus *tankan* entstanden sein: in diesem Falle war das Perf. *tôk,* in dem anderen das Praesens *grâtan* entscheidend; dort ergab sich eine Bildung nach IV, hier nach Vb. Ebenso hatte sich wol im Ags. das Praes. *grêtan* (für *grôtan?*) unter formeller Anlehnung an *grêtan* mhd. *grüezen* erst nach einem Perf. *greót* gebildet; vergl. das synonymisch associirte *vêpan.*

Ein Praesens *flêkan* ist nicht überliefert; wir besitzen von dem Worte nur die Form *faíflôkun* 'sie beklagten'. Natürlich also bleibt jener hypothetische Ansatz unsicher, für den sich nichts anführen lässt als die Proportion *tangere: têkan* = *plangere*: *flêkan*. Die Grundbedeutung 'sich schlagen' (Fick 3, 193) ist ganz sicher, vergl. gr. *κόπτεσθαι*. Um so weniger ist alts. *flôkan*, Partic. Perf. *farflôkan*, ahd. *farfluohhan* (malignus) davon zu trennen: frühe Uebertragungen aus dem Perfectum? Leider ist das Perf. *firfluocta* nur einmal belegt neben oftmaligem *fluohhota* (Graff 3, 759), sonst würde dies mit den Infinitiven *fluahhan fluachenes* (Denkm. 74b, 4) *fluachenne* (ibid. 75, 6) zur Annahme eines Praesensstammes *flôkja-* berechtigen, der jenem ags. *grêtan* vollkommen gleich stünde.

Was *lêtan* und *rêdan* betrifft, so darf man ihnen noch *-drêdan* anreihen und nach dem Ags. für sie alle den germanischen Typus *rêdan rerôd* behaupten. Die ags. Formen *reord ondreord leort* erklären sich nur aus dunklem Wurzelvocale befriedigend: *rerôd rerod reord*, mag man den Uebergang von *rerod* in *reord* nun Metathesis nennen oder folgende Erklärung vorziehen: in *rerod* wird das *o* reducirt, es entsteht *r* mit dunklem Timbre und infolge dessen *reord* nach der oben (S. 70) angegebenen Weise. Dieses *reord* aber wurde Vorbild für die beiden anderen, und die jüngeren Formen *rêd ondrêd lêt* folgten der Analogie von *slæpan slêp*. Ebenso sind die ahd. ags. altn. Perfecta dieser Verba durch Formübertragung gebildet.

Etymologisch ist *rêdan* nach slavischen Formen mit einiger Wahrscheinlichkeit auf *randan* zurückzuführen (Schmidt Voc. 1, 36. 44: dagegen Brugman Unters. 1, 38 ohne Rücksicht auf Nasalirung). Ags. *ondrædan*, alts. *andrâdan*, ahd.

intrâtan 'fürchten' möchte ich auf ein germ. *ond-trêdan* eigentl. 'entlaufen' zurückführen, W. *drâ* skr. *drâti* 'läuft' gr. *ἔδραν διδράσκω* nach Typus L weiter gebildet und der Form nach an das Vorbild von *rêdan* angeschlossen. Für *lêtan* hat Zimmer Zs. 19, 412 eine W. *land* wahrscheinlich gemacht.

Demgemäss wäre hier überall ein Typus wie *tankan tetôk* wahrscheinlich. Wie weit der Plur. Perf. auch ausserhalb des Gothischen *tetôkum* lautete, wie weit Praesens und Sing. Perf. einander gleich wurden, können wir nicht ausmachen. Nur folgende Erwägung möchte ich noch anstellen, um die Beibehaltung der Reduplication zu motiviren. Lateinisch *tangere* zeigt ungefärbten Vocal und der ganze Charakter der Classe IV macht ihn umsomehr für das Germanische glaublich. Geht der Resonant verloren und tritt Ersatzdehnung ein, wie es thatsächlich geschehen ist, so konnte zunächst nur *â* entstehen, nicht *ê*. Dann kommen wir im Sinn unserer Reconstructionen auf die Formel *tâkan tetâk têkum*, und wenn dafür *tâkan tetâk tetâkum* eintrat, so begreift sich das sehr wol. Von hier aus erst, verhältnismässig spät, tritt Differenzirung ein wie in gr. *ῥήγνυμι* und *ἔρρωγα;* das Perfectum wurde behandelt wie das sonstige perfectische *â*, d. h. das *â* der vierten Classe (über den Typus *slêpan seslêp* s. unten die reduplicirenden); es erhielt dunkle Färbung; die hierdurch geschaffene Differenz aber hat sich erweitert, indem das Praesens helle Färbung annahm.

Hierbei setze ich voraus dass das Altgermanische, wie das Althochdeutsche, drei Längen des *a* besass: *ô, â* und *ê* (goth. ahd. *hêr;* goth. ahd. *fêra*). Nun bestand eine Bewegung gegen das *â;* es ging theils nach *ô*, theils nach *ê*. Nur die conservativen Sueben behielten *â* bei, und vielleicht bewegten

sie umgekehrt einen grossen Theil der *ê* nach *â*, denn ganz wenige *ê* blieben zurück; z. B. ahd. *hêr fêra* wie gothisch. Sieht man Ficks Beispiele in Bezzenbergers Beitr. 2, 193 ff. durch oder vergleicht die *â* bei Brugman Unters. 1, 1 ff. mit einander, so zeigen sich grosse Schwankungen, über deren Gesetz wir noch gar nichts wissen. Die merkwürdigste von allen ist ohne Zweifel das goth. *ê* und *ô* im Genitiv Pluralis; unter den drei Möglichkeiten für deren Auffassung hat die grösste Wahrscheinlichkeit, dass das Goth. hier Altgermanisches bewahrt; dass mithin die germanische Ursprache eine Differenzirung einführte welche die nur aus nachgothischer Zeit überlieferten germanischen Sprachen wieder verwischten.

Dieser besonderen Verhältnisse wegen hat Alles was im Folgenden über Wurzeln mit *â (ê ô)* und deren Conjugation bemerkt wird, eine viel geringere Garantie als unsere Betrachtungen über das Verhältnis von *a* und *e*.

Schliesslich sei noch die Vermuthung geäussert dass das am altn. *taka* beobachtete Verfahren auch sonst geübt wurde; z. B. altgerm. *lampan lelôp, skankan skeskôk, stampan stestôp* wären nicht unmöglich (S. 256 oben). Und uralter wirklicher Verlust der Nasalirung, ohne Formübertragung, rein mechanisch, ist nicht ausgeschlossen. Z. B. Praesensstamm *saka-* (Nr. 25) altar. *sangá-?* Das skr. Perf. *sasañja* legt die Frage nahe, ob nicht germ. *ô* des Perf. zuweilen durch Schwund des Resonanten und Ersatzdehnuug entstanden sei. Aber ich finde keinen Grund dafür und manchen dagegen: solche Perfecta beherbergt das Germanische in Classe Ic Va und Vb. —

Wir kommen endlich zu IV d Typus *sâjan sesô.* Der Typus ist altgermanisch. Wir besitzen eine sehr sorgfältige Abhandlung darüber von Leo Meyer in KZ. 8, 245. Es ent-

spricht goth. *saian saisô* ags. *sâvan* (*â* für *ai* wie stets ags.) *seóv* (was *sesov* voraussetzt), ahd. schwach *sâjan sâta.* Im Goth. und Ags. (wie im Lettoslavischen) hat sich *sâjan sâijan saijan* entwickelt.

Hierher gehören, wenn ich von den nur noch schwach vorhandenen absehe und Participia wie mhd. *gedrân* nicht notire: *blâjan* (ags. Amelung Nr. 199) *knâjan* (ags. 227) *krâjan* (ags. 228) *lâjan* goth. 229[1] *mâjan* (ags. 232) *sâjan* (goth. ags. 239) *thrâjan* (ags. 259) *vâjan* (goth. ags. 261).

Die Etymologie ist durch Leo Meyer und neuerdings durch Brugman gefördert[2], und durch die Etymologie scheint auch hier die Flexion erhellt. Es sind vermuthlich drei Praesenstypen in der Gruppe vermischt: A *(vâmi)* B *(sisâmi)* und J *(lâjâ).* Der letztere überwog und verdrängte die andern wie im ksl. *vějq věјati* 'wehen', *sějq sějati* 'säen' (litt. *sěju sěti*). Welche von diesen Zeitwörtern im germ. Praesens ehemals die Reduplication hatten, also dem Typus B folgten, können wir nicht wissen. Die Reihe *ἄημι* (skr. *vắmi,* germ. *vâja*) *ἵημι (sâja) τίτρημι (thrâja) γιγνώσκω (knâja)* umfasst beides, ursprünglich A und B. Ihr steht gegenüber *lâjan* 'schmähen' mit skr. *rắ-ya-ti* 'bellt', litt. *lóju lóti,* ksl. *lajq lajati* 'bellen, schimpfen'; *krâjan* mit litt. *gróju gróti,* ksl. *grajq grajati* 'krächzen'.

---

[1] Wenn ahd. *lâhit* vituperat (Graff 2, 97) so, mit dem Längezeichen und ohne Umlaut, überliefert ist; so gehört es nicht zu dem Perfectum *luag,* sondern zu goth. *laian.* Die Schreibung wie in *cnahu cnahent* udgl. Vgl. Leo Meyer S. 252, wo die meiner Ansicht nach falsche Beziehung der Form *lâhit* zu Cl. IVa Nr. 20 (oben S. 251) vorgenommen wird.

[2] Die hergehörigen lateinischen Verba auf *ēre,* 22 an der Zahl, verzeichnet Deecke Facere und Fieri (Strassburg 1873) S. 37—43, Andere hergehörige aber haben *â: flare.*

Ich habe gesagt: der Typus J überwog und zog die anderen in seine Analogie. Aber es fragt sich, ob nicht im Ahd. Spuren der älteren Flexionsweise nach A vorhanden sind. Sanctgaller Quellen des zehnten Jahrhunderts bieten III. Sing. *wât* (Graff 1, 621), Glossen bei Graff 3, 234 *plânta* (spirantes): aber es ist bei so vereinzeltem Auftreten schwerlich etwas darauf zu bauen.

Wol aber kann der allgemeine Uebergang nach J durch den Umstand gefördert sein, dass mindestens im Sing. Praes. diese Verba ebenso wie *gâm* und *stâm* flectirten, deren Formen *geis geit* und *steis steit* ich für älter als *gês gêt stês stêt* und durch Anschluss an die Flexion der dritten schwachen Conjugation hervorgerufen halte. Das *ei* blieb wie in *zweim* neben *zwêm:* diese Art von Monophthongirung vollzieht sich nur in nicht hochbetonter Silbe mit Sicherheit. Man erwäge folgende Paradigmen:

tlâmi	*armâ*	*gâm*
tlâsi	*armais*	*geis*
tlâti	*armaid*	*geit*
tlâma	*armâm*	**gamês*
tlânti	*armând*	**gant*

Das erste Paradigma das ich wähle gehört zu gr. *τλῆναι*, das goth. *thulan* entspricht genau, *u* steht durch Svarabhakti; wäre die Wurzelform einsilbig geblieben, so würde es *thlâjan* goth. *thlaian* heissen und nach IV d gehen. Die ganze Formenreihe ist construirt, aber ziemlich sicher vorauszusetzen; die Lautgestalt ist vor der Verschiebung und den Auslautsgesetzen gedacht. Durch Vermischung mit den Denominativen der dritten schwachen Conjugation erklären sich die thatsächlichen gothischen und ahd. Formen: *thula*

thulais thulaid, dolêm dolês dolêt. In der ahd. I. Sing. ist *-m* ursprünglich, der Vocal *ê* nicht ursprünglich.

Das zweite Paradigma erklärt sich aus dem Praesensstamme *arma-ja-* mit Ausfall des *j* und Färbung des Thema-auslautes wie in *nimis nimid.*

Die dritte Reihe enthält im Singular die thatsächlich ältesten ahd. Formen (Graff 4, 66. 6, 589). In der II. Plur. scheint *gêt* alte Regel; man könnte daraus folgern dass goth. *thulaith* ursprünglich und daher auch goth. *nimith* älter als ahd. *nemat*: ich möchte die heikle Frage hier lieber umgehen und habe daher die II. Plur. aus dem Paradigma ganz ausgeschlossen. Die Formen *gamês* und *gant* sind nach der Regel der stammabstufenden Conjugation angesetzt (vgl. gr. *ἵσταμεν ἵστατε ἱστᾶσι* für *ἱσταντι*): ich denke, die Formation setzt Accent auf der Wurzelsilbe im Singular, Accent auf der Flexionsendung im Dual und Plural voraus.

Ich nehme nun an dass die drei Reihen aufeinander gewirkt und sich gegenseitig umgestaltet haben. Für den Singular war die zweite bestimmend;[1] für den Plural die dritte; es entstanden goth. *thulam thuland, armam armand.* Das uns bekannte Ahd. hat dann allerdings Singular und Plural in Bezug auf die Quantität des *â* einander gleich gemacht: wie früh, ob durchweg, können wir gar nicht bestimmen, da wir vielen überlieferten Formen die Quantität ihres Vocales nicht anzusehen vermögen.

Wurde nun *vâmi* flectirt wie *tlâmi,* so ist wol zu vermuthen dass einmal der Singular *vâm vais vaid* existirte und

[1] Ebenso könnte ahd. II. Sing. *tuis*, III. *tuit* nach dem Muster eines wol möglichen *karois karoid* für *karôis karôid* für *karâ-ji-s karâ-ji-d* (goth. *karôn* 'sorgen' Denominativum von *karâ-* 'Sorge') gebildet sein. Aber wäre nicht auch blosse Einwirkung von *geis geit, steis steit* möglich?

für II. III. Sing. war dann der Uebergang zu zweisilbigem *vaijis* oder *vâjis* besonders leicht. Doch beweisen lässt sich dergleichen nicht, und nothwendig, um den Uebergang zu erklären, wären die Formen auch nicht.

Auf alle Fälle darf ein ursprünglicher Zusammenhang der Typen *vâmi sisâmi* (lat *sero,* gr. *ἵημι*) *ghighâmi* (ahd. *gâm*) *tlâmi* und der dritten schwachen Conjugation bestimmt behauptet werden.

Wieder aber hat es kein Bedenken anzunehmen das zur Zeit der Scheidung zwischen ablautenden und reduplicirenden Verbis sich die Praesens- und Perfectvocale der Verba *sâjan vâjan* usw. nicht wesentlich von einander unterschieden; und wieder erhielt das *â* im Perfectum später die dunkle Färbung.

DIE REDUPLICIRENDEN VERBA.

Die reduplicirenden Verba (Classe V) theile ich mit Müllenhoff nach den inneren Vocalen der Stammsilbe ein, indem ich nur die vocalisch auslautenden, für welche Müllenhoff eine besondere Abtheilung hat, den übrigen einordne. Ich unterscheide demnach Abtheilung a mit innerem Vocal *a,* b mit Vocal *ê,* c mit Voc. *ai,* d mit *ô,* e mit *au,* f mit *û.* Etymologisch würde sich die Ordnung *a ê ô ai au û* besser empfehlen; für die Geschichte der äusseren Form ist die vorgeschlagene Reihenfolge zweckmässiger, weil die Verba mit dunklen Vocalen (d bis f) in einem Gegensatze zu den drei ersten Reihen stehen.

Zur Reihe a gehören nach Amelung und Moller[1] folgende Wörter: *althan arjan bannan blandan fanhan fallan*

[1] Dr. Adolf Moller Die reduplicirenden Verba im Deutschen als abgeleitete Verba (Potsdam 1866).

faltan falthan gangan hañhan haldan halsan haltan prangan saltan skaldan spaldan spannan staldan stangan valdan valkan vallan valtan.

Unter ihnen nimmt *arjan* eine Sonderstellung ein, nach goth. *arjan* (nur *arjandan* Luc. 17, 7), ahd. mhd. *erren ern* so angesetzt. Aber nach litt. *ariu,* ksl. *orją;* lat. *arare,* gr. *ἀροῦν* können wir es nur für ein ursprünglich schwaches Verbum halten; auch die äussere Gestalt fällt ganz aus dem Charakter der vorliegenden Classe heraus. Und doch ist eben deshalb auch kein Vorbild innerhalb der Classe zu finden, welchem das schwache Zeitwort sich angeschlossen haben könnte. Ich weiss nur eine Vermuthung vorzubringen: wir werden sehen dass im Perfectum der schwachen Conjugation ein Augmenttempus, ein Aorist der W. *dha* steckt; wir werden bei den Anomala ein Imperfectum als Perfectum finden: könnte etwa auch hier die Spur eines Augmentes zum Vorscheine kommen? Augment und Reduplication (nach *althan ealth*) mussten bei dem vocalisch anlautenden Worte zusammenfallen.

Scheiden wir demgemäss *arjan* aus, so bleiben lauter Stammsilben auf *ll (fallan vallan) nn (bannan spannan) l* mit Dentalis *(faltan haltan saltan valtan, althan falthan, haldan skaldan spaldan staldan valdan, halsan) lk (valkan) n* oder Nasalirung mit *d, g, h (blandan, gangan prangan stangan, fañhan hañhan),* kurz lauter Verba, bei denen wir uns fragen, warum sie nicht nach Ic gehen?

Die aufgeführten Verba sind zum Theil spät, zum Theil von zweifelhafter Beglaubigung. Wir müssen uns an die verhältnismässig sicheren und alten halten.

In *hañhan* skr. *çank çánkatê* 'in Sorge (d. h. in der Schwebe) sein' und *fañhan* lat. *pangere* für *pancere* (vergl.

pacisci) haben wir ziemlich sichere Beispiele einer Formübertragung aus dem Praesens. Verba mit ungefärbtem und nasalirtem Wurzelvocale des Praesens gehen nicht nach IVb wie sie sollten, sondern übertragen die Nasalirung ins Perfectum, welches daher wie nach Ic gebildet wird; diese Gleichheit zwischen Praesens und Sing. Perf. muss dann aber auch auf das Partic. und den Plur. Perf. assimilirend gewirkt haben. Es gilt demnach nur wieder zu erklären, warum das *a* im Praesens nicht gefärbt ist. Wieder lässt sich die Betonung *kanká- panká-* vermuthen, aber nicht beweisen.

Die unbewegliche Starrheit des Wurzelvocales hat guten Sinn wenn eine Zusammenrückung mit W. *dha* nach Typus L vorliegt, wie in *spaldan* 'Berstung machen' skr. *phal* für *spal* 'bersten' (Fick 3, 354), *haldan* von W. *kal* 'heben' (Fick 3, 73), *valdan* auch lettoslavisch von W. *val* in lat. *valere* (Fick 3, 299). Ebenso wird man *staldan* 'in Besitz nehmen, besitzen' aus skr. *sthal* 'fest stehen' (vergl. die germ. Verwandtschaft bei Fick 3, 341) ableiten dürfen: 'Stellung machen, sich auf etwas fest hinstellen' (zum Zeichen der Occupation). Zu *skaldan* 'rudern' vergl. gr. *σκάλλω* (Fick 3, 333) eigentl. 'Hölung machen'.

Dieselbe Starrheit ist natürlich, wenn ein Nominalthema als Praesensstamm genommen und von da ins Perfectum übertragen ist wie in *saltan haltan* (aus ahd. *halzan*) *faltan* (nur mhd. *valzen* nach Analogie) *althan halsan* (aus mhd. *halsen*) und *bannan* (vergl. Fick 3, 201; das Neutr. *banna-* wol für *banva-* zu skr. *bhan bhánati* 'sprechen, ausrufen'). Nach Analogie der erstgenannten könnte ahd. *walzan* gebildet sein, gegenüber altn. *velta* (Fick 3, 298). Und so alts. ahd. *wallan* nach *fallan*, gegenüber altn. *vellan* (Fick 3, 300)?

Ein Nominalthema möchte ich auch in *blandan* vermuthen, urspr. 'trüben' verwandt mit *blind* (vergl. Fick 3, 221), nemlich skr. *bradhná* 'falb' ksl. *bronŭ* für *brodnŭ* 'weiss, aschfarb' (Fick 1, 702); das letztere ist die Nüance auf die es ankommt, ich denke an fliessendes Wasser, dessen Grund aufgewühlt wird. Irgendwie verwandt muss *blond* sein.

Fick 3, 182 vergleicht *falthan* mit gr. *πλάσσω πλάττω* (W. *πλατ*). Wenigstens stimmt der ungefärbte Wurzelvocal, und dass nicht *falthan fôlth* entstand, begreift sich aus der Doppelconsonanz. Dasselbe gilt für *valkan* skr. *valg válgati* (leider nicht *valgáti*) 'die Glieder rasch bewegen, hüpfen, wallen'. Zu gr. *σφάλλω* stimmt *fallan* (Fick 1, 833. 3, 183), vergl. skr. *sphal,* und das *ll* ist ins Perf. übertragen. Vollkommen im Einklange mit meiner Theorie steht *spannan* nach Typus E^{d} von W. *spa,* Praesensstamm *spa-nvá:* davon hat sich *spinnan* ohne Zweifel erst abgezweigt, und sich etwa nach dem begrifflich verbundenen *vinnan* gebildet.

Unsicher sind die Stämme auf *ng: prangan* beruht nur auf dem goth. Particip *anapragganai* 'bedrängt' 2 Kor. 7, 5 und *stangan* nur auf dem goth. Imperativ *usstagg* 'stich aus' Matth. 5, 29. Für den letzteren pflegen die Herausgeber *usstigg* vorzuschlagen, eine Vermuthung die sich allerdings aufdrängt ohne doch absolut sicher zu sein. Jenes *prangan* könnte man mit *plôga-* 'Pflug' und dessen Verwandtschaft (Zs. 22, 325) combiniren, Praesensstamm *phrak-ná-*. Das dritte Verbum der Gruppe bildet im Goth. das Perf. *gaggida,* und das *gêng* der übrigen germanischen Sprachen sieht stark nach dem Muster von *fêng* und *hêng* aus.

So weit die reduplicirende Gruppe a nicht abgeleitete Verba oder Formationen mit W. *dha* oder Nachbildungen enthält: so weit verhält sie sich zu Ic wie sich IV zu Ia

und Ib verhält. Zur Erklärung des Unterschiedes aber wissen wir bis jetzt nichts besseres, als die Verschiedenheit des Accentes, der in I auf der Wurzelsilbe, in IV und Va einst auf dem Praesenssuffixe ruhte. Die innigste Verwandtschaft besteht zwischen der Gruppe IVb, wo goth. *standan* mit seinem wechselnden *d* und *th* ursprüngliches *t* und daher die Accentuation *stantá-* beweist, und den nasalirten Stämmen unserer Abtheilung Va. Ihre Verschiedenheit beruht nur darauf dass der Resonant oder nasalirte Vocal früh (nicht spät wie in hochd. *stuont*) ins Perfectum drang. —

Für die Reihe b kommen folgende Verben in Betracht: *bêgan* (ahd.) *blêsan* (goth. altn. ahd.) *brêdan* (ahd.) *slêpan* (goth. westgerm.) *vêtan* (alts. ahd.). Aber nur *slêpan* gehört sicher hierher; denn von *blêsan* fehlt im Gothischen das Perfectum, und den übrigen steht nicht an der Stirn geschrieben, ob sie ursprünglich hierher oder zu IVc gehörten.

Mit ahd. *bâgan* wird altir. *ir-bága* contentiones, *ar-bágimsc* glorior (Fick 3, 198); mit ahd. *brâtan* gr. *βράσσω (βρατ)* 'sieden, wallen', lat. *fretum* 'Wallung, Glut; Sund' *fretale* 'Bratpfanne' (Fick 3, 216) verglichen. Bei jenem könnte man weiter an skr. *bamh bâh* und seine Verwandten (Fick 1, 155) denken, ursprünglich etwa 'sich blähen' und einem anderen gegenüber 'sich mit ihm messen, mit ihm streiten'; bei diesem, um das germanische lange *â* zu erklären, an eine Weiterbildung nach L von *bhrâ (bhlâ)*: also 'wallen machen, sieden machen, heiss machen'; Brugman Unters. 1, 68 vergleicht mit Recht mhd. *brüejen*. Bei alts. *farwâtan*, ahd. *farwâzan* liegt der ungünstige Sinn wol nur in der Partikel, nicht im Verbum; so dürfen wir skr. *vand vándatê vavanda* 'loben, Ehre erweisen, ehrfurchtsvoll begrüssen' herbeiziehen; die Partikel wendet den Sinn ins Gegentheil.

Was *blêsan* betrifft, so sehe ich es im Verhältnis zu *blaian* (W. *bhlâ,* lat. *flare*) wie *liusan* im Verhältnis zu *λύω* an: ein sigmatischer Aorist durch Formübertragung als neues Verbum constituirt. Hier und in *brêdan* erklärt sich der unveränderte Vocal aus der Starrheit des Wurzelelementes.

Dagegen waren *slêpan* (W. *slamb* skr. *lámbatê* Schmidt Voc. 1, 162) *bêgan vêtan* vermuthlich nasalirt; der Wurzelvocal blieb im Praesens ungefärbt (Typus *tangá-* hier wieder nicht nachzuweisen), der Resonant war ins Perfectum übergegangen: hierauf beruht der Unterschied von IVc (Sievers Beitr. 1, 511). Der Schwund des Resonanten oder der Nasalirung wird hier später eingetreten sein als in *têkan,* aber früher als in *fanhan hanhan.* Vergl. altn. *sleppa slapp* 'fallen' (oben S. 242).

Ich schliesse gleich die Gruppe d an, welche das Ags. in absoluter Vollständigkeit darbietet: *blôan blôtan* (goth. altn. ahd.) *flôan grôan* (altn.) *hlôan* (ahd.) *hrôpan* (alts. ahd.) *hvôpan* (goth.) *rôan* (altn.) *spôan wôpan* (alts. ahd.; ags. *vêpan*). Sieben Wurzeln auf *â (ô)* und drei auf *p.*

Neben *blôan* steht *blaian* in Bedeutungen die sich sehr wol mit einander vereinigen lassen, wahrscheinlich eine alte Differenzirung durch Färbung (nicht etwa *blôan* aus dem Perfectum *beblô*). Ebenso scheint *blôtan* eine uralte Differenzirung neben *brêdan,* Grundf. *bhrâ-dha-* (und mit Verlust der Affrication Vorstufe für *blôtan*): das Opfern kann nicht besser abgeleitet werden, als aus dem Sieden und Braten. Ferner gehören zusammen *hlôan hrô-p-an* und gr. *κικλήσκω,* lat. *clâmor clâmâre;* kein germ. *hlâjan.*

Bei *flôan* möchte ich die Möglichkeit nicht abweisen dass es aus einem *flaian feflô* hervorgegangen sei; vergl. *-flêdis* in Frauennamen, mhd. *vlætic* usw. und gr. *πίμπλημι* (Brugman

Unters. 1, 43 ff.). Aber eine selbständige Conjugation nach ahd. *tôm tuom* wird für die Mehrzahl der vocalisch auslautenden dieser Classe nicht zu läugnen sein: also **rôm* für *rômi.* Zwischen *tôm *rôm* und den Verben der zweiten schwachen ergibt sich genau derselbe Zusammenhang wie zwischen *gâm *vâm* und den Verben der dritten schwachen. Gerade wie sich dort ahd. *wâjan* einfindet, so hier ahd. *ruojan.* Daneben aber hat das Ahd. Formen nach der Conjugation auf *mi* sehr schön erhalten: III. Sing. Praes. *spuot* wie *tuot,* Infin. *spuon.* Allerdings im Perfectum *spuota:* und da erkennen wir eine Quelle der Formübertragung, aus welcher ein Praesens *ruojan* entstehen konnte, ohne einen alten Stamm auf *-ja-; spuota* sieht aus wie eine rückumlautende Bildung aus einem Praesens *spuojan.* Also: ob es hier ursprüngliche Praesentia nach Typus J gab, wie in IVd, können wir nicht wissen; ebensowenig ob es reduplicirte Praesentia nach Typus B gab.

Wie fassen wir nun die Verba auf *p?* Lassen sie sich einheitlich erklären? Es liesse sich mancherlei speculiren über dieses *b,* wie es vor der Lautverschiebung gelautet haben muss: wenn Erweichung aus *p,* so wäre es mit dem *p* der skr. Causalia zu combiniren; wenn vereinfacht aus *bh,* so könnte man es gar an die Wurzel *bhu* und ihren auxiliaren Gebrauch anknüpfen (S. 229). Aber ich glaube, es handelt sich nur um *hvôpan* 'sich rühmen', welches allein als germanisch bezeugt ist. Die westgermanischen Verba *hrôpan* und *vôpan* 'rufen' stehen damit in synonymischer Association und sind ihm offenbar nachgebildet; denn gothisch heissen sie *hrôpjan* und *vôpjan,* und diesem letzteren entspricht noch ags. *vêpan.* Umsomehr aber mag für sie nun jenes skr. *p* erwogen werden: ein skr. *dâ-p-áyâmi* von W. *dâ* entspricht

ganz genau einem germ. *hrô-p-jâ* von W. *krâ*. In *vôpjan* muss dann W. *vâ* stecken: das Heulen des Sturmes ist auch ein Ruf.

Das Verbum *hvôpan* aber lässt sich gerade wie ahd. *bâgan* von dem Begriffe des Schwellens oder Blähens ableiten, wenn wir auf W. *kamp*, erweicht *kamb* zurückgehen (Schmidt Voc. 1, 162; Fick 1, 537). Also Nasalirung und dunkle Färbung durchgeführt wie in *slêpan* die helle. —

Bei den reduplicirenden Verben mit wurzelhaftem *i* und *u* (Reihe Vc und Ve) muss zunächst abgesehen werden von den ags. Uebergängen aus den betreffenden Ablautsclassen (II und III), so dass uns für die *i*-Reihe bleiben: *aikan* (goth.) *fraisan* (goth.) *haitan* (allgemein) *laikan* (ostgerm. ags.) *maitan* (goth. ahd.) *skaidan* (goth. westgerm.) *svaipan* (altn. westgerm.) *taisan* (ahd.) *thlaihan* (goth.); mhd. *eischen, iesch* hat keine Gewähr des Alters.

Für die *u*-Reihe bleiben: *audan* (Partic. Perf. *audans* altn. alts. ags.)? *aukan* (ostgerm. mit alts. ags. Partic.) *ausan* (altn.) *daugan* (ags.) *hauan* (altn. ags. ahd.) *hlaupan* (allgemein) *skraudan* (ahd.) *stautan* (goth. ahd.).

Die vocalisch anlautenden fehlten uns in der zweiten und dritten Classe ganz: wir haben es hier mit den vocalisch anlautenden *i*- und *u*-Wurzeln überhaupt zu thun. Aber warum sind sie ausschliesslich reduplicirend geworden? Warum heisst es nicht *îkan aik ikum?* Schwerlich ist das Perf. *eaik* eine ursprüngliche Bildung: so wenig wie *ealth* von *althan*. Den echten alten Typus repräsentiren uns *êt* von *etan, ôl* von *alan;* demgemäss haben wir hier im Perfectum anlautend *î* und *û* zu erwarten, und so hält es auch das Altindische. Aber das Verbum *aih* Pl. *aigum* gegenüber skr. *îç* zeigt die Entsprechung germ. anlautend *ai* gleich

skr. anlautend *i*. Hieraus ergäbe sich gleichmässiges *ai* und *au* im Sing. und Plur. Perfecti und das könnte durch Formübertragung weiter führen, wenn im Praesens aus irgend einem Grunde die Wurzelvocale zwar gunirt, aber ungefärbt blieben.

Doch scheint diese ganze Argumentation für die *i*-Wurzeln wenigstens müssig: der einzige Repräsentant derselben, das Verbum *aikan*, geht auf *agjan* zurück (S. 74; Schmidt Voc. 2, 474; Zimmer Anz. 1, 245 f. vergl. lat. *ajo ait ad-ag-ium*): hier muss also im Perfectum eine Formübertragung vorliegen, die sich nur nach dem Muster von *laikan* vollzogen haben wird.

Anders mag es sich mit den *u*-Wurzeln verhalten: überall dürfte das *au*- eine westarische Umgestaltung von älterem *va*- enthalten. Man vergleiche *audans* 'empfangen, geboren' altir. *uaithne*, Grundf. *autania*- 'Geburt' mit skr. zend. *vat* 'empfangen' (auf das geistige beschränkt) *vat-sá* 'Kalb, Junges'; *aukan*, lat. *augere*, litt. *áugu áug-ti* 'wachsen' mit W. *vag* in lat. *vigere*, skr. *ug-rá* 'kräftig' (dazu aber auch *ôjas* 'Kraft'); *ausan*, lat. *haurîre* mit W. *vas* (sich ausbreiten über etwas, von Morgen- und Abendröthe, vom Brande, von menschlicher Thätigkeit; ausgebreitet wohnen, ausgedehnt sein: lat. *vastus*; über sich her breiten, anziehen; vom Wasser: schöpfen und ergiessen; vergl. nord. *ausa*, ahd. *daz preita wasal*; über W. *vask* oben S. 253; s. Fick 1, 32. 216 ff. 512. 779. 2, 37. 237. 3, 7. 35. 300 f.). Hier ist es wenigstens möglich dass das Perfectum sich auf die angegebene Weise unmittelbar aus den Wurzelgestalten *ut ug us* entwickelt hätte: als der Wurzelvocal im Praesens wie im ganzen Perfectum *au* lautete, trat dann nach Analogie und zur Unterscheidung die Reduplicationssilbe *e* hinzu. Aber niemand

kann wissen, ob nicht auch hier Uebertragung aus dem Praesens waltete.

Nimmt man ein ganz anderes Bildungsprincip der Perfecta, nach dem Typus *ijaja*, an, so wäre von I. III. Sing. *uváusa*, III. Pl. *uvusánt? ûsánt?* auszugehen. Aber auch da kommt man ohne die Annahme der Formübertragung nicht durch; und die Hypothese an sich hat wenig Wahrscheinlichkeit.

Für die ungefärbten Wurzelvocale des Praesens erwäge man Folgendes. In der ganzen Classe IV und V sind Praesens und Participium Perfecti der Wurzelgestalt nach einander gleich. Der Praesensstamm zu *audans* würde daher *auda-* lauten, und damit wäre, nach Verners Regel, die Betonung vorgerm. *autá-* bewiesen.

Die Etymologie der nicht vocalisch anlautenden Wurzeln ist zum Theil sehr schwierig, so dass für ihre Beurtheilung überhaupt keine Sicherheit zu erreichen ist.

Wenigstens können wir *skaidan* auf *skindan* (lat. *scindere*) *hlaupan* auf *hlumpan* (vergl. litt. *klumpiu klupti* 'stolpern' Fick 3, 86) *stautan* auf *stuntan* (vergl. lat. *tundere* für *stundere*) nach Typus H^d zurückführen. Und die Form begreift sich am besten wenn wir annehmen dass der Resonant ins Perfectum eingedrungen war, so dass sich gleichmässig in allen Formen die Lautgruppen *in* und *un* durch *ai* und *au* ersetzten.

Um die übrigen rasch durchzunehmen, so scheint mir für goth. *fraisan* 'versuchen' Entstehung aus Praepos. *fra* und W. *is* 'suchen' (Fick 1, 29) ganz wol möglich: also abirrendes Sprachbewusstsein, Formübertragung.

Eine genügende Etymologie von *haitan* gibt es nicht. Sollte es mit lat. *caedere* verwandt sein? Ich denke an Verwandtschaft mit W. *skid* und die Grundbedeutung 'ein-

schneiden' — um zu fällen und um zu bezeichnen, zu unterscheiden. So dass mit *skaidan*, lat. *scindere*, skr. *chid chind* genaue Verwandtschaft besteht, und das *ai* auch hier als Vertreter von nasalirtem *i* gefasst werden darf. Das Zeitwort *maitan*, das im Gothischen immer nur 'abschneiden' bedeutet, noch nicht 'einschneiden', könnte vielleicht mit W. *mi* skr. *minâmi minômi* 'vermindern' zusammenhängen; eine Form *mind* für *mindh* (vergl. gr. *μινύθω*) müsste zu Grunde liegen. In *laikan*, skr. *rêj rê'jati* 'erregen' medial 'sich regen, sich zitternd bewegen' bleibt die Lautform einstweilen noch unklar.

Dagegen möchte in *svaipan taisan thlaihan* wie in *aikan* Epenthese vorliegen: *svaipan* stellt sich zu *σοβέω* (Fick 3, 365 f.), *taisan* 'zausen' irgendwie zu ahd. *zata zota zettan* und deren Verwandtschaft (Fick 3, 113), *thlaihan* für *mlahjan* zu griech. *μαλάσσω* für *malkjâ*, lat. *mulceo* und deren Verwandtschaft (Fick 2, 189 [1]).

In der u-Reihe haben wir noch *daugan hauan skraudan* zu erledigen. Jenes *daugan* 'sich verbergen' (Perf. *deóg* im Beovulf; Partic. Perf. ahd. *taugan* 'verborgen') ist mit ags. *deágol*, ahd. *daucgal taugal* und doch wol weiterhin mit mhd. *tûchen* 'tauchen' und ahd. *tunkal tunchal* verwandt, so dass wir auf vorgerm. *dhunk* und *dhung* geführt werden; dazu

---

[1] Es wird aus meinen Citaten nicht immer zu unterscheiden sein, wo ich eine Etymologie, die sich bei Fick findet, wiederhole und wo ich auf Grund des von Fick gegebenen Materiales neue Erklärungen versuche: ein Uebelstand der höchstens Fick schaden könnte, wenn man ihn für meine Einfälle mit verantwortlich machte. — Für *thlaihan* nehme ich an dass die singuläre Anlautsgruppe *ml* singulär behandelt wurde und dass *th* für *M* d. h. tonlos *m* (S. 97. 158) stehe. Dazu gehört goth. *thlaqus* 'weich, zart' aus vorgerm. *mlagvas* mit Erweichung zwischen Vocalen. Dagegen stellt sich *thlahsjan* zu skr. *tarj* (Fick 3, 138); und über *thliuhan* vergl. Fick 2, 112 (zu litt. *isz-truk-ti* 'ausreissen').

mit Labialismus vorgerm. *dhump* und *dhumb*, wovon ags. *dûfan* 'tauchen', goth. *dûbô* 'Taube' (die Taucherin) und goth. *diups*, unser *tief*. Also *au* für *un*.

Dagegen für *skraudan* d. h. ahd. *scrôtan* 'schneiden, abschneiden, scheren' findet sich keine Spur eines inneren Resonanten, und die Verwandtschaft (Fick 2, 272. 3, 339) scheint auf eine Bildung wie *saltan*, d. h. Nominalstamm als Praesensstamm genommen, hinzuweisen: lat. *scrûta* (Nom. Plur.) gr. *γρύτη* 'Tand' eigentl. 'Abschnitzel'.

In *daugan* wie in *skraudan* müssen wir nach Verners Regel die Betonung auf dem Suffixe voraussetzen. Thun wir dasselbe für *hauan*, ksl. *kovą kovati* (lat. *cudere* weitergebildet), so erklärt sich der Mangel der Färbung im Praesens und damit überhaupt die Formation. —

Die letzte Gruppe reduplicirender Verba Vf besteht nur aus goth. *bauan, bnauan*, wofür man jetzt übel *binauan* emendiren will. Als altgermanische Formen sind *bûan bnûan* anzusetzen. Von dem letzteren war schon S. 223 die Rede. Das Perf. *bebû* (altn. *bjó*) entspricht genau dem skr. *babhû'va* von W. *bhu*. Aber nach dem skr. Praes. *bhávâmi* müsste man germ. *beuva* erwarten, nicht *bûa*. Vielleicht dürfen wir aus dem goth. Praet. *bauaida* und aus *bauains* 'Wohnung', welche ein Verbum *bauan* nach der III. schwachen voraussetzen, auf einen westarischen oder urgermanischen Praesensstamm *bhuvá bhûá* schliessen, woraus sich beide Formen erklären würden: das starke und das schwache *bauan*. Vergl. unten die dritte schwache Conjugation.

Hiermit nehme ich Abschied von den nothwendigen etymologischen Erörterungen und sage noch ein Wort über die Geschichte der Form. Es handelt sich nur um die reduplicirten Perfecta und ihre Verwandlung in scheinbar

ablautende durch alle germanischen Sprachen hin in nachgothischer Zeit.[1]

Dass der Reduplicationsvocal im Germanischen wie im Griech. Lat. Altir. kurz *e* vor, habe ich überall schon vorausgesetzt; den Beweis liefert ahd. *teta* von W. *dha;* ahd. *bi-r-uun* für **bi-uwun* **bebuwun;* ags. *reord* für *rerôd,* wo überall nur ein ursprünglich kurzes *e* möglich ist. Auch die ganze weitere Entwickelung ist nur von *e* aus zu verstehen, das goth. *ai* in *staistaut haihald* usw. muss als *aí* angesehen werden; für den Diphthong liesse sich keine glaubliche Erklärung vorbringen. Lange hat das einmal vorkommende *piheialt* der ahd. Benedictinerregel (57) die Forscher irre geführt; man nahm an, es sei durch *hîalt hialt healt* schliesslich *hêlt* entstanden und daneben doch *hielt* aus *hialt;* aber nirgends hat sich ahd. *ei* zu *î* monophthongirt, wie man für *hîalt* statt *heialt* behauptete. Und die chronologische Aufeinanderfolge der Perfectformen ist gerade die umgekehrte: *hêlt fêl wêl fênc gênc; lêz slêf plês; meez* sind die ältesten Formen, dann kommt *healt* usw. hierauf *hialt,* endlich *hielt* vollkommen im Einklange mit den Lautgesetzen. Von *ê* in *hêlt* und analogen Formen ist daher auszugehen. Jenes *heialt* setzte ein Schreiber, der zwischen *healt* und *hialt* schwankte, wie der Aufzeichner des Wiener Hundsegens *deiob* schrieb im Zweifel ob *deob* oder *diob.*

Es kann nun kein Zweifel sein dass *hêlt* zu erklären ist aus *hêhalt* (S. 81), mit Unterdrückung des unbetonten

---

[1] Theodor Jacobi Beiträge zur deutschen Grammatik S. 60 ff. Denkmäler (1864) S. 458 zu Nr. 57, 9; Zs. f. die österr. Gymn. 1873 S. 295 ff. (woraus das Obige mit Modificationen wiederholt); Sievers Beitr. 1, 504 ff. (dazu Zs. 19, 156; aber auch ten Brink Anglia 1, 523); Schmidt Voc. 2, 428 ff. (dazu Zs. 19, 390; Zimmer Anz. 2, 33).

Wurzelvocales *hêhlt*, mit Ausfall des zweiten *h* und Ersatzdehnung des vorangehenden Vocales *hêlt.* Die Länge des so entstehenden *ê* auch in Zeitwörtern, deren Stammsilbe auf zwei Consonanten ausgeht, wird durch die Vereinfachung der Doppelconsonanz in *fel fielun uucal uuelimes* usw. (Graff 3, 459. 1, 799) von *fallan wallan* bewiesen.

Die hier geschilderte Umwandlungsmethode gilt für die Verba mit inneren *a, â* und *ai* (Cl. Va, Vb, Vc). Die Wurzeln mit innerem *a* mögen vorangegangen sein, das *a* fällt immer am leichtesten aus. Die anderen folgten nach und verkürzten sich nach derselben Methode. Anlautende mehrfache Consonanz macht keine Schwierigkeit, so weit es sich um *sp st sk* handelt, die in der Reduplicationssilbe wiederholt werden: *stestald* usw. In anderen wie *blâsan brâtan slâffan* muss man annehmen dass der charakteristische Anlaut in die Reduplicationssilbe trat, sobald die Wurzelconsonanten in Gefahr kamen: also etwa *slelf* statt *seslf* (vergl. ags. *óndreord,* das zunächst auf *ondrerod* führt). Eine Bildung nach Analogie, wobei das unmittelbare Verhältnis von *haltan* zu *hêlt* als Vorbild einwirkt. Die Mittelstufen können wir nur als Krücken für die Phantasie hinstellen, nicht als ernsthafte wissenschaftliche Constructionen. Bei langem Vocale muss erst Verkürzung eintreten: *seslf* für *seslaf* für *seslâf.* Dass das Vorbild der Verba mit innerem *a* nicht unmittelbar auf die mit *â* und *ai* wirkte, sondern die Synkope des Wurzelvocales wirklich erfolgte, macht das ags. *heht* von *hâtan,* ahd. *heizan,* wahrscheinlich.

Anders steht es bei den Wurzeln mit innerem *ô, au* und *û* (Classe Vd, Ve, Vf). Sie haben sich zwar im allgemeinen nach jenem Vorbilde gerichtet: die wenig zahlreichen Verba dieser Gruppen konnten nicht allein gegen so viele

und oftgebrauchte ihre Perfecta reduplicata unverletzt behaupten. Das Verfahren war ein anderes. Das Muster wurde nur in drei Dingen nachgeahmt: in Bewahrung des Reduplicationsvocales, in Verlust des oder der zwischen Reduplicationsvocal und Wurzelvocal stehenden Consonanten, in Verkürzung des Wurzelvocales. Nicht aber auch in der gänzlichen Verschweigung des Wurzelvocales.

Um es anschaulicher zu machen. Die Reihen *hehalt hehlt hêlt* und *seslâf seslaf slelaf slelf (slerf?* vergl. ags. *leort) slêf* stehen auf der einen Seite. Dagegen *plôzan pluozan: pepluoz pepluz pleluz ple-uz.* Ebenso *stôzan: stestôz stestoz ste-oz.* Ebenso *scrôtan: scescrôt scescrot screrot scre-ot.* Ebenso *bûan bûwan,* wovon wir die III. Plur. Indic. nehmen wollen: *bebûwun bebuwun be-uwun.* Die Endpuncte der Bewegung wären *pleuz pliuz* (vergl. *liuf,* übrigens auch *eo*: *hreof*), *steoz stioz, screot scriot, beu biu.*

Jene letzten zweisilbigen Formen, die der Einsilbigkeit unmittelbar vorausgehen, sind bekanntlich mit dem hiatusfüllenden *r* (vergl. *scri-r-um bi-r-um:* Müllenhoff Zs. 12, 397—399) erhalten in *ple-r-uzzin, caple-r-uzzi, ste-r-oz ste-r-ozun, kiscre-r-ot, bí-r-uun bí-r-uuuîs.* Ob das *r* hier blos hiatusfüllend ist, ob es durch Wurzeln mit innerem *r* oder *l* befördert wurde, kann dahingestellt bleiben.

Die angeführten Formen beweisen ausser der Kürze des Reduplicationsvocales auch die Verkürzung des Wurzelvocales und gewähren vielleicht ein Datum. Diese letzten Acte des Kampfes gegen das zweisilbige Perfectum reduplicatum müssen für das Ahd. in eine Zeit fallen, wo in *stôzan scrôtan* das ursprüngliche *au* monophthongirt und in *pluozan* das ursprüngliche *ô* diphthongirt war, sonst würden wir nicht dort *o* hier *u* vorfinden. Das führt uns frühestens in die erste

Hälfte des achten Jahrhunderts (Jacobi Beitr. 113. 115). Wenn wir *ao*, die Mittelstufe zwischen *au* und *ô*, nicht als Länge zu dem *o* in *steroz* gelten lassen wollen, so dürfen wir genauer sagen: frühestens gegen 750. So mögen denn im Laufe des siebenten Jahrhunderts die ahd. reduplicirten Perfecta zuerst angegriffen worden sein.

Was ist wol der Grund des verschiedenen Verfahrens bei Wurzeln mit innerem *ô au û?* Wie gleichgiltig man gegen ein *a* der Wurzel war, ist schon hervorgehoben. Zwischen dem Reduplicationsvocal *e* und dem *ai* oder *ei* der Wurzel herscht kein grosser Unterschied der Klangfarbe: *ei* konnte wegfallen, ohne dass der Verlust eines charakteristischen Tones sich dem Ohre stark bemerklich machte. Dagegen *e* und jene dunkleren Klänge stehen so weit von einander ab, dass die Vernachlässigung eines *u* oder *o* der Controlle des Ohres schwerlich entgangen wäre.

Der Unterschied geht durch alle germanischen Sprachdenkmäler nachgothischer Zeit hindurch. Im Altnordischen entweder *é* oder *jó:* nur geht *blóta,* dort das einzige Verbum seiner Art, nach der Analogie von *gráta láta,* indem es das Perfectum *blét* bildet. Das *jó* ist demnach eingeschränkt auf die Verba mit ursprünglich innerem *au* und *û,* zu denen durch falsche Analogie auch *spýja* goth. *speivan* tritt. Sehr leicht und einfach konnte sich ein solches *jó* in den vocalisch anlautenden *auka* und *ausa* bilden. Bei den Westgermanen dürfen wir deren Besitz zur Zeit des Reduplicationswandels nicht mehr voraussetzen.

Am schwierigsten zu verstehen sind die angelsächsischen ehemals reduplicirenden Verba; was ich zu ihrer Aufhellung glaube bieten zu können, theile ich unter allem Vorbehalte mit. Eine so heikle Frage wird wol nicht mit einem Male gelöst.

Ganz klar sind zunächst die Verba mit dem dunklen Wurzelvocale: *blôtan* (ahd. *pluozan*) *bleot*, das kennen wir und setzen unbedenklich den Diphthong *bleót* an für *ble-ot*. Ebenso *hrôpan hreóp, vêpan* (für *vôpjan*) *veóp, grôvan greóv, rôvan reóv, spôvan speóv, hlôvan hleóv* nach Vd.

Ebenfalls bekannt sind uns *hleápan* (ahd. *hlaufan*) *beátan heávan* nach Ve. Ihre Perfecta *hleóp beót heóv* unterliegen derselben Beurtheilung, sie stehen für *hle-op be-ot he-ov.*

Eine andere Kategorie, die sich an die erstgenannte anschliesst, kennen wir bereits (IVd): *sâvan seóv, mâvan meóv, thrâvan threóv.* Auch hier sind die Mittelstufen offenbar *sesôv sesov se-ov.* Da nun diese *sâvan seóv,* goth. *saian saísô* sich den Verbis mit *a* im Praesens und *ô* im Perfectum anreihen, so nimmt es nicht Wunder, dass ags. *veaxan* (IVa) im Perf. *veóx* für *vôx, spanan speón* für *spôn* (Grein Sprachschatz 2, 467) aufweisen, mithin in die nächstverwandte reduplicirende Classe übergegangen sind.

Aus Cl. IVc kennen wir bereits *rædan reord, ondrædan ondreard ondreord, lætan leort,* worüber S. 261 gehandelt ist: jenes *ondreard* allerdings weiss ich nicht befriedigend zu erklären. Ueberall hat der Ablaut *ô* tiefes Timbre des vorangehenden Consonanten und dieser wieder 'Brechung' des Reduplications-*e* bewirkt. Dagegen folgte *grætan grêt* der Analogie von *slæpan slêp* (Vb), und die jüngeren Formen *rêd ondrêd lêt* schliessen sich an.

Sonderbar aber praesentirt sich die Gruppe Vc: wir haben *hâtan heht,* später *hêt; lâcan leolc,* später *lêc; svâpan sveóp, scâdan sceód.* Dass in *heht* das zweite *h* tiefes Timbre hatte und uns daher nur zufällig die Form *heoht* nicht bewahrt sein mag, lehrt ten Brink. So stehen sich das erste und das zweite Paar dieser Verba gegenüber. Der

Unterschied mag darauf beruhen, dass in *hâtan lâcan* mit ihren einfachen Anlautsconsonanten der Process sich mechanisch vollziehen, während in *svâpan scâdan* nur Formübertragung sich geltend machen konnte. Es wirkte aber das Vorbild von *sâvan seóv*, da die Wurzelvocale des Praesens gleich waren. Nehmen wir an dass dieses selbe Vorbild auf *lâcan* Einfluss nahm, so ist *leolc* erklärt wie *reord*, und **heoht* desgleichen. Diese aber nahmen dann auch denselben Weg wie *reord*, nemlich zu *lêc* und *hêt*.

In der Classe mit innerem *a* (Va) haben wir Praes. *fealle*, Perf. *feoll*, ferner ebenso *vealle veoll, healde heold, vealde veold, vealce veolc;* dagegen *spanne spênn, fange fêng, hange hêng, gange gêng.* Die zweite Gruppe bietet keine Schwierigkeit, die erste erkläre ich aus dem tiefen Timbre des *l* in den Formen *fefeall veveall heheald veveald vevealc,* die wir zu Grunde legen müssen. Daraus ergab sich *fêll* usw. aber *ll* behielt sein tiefes Timbre, das *o* nach *e* ist der graphische Ausdruck dafür: es wäre also eigentlich *fêoll hêold vêolc* usw. zu schreiben.

Wenn neben *spênn* auch *speonn* vorkommt, so weiss ich nicht, ob es ältere oder jüngere Form ist. Ich würde im letzteren Falle Formübertragung von *spanan speón* vermuthen.

Ganz anders sind *geong giong* (einmal verderbt *gien*) zu beurtheilen, entschieden ältere Nebenformen von *gêng.* Ich weiss nicht, ob sonst je in diesen Perfectis *io* für *eo* eintritt, die Grammatiker geben kein Beispiel. Das *eo* aber möchte ich mit Rücksicht auf die Form *gongan* für *gangan* aus *gegong* erklären, welches jenen anzunehmenden *sesov vevop,* den Vorstufen von *seóv veóp* vollkommen gleich steht.

Ich wiederhole zum Schlusse dass ich mir wol bewusst bin, wie vieles Unsichere die letzten Abschnitte enthalten.

Aber ich handle — nach dem Motto dieses Buches. Habe ich unhaltbare Einfälle vorgebracht, so bleiben sie Anderen erspart, und es wird diesen die schöne Gelegenheit geboten, sich mit dem Mantel überlegener Weisheit zu drapiren, das Brauchbare in die Tasche zu stecken als gehörte es längst ihnen und mich für das Unbrauchbare zu verhöhnen, als hätte ich ebensogut schweigen können. Ich bin auf Alles mit dem nöthigen Humor gefasst.

DIE SCHWACHEN VERBA.

Ueber die schwachen Verba lasse ich hier zunächst folgen was ich vor zehn Jahren in der ersten Ausgabe dieses Buches geschrieben.[1]

Die Erklärung des Stammcharakters der drei Conjugationen, wie er sich im Praesens darstellt, ist mir nicht zweifelhaft. In dem zu Grunde liegenden *aja* bleiben entweder beide *a* ungefärbt oder das erste oder das zweite färbt sich zu *e* und *i*. Dazu tritt ein Vorgang, den in grösserem oder geringerem Umfang alle westarischen Sprachen aufweisen, der Ausfall des *j* zwischen den beiden Vocalen: und wir bekommen *aa (ô), ia (ja), ai*.

Sehr deutlich können wir die Gestaltung der *ô*-Classe in nicht germanischen Sprachen verfolgen. Nur der erste Schritt ist z. B. im umbr. *subvocau* der I. Sing. für *subvocao*

[1] Ich verwies im Eingang auf Theod. Jacobi Beitr. S. 129—196 (vergl. Bildung der Nomina, Breslau 1847, S. 47 f.) Grassmann KZ. 11, 81—103 und Pott Wurzeln S. 920—1023; sowie auf Bopp Vergl. Gramm. 1, 225—229. 2, 360—368; Lottner KZ. 7, 46—48; Schleicher Comp. S. 353—366; Leo Meyer Vergl. Gramm. der griech. und lat. Sprache 2, 1—43. Dazu kommt jetzt Amelung Zs. 21, 229—253.

geschehen, während in osk. Formen wie *opsaiet* das alte *j* sich hielt (KZ. 11, 101) und die lat. erste Conjugation das contrahirte *â* aufweist. Besonders lehrreich sehen wir im kirchenslav. Praesensstamm der entsprechenden Classe *aje* erhalten, im zweiten Stamme contrahirt *a*. Den Uebergang zeigt der Codex suprasliensis mit Praesensformen wie *gněvaaši, byvaati* (Miklosich Vergl. Formenl. S. 149), woran sich zunächst die böhmischen Praesensbildungen mit langem *a* (Miklosich a. O. S. 429) schliessen.

Das *a* in *ia* unterliegt den gewöhnlichen Veränderungen des stammauslautenden *a*, des sog. Bindevocales, daher goth. II. III. Sing. II. Plur. *ii* das dann nach bekannten Gesetzen bald *ji*, bald *ei* wird. Wenn wir durchgeführt im Lat. und Böhm. (*chválím, chváliš, chválí* usw. Miklosich a. O. S. 426) *î* finden, so ist vorschreitende Assimilation dabei im Spiele, die man auch in den goth. Abstractis, welche von Verben der ersten schwachen mittels Suffix *ni* gebildet werden (Ebel KZ. 5, 303), anerkennen muss: *gôleins, lageins* für *gôljanis, lagjanis.*

Merkwürdig scheinen Imperative wie *nasei* und *sandei* das alte *j* zu bewahren. Die Abneigung gegen das *j* zwischen Vocalen ist im Germ. jünger als mindestens der erste Act des vocalischen Auslautsgesetzes. Man betrachte nur oben S. 200 einige Urformen der Declination wie *anstajas, anstijas*, und die Richtigkeit dieser Behauptung wird in die Augen springen, wenn auch der zweite Act (die Verkürzung des *â*) sie in einem oder ein paar anderen Fällen entschieden voraussetzt. Jener erste Act traf demnach in dem Imperative die Grundformen *nasija, sandija*, die er in *nasî, sandî* verwandelte. Dagegen könnte in *habai* der Stammcharakter

ebensogut erst später eingedrungen sein, wie dies in *salbô* nothwendig geschehen sein muss.[1]

Wie bedeutend im Ahd. die Analogie der starken Verba auf die erste schwache Conjugation gewirkt hat, ist bekannt: dazu trug, was die langsilbigen anlangt, die Erscheinung des Consonantumlautes sehr wesentlich bei, indem sie die *j* zum Theil fortschaffte. Auch die von Jacob Grimm sogenannte Erscheinung des Rückumlautes trägt diesen Namen mit grösserem Recht, als man gemeiniglich annimmt: denn *santa* für *sentita* beruht keineswegs auf unmittelbarer Composition der Wurzel *sand* mit *ta*, sondern lediglich auf Formübertragung von Perfectis wie *brâhta*, *dâhta*, *mahta*. Die 'rückumgelauteten' Formen sind also in der That die geschichtlich jüngeren, verglichen mit den umgelauteten.

Nun unterlagen aber die kurzsilbigen Verba der ersten schwachen gleichfalls der starken Analogie, wo die lautliche Uebereinstimmung falsche Identificirung herbeiführen konnte: *nerjis*, *nerjit* oder vielleicht *neris*, *nerît* unterschied sich zu wenig von *feris*, *ferit*, als dass nicht Vermischung drohen musste, welche jene Formen der Production ihres Flexionsvocales entkleidete.

Auf ganz ähnlichen Motiven scheint die Gestaltung des gothischen Praesens der *ai*-Classe zu beruhen. Wenigstens ist sicher, dass die Analogie der starken Verba hier gleichfalls das Entscheidende war. Ueber den näheren Gang

[1] Doch dürfte es am gerathensten sein, von jeder näheren chronologischen Bestimmung über den Ausfall des *j* vorläufig abzustehen, da er wol niemals unbedingte Regel war, also zu sehr verschiedenen Zeiten eintreten konnte. Demnach dürfen wir auch in *habai* einen Rest des *j* erkennen.

ihres Einflusses vermag ich allerdings nicht mit Sicherheit zu urtheilen. [1]

Darf man sich vorstellen, dass das Praesens einmal gelautet habe: *habajâ, habajisi, habajidi, habajavasi, habajatas, habajama, habajidi, habajandi?* Wenigstens für die I. Sing. ist eine andere Form kaum denkbar. Daraus musste denn nach Ausfall des *j habâ* werden und falls dann erst die allgemeine Verkürzung der *â* stattfand, sicherlich *haba*, wie das Gothische thatsächlich aufweist. In diesem einen Puncte war also wirklich das Ahd. wahrscheinlich weniger ursprünglich als das Gothische.

Setzen wir im Goth. ferner die angegebenen Formen voraus, so erhalten wir *habâvas, habâs*, gleichfalls mit der starken Conj. identisch; dann *habâts, habâma, habând*, welche der starken Analogie ebenso wenig oder noch weniger widerstehen konnten als die obigen *neris, nerît.* Denn ausser *haba, habôs* konnte auch der ganze Conjunctiv nach derselben Behandlungsweise kaum ein anderes Schicksal erleben, als uns das Goth. erzählt. Aus *habajaisi* wurde *habâis* zunächst, aber da das Goth. *ai* und *âi* überhaupt nicht unterscheidet, bald *habais.* Und so im ganzen Conjunctiv, dessen ahd. *habêês* usw. daher nicht ohne weiteres für ursprünglich genommen werden darf.

---

[1] Das angebliche gothische Lautgesetz, wonach die Gruppe *aja* durch Ausfall des *aj* vermieden werden soll (Ebel KZ. 5, 56. 301. 306), vermag ich schon wegen *vajamêrjan* und *bajôths* nicht anzuerkennen, wenn auch vollkommen richtig ist, dass das Goth. die Verbindungen *aja, ija* und ähnl. nicht liebt: daher *daddjan, vaddjus, tvaddjê, iddja.* Schleichers Construction (Comp. S. 365. 801) ist keine Erklärung. Auch Bopps Regel (Vergl. Gramm. 1, 227) dass das *i* vor Nasalen unterdrückt sei, trifft nicht zu, da sie auf die I. Sing. und I. II. Dual. keine Anwendung leidet.

Schwieriger ist eine andere Frage der schwachen Conjugation: der Charaktervocal der ersten Classe im Perfectum und im Particip Pass. Nach *salbôda, salbôths* und *habaida, habaiths* aus Grundf. *salbajada* usw. sowie nach lat. *audîbam* (alt) und *audîtus* möchte man aus Grundf. *sandajada, sandajaths* nichts anderes als *sandeida, sandeiths* erwarten. Wenn die Formen gleichwol *sandida, sandiths* lauten, so müssen wir uns wol vorläufig mit dem Hinweise begnügen, dass die starke (bindevocalische) Conjugation im Germanischen füglich als die Normalabwandlung gelten durfte und dass ihr gegenüber im Praesens der ersten schwachen nur das dem 'Bindevocale' vorausgehende *i (j)* als charakteristisch erscheinen konnte: vergl. in der goth. Composition der Substantiva *arbi-numja, mari-saivs,* wofür man *arbja-numja, marja-saivs* erwartet. [1]

Eine fernere Möglichkeit sei wenigstens erwähnt. [2]

---

[1] Man möchte allerdings die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht, trotz Bopp Vergl. Gramm. 3, 207, im skr. Particip auf *itá* von den Verben in *aya* die altarische Grundform steckt, die im Germ. von der *i*-, im Lat. von der *ê*-Conjugation erhalten wäre, aber in den anderen Conjugationen verdrängt durch den Charakter des Praesensstammes? Dies ist wirklich Grassmanns Annahme (KZ. 11, 81 f.): 'Als Thema ist mit den indischen Grammatikern *vêdi* anzusetzen, welches seinen Stamm nach der ersten Classe bildet, so dass also *vêdáya* der Stamm für Praes. und Imperf. wird. In der That tritt in den übrigen Zeiten nur da die Silbe *ay* hervor, wo die Conjugation auch sonst Guna erfordert, während das Particip *vêdi-tá-s*, in welchem man mit Unrecht *i* als Bindevocal angenommen hat, das reine Thema zeigt.' Es fragt sich aber doch noch, da für alle Causalia und Denominativa *-ya-* das gemeinschaftliche Element ist, ob hierin nicht durchgängig die W. *ya, yâ* (wenn auch zum Theil in sehr abgeschwächter Bedeutung) und in dem ersten Theile der Causalia ein Nomen Actionis Suff. *a* mit Guna der Wurzel (Bopp Kl. Gramm. S. 381) erkannt werden müsse.

[2] [Diese bemüht sich Amelung a. O. als die alleinberechtigte nachzuweisen. Aber es bleiben noch starke Zweifel zurück. Vergl. auch Deecke Facere und Fieri (Strassburg 1873) besonders S. 10.]

Aus Substantiven abgeleitete Transitiva der ersten Conj. die ein Machen, Hervorbringen des Substantivs bedeuten, sind im Goth. wie im Ahd. in grosser Zahl vorhanden. Und im Goth. finden wir bei weitem die meisten von *i*-Stämmen gebildet (Jacobi a. O. S. 146 f.). Vielleicht wirkte das zu Grunde liegende Substantiv nach, wo es sich um Composition und Ableitung handelte. Ja vielleicht wurde sogar (vergl. über die angesetzten Grundformen weiter unten) bei *arbaidjan*, Grundf. *arbaidijan*, z. B. anstatt *arbaidijâm dâm* vom Verbum, unmittelbar vom Substantiv *arbaiths* (Stamm *arbaidi*) gesagt *arbaidim dâm* (gleichsam 'laborem feci' anstatt 'laborationem feci', 'ich that Arbeit' anstatt 'ich that Arbeitung'), was nach der Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes und mit Zusammenrückung *arbaididâ* ergab: und von hier aus könnte diese Bildungsweise für die ganze Conjugationsart massgebend geworden sein. Desgleichen wäre in der zweiten Conjugation z. B. *karâm dâm, karâdâ, karôda* denkbar.

Ohnedies waren vermuthlich solche Denominativa auf *ijâ* für den Charakter der ersten Classe entscheidend, indem sie ihr die meisten Causalia zuführten, die man der Bedeutung nach immer als Denominativa von Nom. Actionis auffassen kann. (Doch vergl. unten S. 294.) —

Wir glauben nunmehr auch die Geschichte der schwachen Conjugation in der Hauptsache zu durchschauen. Die Scheidung der drei Classen fällt in die Zeit des gemeinsamen westarischen Sprachlebens.

Den Grundstock für die erste Classe liefern wie gesagt die eben erwähnten Denominativa auf urspr. *ijâ, îjâ*, z. B. goth. *dailjan* von *daili*-(Theil), litt. *dalýti* von *dalì*-(Theil), vergl. ksl. *basniti* (fabulari) von *basnĭ* (fabula), *μηνίειν* von *μῆνι-*, *partiri* von *parti-*. Dazu gesellen sich im Germanischen

die Denominativa auf urspr. *ujâ, ûjâ*, gr. *ύω*, lat. *uo* (z. B. *δακρύειν* von *δάκρυ-*, *acuere* von *acu-*): goth. *ufarskadvjan, balvjan, manvjan;* und Denominativa von consonantischen Stämmen wie *namnjan.* Auch scheinen sich Verba der vierten skr. Classe (sonst in starken wie *hafjan* usw. erhalten) hierher verloren zu haben: skr. *svídyâmi,* ahd. *suizzu,* germ. Grundf. *svitjâ* (vergl. das ebenfalls gemeinschaftliche Causale skr. *svêdáyâmi,* ahd. *sueizu,* germ. Grundf. *svaitjâ*). Aehnlich lat. *cupîvi, cupîtum* von *cupio,* skr. *kúpyâmi.*

Den Grundstock für die zweite Classe bilden Denominativa von *a*-Stämmen auf urspr. *ajâ: fiskôn,* lat. *piscâri,* von *fiska-* (lat. *pisci-* mithin wol unursprünglich?); *frijôn,* ksl. *prijati,* skr. *priyá,* (lieb, geliebt); [ahd. *borôn,* lat. *forare,* ahd. *borâ-* Graff 3, 205;] und vielleicht mit schon weiter greifender Analogie ahd. *namôn* (für *namnôn?* Pott a. O. S. 1000), lat. *nôminâre.*[1] Ferner von *â*-Stämmen, urspr. *âjâ,* z. B. *karôn* von *kara, sprâchôn* von *sprâcha,* vergl. *cûrâre* von *cûra, ἀγοράσθαι* von *ἀγορά,* litt. *býloti* (reden) von *bylà* (Rede). Wenn Jacobi S. 160 ff. unter den ahd. Verben dieser Classe besonders die instrumentale Bedeutung hervorhebt, so entsprechen ziemlich genau griech. Verba auf *όω*: Pott S. 1004 ff.

Den Grundstock der dritten Classe macht eine Gruppe von Verben aus, die man bald im allgemeinen als intransitiv,

---

[1] Mit Pott *halôn, calâre* bestimmt hierher zu rechnen, scheue ich mich wegen **calêre (calendae), καλεῖν* (s. Curtius Griech. Etym. 2. Aufl. S. 129). Wie verhält es sich mit *eiscôn,* litt. *jëskóti,* slav. *iskati?* [Vergl. oben S. 227.] — Den lat. Ableitungen von Partic. Perf. wie *spectare* (L. Meyer S. 9 ff.) vergleichen sich der Form nach die Passiva wie *andbundnan, andbundnôda (bundna-* ursprünglicheres Thema des Partic. Perf. als *bundana-),* deren Abwandlung im Praesens sich aber nach der falschen Analogie der ehemals wol noch zahlreicher vorhandenen Verba wie *fraihnan* richtet: Jacobi S. 191 ff. Schleicher Comp. S. 374. 802.

bald specieller als medial (Jacobi S. 182 ff.; Schleicher Kirchenslav. Formenlehre S. 193 f.), ja sogar als passiv (L. Meyer S. 24) bezeichnet hat, die aber meiner Ansicht nach nicht wol anders als durativ genannt werden können. Goth. *haba*, lat. *habeo* 'ich habe, besitze' von goth. *hafja*, lat. *capio* 'ich ergreife, nehme in Besitz' (KZ. 7, 38 f.). Goth. *munan* 'anhaltend bedenken, wollen' von skr. W. *man* 'denken', welche nach 8. und 4. Classe die Praesensstämme *manú* und *mánya* bildet. Ahd. *mir zawêt* 'es gelingt mir, wird mir zu Theil (es bereitet sich mir zu)' neben *zawjan* 'zubereiten'. Von W. *vid* goth. *vitan* 'anhaltend sehen, beobachten, bewachen': lat. ohne diese Einengung des Begriffes *videre*. Ferner Verba, die einen Zustand ausdrücken: *silan, silere;* [ahd. *swîgên*, gr. *σιγάω;*] *thahan, tacere.* Insbesondere einen moralischen, eine Gesinnung: wie die Denominativa *saurgan; trauan* (skr. *dhruvá* 'dauernd, beständig', S. 154), *arman*. Hierher vermuthlich auch *skaman sik*, obgleich ursprünglich wol transitiv 'sich verhüllen, bedecken' von einem **skama* 'Hülle', vergl. ahd. *scema* 'larva', W. *ska* oder *skva* 'bedecken' (Pott Etym. Forsch. 1, 243, Nr. 184). Ahd. von Adjectiven abgeleitet *tobên, tumbên, stillên, frawên* usw. völlig den lat. *albeo, flacceo, pigreo* usw. vergleichbar. Die Mehrzahl aber, wie *altên, argên, weichên* usw. (Jacobi S. 188) hat Inchoativbedeutung angenommen, wofür das Lat. die Ableitung *-escere* gebraucht. Ganz ähnlich wie im Ahd. verhält es sich in der entsprechenden slav. Classe mit dem Charakter *ě*, vergl. Miklosich Formenl. S. 136. Von den griechischen auf *έω* lässt sich freilich nur im allgemeinen sagen, dass sie ein Sein bedeuten, während dagegen die auf *όω* ein Machen ausdrücken (Grassmann S. 95, Pott S. 997).

Bemerkenswerth, dass jene nicht auf erhaltene Nomina zurückführbaren Verba des Germ. und Lat. zum Theil neben Verben der vierten skr. Classe stehen und mit ihr auch in dem nicht gunirten Wurzelvocal übereinstimmen. Zu einem vorschnellen Erklärungsversuche darf man die Beobachtung natürlich nicht benutzen. Vielmehr waren ohne Zweifel die Denominativa von Adjectiven der Ausgangspunct, und diese Bildungsweise wurde zu unmittelbaren Ableitungen mit durativer Bedeutung ebenso, nur viel früher gebraucht, wie im Ahd. unmittelbare Ableitungen auf *ôn* die Bezeichnung anhaltender oder sich wiederholender Thätigkeit zugewiesen erhielten (Jacobi S. 171 ff.).

Dass die drei Classen, wie sie bis jetzt geschildert sind, schon in westarischer Urzeit bestanden, geht aus dem Gesagten bereits hinlänglich hervor. Die goth. *is, ith* der II. III. Sing. beruhen keineswegs auf Assimilation, wie man angenommen hat, sondern auf Schwächung des Bindevocales *a* nach Müllenhoffs Regel. Und die Färbung des *a* zu *e* fällt nach Curtius' Nachweis bereits in jene Periode der europäischen Urgemeinschaft. Damit war auch die Möglichkeit gegeben, fernere Unterschiede der schwachen Conjugation einzuführen, die noch nicht bestanden. Die Stammauslaute *ija, uja, âja* und *aja* waren freilich hinlänglich unterschieden. Aber die Scheidung zwischen den Durativen und den Denominativen wie Grdf. *piskajâ* trat nun erst ein, indem sich diese gegen die Färbung des Bindevocales sträubten und so durchgängig *aja* behielten. Uebrigens fügen das Griech. und Lat. zur Charakteristik der Durativa noch Färbung des ersten *a* in *e* hinzu, während dagegen das Ahd. die Färbung des Bindevocales über die ganze Conjugation ausdehnte. Die Stammausl. *âja* fielen mit denen auf ungefärbt *aja (ô)* nicht

etwa deshalb zusammen, weil sie den Bindevocal auf gleiche Weise gegen die Färbung schützten, sondern weil ihr *i* von *âjis, âjid* bei der Contraction in *â* (gleichsam *â* mit Iota subscriptum) unterging.

Die Vertheilung der Causalia auf die drei Classen geschah nicht in allen Sprachen auf gleiche Weise. Im Lat. z. B. finden sich einige in der zweiten Conj. wie *monere, terrere, torrere, nocere* u. a., aber kaum weniger in der ersten wie *domare, sedare, tonare* und selbst in der vierten *sopire* (Grassmann S. 87 ff. L. Meyer S. 19. 28. 40). Im Germ. zeigt zwar ahd. *manôn, manên* (woneben übrigens noch *manjan, menen* in der Gerichtssprache erhalten: Denkm. Nr. 65), dass die Causalia nicht ausnahmslos der ersten Conj. sich anschlossen: aber weit überwiegend nahmen sie doch diesen Weg, indem sich in theilweiser Uebereinstimmung mit dem Lat. ihr erstes *a* von *aja* zu *e*, dann aber weiterhin zu *i* färbte. Dadurch wurde die erste die vorzugsweise transitive Classe, die in diesem Sinne viele Denominativa, auch von *a*-Stämmen, aufnahm.

Was die Denominativa von Adjectiven anlangt, so zeigt Jacobi S. 181, dass diejenigen nach der zweiten Conj. gehen, also ihr *aja* in *ô* contrahiren, deren Stammwörter nach Gramm. 3, 571. 574 im Comparativ und Superlativ infolge des gleichen Processes (s. Ebel KZ. 5, 309 f. Schleicher Comp. S. 484) die Formen *ôr* und *ôst* aufweisen.

Soweit meine frühere Auseinandersetzung. Um den Gegenstand neu zu behandeln, würde ich umfassende vollständige Sammlungen der schwachen Verba aus allen westarischen Sprachen für nöthig halten. Ohne die Uebersicht des gesammten Materiales ist nirgends Sicherheit. Es wäre

vor allem festzustellen, wie viele Wurzelverba sich unter den sogen. schwachen befinden, und welche abgeleiteten schon als westarisch gelten müssen. Nur auf Einiges sei hingewiesen.

Dass fast alle ahd. Verba auf *-âjan -ôjan* ursprünglich stark nach IVd und Vd gingen, darf mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden (vergl. S. 264. 273). Ein starkes Verbum mit der Praesensbildung J^α wurde soeben namhaft gemacht: ahd. *swizzu*. Eben dahin gehört ahd. *meinan* mit Epenthese, skr. Praesensstamm *mánya-*, und in derselben Art sind vielleicht noch mehrere zu erklären: *kêran* ἀγείρω W. *jar* (Fick 3, 43); *rêren?* W. *ras* (Fick 3, 252); goth. *baidjan?* (Fick 3, 201). Praesensstämme auf *ja* lassen sich in den verwandten Sprachen nachweisen für goth. *daddjan*, skr. *dhâ dhayati; valvjan*, gr. εἰλύω (für ἐ-ϝλύ-jω Fick 3, 298); altn. *dýja*, gr. ϑύω (für ϑύjω Fick 3, 148); *lýja*, gr. λύω, litt. *liauju* (Fick 3, 273); goth. *vaurkjan*, gr. ῥέζω (Fick 3, 292 f.); *siujan*, skr. *siv sîvyati*, ksl. *šiją; ahjan*, gr. ὄσσομαι für ὄκjομαι; alts. *scuddjan*, lat. *quatio;* ags. *thunjan*, skr. *tan-ya-tâ- tan-ya-tu* 'Dröhnen, Donner' (Fick 3, 130). Dagegen alts. *dunjan*, skr. *dhunaya-* (Fick 3, 149) causativ. Ein deutliches Wurzelverbum scheint auch germ. *barjan*, lat. *ferîre*, litt. *bariu barti*, ksl. *borją brati* (Fick 3, 204).

Nach dem Praesenstypus Kj gehören hierher *mischen* und *wünschen*. Aus dem Praesenstypus A nach J^α übergetreten: goth. *hazjan*, skr. *ças çasti* (Fick 3, 73); *vasjan*, skr. *vas vasti* (ib. 300). Aus Typus G: *tahjan*, gr. δάκνω. Aus Typus C (wenn nicht umgekehrt): *bimampjan*, gr. μέμφομαι (ib. 232) *thragjan* τρέχω (ib. 138). Wie aber ist *skêvjan* zu verstehen gegenüber skr. *cyu cyavatê* (ib. 337)?

In der zweiten Classe tritt uns *ciscôn* bedeutungsvoll entgegen (S. 227. 291). Ferner *sûsôn* ksl. *sysati* (Fick 3, 328); alts. *hlamôn*, lat. *clâmâre*. Ahd. *gerôn* gegenüber skr. *har haryati*, gr. *χαίρω*: den Stamm den wir brauchen liefert der griech. Aorist *ἐχάρη* (Curtius Verbum 2, 326).

Von W. *ta tan* 'dehnen, spannen' bieten die verwandten Sprachen zwei Praesensstämme: nach J[e] gr. *τείνω*; nach E skr. *tanôti tanutê*, gr. *τανύω τάνυμαι*. Dem ersteren entspricht, obgleich nicht genau, sondern nach J[a], goth. *thanjan*; dem letzteren mit der häufigen Vertretung G für E ahd. *donên*. Vergl. Fick 3, 130.

Dem *donên* nach der dritten Classe vergleicht sich ahd. *stornên* 'bestürzt sein', lat. *consternâri*, welche der Bildung nach doch wol von skr. *str̥ṇâ'ti* nicht zu trennen sind. Dasselbe Verhältnis zwischen Ahd. und Lateinisch in *giên* und *hiare*. Von goth. *thulan* und seinem Verhältnisse zu gr. *τλῆναι* war S. 265 die Rede. Ebenso verhält sich *munan* zu *μι-μνή-σκω*. Zu *sagên* (vergl. lat. *insece*, gr. *ἔννεπε ἔνισπεν*) liefert *ἐνι-σπή-σω* den Stamm den wir erwarten. Dagegen werden goth. *fijan*, *hatan*, ahd. *hlosên* durch die Etymologie (Fick 3, 184. 60. 90) der Form nach nicht klarer. Schon S. 223 ist goth. *vunan* und weniger sicher (vergl. ahd. *hlina* 'Lehne' St. *hlinân-*) ahd. *hlinên*, S. 278 *baua* aus *bhuvâ'* oder *bhuvâ'mi* besprochen. Unser *lernen*, ahd. *lirnên* geht klärlich auf einen Praesensstamm *lis-ná-* nach G zurück; dazu Perf. *lais* (s. Anomala). Für den Zusammenhang mit IVd ist immerhin goth. *kunnan kunnaida* neben ahd. *knâjan* bemerkenswerth.

Ueber die ursprünglichen Grenzen zwischen den Verbis auf *-â* und denen auf *-mi* fehlt es noch an einer eingehenden Untersuchung. Und vielleicht werden sich dieselben nie

ganz genau bestimmen lassen. Ich habe schon S. 222 auf die zweifelhaften Puncte hingedeutet. Hier dürfen wir so viel sagen: Betonung des stammauslautenden *a* kann Dehnung desselben bewirken; hierdurch wird Uebertritt in die Conjugation der Wurzeln mit Ausgang *â* begünstigt, welche ursprüngliche Verba auf *mi* sind: ich meine sowol die von der Form altar. *dhidhâ-mi stistâ-mi* als die von der Form *tl-â-mi*. Je nach dunkler oder heller Färbung des *â* vermischten sie sich mit den abgeleiteten Verbis der zweiten oder der dritten Conjugation.

Wie sich daraus die Praesensformen der gothischen dritten schwachen erklären, ist schon S. 265 f. gezeigt und darnach meine frühere Darstellung S. 288 zu berichtigen: die Ausbreitung des *ê* für *ai* im Ahd. erfolgte durch Uebertragung. Es wird nun aber zugleich klar geworden sein, was ich S. 217 schon andeutete, dass das ahd. *-ôm* und *-êm* der schwachen Verba zum Theil doch alterthümlicher ist als das gothische *-ô* und *-a*; und dass das übertragene *-ôm* und *-êm* der abgeleiteten Verba mehr Vorbilder hatte als das einzige *tôm*. Auf ein ganz ähnliches Resultat kommt Brugman Unters. 1, 89 für *φίλημι* und seines gleichen (S. 217).

Ferner ergibt sich dass der Unterschied der drei schwachen Conjugationen nicht wol so einfach zu construiren ist, wie es S. 285 angegeben wurde. Für die erste Classe dürfte das Vorbild der Stämme auf *-ja* massgebend gewesen sein; für die zweite *rô-mi* udgl. (S. 273); für die dritte *tlâ-mi* usw. in der dargelegten Vermischung mit *armajâ* udgl.

Auch die Imperative *nasei sandei* lassen sich aus den blossen *ja*-Stämmen begreifen, wenn man für sie die gleiche Behandlung wie für *harjis hairdeis* (S. 200) zugibt. Den *ja*-Stämmen haben sich die abgeleiteten auf *-ija* und viele

auf ursprünglich *-ája (-éja)* in leichtverständlicher Weise angeschlossen. Dem zweiten Typus lagen dagegen die abgeleiteten auf *-âja* besonders nahe. Die Eigenthümlichkeit der abgeleiteten wie *armajan* goth. *arman* machte vermuthlich aus, dass sie das *a* vor *j* festhielten und das *a* nach *j* ganz wie den sonstigen sogen. Bindevocal behandelten.

DIE PERSONALSUFFIXE.

Von dem primären Personalsuffix der ersten Person Sing. Praes. war hinlänglich die Rede. Das *a* des Perfectum musste abfallen: Grundf. *bauga* wurde *baug.* Das Perfectum der Wurzel *dha,* germ. *da* (vergl. Schleicher Beitr. 2, 94 Nr. 10), deren *a* mit der Flexionsendung zu *â* verschmolz *(*dadâ),* hat auf früherer ahd. Stufe (später constant *teta*) dies *â* ohne Kürzung bewahrt: nach Analogie des schwachen Perfects auf *-ta,* worin das ehemalige *â* Gründe hatte, die wir unten zu errathen suchen werden, oder weil eigentlich **dhadhâa* die historische Basis bildet.

Die secundären Personalendungen der I. Sing. *au* und *jau* im Goth. sind bereits besprochen (S. 195). Ahd. *a*' und *i* aus *aim* und *îm* (für *jâm*) ganz regelrecht.

Eine ähnliche Behandlung wie in der schwachen Conjugation das ableitende *j,* hat wie es scheint das *v* erfahren, wenn das *a-vasi* der I. Dualis zu *ôs* geworden ist.[1] Denn

---

[1] Der Wechsel von *au* und *â* ist schon altarisch in der stammabstufenden Declination von *gaus* acc. *gâm* (skr. *gâ'us gâ'm*) *dyaus dyâm* (skr. *dyâ'us dyâ'm*, gr. *Ζεύς Ζῆν-α*); daher in dem erstgenannten Worte die germanischen Formen theils auf *kû-* für *kou- kau-* theils auf *kô kuo* hinweisen. Dasselbe Verhältnis im goth. Nom. Acc. *fôn* gegenüber Gen. *fûnins* Dat. *fûnin*, in goth. *taujan tavida taui* (für *tûi?*) gegenüber *-tôjis*, in goth. *staua* (für *stûa*) ahd. *stûa-tago stûên*, ahd. *stouwan* gegenüber

diese Grundform muss man annehmen, da urspr. *a-vas aus* ergeben hätte. Das Perfectum setzt mit seinem *u* die secundäre Personalendung *va* voraus, welche ohne Bindevocal antrat und nach Abfall des *a* sich vocalisirte. Doch steht es frei mit Bopp *û* anzusetzen für *uva.*

Die gothische I. Plur. bietet keine Schwierigkeit: *ma,* vermuthlich aus den secundären Bildungen eingedrungen, ist durchgängig die vorausgesetzte Endung. Wenigstens hat dies bei der littauischen Analogie [1] grössere Wahrscheinlichkeit als Westphals Deutung aus assimilirtem und vereinfachtem *ms* für *mas,* welches seinerseits noch früher ein schliessendes *i* verloren haben müsste.

Das *a* von *ma* hatte sich zum Theil wol bereits zu *e* gefärbt (wie im Littauischen), ehe es abfiel, und darauf mag dann durch Assimilation die älteste bindevocalische ahd. Form *e-m* für **a-me* beruhen: Graff 2, 574. Wie aber steht es mit dem ahd. *amês, emês, umês* und dem secundären *êmês, îmês?*

Bopp und Graff haben bekanntlich das vedische *-masi* herbeigezogen, und Benfey macht (Orient und Occident 1, 305) den 'isolirenden Richtungen' der indogermanischen

---

goth. *stôjan,* ahd. *stuowan.* Ueberall ist die nächstliegende Erklärung des *â ô,* dass es für *ava* stehe. Leo Meyers *ô* für *ôv,* Brugmans *gâm* für *gâvm* verstehe ich nicht: *gâvm* ist in sich unmöglich, es müsste *gâum* heissen so gut wie *gâus,* da nicht tönende Spirans, sondern nur der Halbvocal vorliegt. Vergl. Kap. VII über den Dualis.

[1] Die secundären Endungen haben im Litt. noch weiter um sich gegriffen. III. Sing. Praes. *vèża* steht ohne Zweifel für *vèżat,* nicht für *vèżati.* Und wenn dieselbe Form auch für den Plural gilt, so sind eben *vèża* für *vèżat* und *vèżań* (welches *ń* ja litt. nicht gesprochen wird) für *vèżan,* nicht für *vèżanti,* zusammengeflossen. Ebenso steht I. Sing. *veżù* ganz regelrecht für *veżâm,* wäre aber doch sehr auffallend für *veżâmi,* und dies gilt auch für das Slavische: vergl. litt. *esmì,* ksl. *jesmĭ.* Im litt. Dualis liegen gleichfalls die secundären Formen vor Augen.

Sprachwissenschaft unter anderem auch das zum Vorwurf, dass sie sich dieser Meinung nicht einfach anschlossen. Aber bereits Westphal hat S. 185 Anm. in völlig genügender und entscheidender Weise auf die unübersteiglichen lautlichen Schwierigkeiten hingewiesen, welche sich der Deutung entgegenstellen: wie sie denn in der That rein unmöglich ist, will man nicht den Versuch methodischen Eindringens in die Spracherscheinungen überhaupt aufgeben und zur alten etymologischen Kunst der Willkür zurückkehren.[1]

Sicher aber freilich ist, dass *mês* von lat. *mûs* (Corssen Vocalismus 1, 360) nicht getrennt werden kann, und gewiss wird eine Deutung der I. Plur. Praes. auch auf die griechischen Doppelformen *μες* und *μεν* ihr Augenmerk stets richten müssen. Merkwürdiger Weise hat keiner der Erklärer sich weiter umgesehen als das Paradigma führte, auch Graff selbst nicht, dessen Materialien doch gerade auf das nach meiner Ansicht Richtige hinleiten.

In den Gl. Ker. finden wir kein *ames: umes* ist Regel (86. 97. 130. 164. 175. 210 f.), nur *uuoffemes, aruuallemes.* 'Bindevocallos' mit blosser Anfügung an die Wurzel *toa-mes.* Schw. I. *umes* und *iumes,* nur *souhchemes.* II. *omes,* nur *kiniumes, irsufteumes.* III. *emes.*

[1] Als dies geschrieben wurde, wusste ich noch nichts von der Epenthese des *i*, auf die ich dann in den Nachträgen zur ersten Ausgabe hinwies und mittelst deren Schmidt Voc. 2, 481 *mês* aus *maisi* für *masi* erklärte. Es ist möglich, wenn uns die Glossen einmal vorliegen werden, dass wir die Formen *mus* und *men* beseitigen können. Dem oben vermutheten *mansi* stellt Bezzenberger Beitr. zur Gesch. der litt. Spr. 195 ein litt. *-mé* und *-mę* für *-mens* an die Seite. Dagegen Johannes Schmidt in der Anzeige des genannten Werkes Jen. L. Z. 1878 (Sonderabdruck S. 15), wo für griech. *μεν* ein ehemaliges secundäres *mam* vermuthet und daran auch goth. *-ma* des Conjunctivs geknüpft wird.

In den Gl. Par. A dagegen ist *emes* allgemeine Regel, ausser in schw. II. *omes.* Desgleichen in Gl. Reich. A, wo indess *nâhumes* (goth. *nêhvjam*) und nach schw. I. *zimprimes* Erwähnung verdienen. Unter diesen alten Glossensammlungen ist *ames* blos in Gl. Reich. B Regel, worin jedoch überhaupt grosse Vorliebe für *a* in unbetonten Silben herscht: daher sogar *uuarames* 503b, *pirames* 517b, vergl. *haraga* 532a, *hiuuaskes* 532b, *das* für *des* 505b, *da* für *du, diu* 513a. Im Wolfenbüttler Katechismus stehen vier *ames* gegen ein *emes.* In der Benedictinerregel ferner und in den Hymnen scheinen sich (abgesehen von den schwachen Verbis) *ames* und *emes* die Wage zu halten. Dagegen wieder im Isid. Fragm. theot. Tat. Otfr. treffen wir entweder durchweg oder weit überwiegend *emes.*

Das auslautende *a* des Praesensstammes nimmt demnach entweder vor *m* die dumpfe Färbung zu *u* an, wie z. B. im Dativ Plur. der substant. *a*-Stämme, oder es wird durch das darauffolgende *e* assimilirt oder endlich, jedoch keineswegs in der Regel, unverändert beibehalten.

Ferner: Is. und Fragm. theot. haben im Perf. nicht *mes,* sondern *m:* vergl. auch *pirum* Gl. Ker. 62; *pirum, kifuactum, kisaztum* Gl. Par. Reich. Diut. 1, 178. 205. Es fragt sich, ob Conj. Praes. bei ihnen vorkommen mit *mes?* Die Hymnen bieten im Conj. Praes. fast immer *m* statt *mes.* Es ergibt sich als wahrscheinlich, dass gegen Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts die Beschränkung der längeren Form auf den Indicativ Praes. noch die Regel bildete.

Ja dass *mês* ins Perf. blos übertragen worden, das scheint klar vor Augen zu liegen in falschen Uebertragungen wie *birunmes, quamunmes* udgl. (Gramm. 1, 1045). Daraus wieder

zurückwirkend einmal sogar *comenmes* (vielleicht ein Conjunctiv? Tat. 165, 2: das Futurum wird dadurch übersetzt).

Die Länge des *e* noch zu Anfang des 9. Jahrhunderts steht aus Kero fest, wo wiederholt *mees* geschrieben wird. In einer Freisinger Glossensammlung des 9. (10?) Jhs. (Gc. 3) aber liest man *mas*, wahrscheinlich mit einem jener bajuwarischen *a*, die sich in so viele Flexionen eindrängen und deren eingetretene Kürzung bezeugen.

In Pariser und Wiener Glossen, jene dem Alemannischen und dem 8./9. Jh., diese wenigstens theilweise wie es scheint fränkischem Sprachgebiet und dem 10. Jh. angehörig, findet sich *mus: disrumpamus, zaspaltemus* Diut. 1, 203; *offendimus, pespurnemus (pespxrnfmxs)* Hoffmann Glossen S. 60. Und damit kein Zweifel bleibe, ob es aus dem Latein nur durch Schreibfehler in die Glossen eingedrungen, bietet es auch die Freisinger Hs. des Otfried dreimal: Kelle Zs. 12, 41. 103.

Ausserdem hat Graff verhältnismässig viele Beispiele von Formen auf *men*, und zwar aus sehr verschiedenartigen Quellen, darunter die von ihm ins 8. Jh. gesetzte und daher mindestens noch aus der ersten Hälfte des 9. Jhs. stammende Glossensammlung Gc. 4. Und so geläufig war dieses *men* neben *mus* den Schreibern, dass sie es auch im Lateinischen gelegentlich für *mus* setzten, *subigamen* z. B. schrieben statt *subigamus*.

Es scheint mir, dass diese höchst verschiedenen Formen nur dann eine befriedigende Erklärung gestatten, wenn wir *mansi* als die ursprüngliche Endung voraussetzen, woraus lat. *mûs* sich ungezwungen erklärt, wie *bûs* aus *bhjams* im Dat. Pl., wie gleichfalls ahd. *mus* durch die Mittelstufe *maṅs* oder *muns, muṅs* (vergl. oben S. 195) aus ungeschwächtem *mans*, denn so musste nach Eintritt des vocalischen Auslauts-

gesetzes die Form lauten. Griech. *μες* und *μεν* sind analoge, zunächst auf *μενς* (vergl. *δελφίν* und *δελφίς* für *δελφινς*, und ähnl.) beruhende Verstümmelungen, wie ahd. *mês* und *men*. Beide letztere setzen die Schwächung des *a* (das schwerlich in jenem erwähnten *mas* des 9. oder 10. Jhs. erhalten) zu *e* voraus, und für *mens* steht *mês* als Ersatz der Nasalirung. Wie aber im goth. Dat. Pl. *m* für *mm* für *ms* steht, so ist neben *mês* auch *men* für *menn* für *mens* möglich.

Wie nun dieses *mansi* an sich aufzufassen, darüber vergl. unten das siebente Kapitel. —

Ich gehe zum Suffix der zweiten Person über.

Die Dualendung lautet durchweg *ts*, für *tas*, altarisch und skr. *thas*.

Die 'bindevocalische' Pluralendung goth. *i-th*, d. h. *i-d*, führt auf *di*, dem Vocal nach entsprechend lat. *tis* und wahrscheinlich durch die Mittelstufe *de* Schwächung von *da*. Doch ist dieses *id* dem Goth. allein eigen, altn. *idh* muss als späte Schwächung von *adh* betrachtet werden, da es keinen Umlaut wirkt. Dasselbe altgerm. *da* (goth. wahrscheinlich *di* durchweg) ist auch die secundäre und perfectische Flexionsendung. Den secundären Formen allein kam es ursprünglich ohne Zweifel zu, ist jedoch schon in vorgermanischer Zeit auch in die primäre Function eingetreten.

Das Singularsuffix endlich Praes. *si*, bindevocalisch *a-si*, *esi*, *isi*, *is*. Perf. *-ta* (altar. und skr. *-tha*), welches sein *a* natürlich einbüssen muss. Das *-st* in *saísôst* Luc. 19, 21 (Bopp Vergl. Gramm. § 454) rührt ohne Zweifel aus falscher Analogie lingual auslautender Wurzeln her wie *vaist* für *vait-t*. Vergl. Schleicher Comp. S. 674.

Die secundäre Endung ist *s*. Jedoch liegt sowol im goth. als auch im ahd. Conj. Praes. und Perf. vielmehr *si*

zu Grunde, das primäre Suffix, das hier eben so eingedrungen wäre wie in die I. Sing. des griechischen Optativs und sonst, vergl. Westphal KZ. 2, 183 f. Benfey Pluralbildungen S. 43. Denn aus Grundf. *ais* und *îs* (für *jâs*) müsste goth. *as* und *is*, ahd. *a*ᵉ und *i* werden. Und Goth. und Ahd. repräsentiren uns Ostgerm. und Westgermanisch.

Die echte alte westgerm. Secundärform Perf. scheint uns nun aber erhalten in dem *i* der ahd. II. Sing. Ind. Perf. Die Boppsche Deutung dieses *i* aus skr. *-i-tha* wäre lautgesetzlich unmöglich, auch wenn wir den Bindevocal *i* nicht als eine specifisch indische Erscheinung betrachten müssten. Dagegen schon Grimm Gesch. 487: 'Dieser Vocal kündigt hier Uebergriffe der Flexion des Conjunctivs in den Indicativ an.'

Am leichtesten begriffe sich die Formübertragung, wenn wir sie in die Zeit vor Wirksamkeit der Auslautsgesetze zurückverlegen dürften, wo die Analogie der II. Sing. Perf. schwach, Grundf. *-dhâs* (darüber unten mehr) unserem *-jâs* den Weg in den Indicativ bahnen konnte.

Nicht alle Spuren der ursprünglich conjunctivischen Function der Endung *i* aber sind, selbst aus dem Althochdeutschen, verschwunden. Wir erkennen sie mit Sicherheit in *du uuile,* goth. *vileis* und in dem wie ein Imperativ Praes. gebrauchten *ni curi* (noli) bei Kero und Tat. Gramm. 1, 887.

Und durchweg setzen das Angelsächsische und Altfriesische das ursprüngliche secundäre *-s* sowol im Perf. als im Praes. voraus, indem ihr Conjunctiv den Singular aller Personen gleichmässig auf *-e* ausgehen lässt. (Doch vergl. den Schluss dieses Kapitels.)

Man könnte auf den Gedanken kommen, auch in dem *tuo* mittelhochdeutscher Redensarten wie *ich sage dir rehte*

wie du tuo und ähnl. einen altverbliebenen Rest der ursprünglichen secundären Personalendung zu sehen. Aber schon die Analogie gewisser griechischer Constructionen (G. Hermann zum Viger S. 740) entschiede für die Auffassung J. Grimms KZ. 1, 144 ff., auch wenn sich die Form *tuo* als II. Sing. irgend anderswo als im Imperative nachweisen liesse. Ueberdies finden sich mindestens zwei ahd. Fälle dieses Imperatives im abhängigen Satze von anderen Verbis als *tuon*. S. Emmeramer Gebet (Denkm. Nr. 77, 7; Pfeiffer Forschung und Kritik 2, 25) *Trohtîn, dir uuirdu ih pigihtik allero mînero suntôno* usw., nach einer langen Aufzählung folgt ein Finalsatz *daz dû mir, trohtîn, kanist enti kanâda farkip enti daz ih fora dînên augôn unscamanti sî* . . . Notkers Psalmen in der Wiener Hs. Ps. 39, 14 *nu lîche dir, trohtîn, daz dû mih irlôse,* wo die Sangaller Hs. *irlôsest* liest. Eine scheinbar hierher gehörige und von Grimm angeführte Stelle, Otfr. 4, 24, 6 (vergl. Kelle Zs. 12, 34), gibt zu mehrfachen Bedenken Anlass. Dagegen s. unangreifbare angels. und altn. Beispiele bei Dietrich Zs. 13, 135—137.

Erklärt wird die Construction von Pott Beitr. 1, 58 als ein Ineinanderschieben zweier Satzarten, eines abhängigen mit dem Conjunctiv und eines unabhängigen mit dem Imperativ: der Modus wäre aus diesem, die Wortstellung und Satzfügung aus jenem entnommen. —

Endung der dritten Person. Sing. Ind. Praes. altgerm. *di,* bindevocalisch *a-di, edi, idi, id* (goth. *ith*). Perf. *a,* welches abfallen musste. Conj. Perf. *i* für *jât, ît.* Praes. goth. *ai,* ahd. *a*[e] für *ait.*

Die goth. Formen *bairaith, tiuhaith, svignjaith,* die Löbe Prol. p. XXI für Futura, Bopp Vergl. Gramm. 1, XXIII für mediale Conjunctive erklärte und Westphal KZ. 2, 183 f.

ausführlich als active Conjunctive rechtfertigte, haben sich zwar nicht wie E. Bernhardt Krit. Unters. über die goth. Bibelübersetzung S. 5 vermuthete, als wiederholte Schreibfehler, wol aber durch Uppströms Collation als wiederholte Lesefehler der früheren Herausgeber für *bairai tho, tiuhith, svignjai than* (letzteres indess nicht ganz sicher) erwiesen: Germ. 11, 94 f.

Plural primär *(a)nd* aus *(a)ndi,* urar. *anti;* secundär *n* aus *nt,* welches auch im Perf. galt und wol nicht blos in den goth. Conjunctiven das S. 194 besprochene *â* oder *a* für *an* zu sich genommen hat. —

Das neutrale Verbalnomen auf *ana, anja,* der Infinitiv, erfordert hier keine weitere Bemerkung, vergl. nur über die Endung *anja* zu Denkm. Nr. 71, 8. Die einmal vorgeschlagene Erklärung aus einer Weiterbildung des Partic. Praes. (Germania 11, 233) bedarf wol keiner Widerlegung. Die Zusammenstellung mit skr. *anîya* bleibt bestehen, auch wenn die weitere Vergleichung mit lat. *endo* durch Corssen Krit. Beitr. S. 123 und die Erörterungen in KZ. 14, 350—371 widerlegt sein sollte.

Die nordischen Infinitive *skulu, munu* fasst J. Grimm Gr. 1, 1021. 4, 170 als Inf. Perfecti. Das wäre jedoch eine absolut vereinzelte Bildung. Daher verglich Aufrecht KZ. 2, 240 die umbr. osk. Infinitive auf *om, um* (vergl. Corssen a. O.), aber diese gehen auf *am* zurück (Bopp Vergl. Gramm. 3, 280 f.), und ein Abstractsuffix *u* gibt es überhaupt nicht.

Wir müssen, denke ich, von den Nebenformen *mundu, myndu, skyldu* ausgehen und darin das latein. und lettoslav. Supinum, das bekannte skr. Infinitivsuffix *tum* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 249. 289. 292. 296) erkennen: vergl. über das Abstractsuffix *du* im Goth. Schleicher Comp. 461. Jene

Formen sind nun buchstäblich identisch mit der III. Plur. Indic. Perf. ihrer Verba, erschienen mithin als Infinitive Perfecti und konnten dazu verleiten, die vermuthlich wie in anderen germ. Sprachen vorhandenen Infinitive *munan, skulan,* resp. *muna, skula* so umzubilden, dass sie der Form nach mit der III. Plur. Indic. Praes. übereinstimmten. So entstanden *munu, skulu.* Auf einem ganz ähnlichen Vorgange beruht der berlinische Infinitiv *sind* für *sein.* —

Im Passivum hat die Formübertragung grosse Verwüstungen angerichtet. Das Suffix der III. Person ist im Sing. in die I., im Plur. in die I. und II. eingedrungen. Also *aza, ada, anda* regelrecht für altar. *asai, atai, antai.* Ueber die Conjunctive *aizau, aidau, aindau* oben S. 195.

Die radicale Umwandlung des Plurales lässt sich aus den vermuthlichen Grundformen einigermassen begreifen: *amada, adu, anda* (altar. etwa *amadhai, adhva, antai*), weil alle drei *d* und zwei Resonant davor besitzen. Den Vorzug erhielt *anda* wegen des parallelen *ada* des Singulars. Dieses aber weiss ich mir in der ersten Person nicht zu erklären, wenn es nicht vielleicht die Analogie des schwachen Perfects (I. III. Sing. *-da*) hervorrief. Doch s. unten S. 316. 347.

Einen angels. Rest des Passivums hat Dr. Grein Ablaut 37 in *hâtte, hætte* (vocor, vocatur), goth. *haitada* erkannt. Und dazu gehört vielleicht auch mit weiterer Entstellung altn. *ek heiti,* wofür man *heit* im Activum erwarten müsste.

Ob sich ein eigentliches, formell natürlich identisches Medium im Gothischen nachweisen lasse, scheint sehr zweifelhaft.

Joh. 13, 35 *ἐν τούτῳ γνώσονται πάντες ὅτι ἐμοὶ μαθηταί ἐστε*: *bi thamma ufkunnanda allai thei meinai sipônjôs sijuth.* Massmanns Vermuthung, es sei *ufkunnand allai* zu lesen,

wobei der Fehler sich bei dem unmittelbar nachfolgenden *a* leicht erklärt, hat Vieles für sich. Wer *ufkunnanda* schrieb, dachte sich wol eine passivische Construction: 'Ihr werdet alle erkannt.'

Auch *gavasjada* 1 Kor. 15, 54 *ἐνδύσηται* kann sehr leicht passivisch gefasst werden wie schon Gabelentz und Löbe bemerkten Gramm. S. 141.

Ebenso scheint es sich mit zwei Stellen im zweiten Korintherbriefe zu verhalten. 2 Kor. 4, 17 *τὸ γὰρ παραυτίκα ἐλαφρὸν τῆς θλίψεως καθ' ὑπερβολὴν [εἰς ὑπερβολὴν] αἰώνιον βάρος δόξης κατεργάζεται ἡμῖν:* der gothische Text ist nur im Cod. Ambros. B erhalten und lautet darin *untê thata andvairthô hveilahvairb jah hveiht* (l. *leiht* mit J. Grimm?) *aglôns unsaraizôs bi ufarassau aiveinis vulthaus kaurei vaurkjada unsis.* Vergl. Germ. 11, 94: *kaurei* und nicht *kaurein* wird in der Hs. gelesen, *vaurkjan* regiert doppelten Accusativ, die Auffassung kann mithin nicht zweifelhaft sein: 'Die gegenwärtige vorübergehende und leichte Last unserer Drangsal wird uns zu einem schweren Gewicht überschwenglicher ewiger Glorie gemacht.'

2 Kor. 7, 10 *ἡ γὰρ κατὰ θεὸν λύπη μετάνοιαν εἰς σωτηρίαν ἀμεταμέλητον ἐργάζεται, ἡ δὲ τοῦ κόσμου λύπη θάνατον κατεργάζεται.* Gothisch in beiden Handschriften: *untê sô bi guth saurga idreiga du ganistai gatulgidai ustiuhada, ith this fairhvaus saurga dauthu gasmithôth.* Das Streben nach Variation der beiden einander entgegengestellten Sätze liegt vor Augen, die passivische Construction im ersten darf daher nicht befremden, denn auch *ustiuhan* wird mit zwei Accusativen verbunden. Der Unterschied des Sinnes aber ist höchst unwesentlich, ob nun die Sorge als Bewirkerin der Reue, oder als eine frühere Stufe derselben hingestellt wird. —

Imperativ. I. Sing. fehlt. In der II. Sing. muss bei *a*-Stämmen sich dieser Stammvocal zu *e, i* gefärbt haben vor Eintritt des vocalischen Auslautsgesetzes, daher ahd. *gib, nim, biut,* nicht *gëb, nëm, beot.*

Die I. Plur. ist wie die II. Dual. Plur. dem Indicative gleich, auch im Ahd. von Grimm Gramm. 4, 83 vermuthet und von Müllenhoff in der Vorrede zu den Altd. Sprachproben nachgewiesen. Unser heutiges *nehmen wir, richten wir* usw. ist verhältnismässig jung. Schweizerische Schriftsteller begannen es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einzuführen.[1] Th. Abbt thut in den Litteraturbriefen 15, 147 Anm. (1762) den Gegenvorschlag, z. B. zu sagen: *Dass wir unser Augenmerk richten.* Und Moses Mendelssohn behandelt es noch 1767 in der Allgem. Dt. Bibl. (Werke 4, 2, 527) an Iselin als eine unerlaubte Neuerung in der Sprache, durch welche ihr Gewalt angethan werde: ein ganzes Kapitel in Iselins Buch werde 'durch diese fremde Bildung, welche noch dazu Zweideutigkeit verursachen kann, sehr unangenehm zu lesen, beinahe unverständlich'.

Von der III. Imper. gibt es vier gothische Beispiele: Matth. 27, 42; Marc. 15, 32 καταβάτω *atsteigadau;* Matth. 27, 43 ῥυσάσθω *lausjadau:* 1 Kor. 7, 9 γαμησάτωσαν *liugandau.*

In dem Sing. *dau* könnte man das active altind. *tât,* osk. *tûd,* lat. *tô,* gr. τω, kelt. **tâ* (Ebel Beitr. 4, 354; vergl. Grimm Gramm. 1, 444 erste Ausgabe; Uppström zu Matth. 27, 43) erkennen, wenn nicht die Lautform Bedenken erregen müsste, die sich gegenüber von *liugandau* (vergl. lat. *ntô,* skr. *ntu*) wiederholen. Wir erwarten *da, nda* oder *dô, ndô.*

[1] Nachdem es allerdings früher schon einmal bestanden hatte: Heyne Alts. Gramm. 51 führt Beispiele aus den Psalmen an, wie *cebrekan wir* (disrumpamus); Heinzel verweist auf den Wiener Notker 2, 3 *prechen wir.*

Ich bleibe daher bei Bopps Meinung, der (Vergl. Gramm. 2, 254 f.) die skr. medialen Imperativsuffixe *tâm, ntâm* vergleicht, und nehme an, die mediale Form sei in das Activum gedrungen, wie im griechischen Plur. Imper. *ντων*. Hier wie dort war die Vermischung leicht genug.

Der germanische Conjunctiv (Optativ, Potential) ist im Slavischen, Preussischen und ursprünglich auch im Littauischen gänzlich in die Function des Imperatives übergegangen. Diese Function besitzt er auch im Gothischen (Löbe Gramm. S. 153) und gibt hierdurch ebenso für das Lettoslavische wie durch seine Verwendung als Futurum (worin übrigens auch das Altindische der Veden, das Zend, das Griechische übereinstimmen: Kuhn Beiträge 3, 235 f.) für das lateinische Futurum der dritten und vierten Conjugation den erwünschten syntaktischen Aufschluss. Namentlich wo der Imperativ des Perfectstammes erfordert wurde, muss der Conjunctiv eintreten: Gramm. 4, 83 f.

Hierauf beruht mit starker, über die Regel hinausgehender Kürzung der Imperativ *ôgs* für *ôgeis* Gramm. 1, 853. Daneben richtig *ôgeith.*[1] Umgekehrt steht neben dem nicht weiter als nach den Lautgesetzen nöthig gekürzten *ni curi* der Plural *ni curit,* dessen *i,* wie J. Grimm nachweist (Gramm. 1, 887), kurz ist, obgleich der Conj. Perf. in II. Plur. *î* verlangt. Vergl. auch unten *bis* für *bîsi.* Das Altnord. scheint gleichfalls diese weitergehende Schwächung des Imperativs zu kennen, indem es *tel, brenn* bildet, während man nach seinen specifischen Lautgesetzen *i* für *î,* also *teli, brenni* erwarten müsste. —

[1] Nach Schmidt KZ. 19, 290 vielmehr ein Conjunctiv Perfecti, Grundform *âghas:* nach Bezzenberger Zs. für d. Phil. 5, 355 ff. ein Imper. Perf. Medii, Grundform *âghsva.*

Es bleibt endlich ein Wort zu sagen von dem Bindevocal oder 'thematischen Vocal' im Dual und Plural Perfecti. Er lautet bekanntlich *u* und ist wirklich ein Bindevocal, wenigstens in der II. Dual. I. II. Pluralis. In der III. Pluralis sehe ich nicht ein, wie man ohne die Annahme einer Endung *-ánt* auskommen will: *nenamánt* muss es doch einst geheissen haben, wenn der Ton auf dem Personalsuffixe ruhte. Alle diejenigen, welche mit mir glauben, dass die Flexionssuffixe einst selbständige Bestimmungswörter waren, unseren Pronomina und Praepositionen vergleichbar, darf ich wol fragen, ob sie ein selbständiges Wort *nt* für wahrscheinlich halten. In der I. Plur. konnte vor *-má*, namentlich wo es sich mit anstossenden Consonanten unbequemer gruppirte, leicht ein kürzester (S. 237) Svarabhakti-Vocal entstehen, der sich dann weiter ausbildete, als identisch mit dem *a* von *ant* der III. Plur. gefühlt und daher auch auf die zweite und von da in die II. Dualis übertragen wurde. Was die I. Dualis anlangt, so vergl. S. 299: ein *-uva* für *-va* konnte sich leicht bilden; aber ob es sich bildete, können wir aus dem Gothischen nicht entnehmen.

VERBA ANOMALA.

In erster Linie kommen die Verba praeteritopraesentia in Betracht, über die wir eine besondere die ältere Litteratur zusammenfassende Schrift von Karl Pauli (Stettin 1863) besitzen.

Die lateinischen *memini odi novi* sind bekannt; die griechischen Perfecta mit Praesensbedeutung stellt R. Fritzsche in den Sprachwiss. Abh. 43 zusammen. Ueberall ist die Form des Perfectums gewahrt; aber die Kategorie des Perfectum

mit Praesensbedeutung und ohne Reduplication muss eine altarische gewesen sein, wäre sie auch nur durch das eine *váida* skr. *vêda* gr. *οἶδα* goth. *vait* vertreten gewesen. Im Germanischen hat sie sich ausgedehnt; aber, da alle ablautenden Verba die Reduplication verloren haben, so ist es schwer, ja unmöglich, genau zu sagen, wie weit. Nur *mag skal man* dürfen bestimmt neben dem etymologisch feststehenden *vait* genannt werden, weil sie im Plur. nicht *mêgum skêlum mênum* darbieten, sondern goth. *magum skulum munum*. Nirgends dagegen lässt sich ehemaliges Vorhandensein der Reduplication bestimmt behaupten, wol aber, wenn meine obige Auffassung der vierten Classe richtig ist, für goth. *gamôt* und *ôg* vermuthen. Es sei daher gestattet, die ganze Gruppe als reduplicationslose Perfecta zu behandeln. wo es auf genauere Sonderung nicht ankommt. Für die Bedeutung muss man, wie es scheint, unterscheiden zwischen der perfectischen im Sinne der vollendeten Handlung und einer rein praesentischen.

Cl. Ia. Gothisch *mag* zu W. *magh*, skr. *mah* medial 'gross sein' (Grassmann). Also: 'ich bin gross, mächtig, vermag'. Praesentisch.

Cl. Ib. *skal* zu skr. W. *skhal* 'wanken, gleiten, fehlen'. Perfectisch: 'ich habe gefehlt und bin nun schuldig, gut zu machen', sei es durch Geld, sei es durch Strafe.

man zu skr. W. *man* 'erinnern, gedenken' medial. Praesentisch: goth. *man* 'meine'; *gaman* 'gedenke' vergl. *μέμονα*, *memini*.

Cl. Ic. *ga-dars* zu W. *dhars*, deren Bedeutung in skr. *dharš* das Petersburger Wb. als 'dreist, muthig sein; den Muth zu etwas haben, wagen zu' bestimmt. Also wieder praesentisch 'ich wage'.

tharf Plur. *thaurbum* zu W. *tarp* Nebenform von *tarbh,* wovon ksl. *trěba* 'negotium' *trěbŭ* 'necessarius' und *starbh,* wovon unser *sterben* und altn. *starf* 'Anstrengung, Geschäft' *styrfinn* 'mürrisch, verdriesslich' *stjarfi* 'Epilepsie'; vergl. gr. *τρέπω* und *στρέφω*. Grundbedeutung: 'drehen, sich drehen' und mit Rücksicht auf zu erlangende Dinge: *στρέφεσθαί τινος* 'sich darum kümmern'; und dies als Aeusserung des Bedürfnisses genommen. Praesentisch.

kann zu W. *gan (gn-â)* perfectisch wie lat. *novi:* 'ich habe kennen gelernt, weiss'. Das *nn* ist nicht sicher aufgeklärt; Schmidt KZ. 23, 278 nimmt eine Bildung nach G an und findet sie im skr. Praesensstamm *jânâ'-* für *jan-nâ-* wieder. Dazu würde wenigstens die Flexionsweise von *kunnan kunnaida* vortrefflich stimmen. An alte Assimilation *gann-* für *gagn-* wird hoffentlich niemand denken wollen.

**ann,* Plur. ahd. *unnumês;* Sing. mhd. *g-an;* altn. *unna.* Grundbedeutung: 'begünstigen': daher 'lieben' oder 'einem Gunst, Förderung gewähren, ihm gestatten, zulassen'. Fick 3, 17 vergleicht mit Recht gr. *ὀν-ίν-η-μι* 'nützen, begünstigen, fördern', lat. *âmo* für *anmo.* Bei letzterem setzt er ein Nominalthema *an-mo-* voraus, aber vielleicht ist mit Bechtel weiter an skr. W. *nam* 'beugen' zu denken: medial 'sich beugen, neigen', in Unterwerfung, Verehrung, Liebe. Die lautliche Vermittelung müsste ich mir dann folgendermassen denken: ursprünglich *amam* d. h. W. *am* reduplicirt, dann *anam* wie im Personalpronomen *mana* für *mama.* Aus *anam* durch Aphärese *nam;* westarisch Weiterbildung mittelst *â: anam-â-mi;* lateinisch mit Synkope *anmo âmo amo;* griechisch mit Consonantassimilation und Vocaldifferenzirung *ὀνίνημι*; germanisch gleichfalls mit Consonantassimilation *anandʹmi,* mit Synkope wie im Lateinischen *annâʹmi,* was einem nicht

vorhandenen goth. *unna*, ahd. *unnêm* entsprechen würde. Wer an den weiteren Combinationen keinen Gefallen hat, kann sich mit der griechisch-deutschen Verwandtschaft begnügen, die wir als ziemlich sicher ansehen dürfen. Neben solchem **unna* steht die Perfectform *ann* wie *kann* neben *kunna*. Die Bedeutung von *ann* aber ist praesentisch.

Cl. II. *aih* Pl. *aigum* zu skr. W. *îç* medial nach A 'besitzen, zu eigen haben'. Praesentisch.

lais, von Fick 3, 272 mit Recht zu einer W. *lis* 'gehen, fahren' gestellt, wovon unser *Geleise* und vieles Andere. Perfectisch: 'ich habe erfahren' und weiss nun. Vermuthlich ehemals Perfectum zu dem Praesensstamme *lis-ná-* (S. 296).

vait ist hinlänglich besprochen. Perfectisch: 'ich habe gefunden, erkannt' und weiss nun. Die Urbedeutung 'sehen' vorauszusetzen (wie auch S. 4 und 292 geschehen), liegt kein genügender Grund vor.

Cl. III. *daug* zu W. *dhugh*, skr. *duh* 'melken, Nutzen, Vortheil ziehen aus einem'; medial 'milchen, Ertrag geben'. Dieser medialen Bedeutung, übrigens praesentisch, entspricht *daug* 'ich bin nützlich'.

Cl. IV. *-nah* zu W. *nak*, skr. *naç*, lat. *nanciscor*: *bi-nah* ἔξεστι 'ist erreichbar', *ga-nah* 'reicht hin'. Also wieder medial, aber praesentisch. Ich habe das Verbum hierher gestellt trotz goth. *binaúht ist* und *ganaúhan-* (welche Schwächungen gar nicht gegen die ursprüngliche Regel dieser Conjugation sind, vielmehr im Participium Perf. durch *a* verdrängt sind, *slahans* für *slehans* oder *slohans*) wegen *ganôhs* und auch wegen des ungefärbten Vocales in lat. *nancisci*. Hier fehlt also wirklich die Reduplication und die

specifische Form der vierten Classe, für welche das Dasein der Reduplication so entscheidend ist (S. 257).

gamôt 'ich habe Raum, finde Platz' ursprünglich wol 'verweile' zu skr. W. *mand* 'zögern, zuwarten, stillestehen' (Petersb. Wb.). Praesentisch. Die Bedeutungsentwickelung vollzieht sich im Sinne des unbewussten Schlusses: wenn einer irgendwo verweilt, so hat er dort Platz.

ôg Perfectum von *agan ôg* (Partic. Praes. *un-agands* 'furchtlos'). Praesentisch dem lat. *angi* 'sich ängstigen' entsprechend; gr. *ἄγχω ἄχομαι*. Die ursprünglichen Resonanten der drei letzten Verba vollkommen im Einklange mit dem sonstigen Charakter der Classe, vergl. *lapan* für *lampan lambere* (S. 263). Für die Perfectform gleichen Sinnes neben **agan* vergl. gr. *δείδια* neben *δείδω*.

Wenn ich mich überall richtig entschied, so haben die hier vorläufig perfectisch genannte Bedeutung nur vier Formen: *skal kann lais vait.* Davon schliessen sich *kann* und *lais* ganz vortrefflich an das Vorbild von *vait*, und *kann* hat ausserdem die Analogie des lat. *novi* zur Seite. Es begreift sich auch die reduplicationslose Bildung: der Begriff der vollendeten Handlung, mag er dem Perfectum entsprechen, reicht nicht aus, um ihre Bedeutung zu erschöpfen. Sie enthalten etwas, was nach der vollendeten Handlung kommt, deren Resultat und Folge ist: und dies wurde in der arischen Urzeit durch Weglassung der Reduplication symbolisirt. Der Unterschied ist wie Erwerb und Besitz: die Vollendung des Erwerbens ist die Vorstufe des Besitzens, aber noch nicht dieses selbst. Der Wissende verfügt über das Gesehene, Erkannte, Erfahrene wie über sein Eigenthum; der Schuldige schleppt die Folgen seiner Fehler wie einen verhassten unveräusserlichen Besitz durchs Leben.

Was die übrigen Verba anlangt, so dürfen wir wol *man* direct mit *μέμονα memini* identificiren; folglich hat es die Reduplication frühzeitig verloren und schloss sich dem Vorbilde von *skal* an. Ursache war die Praesensbedeutung. Ob die weiteren Fälle damit gleich stehen, wage ich nicht zu bestimmen. Ohne Zweifel aber sind wir berechtigt, die syntaktische Folgerung daraus zu ziehen, dass das germanische Perfectum auch 'zeitlos' und praesentisch gebraucht wurde. wie das altindische (Delbrück Tempuslehre 102 ff. 105) und griechische: der eigentlich praesentische, sogen. intensive. Gebrauch ist im ältesten Skr. nicht häufig. wol aber der zeitlose, der hier dieselben Dienste thut, denn er ist im Germanischen fast ausschliesslich vom Praesens übernommen worden.

Ausserdem aber verdient Aufmerksamkeit dass neben *mag man tharf ann aih daug nah ôg* (nicht bei *-dars* und *-môt*) in verwandten Sprachen mediale Formen auftreten und dass oft die besondere germanische Modification der Bedeutung als medial bezeichnet werden muss. Man wird unten im siebenten Kapitel eine Vermuthung über die ursprüngliche Gestalt der germanischen Medialendungen und ihre wahrscheinliche Identität mit den altindischen finden. Die I. III. Sing. *ai* muss einmal, gewiss vor der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes, als das mediale Perfectum überhaupt nur noch für wenige Verba in Gebrauch war, sich mit der I. III. Sing. Act. *a* vermischt, die anderen Formen mitgezogen haben, und so im Activum aufgegangen sein. Nun dürfen wir wol entschieden den Imperativ *ôgs* für *ôgsa* für *ôgsva* nehmen (S. 310 Anm.) und als letzten Rest rein medial perfectischer Flexion, sowie als werthvolles Beweisstück für unsere Vermuthung betrachten. Aber sie gilt

jedenfalls nicht für alle genannten Verba (dagegen spricht *man* im Verhältnisse zu seinen Verwandten): wir können nicht wissen, wie weit schon früh die Form des activen Perfectes mediale Bedeutung angenommen hatte.

Es wäre sehr unvorsichtig, diese Erkenntnis noch weiter zur Auffassung der dritten schwachen Conjugation zu verwerthen und das *ai* vor der Personalendung mit dem medialen *ai sai tai* etwa von der ersten Singularis aus (die aber in der dritten schwachen ursprünglich gerade kein *ai* aufweist) zu combiniren. Um den Zusammenhang mit der dritten schwachen zu begreifen, reicht im allgemeinen aus, was wir über den Accent der fraglichen Verba wissen: skr. Praesensstämme *mahá-* (in dem Participialform tragenden Adjective *mahát-*) *dhṛšá- jñâ'- vidá- duhá-* sind nachweisbar, dazu gr. *μιμνήσκω*, *ὀνίνημι*, germ. *lis-nâ-mi*, lat. *nanciscor:* so dass sich sowol jener Zusammenhang wie die Infinitive goth. ahd. *magan* (nicht *mégan*) ahd. *scolan*, goth. *gadaúrsan*, ahd. *durfan*, goth. ahd. *kunnan*, ahd. *unnen*, goth. *vitan* ahd. *wizzan* genügend erklären. Räthselhaft bleibt nur, warum die eigenthümlichen Form- und Bedeutungsverhältnisse der vorliegenden Gruppe mit dieser Accentuation verbunden auftreten. Doch das sind weiter zurückliegende Geheimnisse, deren Lösung uns über die Bedeutung der Praesenssuffixe überhaupt etwas aufklären müsste. Einstweilen sei auf die S. 292 vorgetragenen Beobachtungen über den Zusammenhang medialer, durativer und inchoativer Bildung und Bedeutung verwiesen. Dass sich bei ihnen gerade das Perfectum mit Praesensbedeutung einstellt oder festsetzt, ist sehr begreiflich. Im Perfectum liegt vor allem die Vorstellung des Ausgedehnten in der Zeit (s. das achte Kapitel), also auch dessen, was sich als äusserer oder innerer Besitz des

Individuums durch längere Zeit hin bewährt: das stimmt ausgezeichnet nicht blos zu jener ersten Gruppe, die sich an *vait* anschliesst, sondern auch zu *mag man gadars tharf ann aih daug.* Die Verba *gamôt* und *ôg* zeigen keinen Zusammenhang mit Durativen oder Inchoativen: aber *ôg* bedeutet an sich einen psychologischen Zustand, und *gamôt* ein Verweilen. —

Die Eigenthümlichkeiten der Conjugation unserer Gruppe ergeben sich alle, so weit es ihr Praesens betrifft, aus der Abwesenheit der Reduplication, aus der Accentuation des Perfectums und aus der Accentuation des Praesensstammes (wovon der Infinitiv gebildet).

Für das Praeteritum zeigen goth. *munda skulda* die Bildung mit W. *dha,* welche wir gleich noch in *vilda* beobachten werden und welche für die ganze schwache Conjugation Geltung hat (S. 322). Dagegen beweisen goth. *kuntha,* ahd. *onda* (germ. *untha* voraussetzend) und ebenso die Gruppen *ht ft* (*mahta thaúrfta:* vergl. S. 156) dass wir es mit einer Endung zu thun haben, welche vor der Lautverschiebung mit *t* anlautete. (Das *s* in ahd. *farmunsta konstî onsta* ist S. 158 Anm. erklärt.)

Windisch hat mit Recht das altirische *t*- Praeteritum verglichen (Kuhns Beitr. 8, 456), ein durch falsche Analogie ausgebreitetes Imperfectum von Verben nach dem Praesenstypus M. Es gehen darnach ferner goth. *briggan brahta, bugjan baúhta, vaúrkjan vaúrhta, brûkjan brûhta, thugkjan thuhta, thagkjan thahta; kaupatjan kaupasta:* wobei in *brahta thuhta thahta* Nasalirung des Vocales vor *h* zu vermuthen ist. Stämme auf Gutturale oder Dentale, wie man sieht, gleich *mahta, aihta,* ahd. *tohta,* goth. *ôhta;* goth. *vissa* ahd. *wissa*

wista, goth. *gamôsta* ahd. *muosa*. Dazu kommt allerdings mit Labialis *thaúrfta*.

Die Ausgangspuncte der Formation sind ungefähr zu bestimmen: die verbliebenen Praesentia nach M haben zwar ihre Imperfecta eingebüsst, und den vorliegenden ehemaligen Imperfecten stehen keine Praesentia derselben Bildung zur Seite. Aber die alten Verba *fehtan flehtan* lat. *pectere plectere* haben offenbar den meisten Anspruch als Vorbilder für die gutturalisch auslautenden zu gelten. Für die dentalisch auslautenden darf an ostgerm. *kriustan* **vrîstan* (S. 247. 248 f.) erinnert werden. Für *thaúrfta* findet sich allerdings keine nähere Analogie als die griechischen Praesentia wie *τύπτω μάρπτω δρύπτω* (Windisch 464). Und vollends *kuntha untha* für *kunntha unntha* haben keine vergleichbaren Praesentia zur Seite; legen deshalb aber nur um so stärkeres Zeugnis dafür ab, dass Formübertragung gewaltet hat. Solche hat auch die Personalendungen ergriffen und sie denen des schwachen Praeteritums gleich gemacht.

DIE VERBA IN *-MI*.

Als Verba in *mi* werden gewöhnlich aufgeführt goth. *im*, ahd. *bim;* ahd. *tôm;* goth. *iddja;* ahd. *gâm* und *stâm*. Es kommen aber hinzu goth. *viljau*, ahd. *spuon spuot* (S. 273), vielleicht auch *ez wât* udgl. (S. 265).

Das goth. *viljau*, ahd. *wili* entspricht genau dem lat. *velîm* und ist auf eine ursprüngliche Form *varjâ'm* oder *vrjâ'm* von W. *var* 'wählen, vorziehen', einen Optativ nach Typus A, zurückzuführen: vergl. Schmidt Voc. 2, 468; Zs. 19, 158. 390. Das Praeteritum *vilda* würde einer Urform *var-dhâm* oder *vr-dhâm* entsprechen; eine solche Form wird

es schwerlich gegeben haben. Aber *vilda* wie *skulda* und *munda* müssen doch ursprüngliche Verbindungen mit *dha* nach Typus L sein. Wäre Analogie der schwachen Verba massgebend, so hätten wir *vilida* zu erwarten.

Die Verba *gâm* und *stâm* (meist im Praesens: reduplicirend nach B) sind S. 265 besprochen; die Durchführung des langen Vocales auch im Plural ist nicht ursprünglich. Etwas räthselhaftes behält *standa:* es ist nicht genau zu sagen wie sich vorgerm. *stat* (im germ. Perf. *stôth* und nach II[d] Praes. *standa-*) zu W. *sta* verhält. Vergl. Brugman Studien 7, 207.

Ebenso auffallend ist das unverschobene *g* in *gâm* gegenüber der arischen W. *ga,* Praes. *gigâmi,* skr. *jigâmi,* gr. *βίβαμι* (Curtius Verbum 1, 152). Es ist wol anzunehmen dass vorgermanisch *gigâmi* der Form nach in *ghighâmi* (skr. W. *hâ: jáhâti* 'lässt, verlässt'; *jíhîtê* 'wegspringen, weichen vor') aufging, seine Bedeutung aber festhielt. Das Verhältnis von *gangan,* das sich wie eine nasalirte Reduplication dieser Wurzel ansieht (Brugman Stud. 7, 202), zu litt. *żengiu żengti* 'schreiten', skr. *jaṅh jaṅhati* 'zappeln, sich sperren' (Fick 3, 99) und dem ir. *cengait* 'eunt' *cechaing* 'ivit' (Windisch KZ. 23, 204) weiss ich nicht aufzuklären.

Was die übrigen hergehörigen Verba betrifft, so begnüge ich mich, im wesentlichen die Auseinandersetzungen der ersten Auflage zu wiederholen.

Auch in ahd. *tuom* hat sich der lange Vocal gegen die ursprüngliche Regel in den Plural Praesentis eingedrängt. Das Skr. bietet im Plur. *dadhmás datthá dádhati.* Aus solchen und ähnlichen Formen erklärt sich die falsche Folgerung einer Wurzel germ. *dad* (vergl. zd. *dath* und den ksl. Praesensstamm *dad* von W. *da* 'geben'), welche im Plur. Perf. zu goth. *-dêdum,* ahd. *tâtum* führte, und ebenso nach

den bekannten Regeln im Conj. Perf. und in der II. Sing. Ind. Perf. ihre Entsprechungen hat. Das Ags. und theilweise das Alts. verwischen das wieder durch Formübertragung aus der I. III. Sing. mit der Flexion des schwachen Praeteritums.

Schwierigkeit machen die schon 1836 Lachmann in dem Aufsatz über Otfried Anm. 7 bekannten, dann von J. Grimm Germ. 3, 147—151 (vergl. 11, 245. 256) besprochenen der alemannischen Mundart und wahrscheinlich auch dem Uebersetzer des Isidor eigenen Formen des schwachen Praeteriti mit *ô*.

Wie sind diese *ô* zu erklären? Darf man mit J. Grimm an Zusammenziehung aus *tâtum, tâtut, tâtun* denken? Würde dann nicht *â* erhalten geblieben sein? Dem *ê* oder *ô* der II. Sing. steht skr. *dadhấtha* zur Seite. Aber nichts berechtigt uns ursprünglich durchstehendes *â* anzunehmen.

Dieselbe II. Sing. macht noch weitere Gedanken rege. Goth. *dês*, ahd. *tôs*, auch *tus* nach dem Plural *tum* usw., *tas* nach der I. III. Sing. *ta* und — aus diesem *tas* vermuthlich geschwächt — *des, tes* (Graff 5, xiii f. Kelle Zs. 12, 113; Gl. Lips. Zs. 13, 339 *gehcredes*): woher das *s*? Dass es aus der Analogie des Praesens eingedrungen sei, ist leicht gesagt. Aber wie will man auch nur die Möglichkeit einer Formübertragung erweisen? Es fehlt jedes Mittelglied. Wie also, wenn Jemand kurzweg schlösse: es fehlt das charakteristische *t* des Perfectums in der II. Sing., folglich haben wir kein Perfectum vor uns?

Ich will keine bestimmte Ueberzeugung aussprechen im Folgenden. Ich bitte die Conjectur die ich vortrage nur als eine aufgeworfene Frage anzusehen, die einmal irgendwer beantworten mag, ehe er eine definitive Lösung der wie ich

hoffe nicht grundlos geäusserten Bedenken zu liefern versucht.

Die skr. Verba, welche unserer schwachen Conjugation entsprechen, bilden sämmtlich ein periphrastisches Perfectum und in den Veden auch einen periphrastischen Aorist mit den Verben *kar, as* und *bhû.*

Aehnlich bildete die westarische Ursprache einen periphrastischen Aorist mit dem Verbum *dha* 'thun' (vergl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 522; Ebel Beitr. 2, 190 und besonders Pott Wurzeln S. 472—488) aus: *dhâm, dhâs, dhât, dhâma. dhâta, dhânt* (ich setze diese Formen mehr nach Massgabe des Skr. als des griech. ἔθην, aber in Uebereinstimmung mit griech. ἔστην an) mit dem Accusativ eines Abstractums, vielleicht auf *â* wie im Skr., der indess wol bald durch förmliche Composition ersetzt wurde.[1] Was denn die Grundformen *-ajadhâm, -ajadhâs* usw. ergab.

Dieser Aorist hat sich erhalten im lateinischen und littauischen Imperfect (lat. *bâm* für *dhâm* regelrecht;[2] litt. z. B. *gëdó-davau* aus einer erweiterten Wurzelform *dû* für *dâ*), im germanischen schwachen Perfect und im griechischen Aoristus Passivi auf θην. Er hat sogar durch falsche Analogie weitere Formationen erzeugt: lat. *erâm,* das littauische Praeteritum (z. B. *likaú,* Grundf. *likâm,* analog jenem vorauszusetzenden *-dâm*) und die griech. Aoriste Passivi auf ην (Pott a. O. S. 479). Die passive Bedeutung im Griechischen wird

---

[1] Als einzige mögliche Spur dieses Accusativs wüsste ich nur das ksl. Praesens *bańdań* namhaft zu machen, bei dessen bisherigen Erklärungen (Miklosich Formenl. S. 167; Schleicher Kirchensl. Formenl. S. 325. 367; Beitr. 1, 505) man sich schwerlich beruhigen kann. Die Grundform jenes *bań* wäre *bâm* für *bvâm, bhuvâm.*

[2] Vergl. jetzt Pauli KZ. 20, 325; F. G. Fumi Sulla formazione latina del preterito e futuro imperfetti (Milano 1875).

aus dem activen Aorist dieser Form bei intransitiven Verben gefolgert sein.[1]

So angesehen haben die germanischen Formen nichts Räthselhaftes mehr. Das *s* der II. Sing. ist westgermanisch erhalten, indem wie im Conjunctiv *si* eindrang. Die Grundformen *dhâm, dhâsi, dhât, dhâma, dhâta, dhânt* mussten nach Wirkung der beiden Auslautsgesetze und der ersten Lautverschiebung zu *da, dâs, da, dâm, dâd, dân* werden. Der Plural ist in jenen alemannischen *tôn, tôt* erhalten, der Singular im Gothischen. Westgerm. erwartet man I. III. Sing. *ta°*, und in der That finden wir *tavido* auf dem Horn von Tondern, *vorahto* auf dem Stein von Tunöe und noch verschiedene andere *to* im 9. und 10. Jahrhundert: Grimm Gesch. S. 882; Haupt zu Georg 24 (Denkm. S. 302); Kelle Zs. 12, 119; Dietrich De inscriptionibus duabus runicis p. 15 f., Ueber die Blekinger Inschriften S. 30. Das gleichwol regelmässige ahd. *a*, das auf *â* führt, wird dem Resonanten der I. zu verdanken sein, indem Nasalirung durch Dehnung ersetzt wurde (vergl. oben S. 193).

Die falsche Analogie mit dem Perfectum überhaupt und mit dem Perfectum von W. *da* speciell bewirkte den gemeinhd. Plural *tun, tut* und den goth. Dual und Plural *dêdu* usw. Umgekehrt verdanken alts. *dedos*, ags. *didest* dem schwachen Praeteritum ihr Dasein. Im Conjunctiv Perf. weist III. Sing. *scoldii* Isid. 12b, 14 und Notkers *-tî* (J. Grimm Germ. 3, 151) auf eine dem griech. *θείη* genau entsprechende Form. —

Von der Wurzel *i* 'gehen' dürfte mit Bopp (Vergl.

[1] Nur auf der Aehnlichkeit mit dem schwachen Perf. und nicht auf wirklich passivischer Perfectflexion beruht es, wenn ags. *hâtte* (oben S. 307) auch für die I. III. Sing. Perf. und *hâtton* für den Plur. Perf. gebraucht wird.

Gramm. 1, 231 f.) in dem Imperativ *hiri* für *hidrê i* (vergl. Ebel KZ. 5, 236 f.) ein Rest anzuerkennen sein.

Das vielerklärte[1] goth. Perfectum *iddja* führten Holtzmann und Müllenhoff ohne alle Frage richtig auf eine dem skr. *iyaya* entsprechende Form zurück: Isidor S. 129; Haupts Zs. 12, 396 f. Aber der Weg, auf welchem *ijaja* zu *ija, iddja* gelangte, scheint mir noch nicht sicher gestellt. Soll aus *ijaja* das *aj* fortgefallen sein wie aus *habaja,* so wissen wir bereits (aus S. 288), was von dem Lautgesetze, wonach dies geschehen wäre, zu halten ist. Ueberdies wäre das schliessende *a* dann gegen das zweite Auslautsgesetz geblieben. Ich denke, das *j* zwischen den beiden *a* wird ausgefallen sein wie in den schwachen Conjugationen und *ijâ* wurde regelrecht zu *ija* gekürzt.

Ausserdem theilte das Altgermanische mit dem Slavischen die im Altpreuss. und Litt. verlorene Composition der W. *i* mit W. *dha,* wovon nur das Ags. das Perfectum *eode*

[1] Grimm Gramm. 1, 1042 *iddjêdun* = *iddidêdun?* 1, 1063 (Curtius Griech. Etym. 1. Aufl. 1, 55) mit ksl. *idań* verglichen; 4, 146 (Gesch. S. 1033) *eode* = *iddja;* Gesch. S. 355 (Kleine Schriften 3, 151 f.) verwandt mit ahd. *illan, îlan* (dagegen Eschmann Ad linguae germanicae historiam symbolae p. 20); S. 888 f.: *iddja* reicht ziemlich nahe an *ᾖϊα* und dies steht für *ἴδηδα* oder etwas dergleichen. Bopp Vergl. Gramm. 2, 522: durch blosse Verdoppelung des *d* und Beifügung eines *j.* L. Meyer KZ. 4, 405 und C. W. Kohn De verbo germanico tuon p. 74 f. *i-d(a)dâ, i-d(i)da.* Schweizer Die zwei Hauptclassen der unregelmässigen Verba im Deutschen S. 38 f., in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 3, 74 f. aus *at, it,* Nebenformen von *ar.* Grein Ablaut S. 65: Die Wurzel ist *id* oder *ith* und die Flexion ist schwach, d. h. es steht *iddja* für *idida, ithida* von einem sonst unbelegten schwachen Verbum *idjan* oder *ithjan;* im ags. *eode* ist das eine *d* geschwunden. Diefenbach Vergl. Wb. 1, 94; vielleicht eine erweiterte Wurzel, vielleicht ein schwaches also zusammengesetztes Praeteritum, vielleicht auch beides. — Alle diese Deutungen, mit Ausnahme der in Grimms Grammatik, sind jünger als Holtzmanns Isidor (1836).

gerettet hat. Kein Zweifel aber, dass dies alte *-da* (Grundf. *i-dhâm*) auf die Flexion von *iddja* entscheidenden Einfluss übte. Doch s. ten Brink Zs. 23, 65. —

Beim Verbum substantivum ist natürlich abzusehen von den aus W. *vas* gebildeten Formen.

Im übrigen repraesentirt wol das Ags. den westgermanischen Bestand, indem es sowol W. *as*, als auch W. *bhu* im Indic. und Conj. Praes. durchflectirt.[1] Während sonst *as* im Conj. und III. Sing. Plur. Ind. allein dominirt, und in I. II. Sing. Plur. (resp. Dual.) Indic. altnordisch und gothisch *as*, ahd. *bu* ausschliesslich gefunden wird.

Die ursprüngliche Flexion von *as* ist noch klar sichtbar. Sing. I. goth. *im*, altn. *em*, ags. *eom;* II. goth. *is;* III. allgemein *ist* oder assimilirt *is*, altn. *er;* Plur. I. **esma*, **esum*, altn. *erum;* II. **esta*, **esud*, altn. *erudh;* III. allgemein ausser altn. *sind.*

Altn. *erum*, *erudh* führten durch ihre perfectische Physiognomie zu III. Plur. *eru* und II. Sing. *ert* (ags. *eart*). Und da sich diese Analogie auch sonst geltend machen konnte, so entsprang daraus das ags. alts. und ahd. *sindon*, *sintun*.

Im Conjunctiv entspricht das goth. *sijau* bis auf das vorgeschlagene *i* genau dem skr. *syâm*. Die übrigen goth. Formen aber sind bekanntlich so gebildet, dass *sia*, *sija* als

[1] Dies würde, so weit es den ags. Plural *aron* (für alle drei Personen) angeht, zu modificiren sein nach M. Müller Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache 1, 343 Not. 46: 'Was die englische Form *are* betrifft, so ist ihr skandinavischer Ursprung von Dr. Lottner nachgewiesen worden in den Transactions of the Philological Society 1861, S. 63.' Vergl. auch Koch Engl. Gramm. 1, 345. — Zur Ergänzung und Berichtigung der obigen Darstellung verweise ich auf Kern Taal- en Letterbode 5, 89; Zimmer Zs. 19, 439—448.

Verbalstamm genommen und daraus der gewöhnliche Conj. Praes. der *a*-Stämme mit *i* abgeleitet erscheint. Dem entsprechen die altn. Formen, wenn man die durchgängige Längenbezeichnung des *e* für unursprünglich halten darf. ganz richtig, nur dass *j* ausgefallen ist: *se, ser, se, seim, seidh, sei.* So auch goth. gelegentlich, z. B. 2 Kor. 12, 16 *sai* für *sijai* in beiden Hss.

Im Indicativ wirkte derselbe Stamm auf die I. II. Dual. Plur. und veranlasste, dass *isu, isuts, isum, isuth,* die wir vermuthen dürfen, zu *siju* oder *siu* usw. wurden.

Das Ags. und Altfries. weisen gleichfalls mit einigen Formen des Conjunctivs auf das Gothische. Dagegen beruht das mhd. *sîe* (*:âmîe* Flore 4045. 7121, *:Lendrîe* Wigamur 4051. 5437, s. Mhd. Wb. 3, 2, 293b) u. dgl., im Alemannischen seit dem 14. Jh. von grossem Umfange (Weinhold S. 350 f.), ohne Zweifel auf sehr später Formübertragung der *a*-Stämme. Wir haben mithin im ahd. altsächs. *sî, sîs* usw. in der That die echten altgermanischen Formen vor uns, dem skr. *syâm, syâs* usw. genau entsprechend. Die Länge in I. III. Sing. *sî* ist schwerlich sehr alt, vielmehr der in *bî,* goth. *bi,* gleichzustellen.

Von W. *bhu,* germ. *bu,* besitzt wie gesagt nur das Ags. ein vollständiges bindevocalloses Praesens, Indic. und Conj., sogar Imper. und Infinitiv, mit Guna des Wurzelvocales. Bindevocalische Analogie hat sich geltend gemacht, wenn I. Sing. *beó* neben *beóm* (alts. *bium*) begegnet.

Die vorauszusetzenden Grundformen *bium* und *biut* (ags. *beódh*) für die I. II. Plural. wurden ahd. als Perfecta eines Verbi puri, einer Wurzel *bi* aufgefasst und mit dem hiatusfüllenden *r* versehen, wie etwa *scrirum* für *scrium,* W. *skri.* Können nun von dieser so erschlossenen Wurzel die I. und

II. Sing. *bim, bist* gebildet sein? Dann müsste sich auf alts. ags. *bist* und ags. *bidh* dieselbe Erklärung anwenden lassen: und dort tritt doch sonst kein *bi* zu Tage. Wie vollends soll es mit dem ahd. Imperativ *bis* gehalten werden?

Am besten, wenn man das im litt. Praeteritum und ksl. Aorist auftauchende *bi* (Schleicher Litt. Gramm. S. 252***; Miklosich Formenl. § 261) in die Erklärung mit einschliessen könnte. Die Formen sind litt. III. Sing. Praet. *bìti, bìt;* aksl. I. Sing. Aor. *bimŭ*, aber auch mit den gewöhnlichen Personalendungen I. *bichŭ*, II. III. *bi*, Plur. II. *biste*, III. *bišeṅ*. Jenes *mŭ* ist ohne Zweifel aufzufassen wie das wiederholt im Aor. erscheinende *tŭ* (Miklosich Vergl. Formenl. S. 85 f., vergl. S. 169), über dessen Erklärung zwischen Miklosich und Schleicher Beitr. 1, 407 f. Comp. S. 680 zu entscheiden nicht mir zukommt. Litt. *ti, t* ist vermuthlich aus Praesensformen wie *dŭsti dŭst, eíti eít* eingedrungen.

Das Littauische besitzt nun einen periphrastischen Optativ, in welchem an den Accusativ des Abstractum auf *-tu* sich ein Optativ der W. *bu* anschliesst. Die Formen I. II. Plur. dieses Opt. *bime, bite* lassen einen Schluss auf urspr. *bv-ime, bv-ite* für *bhu-jâ-ma, bhu-jâ-ta* zu: Schleicher Comp. S. 841, der zugleich als I. II. Sing. **biau* und *bei* für *bhujâm* und *bhujâsi* nachweist. Das ergäbe für die III. Sing. *bhujât* und schliesslich *bi*. Daneben steht offenbar *bìti* als eine Bildung mit primärer Flexionsendung. Ksl. *bimŭ* könnte als letzter missverstandener Rest dieses Optativs aus *bhujâm* hervorgegangen und das optativische *i* in die Aoristformen für *y* eingedrungen sein. Indess fasst Miklosich die Sache anders auf,[1] und so bleibe die Erklärung dahingestellt. Vergl.

[1] Ihm scheint S. 169 *bimŭ* nach der fünften Bildung des skr. Aorist entstanden, Grdf. *abhûvam* oder *abhûm*. 'Was *i* anlangt, bemerkt er

noch altpers. *biyâ* für *byâ*, *bvyâ*, skr. *bhûyât* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 83).

Für das Germanische will ich zunächst nur folgern, dass der Imperativ *bis* in diesen Zusammenhang gehöre, verkürzt mit Verlust zweier *i* aus *bîsi* für *bvîsi* für *bhujâsi*, wie *ôgs* für *ôgeis*. Und wie hier *b* auf *bv* beruht, so mag auch II. Sing. Praes. *bis* auf *bvis*, III. *bidh* auf *bvidh* nach bindevocalischer Analogie zurückgehen und dies *i* unter Mitwirkung der I. II. Plur. in die ahd. I. Sing. an die Stelle von *iu* übertragen worden sein.

Dies kann vorläufig genügen, doch will ich nicht unterlassen, noch auf lat. *-bo*, *-bis*, *-bit* usw. hinzuweisen, das für *fuio*, *fuis*, *fuit* steht (vergl. äol. *φυίω*) und seine Futurbedeutung vielleicht von jenem alten Optative zu Lehen trägt. S. Schleicher Comp. S. 831 f.

In der ganzen Behandlung des Verbum substantivum bietet das Slavische interessante Analogien zum Germanischen. S. Miklosich a. O. 165 f. 217. 240. 276. 308. 362. 436. 512. 550. 581.

Als den wahrscheinlichen altgerm. Bestand fanden wir vollständige Conjugation von *bu* und von *as*, letzteres mit Aphäresis des *a* in der III. Plur. Indic. (und im Conjunctiv). Ebenso in bemerkenswerther Unterscheidung von dem Neuslov. und Bulg. das Aksl. Kleinruss. Russ. und Polnische. Jene beiden erstrecken mit dem Ober- und Niedersorb. die Aphäresis

---

ferner, so wäre ich geneigt an einen auch im Lat. *fui* eintretenden Bindevocal *i* zu denken, so dass *bimŭ*, *bi* für *bvimŭ*, *bvi* aus *byimŭ*, *byi* stünden: man vergleiche *bañ* für *bvañ*. Allerdings ist *bichŭ*, *biste*, *biseñ* dadurch nicht erklärt.' Man könnte, dünkt mich, auf diesem Wege die dritte skr. Aoristbildung *-isham*, *-ishṭa*, *-ishus* herbeiziehen und für die ganze Formation die beiden lateinischen Perfectstämme auf *i* und *is*.

auf alle Personen mit Ausnahme der III. Sing., gehen also auf dem Wege des Goth. noch einen Schritt weiter, welches nur im Dual und Plural Aphäresis eintreten liess. Dagegen stellt sich das Serbische und, abgesehen von dem Dualis und gewissen Nebenformen worüber Miklosich S. 437, auch das Böhmische in Parallele zum Altnord. Schwed. und Dänischen, indem sie auch in der III. Plur. den Wurzelvocal bewahren oder wieder einführen. Hätte hier Bewahrung stattgefunden, so würden diese Sprachen ganz allein von allen arischen Sprachen, nur mit dem Griech. und Albanischen noch verbündet, die echte Wortgestalt unzerstört über die Jahrhunderte hinweg getragen haben. Vergl. Stier KZ. 7, 1—11.

FORMÜBERTRAGUNGEN.

Eine kurze Uebersicht, wobei von den 'bindevocallosen' und den Formen des Mediopassivs abgesehen wird, mag die Urform der germanischen Personalsuffixe in Einem Bilde vor Augen stellen. Dabei bedeutet I Indic. II Conj. Praes. III Indic. IV Conj. Perfecti. Eine zweite Tafel gibt dieselben Formen nach Eintritt der ersten Lautverschiebung und der Auslautsgesetze, nur abgesehen von der Anlehnung des *an*. Nur die *ain* und *în* in II und IV sind etwas zweifelhaft, S. 204.

I.	*â,*	*asi,*	*ati;*	*amansi,* *ama,*	*ata,*	*anti;*	*avasi,*	*athas*
II.	*ain,* *ân,*	*ais,* *aisi,*	*ait;*	*aima,*	*aita,*	*aint;*	*aiva,*	*aithas*
III.	*a,*	*tha,*	*a;*	*(u)ma,*	*(u)ta,*	*unt;*	*(u?)va,*	*(u)thas*
IV.	*jân,*	*jâs,* *jâsi,*	*jât;*	*jâma,*	*jâta,*	*jânt;*	*jâva,*	*jâthas*

I.	*a°*,	*is*,	*id*;	*amês*, *am*,	*ud*,	*und*;	*âs*,	*ats*
II.	*a*ᵉ, *au*,	*a*ᵉ, *ais*,	*a*ᵉ;	*aim*,	*aid*,	*ain-*;	*aiv-*,	*aits*
III.	—,	*t*,	—;	*um*,	*ud*,	*un*;	*u*,	*uts*
IV.	*i*,	*i*, *îs*,	*i*;	*îm*,	*îd*,	*în-*;	*îv-*,	*îts*.

Nachzutragen ist zu I. die auf Schwächung und Assimilation (auf *ate*, *ati*, *iti*) beruhende II. Plur. im Gothischen. Die *a*ᵉ und *i* der II. Sing. in II und IV beziehen sich auf das Ags. und Altfries. Doch kann die Möglichkeit einer Formübertragung aus I. III. Sing. nicht geläugnet werden.

Im übrigen hat die Formübertragung, abgesehen von *ama* I, *aisi* II, *jâsi* IV, das Gothische fast gänzlich verschont, im Ahd. einiges, in den anderen germ. Sprachen vieles ursprünglich Verschiedene uniformirt.

Von der Ausdehnung, welche das *mês* des Ind. Praes. allmälich gewann, war schon die Rede, ebenso von dem Einbruch einer eigentlich conjunctiven Endung in den Indicativ Perfecti. Anderes ist schwierig.

Im gothischen Mediopassiv sahen wir die Suffixe der dritten Person merkwürdig mächtig. Der ganze Plural z. B. war davon occupirt. Dasselbe ist im Indicativ und Conjunctiv Praesentis und Perfecti aller niederdeutschen Sprachen (Alts. Ags. Altfr.) der Fall. Der Weg aber scheint gewesen zu sein, dass aus *and* nach Ausfall des Resonanten *ad* entstand, und die nun gleiche Form der II. III. Plur. auch der ersten Person, wie im Perfectum und im ganzen Conjunctiv die gleiche der ersten und dritten, auch der zweiten mitgetheilt wurde.

Im Ahd. scheint aus *am* und *ant* und ebenso aus *um*, *un* sich die Vorstellung erzeugt zu haben, als sei ein Resonant *(m, n)* wesentlich zur Pluralbezeichnung, welcher daher auch der II. Pl. mitgetheilt wurde. S. Graff 2, 1147; Kelle Zs. 12, 37. 43. 50. 99. 133. Die ältesten Beispiele dürften sein Gl. Ker. 112. 113 (Hattem. 1, 172a) *intellegite firnemant; extollite. heffent;* Gl. Reich. B. Diut. 1, 507b *vidistis. kisahunt.* Dies spätere *ent* hat dann im Alemannischen bekanntlich auch die erste Person überwuchert und sämmtliche übrige Plurale. Auch das Niederd. erklärt sich noch besser, wenn im Plur. Praes. die Formen *an (and), and, and,* im Pl. Perf. *un, und (un), un* vorher entwickelt waren.

Das ahd. und altniederd. (wenigstens ags. altfr.) *st* der II. Sing. Praes. könnte von *uueist* und *muost*, dann *kanst, gatarst* seinen Ausgang genommen haben. Aber auch das *d* des Pronomens der II. Person war sicherlich nicht ohne Einfluss darauf, zunächst in der Anlehnung *gibestû*. Aehnlich hat der verbliebene österreichische Dualis *ës* die II. Pluralis umgestaltet: *ës gebts.* Denke dabei niemand an den gothischen Dual *-ats* dessen *s* nach ahd. Auslautsgesetz abfallen musste.[1] Noch mehr jedoch dürfte die Analogie von *bist* (nach *ist* gebildet) in Betracht kommen. Und geradezu entscheidend hierfür ist der Umstand, dass die Sprache des Heland zwar schon *bist,* nicht aber die sonstige Personalendung *st* der II. Sing. kennt.

Seltsames ist im Altnordischen vorgegangen. Die II. Sing. Ind. Praes. hat die Form der dritten verdrängt, ja sie

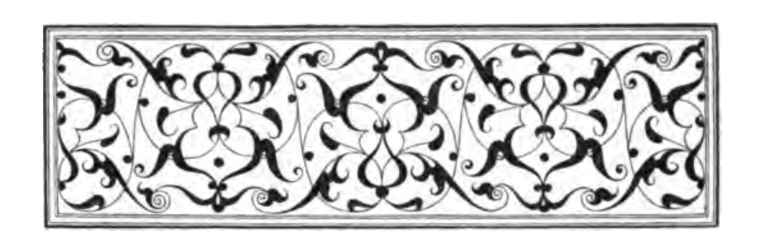
[1] Die Sache ist schon von Schmeller Mundarten Bayerns § 910 γ erledigt, von Grimm Gramm. 1, 1049 f. noch richtig, Gesch. 968 f. 974 aber unrichtig gefasst. Schöne Analogien für die Suffigirung des Pronomens führt aus italienischen Volksmundarten Diez Gramm. 2³, 144 Anm. an.

hat im Schwedischen und Dänischen auch die erste Person mit ergriffen. Die Berufung auf die nahe Verwandtschaft der Laute *dh* und *s* reicht zur Erklärung nicht aus. So viel ich sehe, gewährt nur das *is* für *ist* (III. Sing. des Verbi subst.) einen glaublichen Ausgangspunct der Formübertragung. so lange daneben noch die II. Sing. *is* bestand (vergl. Gramm. 1, 912. 1045). Also wiederum das Verbum substantivum! Man sieht wie gänzlich es bei allen Formübertragungen auf die — wenn ich so sagen darf — thatsächlichen Machtverhältnisse der Wörter in der Rede ankommt. Und diese ihrerseits beruhen auf dem Stil.

Das neue altn. Personalsuffix *-is* der III. Sing. hat übrigens noch eine weitere Geschichte, die durch das Altnorthumbrische ins heutige Englisch führt: vergl. Koch Engl. Gramm. 1, 335.

Der altnordische durchgängige Umlaut der I. Sing. Ind. Praes. dürfte einerseits auf Formübertragung aus der II. III. Sing., andererseits auf der verhältnismässig grossen Anzahl altn. Verba beruhen, die ihren Praesensstamm mittelst *ja* bilden: Gramm. 1, 920. So überwog die Analogie der ersten schwachen Conjugation.





SIEBENTES KAPITEL.

DAS PERSONALPRONOMEN.

Von den letzten Nivellirungen der Personalsuffixe wendet sich unsere Betrachtung zurück zu ihrer ältesten, festesten und durch die Flucht der Zeiten hin unwandelbaren Unterscheidung, zu ihrer selbständigen Existenz als persönliche Pronomina. Wir betreten gleichsam einen Urfelsen der Sprachschöpfung, es wird nothwendig sein nicht blos eine einzelne spätere Gestaltung desselben prüfender Auflösung zu unterwerfen, sondern den Blick weiter zurück auf die anfänglichsten Verhältnisse zu richten.

Woher die grosse Manigfaltigkeit der Personalbezeichnung, wenn wir die arischen Sprachen im ganzen überschauen? Eine Manigfaltigkeit, welche sich gegen alle scheidende Bemühung absichtlich zu sträuben scheint, indem Formen hier einzeln zusammenhangslos auftauchend dort in weitverzweigter Gemeinschaft stehen, hier scheinbar nur geduldet, dort in unbestrittener Herschaft sich ausbreiten.

Es offenbart sich darin der verschwenderische oft über das Ziel hinaus treibende Schaffensdrang der Sprache, es quillt uns die Fülle der Dittologien (nach Potts treffender Bezeichnung) entgegen: gleichbedeutende Gebilde verschiedener Gestalt, welchen aber das Streben innewohnt, dieser Verschiedenheit Sinn unterzulegen, dergestalt dass den Elementen ihrer Form schliesslich Werthe und Functionen zukommen, welche mit ihrem ursprünglichen Gehalte wenig inneren Conex besitzen.

So folgt im allgemeinen auf die Periode der Dittologien ein Zeitalter der Differenzirung und darauf als dritte Stufe die Uniformirung, ohne dass freilich eine radicale Ausgleichung gelänge und ohne dass wir andererseits mit Sicherheit allen Doppelformen absolut gleiche Bedeutungen zuschreiben dürften.

DIE STÄMME.

Wir suchen die Urgestalten der Pronomina. Merkwürdiger Weise gewähren uns eben jene Personalsuffixe, deren Verwitterung und Entstellung wir beobachteten, darüber die sichersten Aufschlüsse.

Wir finden leicht *ma* für den Singular der ersten, *tua, tva* für den Singular der zweiten Person. Die Combination von *ma* und *tva* scheint den Plural der ersten, Reduplication von *tva* den Plural der zweiten Person ausgedrückt zu haben.

Ja auf einen noch älteren Zustand der Personalbezeichnung eröffnen uns die Conjugationsendungen den Ausblick. Man muss sich nur nicht selbst das Auge dafür trüben. Man muss nur nicht durch willkürliche Annahme grossartiger Verstümmelungen klarliegende Dinge in Verwirrung bringen. Die Sprachen, deren Leben und Geschichte wir beobachten können, lehren uns, dass feste Gesetze über allen Wand-

lungen des Auslautes wachen. Dürfen wir diese Lehren achtlos in den Wind schlagen gegenüber den ältesten Gestaltungen der arischen Flexion?

Ein Gesetz nur erkennen wir mit Sicherheit: das *a* der letzten Silbe ist bedroht (vgl. S. 37). Insbesondere zeigt sich das unbetonte *a* einst selbständiger Monosyllaba, die mit ihrem Verbal- oder Nominalstamme zur Worteinheit verschmolzen sind, oftmals spurlos verschwunden. Die Belege werden im Verlaufe dieses und des folgenden Kapitels alle zur Erwähnung kommen. Der Beweis gegen die Verstümmelungstheorien wird dadurch geführt, dass man ohne sie auskommt.

Hiermit ist schon gesagt, dass mich die neuesten Erklärungsversuche der Medialendungen nicht überzeugen konnten. Für griech. *μην* und skr. *thâs* weiss allerdings auch ich keinen andern Rath, als dass man beide vereinzelte Endungen zusammenstelle und in jener *mâ ma,* in dieser *thâ sa* d. i. *tvâ tva* vermuthe. Aus Formübertragung oder angetretenen Partikeln lassen sie sich nicht erklären, sie müssen uns daher als versprengte Reste einer sonst gänzlich verschwundenen Formation und zwar eines eigentlichen Mediums gelten. In *mâ* und *tvâ* vermuthe ich Dativbedeutung 'für mich, für dich': wie sich aus *â* das Dativsuffix erst differenzirt, wird unten gezeigt werden.

Was die übrigen Medialendungen anlangt, so stünde lautlich nichts entgegen, das *a* welches z. B. *μαι* vor *μι* voraus hat, mit Boller Wiener Sitzungsb. 25, 13 Anm. als 'reflexives *a*' zu betrachten, wenn nur ein Reflexivum *a* sonst nachgewiesen wäre.

Es wird sich im achten Kapitel herausstellen, dass die dritte Person des Verbums ursprünglich mit keinem besonderen Suffixe versehen war und daher die reine Wurzel

den Dienst eines Verbum impersonale versehen konnte. Wir werden ferner bald die Accusative *ma* und *tva* kennen lernen und uns später von der relativen Jugend des Accusativs auf *m* überzeugen.

Hierauf gestützt erkläre ich z. B. skr. *dvikšé*, altar. etwa *dvik-sái* für *dvik tvá* (durch *i* vermehrt, worüber sogleich Näheres) 'es (man) hasst dich', altar. *tudá-sai*, 'es (man) schlägt dich' d. h. du wirst gehasst, du wirst geschlagen. Ich halte die Form, wie man sieht, für ein ursprüngliches Passivum, welches sich mit dem einstigen Medium, wovon *μην* und *thâs* erhalten, vermischte und die passive wie die mediale Bedeutung in sich vereinigte.

Die vorausgesetzte Redeweise ist nichts weniger als verwunderlich oder singulär: man sehe in v. d. Gabelentz' Abhandlung über das Passivum den § 10 'Impersonelles Passivum' (S. 504—507), ein ziemlich reiches Verzeichnis, worin auch die celtischen Idiome einen Platz behaupten. Ich weiss allerdings nicht, wie weit diese Angaben für kritisch gesichert gelten dürfen: vgl. Miklosich Impersonalia Denkschr. 14, 38. Dazu kommt was Friedrich Müller (Linguist. Theil des Novara-Werkes S. 255) aus Sprachen Australiens anführt: das Passivum unterscheidet sich vom Activum nur durch die verschiedene Pronominalform. Während diese nämlich im Activ stets subjectiver Nominativ ist, steht sie im Passiv im Accusativ, und dem Ausdrucke *puntan pañ* 'schlagen ich' stellt sich im Passivum *puntan tia* 'schlagen mich' gegenüber.

Uns selbst wird sich bald für die arische Ursprache noch ein anderer Gesichtspunct zur Auffassung jener Wendung eröffnen. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, dass dem angenommenen *dvik tvá* des Passivs einst ein actives

dvík twa zur Seite stand. skr. *dvḗkši*, der Accent hat den Guna bewirkt. Die Betonung der skr. zweiten Hauptconjugation lehrt, wie die Sprache die beiden vollkommen gleichlautenden Formen auseinander hielt. Der Accent diente hier klärlich zur Differenzirung, keineswegs hatte er die Aufgabe, wie Benfey will (zuerst Gött. Gel. Anz. 1846, S. 842), den modificirenden Worttheil hervorzuheben. Aber gewiss konnte schon der höhere Redeton dies Amt verrichten, ehe noch die Wurzel mit dem Pronomen zur Worteinheit verschmolzen war.

Diese Bemerkungen gelten für das ganze Passivum. Die Personalbezeichnung war dieselbe wie im Activum, nur der Ton ein anderer. Wenn die zweite skr. Hauptconjugation, welche den ältesten arischen Accent bewahrt, auch im Plurale des Activums die Personalendung durch den Hochton auszeichnet, so ist dies eine relativ jüngere Erscheinung, welche zu einer Zeit und einem Zweck eintrat, der Vermischung mit dem Passivum von vornherein ausschloss. Vgl. den Anfang des nächsten Kapitels.

Setzen wir die II. Sing. Aoristi ἔθης, so zweifelt kein Mensch, dass als Grundf. *á dhâ sa* anzunehmen sei. Dem liegt passivisch ἔθου d. i. ἔθεσο, vormals *a dha sá* gegenüber. Wir sehen, das ursprünglich unbetonte active *a* der Personalendung hat sich verloren, das ursprünglich betonte passivische blieb erhalten.[1]

Genau in demselben Verhältnis stehen μ-ι und μα-ι, σ-ι und σα-ι des Praesens.

---

[1] Wenn Kuhn KZ. 15, 411—417 mit Recht das conjunctivische *âi* für den ursprünglichen praes. Medialausgang hält, so hat wol das antretende *i* die Dehnung des *a* bewirkt, wie unzählige Mal vor antretendem *a* ein *i* oder *u* gedehnt, resp. gunirt wird, vgl. S. 39.

Schon Boller (ich zweifle ob Andere vor ihm) hat 1857 a. O. über das *i* des Praesens das einfach Richtige gesagt, und Friedrich Müller es mehrmals (Wiener Sitzungsber. 25. 387; Beitr. 2, 351 ff.), aber wie es scheint vergeblich wiederholt. Boller betrachtet das *i* 'blos als deiktischen Zusatz zur Hervorhebung der Person'. Wir werden dem deiktischen Zusatz oder vielmehr der Localpartikel *i*, *î*, welche zu lediglich verstärkender Function herabgesunken ist, noch oft genug begegnen. Was ihre Verbreitung anlangt, so versteht es sich für mich von selbst, dass Endungen wie *mas*, *vas* nicht aus *masi*, *vasi* verkürzt sind: die älteren Formen ohne *i* waren nie aus dem Gebrauche verschwunden und konnten zu neuer ausschliesslicher Geltung durchdringen.

Zur Chronologie halten wir fest, dass die unbetonten *a* der letzten Silbe schon verschwunden waren, als *i* antrat. Es hatte den Beruf im Activum Praesens und Futurum,[1] im Passivum Praesens und Perfectum auszuzeichnen.

Ausser der Partikel *i* erscheint die Partikel *am* den Personalendungen beigefügt. Auch sie wird uns, und zwar unter anderem als Nominativzeichen, noch sonst beschäftigen. Wir finden sie übrigens nur in den sogen. Secundärformen und im Imperativ, und nur in der zweiten und dritten Person: so dass nicht etwa bei griech. *μην* an sie gedacht werden kann. Das stammhafte *a* des Pronomens an welches sie tritt, kann beliebig davor ausfallen oder mit ihrem *a* zu *â* verschmelzen. Ein Umstand, welcher benutzt wurde, um

[1] d. h. den Potential von W. *as* 'sein'. Nach Benfeys gelehrter und umfassender Darlegung (Ueber einige Pluralbildungen des indogermanischen Verbum S. 40 ff.), womit Curtius Zur Chronol. S. 241 nahe zusammentrifft, hätte für den Potential überhaupt die arische Ursprache eine Nebenform mit schliessendem *i* entwickelt. Bestätigend tritt auch das Germ. hinzu, oben S. 303 f. Doch scheint mir die Sache nicht sicher.

die II. III. Dualis Act. *tam, tâm; τον, την* zu differenziren. Damit hat es indess schon das Zend nicht mehr genau gehalten. Vgl. Pott Et. Forsch. 2, 307.

Die zugesetzten Partikeln müssen wir beseitigen, um die reinen Pronominaltheile des Zeitwortes herauszulesen. Auch vom ganzen Dual und von der dritten Person sehen wir vorläufig ab. Endlich verlangen einige Imperativendungen vorweg eine kurze Betrachtung.

Die ersten Personen Imper. im Skr. und Zend gehören durchweg, wie Curtius nachwies (Tempora und Modi S. 241 f. Anm.), dem Conjunctiv an. Die II. III. Dualis und II. Pluralis stimmen mit den Secundärformen überein: wie im Veda noch geradezu Imperfecte als Imperative erscheinen und im Skr. noch regelmässig hinter *mâ sma* 'dass nicht' das Imperfectum gesetzt wird (Benfey Gramm. für Anf. S. 86, Bem. 3). Die III. Sing. Plur. Med. *tâm, antâm* sind aus dem secund. *ta, anta* durch die Partikel *am* differenzirt: beide im Gothischen (S. 195), die zweite auch im Griechischen ins Activum eingedrungen.

Ausserdem aber haben wir im Activum II. III. Sing. II. Plur. *tât,* III. Plur. *antât,* vedisch mit bekannten Entsprechungen: zd. *tât,* ital. *tôd, tûd, tô, tu* (S. 309). Dazu lat. II. Plur. *tôte,* umbr. II. III. Plur. *tuta, tutu,* jünger *tuto.* Im lat. *tôte* ist ganz einfach das gewöhnliche Imperativ- und einstige secund. Suff. der II. Plur. *te* an *tô* getreten wie in dem jungen griech. *τωσαν* die Endung der III. Plur. *σαν* an *τω.* Ob jenes Secundärsuff. umbr. *ta* lautete, wissen wir nicht. Sicher aber liegt immer lat. *tôte* jenem *tuta* am nächsten. Zugleich beobachten wir jedoch die Umdeutung, welche die Endung als Reduplication des Singularsuffixes *tu*

ansieht und sie demgemäss auch auf die III. Plur. überträgt. In der III. Plur. *antât* hat sich *tât* an die Stelle von *t* der gewöhnlichen Secundärendung III. Plur. *ant* gesetzt, wie III. Sing. *tât* an der Stelle des sec. *t* zu stehen scheint. Desgleichen halte ich ved. *dhvât* der II. Plur. Imper. Med. (neben *dhvam* und *dhva*) für eine Uebertragung: das neugeschaffene mediale *dhvât* verhält sich zu *dhva* wie das active *tât* zu *ta*. Das *ât* der II. Plur. *tât* war überdies im Sprachgefühl vielleicht mit der Partikel *ât* verschmolzen. So reduciren sich alle Formen auf das blosse *tât* mit seiner ausgedehnten Anwendung für II. und III. Person, für Singular und Plural. Ich sehe darin ein ablativisches Adverbium vom Partic. Perf. Pass. auf *ta*. Der Accent stimmt: vedisch *tất*, ebenso griechisch ἐλθετῶς bei Hesychius (Curtius KZ. 8, 297). trägt wie Suff. *tá* den Ton. Unser *aufgemerkt! achtgegeben!* fällt Jedem ein.

In den alten Sprachen begegnen noch andere analoge Bildungen.

Die consonantisch endigenden Wurzeln der neunten Classe zeigen in der II. Sing. Act. die Endung *ânấ* d. h. das Participium Praes. Medii. Eine Deutung, welche ich A. Webers Vorlesungen verdanke. Ich nehme die Form aber nicht mit Weber als Vocativ, sondern als die reine Stammform oder als Instrumental auf *a:* beides lässt sich hier so wenig wie z. B. in der Partikel *sma* oder im Gerundium auf *ya* unterscheiden.

Vollkommen gleiche Auffassung gilt für die altlat. II. III. Sing. *mino* (Bopp Vergl. Gramm. 2, 327; Corssen Krit. Beitr. S. 492 f.), welche indess Nominativ sein kann und sicher für einen Nominativ gehalten wurde, als man den Plur. *mini* schuf.

Neben dem Medialparticip auf *mana* gab es eine ältere Form mit dem Suff. *ma,* im Lettoslav. erhalten. Daher die umbr. II. III. Sing. Imperat. Pass. auf *mu,* ursprünglich, denk ich, ein Ablativ *-mâd.* Der Plur. *mumo* nach Analogie des activen *tuto* durch Reduplication. Vergl. Schleicher Comp. S. 705. Aufrecht und Kirchhoff 1, 141 f. vermuthen ursprüngliches *smât* das aus *sva* und *ta* erwachsen wäre.

Zu ganz anderen Erwägungen veranlassen uns die noch übrigen Formen der II. Sing. Act. und Medii.

In dem act. *dhi* ist das Pronomen *tva* der zweiten Person (nur als *i*-Stamm) nicht zu verkennen. Keineswegs aber dürfen wir annehmen, es sei wo der reine Praesensstamm als II. Sing. Imper. fungirt, abgefallen oder mit dem Stamme nicht verschmolzen. Hauptsächlich die *a*-Stämme, die sog. erste Hauptconjugation des Skr., zeigen diese Ausdrucksweise, und wir werden im Verbum noch ein Beispiel haben besonders aber beim Nomen beobachten, dass die Flexion der *a*-Stämme sich zuerst abgeschlossen hat und einen älteren Zustand repräsentirt als die Flexion der übrigen.

Darnach ist mir nicht zweifelhaft, dass wie in vielen nicht-arischen Sprachen (s. Schleichers Abh. über Nomen und Verbum S. 522. 531 usw.) anfangs die nackte Wurzel, dann der Praesensstamm zur Bezeichnung der II. Sing. Imper. diente. [1]

Die imperativische Verwendung des blossen Praesensstammes scheint mir die ostarische III. Sing. *tu* zu bestätigen, worin ich nichts anderes als die sowol im Skr. wie im Zend

---

[1] Jacob Grimm Kl. Schriften 3, 352 dreht die Sache um: 'Das Verbum muss aus dem Imperativ erfolgt sein, das Nomen aus dem Vocativ und in beiden einander vielfach verwandten Aeusserungen haftete die einfachste Urform.'

vorhandene Aufforderungspartikel *tu* erblicke. Die Uebertragung in die III. Plur. *(antu)* geschah auf dieselbe Weise wie nach der obigen Vermuthung in *antât*. —

Wie fassen wir nun das *sva* der II. Sing. Imper. Medii? Schon an *a*-Stämmen erscheint es. Die angeredete Person ist damit gewiss nicht gemeint. Doch muss das *tva* der II. Person durch *sva* hindurchgegangen sein, ehe es zu seiner im Verbum häufigen Form *sa* gelangte. Also entweder passivisch: der Verbalstamm impersonell und dies *sva* soviel als 'dich'. Oder medial: die angeredete zweite Person ist nicht ausgedrückt und *sva* kommt einem 'für dich', dem *thî* in *thâ-s* gleich. Die abweichende Form — man erwartet mindestens *svâ* — wäre kein unübersteigliches Hindernis der letzteren Deutung, bei der man sich beruhigen kann, da gegen die erstere vielleicht ihre Umständlichkeit spricht, die vom Activum etwas absticht. Als dritte Möglichkeit erwähne ich, dass *sva* der Acc. des Pronomen reflexivum sein könnte. Das lettoslav. Medium müsste seiner Anlage nach der arischen Urzeit vindicirt werden, zu dem Medium und Passivum würde sich noch ein besonderes Reflexivum gesellen: das *sva* wäre hier ausnahmsweise mit dem nackten Stamme verschmolzen, während es sich hinter dem Pronomen selbständig hielt.

Ich wüsste diese Möglichkeit weder unbedingt abzulehnen noch ausschliesslich zu bevorzugen. Auch ohne den Imperativ Medii dürfen wir die Reflexivform des Verbums nach der lettoslavischen, germanischen und lateinischen (ich meine Verba wie *se abstinere, se deflectere* usw.) Uebereinstimmung in die westarische Urzeit hinaufrücken: nur dass der Pronominalstamm *sva* aufgehört hat allgemeines Reflexiv zu sein, unterscheidet die germ. und lat. Verba reflexiva sowie das ursprüngliche nordische Reflexiv-Passiv (mit *-mc* für *mik* in

der I. Sing.) vom lettoslav. Medium. Merkwürdig wie durch Formübertragung das nord. Passiv mit seinem allgemeinen *-sc, -z* dem lettoslav. Principe gleichkommt, während andererseits das Preussische — wol unter deutschem Einflusse — dem germ. und lat. Princip Eingang verstattete: vgl. Nesselmann S. 75 f.

Nicht minder muss wol das dunkle italische und celtische Mediopassiv schon der Epoche der europäischen Sprachgemeinschaft seine Entstehung verdanken. Denn Schleichers italo-celtische Urnation scheint mir so wenig erweisbar wie Curtius' gräco-italische, Lottners italo-germanische und überhaupt alle Sondereinheiten innerhalb der Westarier. Wer für das Mediopassiv einen Extralautwandel von *s* in *r* 'auch in den Sprachen, welchen sonst der Uebergang von *s* zu *r* fremd ist' statuiren mag, der begibt sich seiner besten Waffen gegen die vielbekämpfte Identificirung lautgesetzlich unvereinbarer Suffixe. Schon Theodor Mommsens Zweifel (Unterital. Dialekte S. 225. 235 f.) waren principiell vollberechtigt. Dass die übliche Deutung widerlegt sei, möchte ich allerdings nicht zuversichtlich behaupten: desto zuversichtlicher, dass sie nicht genügend gestützt ist. Wird jemand zur Rechtfertigung des litt. *yra, yr,* lett. *ir, ar* (est) sich auf das altnord. *er* für *es, is* (oben S. 332) berufen wollen?

Auch über die erforderlichen Bindevocale und Anderes setzt man sich allzuleicht hinweg. Man hält z. B. unbedenklich in der II. Sing. *amaris* für die ältere Form neben *amare*. Steht es denn fest, dass irgend ein vulgärer Consonantabwurf in die lat. Schriftsprache Eingang erhielt? Die III. Plur. Perf. *ere* neben *erunt* kann anders aufgefasst werden. Es wäre durchaus nicht wunderbar, wenn das *s* in *amaris* sich als eine Formübertragung vom Activum der

dritten Conjugation herausstellte. Die Formübertragung vermag so viel, dass auch in verhältnismässig später Zeit die Personalsuffixe fast wie selbständige Pronomina auftreten (vgl. Miklosich Syntax 71, 4). Schleicher weist Litt. Gramm. S. 230 nach, dass die ursprüngliche Form des Imperativs im Litt. wie im Preuss. und Slavischen ein Optativ war, mit *i* gebildet. Jetzt findet sich allgemein ein im 16. Jahrhundert noch sporadisches *k* vor dem Optativcharakter, worin Schleicher die skr. Enclitica *ca*, lat. *ce* erkennt (vgl. skr. *kam*, gr. *κεν*, *κε?*). Er weist sogar in dem Imper. *ei-k-sz-te* (kommt her) das Element *sz* als eine Abkürzung von *szén* (hierher) nach. Und Comp. S. 842 vergleicht er neugriech. Bildungen wie *δόμτε, δόσμοντε* (gebt mir) für *δότε μου, δόστε μου* (KZ. 12, 448). Noch merkwürdiger ist der altpreuss. Optativ (Nesselmann S. 75), der zwischen Wurzel und Personalendung die Silbe *lai* (in I. Plur. *turrilimai* zu *li* geschwächt) einschiebt. Dies *lai* ist die lett. Concessiv- und Wunschpartikel *lái* (Bielenstein 2, 365—369), welche auch im Lett. den Optativ bildet, aber indem sie dem Indicativ unveränderlich vorgesetzt wird (Bielenstein 2, 208). Dazu verhält sich der preuss. Optativ, wie der litt. Imperativ zum russischen, welcher den vollen Verbalformen *ka* anhängt. Ihrem Ursprunge nach ist die Partikel *lái* nach Bielenstein selbst ein Verbum, verkürzt aus *laid(i)* Imperativ von *laist* (lassen).

Wenn also *amo-r, ama-re* die ältesten Formen der I. II. Sing. wären, so müsste man sie wol für Differenzirungen einer und derselben Grundform *-ra* halten. Es könnte ferner, wenn das über *tât* und *antât* der III. Sing. Plur. Imper. Bemerkte richtig ist, das *tar* (um die Grundf. der III. Sing. Pass. *-tur* anzusetzen) in den Plural blos übertragen sein. So kämen wir auf die Suffixe *ra, tara, mara* (lat. I. Plur.

-mur) als Grundlagen der Formation. Nominal-, Participialbildungen wie lat. *-mini*, wie nach Schleicher Beitr. 1, 446, Comp. S. 705 vielleicht altir. *-id* der II. Plur.? Man kennt das Suff. *ra* als slav. *la* im Partic. Praet. Activi, die Suff. *ta* und *ma* sind uns wie *mino, mini* schon im Imperativ begegnet. Ebendort finden wir lat. II. Sing. *-re*, III. Sing. *-to-r*, Plur. *-nto-r*, osk. III. Sing. *censa-mu-r* (Kirchhoff Stadtrecht von Bantia S. 17). Handelte es sich blos um den Imperativ, so könnte an eine Aufforderungspartikel gedacht werden. Doch ich wiederhole: ich will keine neue Ansicht aufstellen, nur alte zu früh beseitigte Zweifel in ihr Recht einsetzen und auf andere Möglichkeiten hindeuten.

Wenden wir uns zur Durchmusterung der Personalsuffixe.

Was bietet die erste Person Singularis?

Ich gehe von *ê* d. i. *ai* des ostarischen Praesens und Perfect Medii aus, wozu merkwürdig die von Miklosich als Medium erkannte ksl. I. Sing. *vědě* neben *věmĭ* (für *vědmĭ*) 'ich weiss' stimmt, im Gegensatze zu dem griech. *-μαι*, dem albanischen *-ε-μ* (Hahn Albanes. Stud. 2, 65, vgl. Stier Allgem. Monatschr. 1854 S. 869) und, wie sich gleich zeigen soll, dem altpreuss. *-mai*.

Ich komme hier auf die S. 327 umgangene Streitfrage zurück. Es handelte sich um ksl. *mŭ* und *tŭ* der I. III. Sing. Aor. Wenn *tŭ* auch in der II. Sing. (*dastŭ, jastŭ*) erscheint, so erklärt sich das leicht durch Formübertragung, da beide Personen durch den lautgesetzlichen Abfall des *s* und *t* sonst gleich lauten: Miklosich S. 86. 'An eine Ersetzung der stumpfen Personalendungen durch volle und Verwechslung des *ĭ* mit *ŭ* ist gewiss nicht zu denken', bemerkt Miklosich S. 165 sicherlich mit Recht. Bopp erklärt

Vgl. Gramm. 2, 383 f. das *tŭ* der III. Sing. und das entsprechende *ntŭ* der III. Plur. für mich überzeugend als secundäre Medialendungen. Eben dafür halte ich *mŭ:* ein sec. med. *ma* kommt zwar nicht vor, darf aber aus *mai* des Praesens und Perfects mit Sicherheit gefolgert werden. Und warum sollte nicht eine Sprache welche *ai* im Praesens verwendete, im Aorist sich des *ma* bedienen? Lagen doch in der Ursprache beide neben einander. Diese Medialendungen fristeten als unverstandene Nebenformen in der späteren Sprache ihr Dasein. Auch das *ě* in *vědě* ist so eine unverstandene Nebenform, daher der von skr. *vidê* abweichende gunirte Wurzelvocal: nicht das Medium der W. *vid* wurde bewahrt, sondern an den Praesensstamm *věd* trat statt *mĭ* auch *ě*. Die einleuchtendste Analogie hierzu gewähren altpreuss. Verbalformen wie I. Sing. *asmai,* II. *assai* von W. *as* (sein), natürlich ohne eine Spur von medialem Sinne. Dennoch wird man sie schwerlich mit Bopp (Sprache der alten Preussen, Berl. Akad. Abh. 1853, S. 85) auf blosse 'Neigung zu grosser Lautfülle' zurückführen dürfen. Wie arg auch Formübertragung die altpreuss. Conjugation zugerichtet habe, es müsste durch eindringende Untersuchung möglich sein, den Gang der Entstellung nachzuweisen. Die Medialendungen waren offenbar eine der vornehmsten Quellen falscher Analogie: am häufigsten trifft man bei Nesselmann S. 71 f. *mai* und *tai* in der I. II. Plur. Man muss daran denken, dass W. *as* ein Verbum in *mi* ist und dass für ausl. *ai, ei* im Preuss. auch *i* gefunden wird; ferner dass im Plural die Uebertragung nicht an Stelle von *mas, tas* sondern an Stelle von *ma, ta* (vgl. S. 299. 303) aus dem medialen *madai, dwai* (oder wie man denn etwa ansetzen muss) vorgenommen wurde.

Stellt man sich vor dass im Germanischen einst wie im Skr. der Sing. Pass. im Praes. *ai, sai, tai*, im Perf. *ai, sai ai* lautete (vgl. S. 316), so könnte einerseits das Verlangen nach Differenzirung der I. Praes. von der I. Perf., andererseits das Vorbild der I. III. Perf. *ai* zu dem *tai, sai, tai* des Praesens geführt haben, welches die gothischen Formen voraussetzen.

Besass das Goth. noch sein Perf. Pass. und vollzog sich die Uebertragung erst, nachdem das vocalische Auslautsgesetz gewirkt hatte, so kann auch *da* der I. III. Sing. Perf. Act. schwacher Conjugation worauf schon S. 307 gedeutet wurde, zur Herbeiführung des Processes mitgeholfen haben. Steht es doch in den Verbis auf *-nan* (Perf. *-nôda*) selbst scheinbar passivisch.

Das mediale *ai* nun führt nach Abtrennung der Partikel *i* auf *a* als Personalsuffix. Und dieses finden wir consequenter Weise im Potentialis und Precativ Medii, wir finden es ferner im Perfectum Activi wieder. Vgl. auch zd. I. Sing. Aor. *bva*.

Mit diesem *a* wurde schon S. 214 das *â* der ersten Hauptconjugation im Westar. und in mehreren Formen des ostar. Gâthâdialektes combinirt, an das sich im Skr. und Altbaktr. durch Formübertragung von Verben auf *âmi* das *mi* gefügt hat.

Ausser *a* finden wir als Suffix erster Person *i* im Imperfectum und Aoristus Medii.

Wir finden *ma* im griech. altpreuss. *ma-i* des Mediums, im *m-i* des Praesens und Futurum Activi, im *m* einiger Secundärformen.

Wir finden *ân-i* im ostar. Conjunctiv (Imperativ) Act. und *ânê* im zd. Conj. Medii. Die erlaubte Verdünnung eines

m in *n* zwischen Vocalen war ein Lautgesetz schon der arischen Ursprache wie sich unten an dem Genitive *máma* zeigen wird: weil Vocale mit offenen Lippen articulirt werden, setzt sich an die Stelle des Resonanten mit Lippenverschluss der mit Zungenverschluss.

Wir finden endlich *am* als ostarische Secundärendung. Und wie wir das secundäre und praesentische *m* zu *ma* ergänzten, so müssen wir *am* zu *ama* vervollständigen, suchen wir die Urgestalt vor dem Schwinden des unbetonten *a*.

Eine wichtige Form! Nun erhalten wir die Reihe: *a*, *ama*, *ma*. Ich meine: das Pronomen *a*, seinen Superlativ *ama* und dessen Verstümmelung durch Aphärese *ma*. Aus der Verstümmelung stammt das *mi* des Praesens: so zeigt sich, wie die *a*-Stämme mit ihrem *â* das Ursprünglichere bewahren.

Das Pronomen *a* ist im Skr. ein Demonstrativ der Nähe und dient als solches auch der dritten Person (vgl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 110 f. Anm.),[1] vedisch in allen Casus ausser Nom. und Accusativ. Es findet sich ferner in den Partikeln *â* (Adv. her, herzu; Praepos. bis an, von her, bei) und *ât* (darauf dann) mit derselben Bedeutung. Auch *atra* 'hier' bewährt den gleichen Sinn. Und wenn es im Skr.

[1] Dadurch ist nicht ausgeschlossen was W. Humboldt Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen (Berl. Abh. 1829) S. 5 betont, 'dass, welche Ideenbezeichnung der Mensch auch immer zum Pronomen erhob, er es nie that ohne derselben gleich auf immer das wahre und wirkliche Gefühl der Ichheit aufzuprägen und dass er nie von sich wie von einem Fremden sprach.' Wie völlig auch lautlich *a* der ersten und *a* der dritten Person zusammenfallen, die innere Sprachform, die Auffassungsweise ist nach Humboldts Meinung von Anfang an verschieden. Und eben diese innere Verschiedenheit führte nachher auch zur äusseren Differenzirung.

manchesmal im Zusammenhange nach unserem Sprachgebrauch durch 'da, dort, damals' übersetzt werden muss oder im Zd. wirklich gegenüber von *ithra* die Beziehung auf einen ferneren Punct annimmt: so kann das für die Grundbedeutung nicht in Anschlag gebracht werden. Man hat daher kein Recht, zur Erklärung des Augmentes das *a* für einen Pronominalstamm auszugeben, welcher in die Ferne weise.[1] Das Augment beim Imperfectum "findet seine Erklärung einerseits in dem noch im gewöhnlichen Skr. geltenden Gebrauche des Praesens bei Bezeichnung der vergangenen Zeit, sobald diese durch *purâ* 'früher' näher bestimmt ist; andererseits darin, dass die Partikel *sma* 'zugleich mit', wenn sie neben einem Praesens steht, ihm die Bedeutung der vergangenen Zeit gibt. In diesen Fällen ist die Vergangenheit eigentlich nur in so weit bezeichnet, als die in ihr zu denkende Handlung als 'neben, mit' oder 'vorher' geschehen vorgestellt wird: also als Tempus relativum, welches auch in der That durch das alte indogermanische Imperfect allenthalben, wo es als Kategorie sich erhalten hat, ausgedrückt wird." So Benfey Gramm. f. Anf. S. 85. Ob die letztere Bezeichnung genau richtig, entscheide ich nicht. Genug dass schon der praesentische Gebrauch des zd. und altpers. (Spiegel Altbaktr. Gramm. § 303 S. 317; Keilinschr. S. 175 § 83), der imperativische des skr. und zd. Imperfects (Benfey oben S. 339; Spiegel a. O.) die Beschränkung des Augmentes auf den Ausdruck der Vergangenheit zu widerlegen scheint.

---

[1] Nur als Curiosum erwähne ich wie bequem es sich Fr. Gräfe noch 1840 (Petersb. Mémoires Bd. 4, 102 f.) mit der Deutung des Augmentes machte. Man habe für die Gegenwart das Wort beharren lassen, wie es eben ist, für die Zukunft es aber nach rückwärts, für die Vergangenheit nach vorwärts gedehnt und gerichtet: so entsprängen Reduplication und Augment aus Einer Quelle.

Wie vermöchte man aber mit Benfeys Erklärung für den Aorist auszureichen?

Ich glaube, bei Imperfect wie bei Aorist beruht die Vergangenheit nur darauf, dass für das Praesens durch Differenzirung des Personalsuffixes mittelst *i* eine eigene Form geschaffen wurde. Das im griech. Epos, im Zd. und im Veda durchaus unwesentliche Augment (vgl. das *ro* vor dem altir. Perfectum KZ. 23, 221) hat die Formen *â* und *a*, ersteres in den Veden mehrfach (vgl. Kuhn Beitr. 3, 463) und im griech. ἠβουλόμην, ἠδυνάμην, ἤμελλον, worauf Benfey a. O. zuerst hinwies. Es ist mit dem Adverbium und der Praeposition *â* identisch, deren Grundbedeutung 'in der Nähe' ganz zu *sma* stimmt. Wir dürfen es daher wie *atra* temporal 'da' übersetzen und als Hinweisung auf einen gegebenen Zeitpunct, wie unser *da* anreihend in der Erzählung gebraucht, auffassen. Für *sma* steht ausserdem, da das zu Grunde liegende Pronomen auch die Einheit bezeichnet, Vergleichung mit unserem *einst* offen.

Der Superlativ des Pronomens *a* begegnet uns im Skr. selten als selbständiges Pronomen 'dieser', häufig aber in den Adverbien *amá'* (daheim, zu Hause, bei sich) und *amâ't* (aus der Umgebung, Nähe), dort instrumental, hier ablativisch. Mit Verdünnung des *m* zu *n* gehört das Pron. *ana* hierher das im class. Skr. mehrere Casus wie *anê'na, anáyâ, anáyôs* neben *a* bildet, im Zd. Altp. den Instr. Sing. *anâ*, im Zd. ausserdem den Instr. Plur. *anâis* und einen unsicheren (s. Spiegel Gramm. S. 191) Gen. Loc. Dualis *anayâo*. Im Veda nur der seltene Instr. Fem. *anáyâ* (Petersb. Wb. 1, 794). Auch dieses, wie man sieht, ein Demonstrativ der Nähe, so dass uns die Herkunft unserer Praepositionen *an* und *in*

(Grundf. *ani*) mit ihrer Verwandtschaft kaum zweifelhaft sein kann.

Von diesem *a-ma, ana* 'dieser' glaube ich **am-a, ana* 'jener' trennen zu müssen.[1] Es ist im litt. *an-s (ana-s)*, ksl. *onŭ* unversehrt und nach Potts Deutung im lat. Pronominalstamm **onolo, ollo, illo* deminutivisch weiter gebildet bewahrt. In lett. *wi'nsch* (für *w-an-ja-s*) vermuthe ich, abgesehen von dem nachgesetzten *ja* (Bielenstein Lett. Sprache 2, 92 f.) Composition mit dem vorgesetzten St. *u*, gunirt *au, avá*, der im ved. Dual *avṓs* und im zd. altp. *ava*, ksl. *ovŭ* selbständig erscheint und anderwärts mehrere Praepositionen und Partikeln (z. B. zd. *uiti*, lat. *uti, ut*; s. Bopp Vergl. Gramm. 2, 192 ff.) erzeugte. Ist die Vermuthung richtig, so darf sie auch auf lett. *w-în-s*, litt. *v-ëna-s* 'einer' ausgedehnt werden: anders indessen Bielenstein 1, 210. Auch der germ. St. **jaña, jena* und der griech. *κεῖνο, ἐκεῖνο* sind mit *ana* entweder componirt oder so damit vermischt und dafür eingetreten, dass sie seine Function vollständig übernahmen.

Der zu Grunde liegende St. *am* zeigt sich im Skr. neben

[1] So nothwendig mir diese Trennung scheint, so halte ich es doch für unmöglich nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse mit Sicherheit anzugeben, was zu dem einen und was zu dem andern Stamme gehöre. Der Zusammenhang der Negation mit dem Begriffe des Andern kann wol nicht zweifelhaft sein. 'Die Sache ist nicht so' und 'die Sache ist anders' waren vermuthlich für das altarische Sprachgefühl gerade wie für das unsrige identische Aussagen. Woher aber die Vorstellung des Andern? *B* ist anders als *A*, wenn *B* seiner Art und Beschaffenheit nach von *A* weit entfernt ist. Aber der Andere ist auch der Zweite und der Zweite ist der nächste *(secundus)* nach dem ersten. Ueber den Begriff der Zweiheit unten mehr: es liegt darin ebensowol die Einheit zweier Theile als die Spaltung eines Ganzen. Nach der ersteren Bedeutung können jene Praepositionen der Nähe *an* und *in* auch zu *an-ya* und *an-der* gehören. — Die Bedeutung des zweiten *ana* liegt sehr klar vor in dem griech. Loc. Plur. *νό-σφι*, Grundf. *ana-svi* 'entfernt'.

amú (d. i. *am-u,* vgl. das obige lett. *w-an*) überall dort wo das masc. Pluralzeichen *î* daran zu treten hatte. Er zeigt sich ferner in der Negation *mâ,* einer Instrumentalform, durch Aphärese verstümmelt. Dass die Negationen *na, an-*, die Partikel *an,* das Pronomen *anya,* unser *ander,* das Praefix *ni* (hinweg, nieder) mit dem Stamme *ana* 'jener' zusammenhängen, hat Pott Praepos. S. 299 ff. in einer glänzenden, aber so viel mir bekannt wenig gewürdigten Abhandlung dargethan. Vgl. schon Etym. Forsch. 2, 131: Benfey Griech. Wurzellex. 2, 45 ff.

Blicken wir von hier auf das selbständige Pronomen der ersten Person hinüber, so haben wir keine Mühe in *a-hám,* germ. *ek, ik,* usw. den Positiv *a* zu erkennen.

Dasselbe *a* jedoch im Pluralstamm *asma* anzunehmen, wie das Petersb. Wb. thut, scheint mir nur vom speciell skr. Standpunct aus möglich. Denn es entspricht germ. *un-sis, un-s,* was auf den Superl. *ama, ana* führt. Ganz ähnlich erscheint die Negation in Composition als *an* vor Vocalen, als *a* vor Consonanten im Skr. und Griech. (nur im Zd. auch das vollständige *ana,* vgl. das späte skr. *anô,* nach Benfey *ana* mehr *u*? s. übrigens auch Benfey Griech. Wurzell. 2, 45 f.), während das Germ. durchweg *un* darbietet. So dass mithin *amsma, ansma* (eigentlich *amasma, anasma*) als Grundform anzusetzen wäre.

Die Verstümmelung *ma* ist als selbständiges Pronomen bekannt genug.[1] In dem griech. *ἐμέ, ἐμοί, ἐμίν, ἐμεῖο* darf

[1] 'Nichts kann ursprünglicher sein, als das pronominale, durch den Verschluss der Lippen die Rückbeziehung auf das redende Subject mit so treffender Lautsymbolik malende *m* (der ersten Person), dem wir deshalb auch jenseits des indogermanischen Sprachkreises an vielen Orten begegnen.' Pott Zählmeth. S. 132, und schon Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833 S. 336. Vgl. die Nachweise Praepositionen S. 59 f. Anm.

man so wenig das vollständige *ama* erblicken wie in der Negation *οὐ*, *οὐ-κ* (das *κ* wie im lat. *ne-c*) für *ὀνο*, *ὀνε* (wie *μείζω* für *μείζονα*, *μείζους* für *μείζονες*, u. a. L. Meyer Vergl. Gramm. 2, 141 f.) das vollständige *ana*. Der unorganische Vocalvorschlag steht im Griech. ausser Zweifel und ist insbesondere vor Resonanten ziemlich häufig.

Anders verhält es sich im Lateinischen, so dass Bücheler Lat. Decl. S. 20 gewiss Unrecht hatte, das *enos* des Arvalliedes mit den griech. Formen zu vergleichen. Hier muss man vielmehr wirklich auf den Superlativ *ama* in der Gestalt *ana* recurriren und demgemäss auch dem skr. enklit. *nas* mit seiner Verwandtschaft die Urform *anas* vindiciren.

Wir haben noch jenes isolirte *i* übrig das uns die Personalsuffixe neben *a* darboten. Gerechtfertigt wird es durch die Art und Weise wie auch in der dritten Person der Pronominalst. *i* dem St. *a* zur Seite steht: skr. *ay-ám* (*i* vor dem antretenden Vocale gedehnt resp. gunirt), *iy-ám* (für *î-ám, yâ-ám*), *id-ám*. Das nackte Neutr. *id* als Partikel. Im Gâthâdialekt weitere selbständige Formen vom blossen *i*: Justi S. 7; Spiegel S. 375. Im Ital. und Germ. mit *aja* zu gegenseitiger Ergänzung verbunden.

Zur Uebersicht Bunsen Christianity and Mankind 3, 247. 506 ff. Auch Steinthal Mandesprachen S. 78; Fr. Müller Algonkinsprachen (Sitzungsber. Bd. 56) S. 13 f.: wenn nicht gerade *m*, so doch Resonanten. Wie denn Heyse System S. 124 im *m* 'trotz dem, dass es dem äusserlichsten Organe angehört' vermöge seiner nasalen Natur deutliche Beziehung auf das Subject findet. Jacob Grimm wieder redet, mit Pott übereinstimmend, Kl. Schriften 1, 286 von dem 'halb zurückweisenden labialen *m*'. Damit steht nun allerdings meine Darstellung im Widerspruch. Aber bleibt vom Standpuncte der arischen Sprachen aus — und wer möchte ihn verlassen? — eine andere Auffassung übrig? Man müsste denn den beliebten Theorien gesetzloser Verstümmelung huldigen.

Die obliquen Casus ausser dem Accusative bildet wie gesagt im Veda *a*, im class. Skr. *a* und *ana*. Es kommen ferner die Stämme *imá* und *êna* (enklitisch, ausnahmsweise zu Anfang des Satzes *êná*) zur Verwendung. *Imá* im Acc. Sing. Masc. *imám*, Fem. *imâ'm* und im Nom. Acc. Du. Plur. aller Geschlechter. Im Veda überdies der Gen. *imasya*, im Zd. Nom. Acc. Sing. Neutr. *imaṭ*, altpers. *ima:* und so im Prâkrit vielleicht durchflectirt (Lassen Instit. S. 326). St. *êna* im Accusativ aller Numeri und Genera, im Instr. Sing. und Gen. Loc. Dualis. Vgl. Lassen Zeitschrift für Kunde des Morgenl. 6, 518 ff.; Böhtlingk Chrestom. S. 278 f.; Petersb. Wb. 1, 794. 1096.

Jenes *imá* könnte man für einen Superlativ von *i* halten. Doch fehlt es dem Gâthâdialekt und den westarischen Sprachen, während die Superlative der einfachsten Pronomina sonst durchweg aus der ältesten Zeit zu stammen scheinen. Als ostar. Neubildung gefasst, bietet sich daher eine andere Vermuthung die schon S. 192 angedeutet, natürlicher dar: vgl. Petersb. Wb. 1, 794; Benfey Wurzellexikon 1, 3: anders schon 2, 29. Wenn *ám* vorzugsweise als Nominativpartikel dient, so wird man es doch nicht ausschliesslich so finden: schon im Acc. Neutr. *idám* zeigt es sich anders. Ebenso berechtigt scheint ein Acc. Masc. *im-ám:* den Acc. *îm* kennen die Gâthâs. Dazu altlat. *im*, *em*, griech. ἴν, sogar altlat. *emem* (eundem), welchem gr. μιν, νιν für *ἰμιμ sich vergleicht, das schwerlich mit dem prâkr. Stamm *imi* neben *ima* zu combiniren. Vgl. Ahrens Dial. dor. p. 255.

Dagegen halte ich *êna* für einen wirklichen Superlativ des St. *ê*, altarisch *ai*. Mit *sa*, *ta* componirt in zd. *aêtaṭ*, altp. *aita*, skr. *êtád*, osk. *eíso*, umbr. *ero*. Den einfachen Stamm *ê* vermuthet das Petersb. Wb. in skr. *âišamas* (*samâ*

Jahr) 'heuer'. Ich möchte ihn auch in dem ved. Instrum. Sing. Fem. *ayâ'* (zd. *âya*) erkennen, der meiner Ansicht nach von hier aus in die übrige Pronominaldeclination und von da in die ostar. Instr. Sing. aller Feminina auf *â* übertragen wurde. Neben *ayâ'* steht im Veda der Instr. Masc. Neutr. *êna, ênâ'*. Vgl. zd. *ana*, altpers. *anâ*. So wie die ganze altpers. Pronominaldeclination den Instr. Sing. Masc. Neutr. auf *-anâ* darbietet, so die ganze skr. Pronominal- und Nominaldeclination den auf *ênâ, êna:* der letztere hat im classischen Sanskrit den alten Instr. auf *â* ganz verdrängt.

Die analoge Stellung der Stämme *ana* und *êna* legt es uns nahe, sie auf dieselbe Weise zu erklären. So würden wir die Urform *ai-má* voraussetzen müssen. Ihr steht mit dem Superlativsuffixe *va*, das wir später noch neben *ma* treffen werden, skr. *êva, êvám* zd. *aêva* 'so' und vor allem zd. *aêva*, altp. *aiva*, griech. *οἶο* 'einer' zur Seite. Dieselbe Bedeutung hat bekanntlich skr. *é-ka* und westarisch *ai-na:* s. die einzelnen Formen bei Schleicher Comp. S. 496 (ksl. *jed-inŭ*, litt. *v-ëna* componirt). Darnach dürfen wir wol den St. *ai* und seinen Superlativ schon der arischen Ursprache als Ausdruck der Einzahl zuschreiben. Vgl. Benfey Wurzell. 1, 3.

Seinem Ursprunge nach könnte *ai* ein gedehntes und gunirtes *i* sein: vgl. skr. *iva* neben *êva*. Aber auch auf das unten näher besprochene *âi, ai* des Dativsuffixes, ein durch *i* verstärktes *â*, muss hingewiesen werden. Jedenfalls gewahren wir sprachliche Berührung der Begriffe Dieser, Ich und Eins.

Der Stamm der zweiten Person *tva* war als Conjugationssuffix verschiedenen Metamorphosen unterworfen. Die Formen

tha (Sing. Perf. Act.), *ta* (Plur. Act. secund. und Imper.). *dhva* (den medialen Plur. zu Grunde liegend), *dhi* (Sing. Imper. Act.), *sva* (Sing. Imper. Med. wenn hierhergehörig), *sa* (Sing. Praes. und secund.) sind Entfaltungen jener einen und gewähren uns eine Reihe werthvoller Aufschlüsse zur Lautlehre der arischen Ursprache, insbesondere über die Wirkungen und Schicksale des *v* nach einem tonlosen Verschlusslaut einer andern Articulationsstelle.[1] Wir sehen es spurlos weggefallen in *ta*, nach vollbrachter Wandlung des *t* weggefallen in *dhi* und *sa*. Die Wirkungen die es ausübt, bestehen erstens in Affrication, zweitens in Affrication und Erweichung der vorhergehenden Tenuis: beides einem weichen Reibungsgeräusche sehr gemäss. Vgl. Pott Et. Forsch. 2, 707; Curtius Temp. und Modi S. 19; Benfey Gramm. f. Anf. S. 71. Ueber die Wirkung des *v* allgemein Grassmann KZ. 9, 1 ff.

Aus *dhi* entnehmen wir, dass es neben dem *a*-Stamm einen *i*-Stamm der zweiten Person gegeben haben muss. Denn an das praesentische *i* kann im Imper. nicht gedacht werden. *Tvi* steht neben *tva* wie das in Composition gebräuchliche *dvi* neben dem selbständigen Stamme *dva* der Zweizahl, wie die Pronominalstämme *ki, di* (vgl. weiter unten)

---

[1] Ganz ähnliche Metamorphosen einer Grundform *atva* werden wir im nächsten Kapitel bei dem Ablativsuffixe kennen lernen. Und erwägt man die Schicksale des *v* neben Lingualen, so schliesst sich daran leicht die Frage nach den etwaigen Schicksalen des *v* neben Gutturalen. Da lässt sich nicht läugnen, dass gerade im Pronomen neben die Reihe *atva, tva, ta, dha, da* die analoge Reihe *akva, kva, ka, gha, ga*, ja sogar neben *sa* mit Wechsel der Articulationsstelle *ja* (?) gestellt werden kann. Das bleibe indessen einstweilen nur eine aufgeworfene Frage, der man noch den Hinweis auf die physiologische Glaublichkeit eines *akva* aus *atva* hinzufügen mag.

neben *ka, da,* wie die skr. Partikel *hi* neben *ha,* usw., wie wir auch in der I. Person *i* und *a* neben einander trafen.

Hieran knüpfen sich noch weitere Beobachtungen.

Wir finden *dha* resp. *tva* wieder in der I. Plur. Med. skr. Praes. Perf. *mahê* (zd. *maidhê*), Imper. *mahâi,* was auf secundäres *maha* schliessen lässt, welches das griech *μεθα* in der That darbietet. Als Urform müssen wir *matva* aufstellen. Daneben lässt das skr. secundäre *mahi* auf altes *matvi* schliessen mit dem *i*-Stamme der II. Person. Das Wir ist als Ich und Du gefasst und durch ein Dvandva-Compositum gegeben, wie sie in den Zahlwörtern, z. B. *quattuor-decim, fidvôr-taíhun* aus uralter Zeit vorliegen.

In der II. Plur. Med. verräth uns griech. *σθε*, das sich durch Uebertragung im Griech. so weit ausgebreitet hat, und zd. (Gâthâdial.) *zdûm* — vgl. auch gr. *σθαι* des Infinitivs mit *buzhdyâi* des Gâthâdialektes (Spiegel Altb. Gramm. S. 393) — eine Form, worin der sonstigen im Ostar. gewöhnlichen Endung *dhva, dhvam*, *dhvê* ein Dental vorherging, der vor *dh* lautgesetzlich zur Spirans werden musste. Unsere Vermuthung richtet sich leicht auf eine Reduplication *tatva* des Stammes *tva.* Vgl. KZ. 15, 291.

An die Form *matvi* möchte ich eine gleichbedeutende Form anknüpfen. Ging das Verständnis für den eigentlichen Sinn von *matvi* verloren, so konnte sie leicht als *mat-vi* aufgefasst und *mat* für einen ganz überflüssigen Ablativ Sing. gehalten werden, so dass *vi* sich als Stamm des Plurals ergab, den wir in skr. *vay-ám,* germ. **vaj-as* (goth. *veis*) in der That vorfinden.

Eine solche Verstümmelung des Anlautes, selbst wenn sie sich weniger begreiflich zurecht legen liesse, hat nichts Unglaubliches. Im zd. *yûshem* (ihr) ist *em* Endung, der

Stamm *yuzh* (für *yugh* oder *yug*) componirt mit *sma* ergab *yukhshma:* erhalten ist jedoch bloss *khshma* im Gâthâdialekte.[1]

Der St. *yugh* oder *yug* selbst kann nur auf einer, ich weiss nicht, ob im Zd. sonst nachweisbaren Verhärtung des *y* von skr. *yuyám* beruhen. Wurde in *yuyám* das zweite *y* als flexivisch gefasst, so ergab sich der St. *yu* der in altar. *ju-sma* und *jû-s* (nicht wesentlich von **javas* verschieden) zum Vorschein kommt. So müssen wir von *juj* als Grundelement ausgehen.

Nehmen wir neben *tatva* Reduplication des *i*-Stammes der II. Person an, also *titvi*, so kann — wir werden es noch öfter beobachten — *tv* zwischen Vocalen sich zu *dv* erweicht haben und für inneres *dv* wird sich uns bald in Dualendungen blosses *v* zeigen. Das ergibt *tivi* und dafür darf, wie W. *dju* neben *div* steht, *tjui, tjuvi* vermuthet werden. Fiel davor *t* ab, so kommen wir auf die gesuchte Form. Und ich halte diese Ansicht über den Gang der Entstellung einstweilen fest, auch ohne dass ich sonst ähnliches *j* für *tj* nachzuweisen wüsste.[2]

---

[1] Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 371 (vgl. 409) hält dies *khshma* für identisch mit dem gewöhnlichen Thema *yûshma*, das erstere sei aus dem letzteren durch Ausstossung des *u*-Vocales entstanden, worauf dann *y* in *kh* verhärtet wurde. Bopp Vergl. Gramm. 1, 377 glaubt, dass aus *yu* zunächst *cu* und hieraus nach Unterdrückung des Vocales *kh* geworden sei. A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 193 N. 13 setzt die Grundf. *tyushma* an und lässt daraus *syushma, hyushma* werden, daraus wäre mit Ausfall des *yu hshma* geworden und für dieses stünde *khshma* wie *khstâmi* für *histâmi*. Als Bestätigung der oben versuchten Erklärung möchte ich geltend machen, dass auch die neupers. und ossetische Form auf den Stamm *yûshma* mit Wegfall des *yû* zurückgehen: Fr. Müller Sitzungsber. 44, 570.

[2] Jeder unbefangene, d. h. nicht böswillige und nicht dumme, Leser sieht, dass ich mir des Bedenklichen dieser Auffassung vollkommen bewusst bin und darüber keiner Belehrungen bedarf. Sollte vielleicht die

Der Reduplication *tatva*, *titvi* der zweiten Person vergleicht sich skr. *mama*, zd. *mana* der ersten. Es sind Genitivformen, deren Zusammenhang mit dem Plural sich später aufklären wird. Denken wir uns von *mama*, *mana* einen Plural auf *s* gebildet, wie wir oben *jûs* vom St. *ju* hatten, so erhalten wir *mamas* oder *manas*, mit Verlust des *a* *mans*. Man erkennt das S. 302 erschlossene *mansi*, worin *i* dem Praesens angehört wie in *mi* usw. Ja wir dürfen nun bestimmter gr. *μεν*, *μες* als Secundärsuffixe ansehen welche das *i* am Schlusse nie besassen. Auch im altir. *ammin* (das *n* erscheint am folgenden Worte) 'wir sind' zunächst für *as-mîn* (Schleicher Comp. S. 668) scheint sich eine Spur der Endung *mans* oder *mansi* erhalten zu haben.

Sollte in gleicher Weise die skr. zd. Genitivform *tava* (durch Guna aus *tua*, *tva* entstanden wie der Gen. *sava* aus dem Reflexivstamm *sva*) auf einen Plural *tavas* schliessen lassen? Dann würde man am einfachsten die Enclitica *vas* daraus ableiten. Unmittelbare Verstümmelung von *tvas* die sich lautgesetzlich vollzogen haben müsste, wäre indessen ebenso denkbar: doch möchte ich anlautend *v* für *tv* nicht mit Sicherheit behaupten. Der Versuchung etwa *nas* auf *manas* zurückzuführen, wird durch lat. *enos* gewehrt, wie wir sahen.[1]

W. *ju*, *jug* 'verbinden' in dem Worte stecken? Aus einer ursprünglichen Wendung 'du verbunden (mit Andern)' wäre das 'du' weggeblieben, der scheinbare Pluralstamm der zweiten Person nur ein Ausdruck der Pluralität. Ebenso könnte das *vi* der ersten Person mit W. *vi* (Fick 1, 203) zusammenhängen. Denkt man sich verdeutlichende Gebärde, so war das Pronomen überhaupt nicht nöthig.

[1] Doch vielleicht nicht unbedingt. Es steht so vereinzelt da, dass auf die obige Erklärung nicht allzu fest zu bauen ist. Mommsen Unterital. Dial. S. 258 vergleicht vielleicht mit Recht osk. umbr. *etanto*, wenn er

Die pluralischen Doppelformen *matva* und *mama* erinnern lebhaft an die Methode gewisser unvollkommener Sprachen, im Plural und Dual der ersten Person je zwei verschiedene Bildungen zu verwenden, je nachdem man die Person zu welcher gesprochen wird mit einbezieht oder nicht. Die inclusive Form wäre *matva,* die exclusive *mama.* [1]

Auf die Grundform *matva* hat Pott auch die active Personalendung *mas, masi* zurückgeführt. Formell würde nichts entgegenstehen. Aber kaum darf man dem Suffixe nach *mas* von **manas, mans* und skr. *thas, thus,* goth. *ts.* lat. *tis* trennen, wenn die letztgenannten auch zum Theile dualische Bedeutung angenommen haben. Und ganz abgesehen von *mans* müsste wieder ein eigenes *tvatva* erfunden werden um *thas* und *thus* zu erklären. Also bleibt es wol am besten bei der Vergleichung mit den nominalen Pluralen auf *as.* Es stellt sich dann zugleich heraus dass eine Differenzirung stattgefunden hat in welcher die Formen *matva. tatva* ausschliesslich dem Medium überwiesen wurden.

DIE FLEXION.

Ich schreite nunmehr zur Aufstellung der arischen Grundformen des selbständigen Pronomens und versehe sie mit

auch beide nicht richtig erklärt. Eine ähnliche Unsicherheit waltet bei der unten vermutheten Ursprünglichkeit von *e, i* in *ekso* und *isto* ob.

[1] Die malayisch-polynesischen Formen stellt Fr. Müller im Novara-Werk S. 307 f. 339 f. übersichtlich zusammen. Das Pronomen der zweiten Person lässt sich nicht mit Sicherheit im inclusiven Dual und Plural der ersten wiedererkennen. Dies ist dagegen in den nordamerikanischen Algonkin-Sprachen (Fr. Müller S. 13 f.) evident der Fall. Und zwar scheint die exclusive Form durch Wiederholung des Ich, die inclusive durch die Composition Du-Ich gebildet und beide Formationen überdies mit dem Pluralsuffixe versehen zu werden.

Accenten, so weit das Skr. solche ausdrücklich gewährt oder doch mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen lässt.

Singular.

	I. Person.	II. Person.
Nom.	*aghâ'm aghám*	*tvá tuám*
Gen.	*máma mána masja*	*táva tvasja*
Dat.	*mábhjam mabhaja*	*tvábhjam tvabhaja*
Acc.	*má mám*	*tvá tvám*
Instr.	*mábhja mâ'*	*tvábhja tvâ'*
Abl.	*mát*	*tvát*
Loc.	*mái*	*tvái*

Plural.

Nom.	*vajám ansmás*	*jujám jû's jusmás?*
Gen.	*ansmasja*	*jusmasja*
Dat.	*ansmábhjam*	*jusmábhjam*
Acc.	*ansmá nas*	*jusmá vas*
Instr.	*ansmâ'*	*jusmâ'*
Abl.	*ansmát*	*jusmát*
Loc.	*ansmái*	*jusmái*

Singular. Vom Stamm *a* des Nominativs der ersten Person war die Rede (S. 352). Die Partikel ostar. *gha, ha,* welche zuerst Benfey darin erkannte (Wurzell. 1, xiv f.), lautete westarisch *ga,* griech. *γέ,* daher auch in der westarischen Grundf. des Pronomens *g,* germ. regelmässig lautverschoben *k.* Sie konnte sich ursprünglich wol an jede Pronominalform einschränkend und damit hervorhebend hängen. Am allgemeinsten ist dem älteren Litt. das Wörtchen in dieser Verwendung geblieben: Schleicher Gramm. S. 201. Goth. *mi-k, thu-k, si-k,* ahd. *unsi-h, iuwi-h* enthalten es bekanntlich ebenfalls.

Von der Nominativpartikel *ám* unten mehr. Ueber das verschiedene Verhalten eines vorhergehenden *a* des Stammes S. 338. In germ. *ek, ik,* Grundf. *agan* hat die Partikel *gha, ga* ihr *a* verloren; in griech. *ἐγώ,* lat. *egô,* ahd. *ihha,* Grundf. *agâm* hat sie es beibehalten.

Tuám (so meist im Veda für *tvám* zu lesen) daneben vielleicht *tuâ'm* (vgl. Gâthâdial. *tvem* und *tvém* nach Spiegel Gramm. S. 371), wird in westarischen Sprachen nur durch böot. *τούν,* dor. und episch *τύν-η* bestimmt vorausgesetzt und vermuthlich auch durch ksl. *ty,* wofür man, wenn es aus *tva, tu* entstanden wäre, *tŭ* erwarten müsste. Zd. *tû* dagegen, griech. *τύ, σύ,* lat. *tû,* litt. *tù* beruhen auf einer Grundf. *tva.* Germ. *thu* kann ebensowol von *tvam* wie von *tva* stammen.

Genitiv. Skr. *máma* (Pârsî *mam* neben *man, men*), zd. *mana,* altpers. *manâ,* ksl. *mene.* Skr. zd. *táva:* über litt. ksl. Spuren später. Altpreuss. *maisei, twaise;* goth. Dat. *mis, thus* (Kuhn KZ. 15, 428 ff.); griech. *ἐμεῖο, σεῖο.* Ueber das ebenfalls vergleichbare zd. *mahyâ, thwahyâ* vgl. Kuhn a. O.

Dem Dativ sind die Formen zugetheilt, die ihm nach Vergleichung des Griech. mit dem Skr., des Lat., Altpreuss. und Ksl. mit dem Zend gebühren. In den Instrumental dagegen wurden nach Massgabe der litt. ksl. Nominalflexion die ostarischen Formen auf *bhya* verwiesen. Näheres unten.

Accusativ. Griech. *ἐμέ, σέ;* auch durch das Lat. werden die Formen *ma, tva* vorausgesetzt: liegen sie ebenso dem goth. *mi-k, thu-k* zu Grunde? Auf die Formen *mam, tvam* (und *svam*) scheinen ksl. *meñ, teñ, señ,* altpreuss. *mien, tien, sien* (wie von Stämmen *mja, tja, sja:* vgl. umbr. *tiom,* osk. *siom*); *tin, sin* (vgl. dor. *τίν,* litt. *sì*) zurückzuweisen.

Instrumental. Ved. *tvâ*, zd. *thwâ* Haug Outlines und Justi S. 135, von Spiegel a. O. bezweifelt. Darnach und nach den ostar. Acc. Sing. ist auch *mâ* angesetzt. Ueber *-bhja* s. zum Dativ.

Der Ablativ nach dem Ostarischen. Der Locativ nach dem zd. Loc. *thwôi*, den griech. Dat. *ἐμοί, σοί;* ksl. enkl. *mi, ti*, verglichen mit den skr. zd. Formen *mê, môi; tvê, tê, tôi*, worüber unten. Auch Festus' Notiz *me pro mihi dicebant antiqui* gehört vielleicht hierher.

Plural. Die Formen *vajám, jujám* nach dem Ostarischen (vgl. Sonne KZ. 13, 401 ff.). Zu ersterem vgl. goth. Nom. Plur. *veis*, ksl. Nom. Dualis *vě*, litt. *ve-du*. Zd. *yûs*, altpr. *ioûs*, litt. *jús;* vgl. goth. *jus*. Griech. *ἄμμες, ὔμμες* mit zurückgezogenem Accente, wie die durchgängige Betonung des Elementes *smá* im Skr. und hier überdies der Abfall des Anlautes in lettoslav. Formen der ersten Person bezeugt: altpreuss. *mes*, litt. *més* (aus *mès* gedehnt); vgl. ksl. *my*. Aus den ostarischen Sprachen lässt sich für diese Formation nichts anführen. Die Form *jusmás* stützt sich blos auf das Griech. wo sie vielleicht durch Uebertragung von *asmás* entstand.

Dat. Abl. und Loc. sind nach dem Ostar. angesetzt, im Dat. konnte noch *asmabhaja, jusmabhaja*, sogar *asmâi* nach dem *ahmâi* des Gâthâdialektes (Spiegel Gramm. S. 370), im Instr. *asmabhja, jusmabhja* hinzugefügt werden. Der Instr. *asmâ, jusmâ* gründet sich nicht so sehr auf zd. *éhmâ* und *khshmâ*, welche nach Spiegel S. 370. 371 nur in Composition stehen können, als auf skr. *asmâ-bhis, jušmâ-bhis*, worin offenbar das *bhis* pleonastisch antrat wie *mi* im litt. Instr. Sing. *tû-mì*, denn auf andere Weise wäre das *â* hier nicht zu rechtfertigen. Der Genitiv *ansmasja, jusmasja* nach den goth. Dat. *unsis, izvis*. Der Accusativ *ansmá, jusmá* nach zd.

ahma; griech. *ἄμμε, ὔμμε:* ahd. *unsi-h, iuwi-h.* Die Formen *nas, vas* (skr. enkl. Gen. Dat. Acc.) sind ausschliesslich dem Accusativ aus Gründen der Form zugewiesen.

Erwägt man die blos in Personalsuffixen erhaltenen, aus der lebendigen Sprache verschwundenen Formen und die aus dem Nominative verwiesenen Enkl. *nas, vas,* so zeigt sich, dass bereits die arische Ursprache bei der Völkerscheidung den Standpunct der Differenzirung einnahm, während daneben allerdings auch noch Doppelformen nicht zu läugnen sind. Auf demselben Wege geht zunächst das Westarische weiter, indem es die Nom. Plur. auf *ám* fallen lässt. Und jede einzelne Sprache für sich legt sich fernere Beschränkungen auf. Zugleich aber macht die Tendenz der Uniformirung sich geltend, und das Spiel der Formübertragungen beginnt.

Die enklit. Acc. Plur. *nas, vas* versehen im Skr. den Dienst des Genitiv und Dativ, im Zd. ausserdem des Instr. und Ablativ.

Skr. *asmê'* gilt im Veda für den Locativ und Dativ (nicht für den Nominativ, s. Petersb. Wb. 1, 564; gegen Yâska, bei Böhtlingk Chrestom. S. 408), und ebenso vermuthlich *yušmê'.* Ja die singularen Locative *mê* und *tvê, tê* müssen einst für Locativ, Dativ, Instrumental und Genitiv gegolten haben, denn Gen. Dat. *mê, tê* sind erhalten, und Loc. *máyi, tváyi,* Instr. *máyâ, tváyâ* setzen an die Formen *mê* und *tvê* (Grundf. *mai, tvai*) die gewöhnlichen Casussuffixe. Im Zd. finden wir die Gen. Dat. *mê, môi, tê, tôi,* aber noch den Loc. *thwôi.*

Neben dem Instr. *mâ, tvâ* bestanden gewiss einst die Formen *ma, tva,* da auch im Instr. der Nominalstämme auf *a* die Endungen *â* und *a* (noch im Veda) tauschen. Nun lauten diese Instr. *ma, tva* den alten Accusativen gleich: so

konnte es geschehen, dass ihre Formen überhaupt in einander flossen, die Instr. *mâ, tvâ* für jene Accusative eintraten und schliesslich auf diese Function beschränkt wurden, nachdem die Instr. *máyâ, tváyâ* entstanden waren.

Die scheinbare Dehnung der einen Accusativform theilte sich um so leichter der anderen mit, so dass sie das Aussehen eines Acc. Sing. von einem fem. *â*-Stamm erhielt (*mâm, tvâm*), als der Instr. *máyâ, tváyâ* mit dem Instr. *çívayâ* vom St. *çívâ* zusammenfiel. Im Plural drang falsche Pluralflexion in den Instrum. wie wir schon sahen; analog diesem *-âbhis* entstand ein Locativ *asmâ'su, yušmâ'su*, und von den Stämmen *asma, yušma* wie von masc. Nominalstämmen Accusative auf *â'n:* vedisch sogar für Feminina *yušmâ's.* Der Genit. des Plurals aus dem Possessivum.

Das Griechische hat im Plural die zu *i*-Themen abgeänderten Stämme *asma, jusma,* also *asmi, jusmi* durchgeführt und die Nomin. *vajám, jûs* sowie die Enkl. *nas, vas* und im Sing. die Genitive *mana, tava* aufgegeben.

Das Lateinische entnimmt seine Genitive dem Possessivum, wandelt die Ablative Sing. wie in den Adverbien (*mêd, têd* wie *facilumêd*) und lässt mit dem beginnenden Abfall des *d* Vermischung zwischen Ablativ- und Accusativformen eintreten, so dass sich *mê, tê* für beide festsetzt, vgl. Corssen Krit. Beitr. S. 528 f. Den Plural beherschen die Enkl. *nas, vas* unumschränkt, und zwar scheinen sie einst wie *a*-Stämme flectirt worden zu sein: denn Festus bezeugt *nis pro nobis.* Der Accusativ lautete dann *nans, vans,* vgl. das altpreuss. *wans,* wovon sogleich mehr. Diese *nans, vans* oder *nôs, vôs* wie Acc. Pl. *equôs* (Grundf. *akvans*) wurden nun die eigentliche Grundlage der lat. Flexion wie sie thatsächlich besteht. Sie

galten für den Nominativ und Accusativ und an die Stämme *nô, vô* trat das Dativ- und Ablativsuffix.

Wie wir im Ostarischen den Locativ, im Ostar. und Lat. den Acc. als Quelle der Formübertragung kennen lernten, so finden wir im Lettoslavischen und Germanischen den Genitiv und wiederum den Accusativ. Ueber ähnliche Fruchtbarkeit des Genitivs im Osset. und Armen. Fr. Müller Das Personalpronomen in den modernen eranischen Sprachen S. 10. 12 f. (Sitzungsber. 44, 575. 577 f.)

Das ksl. Pronomen *čĭ-to,* Neutrum zu *kŭ-to* (quis) bildet den Genitiv *čĭso* (Grundf. *kja-sja*) und regelmässig vom Stamme *kja* den Loc. *čemĭ,* Dat. *čemu*, Instr. *čimĭ.* Ausserdem aber wird der Genitiv als Declinationsthema genommen (wie im Skr. die Locative *mê*, *tvê*) und davon Loc. *česomĭ,* Dat. *česomu,* Gen. *česogo* gebildet, die neben den regelmässigen in Gebrauch sind. Miklosich Formenl. S. 67; Schleicher Ksl. Formenl. S. 268. Ja der böhm. poln. Nominativ *co* ist, wie mich Miklosich belehrt, nichts Anderes, als der alte Genitiv *čĭso.*

Im Personalpronomen lautet der Genitiv Sing. *mana, tava,* (und um das Reflexivum hier auch einzubeziehen) *sava* und *masja, tvasja, svasja.* Letztere drei wurden im Germ. über den Locativ-Dativ, erstere drei im Lettosl. über den ganzen Singular mit Ausnahme des Nominativs, des ksl. Accusativs und der ksl. enkl. Dative mächtig.

Für die erste Person wurde so *mana* der Ausgangspunct. Für die zweite und das Reflexivum scheiden sich Litt. und Ksl. Die Formen *tava*, *sava* vermischten sich mit den Dativen Grundf. *tvabhaja*, *svabhaja* und infolgedessen

wurde die Uniformirung so bewerkstelligt, dass litt. *tava*, *sava*, ksl. *taba*, *saba* der Declination zu Grunde lagen.

Also Gen. ksl. *mene*, *tebe*, *sebe;* Dat. *maně* (auch altpreuss. *mennei* neben *maim*), *tabě*, *sabě*, wenn ich den alten Stammvocal beibehalte: in der actuellen Sprache *mŭně*, *tebě*, *sebě*. Dies zugleich der Locativ. Nun besitzt aber das Ksl. den Locativ und Dativ auf *ě* lediglich von *â*-Stämmen (Fem. *rańcě*, *rankâi*) und die *â*-Stämme bilden einen Instrumental auf *ojań:* daher ksl. *mŭnojań*, *tobojań*, *sobojań*.

Noch weiter ging das Litt. vom alten Gefüge des Sing. ab.

Für die urspr. Dative *mabhaja*, *tvabhaja*, *svabhaja* musste lautgesetzlich *mabaji*, *mabai*, *mabei* usw. eintreten: vgl. Dat. (formell Loc.) *akei* vom St. *aki*, Grundf. *akaji*. Auf Grundlage der Genitivstämme mithin *manei*, *tavei*, *savei*. Das konnten formell auch Dative (Locative) von *i*-Stämmen *mani*, *tavi*, *savi* sein,[1] ebensogut jedoch von consonantischen Stämmen *man*, *tav*, *sav*. Denn im Litt. bilden die conson. Stämme einen Theil ihrer Casus von *i*-Stämmen, und die auf *n* zum Theil sogar von *ja*-Stämmen. Letzteres ist offenbar der jüngste Schritt der Entartung. Die Feststellung der Pronominalformen wird zu einer Zeit geschehen sein, als neben Dat. *dùkterei*, Loc. *dukteryjè*, Instr. *dukterimì* noch

[1] Allerdings fasst Schleicher den Dat. *ákei* als formübertragen aus *jâ*-Stämmen. Aber es kommt darauf für unsern Zweck nichts an, sondern nur darauf dass die Grundf. des Loc. der *i*-Stämme *aji* mit dem einstigen Ausgang der Dative *-baji* für *-bhaja* zusammenfallen musste. Wie vielartig übrigens die Behandlung eines ausl. *ai* im Littauischen! Das *ai* des Nom. Plur. lautet *ai* im Subst., *ë* im Pronomen, *i* im Adjectiv: *pónai*, *të*, *gerì*. Ebenso *ë* für *ai* im Vocat. und nach Ausfall des zweiten *a* von Grundf. *-ajas* auch im Gen. Sing. der *i*-Stämme, *i* im Nom. Acc. Dualis der *â*-Stämme. Ferner kurzes *e* im Loc. Sing. der *a*-Stämme und *y* im Nom. Plur. der *i*-Stämme. So gut wie *ë* und eher als *y* ist auch *ei* regelrichtiger Vertreter von *ai*.

ein Acc. *dukteren* (vgl. den Acc. Plur. *dùkterės*) bestand. Daher Loc. *manyjè, tavyjè, savyjè;* Instr. *manimì, tavimì. savimì;* Acc. (mit schwerlich urspr. Accent) *manèn, tavèn. savèn;* niederlitt. Acc. *tèvin* wie *dùkterin*. Die Dative lauten altlitt. *manei, tavi, savi;* auf beide letztere kann die Analogie des vorauszusetzenden Dativs *-avi* (s. unten) von *u*-Stämmen gewirkt haben. Die neueren Kürzungen *mán*, *táv, sáv* vergleichen sich dem Dat. *szùn* für **szunei* (nach *dùkterei*) vom St. *szùn*.

Aus dem Accusativ als consonatischem Stamme sind die Genitive gebildet: altlitt. *tavens* wie *akmèns* (St. *akmen*). Jetzt *manéns, tavéns, savéns ;* niederlitt. *mùnins, tèvins, sèvins.* Denselben Vorgang wird uns sogleich der litt. Plur. darbieten.

Im Plural lauten die Formen des Altpreussischen: I. N. *mes*, G. *nouson*, D. *noumans* (daneben *noumas*), Acc. *mans:* II. N. *ioûs*, G. *iouson*, D. *ioumans (ioumas)*, Acc. *wans*.

Der Acc. *mans* für *asmáns* ist offenbar auf demselben Wege entstanden wie skr. *asmâ'n*. Und so finden wir überhaupt mit einer einzigen litt. Ausnahme, die wir bald kennen lernen werden, Pluralflexion durchgeführt. Das Litt. theilte den Acc. *mans* mit dem Altpreussischen, das Slavische dagegen hatte wie das Latein. *nans* auf dieselbe Weise unorganisch aus der Enkl. *nas* gebildet, wie *wans* aus *vas* entstand. Der altpreuss. Gen. Dat. der I. Person steht offenbar nach Analogie von II für *nason, namans*. Und wie hier *nas*, vor Consonanten *na*, so erscheint in II *ious* behandelt, das an die Stelle des Themas *jusma* trat. Wiederum stimmt in Bewahrung des *jûs* das Littauische zum Preussischen, im Gegensatze zum Slavischen, welches *vas* an die Stelle setzt.

Die ksl. Formen sind also: Acc. *ny*, *vy*, Grundf. *nans*, *vans*. Nom. II. *vy*, Form des Accusativs; und nach Analogie

von *vy* auch in der I. Person Nom. *my* für **me*, Grundf. *mas* für *asmás*. Ferner Gen. *nas-ŭ*, *vas-ŭ*; Dat. *na-mŭ*, *va-mŭ*; Instr. *na-mi*, *va-mi*; Loc. *na-sŭ*, *va-sŭ*.

Im litt. Plural wirken abgesehen vom Nom. *més*, *jús* sehr verschiedene Momente auf und durch einander. Acc. I. *mùs*, gleich preuss. *mans*, II. *jùs*, Acc. Plur. von einem aus Nom. *jús* gefolgerten Stamme *ju* (vgl. Nom. Plur. *sùnûs*, Acc. *sûnùs*). Vom Accusativ als Stamm Gen. *músu*, *júsu* (niederlitt. *munsu*, *junsu*) und Loc. *mûsyjè*, *jûsyjè*, ein nach Nominalflexion regelmässiger Locativ Sing. von den consonantischen Stämmen *mûs*, *jûs*. Nothwendig muss hier die ursprüngliche Singularflexion des Elementes *sma* im Plur. nachwirken. Und demnach trat wol *yjè* hier wie im Singular *manyjè*, *tavyjè* an die Stelle von *ei*: **mûsei*, **jûsei*, und diese an die Stelle noch älterer **mei*, **jusmei* für altarisch *ansmai*, *jusmai*.

Den Dativen *mùms*, *jùms*, älter *mu-mus*, *ju-mus* und Instr. *mu-mìs*, *ju-mìs* liegen vermuthlich alte Pluralbildungen Dat. *asma-mans*, *jusma-mans*, Instr. *asma-mis*, *jusma-mis* zu Grunde, auf die wir aus dem Acc. **asmans* schliessen dürfen. Das *as* ist abgefallen wie in eben diesem Accusativ: preuss. *mans*, litt. *mùs*. An die Stelle von *jusma* ist der Stamm *ju* getreten und durch den Acc. Gen. Loc. und die Analogie von *ju-* hat sich in **ma-mus*, **ma-mis* (für **asma-mans*, **asma-mis*) *u* an die Stelle von *a* gesetzt.

Die Flexion des germanischen Personalpronomens wird ausser dem Einflusse des Gen. und Acc. hauptsächlich durch die im Goth. noch nicht ganz, im Ahd. aber beinahe völlig durchgeführte Analogie zwischen den beiden Personen einerseits, zwischen den drei Zahlen andererseits charakterisirt.

Die Declination der Stämme *unsa* für *(unsva?) unsma*, *ansma* und *izva* für *jisva, jusma* muss im Germ. einst gelautet haben:

Gen.	*unsisi*	*izvisi*
Loc. (Dat.)	*unsisi unsi*	*izvisi izvi*
Acc.	*unsi unsisi*	*izvi izvisi.*

Die genuine Form des Gen. ist *unsisi, izvisi* für *ansmasja*, *jusmasja*, die des Accusativs *unsi, izvi* für *ansma jusma*. Das Gothische hat die Accusativform der II. Person, das Ahd. alle plur. Genitivformen aufgegeben. Die Unterscheidung des Accusativs nahm der letztgenannte Dialekt nach dem Muster des Singulars durch Suffigirung der Partikel germ. **ke*, westar. *ge*, skr. *gha, ha* vor. Das vocalische Auslautsgesetz stellte die überlieferten Formen her. Das Amt des Genitivs wurde der ursprünglichen Form desselben ganz entzogen, wie im Singular.

Was die übrige Gestaltung des Plurals anlangt, so dankt goth. *jus* seinen kurzen Vocal (wenn er kurz ist) dem Beispiel des Nom. Plur. der *u*-Stämme: *sunjus*, St. *sunu*. Und nach diesem Muster ist *veis* substantivisch vom St. *vi* gebildet. Die Analogie von *jus*, welches *jis, ijis?* (vgl. niederd. *gî, igî:* zu Denkm. Nr. 18, 14) *jer* (altalem. Psalmenübersetzung, Müllenhoffs Sprachproben S. 25, Ps. 113, 15) *ger* (altdeutsche Gespräche) *er* (Isidor) *ir* (wie *izvis* für *jizvis*) werden musste, hat dann noch weiter auf den Nom. Plur. der I. Person eingewirkt und die Kürzung *uuir* veranlasst. Recht mit Händen zu greifen ist die Formübertragung in der angeführten Psalmversion S. 26, Ps. 123, 6 *uuer*.

Die Schwierigkeiten welche der Personalausdruck der übrigen germ. Sprachen etwa machen könnte, sind wie mir scheint durch Sophus Bugge KZ. 4, 241 ff. meist glücklich

gehoben. Merkwürdige, durch den Vergleich mit ahd. *ihha*, germ. *ika* und Annahme der Palatalisirung des *k* übrigens wol genügend aufgehellte englische Dialektformen führt er an nach Guest in Transactions of the Philological Society 1, 277 f. für den Nom. Sing. I: *utchy*, *iche*, *'che*, *ise*, *es*.

Bei den Nom. Plur. I mundartlich *mir*, II altn. *ther* (neben *er*) möchte ich zunächst an das dem Verbum in fragender Wortstellung nachfolgende Pronomen denken: *kallidh ther* für *kallidh er*, *bringem mer* für *bringen wir*. Vgl. indess den Anlaut von Pâli *mayam* (neben *amhê*) 'wir' und *tumhê* 'ihr', welche Uebertragung vermuthen lassen.

Den altn. Gen. Pl. *vâr* (*ôr*) erklärt Bugge sehr überzeugend aus *ûsar*, *ûrar*, *ûar* wie *járn* durch *îrarn*, *îarn* aus *îsarn*, ebenso *ydhar* aus *izvara*, *irvar*, *ydhvar*, *ydhar* durch Dissimilation wie *fredhinn* für *frerinn*, *hrödhaz* für *hröraz*. (Vgl. übrigens auch *badhmr* für *bavmr*, goth. *bagms* 'Baum'.)

Was den Dat. Acc. anlangt, so steht das Altn. mit seinem *oss oss*, *ydhr ydhr* auf Seite des gothischen *uns*, *izvis*. Dagegen ist für die altniederdeutschen Sprachen ohne Zweifel wie für den Sing. *me mec*, *the thec*, so für den Plural *uns unsic*, *eóv eóvic* die älteste Declination: so dass sich uns auch hier der Gegensatz zwischen ost- und westgermanischen Sprachen bestätigt. Er muss was den Acc. Plur. anlangt höher als das vocalische Auslautsgesetz hinaufreichen.

Ich habe mich bisher wenig um den Dual bekümmert. Er ist formell sehr unselbständig und vom Plural überall nicht scharf zu trennen.

Was die Casusbildung anlangt, so kann nur der Gen. Loc. skr. *ôs*, ksl. *u* auf Eigenthümlichkeit Anspruch machen.

Und diese führt wie der Gen. Sing. skr. *sûnốs*, ksl. *synu* auf Grundf. *-avas.*

Das Zd. scheint dieselbe zu bestätigen. Seine Gen. Loc. Dualis auf *âo (âoç-ca)* in Uebereinstimmung mit altpers. *daçtayâ,* wenn es Spiegel (Keilinschr. S. 157 Anm. 1) richtig als Loc. Dual. fasst, setzen die Endung *âs* voraus. Nur einmal begegnet *aos: aṅhu-y-aos* Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 118 § 114, das *y* wie im zd. Instr. (nach Justi Locativ) *uyâ,* Dat. *uyê,* im ved. Instr. desgleichen *uyâ.* Der Loc. Dual. *zaçtayô* vergleicht sich mit dem Gen. Sing. auf *yô, yaç-* von Fem. auf *â, î* für *yâo, yâoç-.* Die mithin sicher gestellte Endung *âs* ist aus *avas* durch Ausfall des *v* hervorgegangen. Vgl. zd. Acc. Sing. *gãm* für *gavam* uud ebenso skr. *gâm, dyâm* für *dyavam, adyá* für *adiva, sadyás* für *sadivas* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 481; Corssen Krit. Nachtr. S. 161 f.). Auch goth. I. Dual. Praes. *-ôs* für *-avasi* (oben S. 298); altn. ags. *sôl* für *saval,* goth. *sauil* für *sûil;* ags. *ô-* ahd. *uo* für *ava* (Kap. VIII Abschn. Plurale und Locale, Suff. *â* Anm.).

Die übrigen Dualcasus werden sich uns sämmtlich als pluralisch oder auf leichte Art aus dem Plural oder selbst dem Singular differenzirt ergeben.

In der Verbalflexion bietet die I. Dualis das eigenthümliche Element *va.* Dessen Bekleidung jedoch, wenn ich so sagen darf, ist durchweg dem Suffixe der I. Plur. entlehnt: *va* neben *ma, vas* neben *mas, vahê, vahâi, vahi* neben *mahê, mahâi, mahi.* Die Suffixe der III. Dual. sind ohne Ausnahme aus denen der II. differenzirt, indem *t* als Grundelement angenommen wurde nach dem Beispiele der III. Singularis. Die Formen der II. Dual. ihrerseits sind sämmtlich alte Pluralformen: *thas, thus,* Grundf. *tvas,* was ist daran dualisch? Das Pluralsuffix *as* liegt zu Tage, in dem *u* von *thus* des

Perfects hat sich das *u* des Stammes *tua, tva* erhalten, wie schon Pott Et. Forsch. 2, 657 bemerkte. In die III. Dual. wurde es, um dies zu wiederholen, ganz einfach übertragen, die Uebereinstimmung mit dem *us* der III. Plur. ist zufällig. Auf einer ähnlichen zufälligen Uebereinstimmung beruht es, wenn im Zd. die Endung *are* der III. Plur. in die III. Dualis *(-taré)* sich eindrängte.

Wenn ferner II. Dual. *tam* neben II. Plur. *ta* erscheint, so erkennen wir eine Differenzirung mittels der Part. *am* wie im Dat. Abl. Instr. Dual. *bhyâm* neben *bhya:* s. unten.

Im skr. Personalpronomen können wir aus den Stämmen *âva* der I. und *yuva* der II. Person als gemeinsam dasselbe Element *va* ausscheiden, das an *a, am* der I. und *yu* der II. getreten ist. Daneben werden die Stämme *na* und *va* verwendet die auch in den Enkl. *nas* und *vas* vorliegen.

Im Griech. die letztgenannten Stämme, nur dass *va* mit *sva* zusammengeflossen ist. Ebenso im Kirchenslavischen, nur dass im Nom. I *vě* den Platz des vorauszusetzenden *va* einnimmt: es könnte aus Grundf. *vajas* goth. *veis* hervorgegangen sein, das durch die Uniformirung des Plurales dienstlos geworden war. Ob in litt. *ve-du, ve-dvi* dasselbe Element verkürzt enthalten oder vielmehr ein Rest des skr. *âva,* bleibt hier noch zweifelhaft. Sonst finden wir im Litt. die Stämme *mu, ju* entweder dualisch flectirt oder geradezu mit der Zweizahl verbunden.

Das Germ. bietet goth. Dat. Acc. *ugkis, igqis,* also *unkis, inkvis;* westgerm. Dat. *unk, ink;* Acc. **unkit, inkit,* durch Dissimilation für *unkik, inkik.* Die Flexion ist die pluralische. Aber die Stämme *unka, inkva* lassen, da der innere Resonant offenbar nur der I. Person gebührt, auf *unkva, (ikva) jukva* schliessen.

Daneben nun die Nominative *vit* und **jut* (**jit* **it* baiwar. *ësz).* Ein Vocal dahinter muss abgefallen sein: setzen wir *vita, juta* an. Wie dies *ta* mit jenem obliquen *ka, kva* vereinigen? Wenn etwa *kv* wie in ahd. *quci, quîfalôn* für *tv* stünde? So kämen wir auf die Grundformen *vitva, untva, jutva.* In ihnen verkennt niemand die Zweizahl *tva,* und so bestätigt sich uns für den ganzen Dualstamm Jacob Grimms Vermuthung, das *t* in *vit, jut* sei aus dem Anlaute der Zweizahl entsprungen: Gesch. 978. Der Stamm *vi* kann hier nun nicht anders, als im Hinblick auf Plur. *veis* verstanden werden und bestärkt dadurch die gleiche Auffassung für ksl. *vě,* litt. *ve-.* Denn litt. *ve-du, jù-du* stellen sich ganz nahe zu goth. *vi-t,* **ju-t.*

Wären also die skr. Dualstämme nirgends erhalten in den westlichen Sprachen? Ich denke, wir dürfen vielmehr auf die Stämme *untva, jutva* gestützt, auch für das Ostarische *an-dva, ju-dva* als Urformen ansetzen: vgl. Benfey Wurzell. 2, 241. Der Stamm *va* erscheint ganz gewöhnlich neben *dva* im Zend, das Praefix *vi-* neben *dvi-* ist bekannt, durch das Numerale für Zwanzig wird das Alter des Abfalles über jeden Zweifel erhoben.

Darnach befinden wir uns auch wol über die Deutung des *va* der Conjugation nicht mehr in Zweifel. Und im *avas* der Declination, sollten wir nicht *s* als Casuscharakter betrachten und das *va* davor mit jenen anderen beiden *va* identificiren dürfen?

Aber das *a* vor *vas?* Auch hierfür wird sich die Aufklärung späterhin ergeben. Vorläufig will ich nur darauf hinweisen, dass in dem ostar. *â* der verbalen *a*-Stämme vor dem *va* der I. Dual. ein *a-ava* stecken könnte. Wie ähnlich in *âma* der I. Plur. ein *a-ama* vermuthet werden dürfte: vgl.

Ewald Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 1, 114. Die *a*-Stämme würden dadurch von neuem ihre Alterthümlichkeit bewähren. Aber allerdings zeigt sich die Erscheinung blos im Ostarischen, und so kann auf eine solche Möglichkeit um so weniger etwas gebaut werden, als man den Lauten *m* und *v* dehnenden Einfluss auf ihren vorhergehenden Vocal sehr wol zutrauen darf. Anders Pott Doppelung S. 111 unten.

Im allgemeinen constatire ich dass der Dual nur insofern wahrhaft eigenthümliche Form besitzt als das Numerale der Zweizahl einen Bestandtheil der Flexionsendung ausmacht.

Wie es geschehen konnte, dass Pluralendungen dem Dual zugeeignet wurden, lässt sich vielleicht noch errathen.

Auch im Semitischen ist nach Friedrich Müllers Abhandlung über den Dual (Wiener Sitzungsber. 35, 60) die Form dieses Numerus aus dem Plurale differenzirt. Und was ihre Anwendung betrifft, so gehen im Hebräischen nur wenige Fälle über das natürliche Paar namentlich der Körpertheile hinaus, während das Arabische dem Dual ein viel weiteres Feld eröffnet. Ebenso ist nach Spiegel Altb. Gramm. S. 265 f. im Zend der Gebrauch des Dualis beschränkt: er findet sich ohne weiteren Beisatz fast nur bei solchen Substantiven welche Glieder des menschlichen Körpers bezeichnen, die doppelt vorkommen. Dem Dual von Substantiven welche nicht unter diese Kategorie fallen, wird das Zahlwort *dva* beigefügt.

Das bezieht sich natürlich nur auf den Dual im Nomen, und merkwürdig stimmt dazu dass, wie wir sehen werden, die Zendsprache jene Pluralbildung, welche in ihr wie in den übrigen arischen Sprachen Dualform wurde, beispiellos rein in pluralischer Function erhalten hat. Ich glaube daher

dass jener zendischen Beschränkung des Gebrauches hohe Ursprünglichkeit beiwohnt.

Der Dual des Personalpronomens besteht bei der ersten Person darin, dass *dva* sich dem blossen Stamme für Ich anlehnt; bei der zweiten Person darin, dass *dva* sich mit dem Pluralstamme der zweiten Person, dem Stamme für Ihr, verbindet. Niemand wird den wesentlichen Unterschied dieser beiden Bildungsarten verkennen. Nehmen wir an, er wiederhole sich am Nomen. So entspricht der ersten Art jenes *va* oder *ava* für *dva* des Gen. und Loc. Dagegen vergleicht es sich mit der zweiten Art, wenn neben einem Plural auf *â* das selbständige *dva* auftritt. Dies ungefähr geschieht im Zend: wo die Zweiheit durch die Sache gegeben ist, wird auch die Pluralform nur Dualität empfinden lassen. Denken wir uns nun ausser dem Plural auf *â* einen anderen auf *as* in Gebrauch; denken wir, es fände eine Differenzirung statt, jener stehe ausschliesslich neben *dva*, dieser werde zum reinen Plural; denken wir endlich es bliebe nach vollständiger Differenzirung das nun überflüssige *dva* von jenem weg: so gewinnen wir den Dual wie ihn z. B. das Skr. und Griech. kennt und wie er mundartlich ohne Zweifel schon in der arischen Ursprache bestand.

Aehnlich, stelle ich mir vor, vollzog sich die Differenzirung in der Conjugation. Die Flexionsendung *thas* war durch *judva* so lange begleitet, bis sie ausserhalb dieser Verbindung nicht mehr vorkam. Das *va* der I. Dualis dagegen halte ich für einen Dual des praedicativen Verbaltheiles nach erster Art: daran konnten ursprünglich Pronomina aller Personen treten, durch die aus dem Plurale geschöpften Formationen der II. (und III.) Person wurde er auf die erste Person eingeschränkt, aber noch folgten ihm die plural. Pronominal-

formen *mas, ma, madha* usw. Hauptsächlich *ma* mag an der Seite unseres *va* beigetragen haben dessen anfängliche Bedeutung zu verwischen, ihm den missverständlichen Sinn von 'wir beide' unterzuschieben. Wie *ma* und *va* in der Form zusammenzufallen schienen, so war der Umbildung nach dem Muster der übrigen Suffixe I. Pluralis die Bahn geebnet und eben damit deren fernere Begleitung überflüssig gemacht.[1]

Schon die vorstehenden Betrachtungen erfordern zur Ergänzung eine allgemeinere Erwägung des arischen Plurales. Doch müssen wir dem Genitive des Personalpronomens noch eher unsere Aufmerksamkeit schenken, so fern er wie im Litt. Lett. Germ. Lat. Griech. (nur *τεοῖο* Il. 8, 37 = 468) und im ostarischen Plural aus dem Possessivum gebildet wurde.

Dass das german. Casussuffix dem ostar. gleicht und urspr. in einem *m* besteht das dem Stamme angefügt wird, habe ich schon S. 193 bemerkt. Durch die Uebereinstimmung erweist sich diese Art des Genitivs als eine altarische. Und vielleicht lässt sich auch aus dem Litt. Bestätigung dafür holen. Es verwendet nämlich neben den S. 368 an-

---

[1] Unter den drei Classen in welche Humboldt die dualbesitzenden Sprachen theilt (Ges. W. 6, 580), dürfen aus der ersten, wo der Dualis seinen Sitz im Pronomen hat, die malayisch-polynesischen hier verglichen werden: ihren Dual charakterisirt die suffigirte Zweizahl wie den Plural ihres Personalpronomens die suffigirte Dreizahl: Fr. Müller Novara-Werk S. 306. Im Grönländischen, das zu Humboldts dritter Classe gehört, wo sich der Dual über die ganze Sprache ausbreitet, wird dieser Numerus nach Steinthal Typen S. 231 nicht durch Agglutination gebildet. Genaueren Aufschluss hierüber wie über anderweitige Dualformationen vermag ich nicht zu geben. Es wäre aber sehr wichtig, ganz allgemein zu übersehen welcher Mittel sich die Sprachen bedienen, um besondere Dualformen herzustellen, mit Einem Worte: der zweite Theil von Humboldts Abhandlung sollte von einem Kundigen geschrieben werden. Vgl. jetzt Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft S. 531; Miklosich Syntax 39.

geführten Formen die Genitive *máno, távo, sávo* seiner Possessivpronomina. Und dafür hört man *mana, tava, sava* in manchen Gegenden sprechen und findet *manań, tavań, savań* geschrieben. Ich glaube nicht, dass man diese Accusativformen mit Schleicher Gramm. S. 217 anfechten darf: denn jene alten Genitive auf *m* fielen dem Suffixe nach mit dem Accusativ zusammen. Und so begreift sich auch das Eindringen des Accusativs als Stamm in *manéńs, tavéńs, savéńs* noch leichter.

Was die Bildung des Possessivs selbst anlangt, so erkennen wir bald *unsara, izvara, ugkara, igqara* aus Grundf. *ansma, jusma, andva, judva* mittelst Suffix *ra.* Das Suffix der Stämme *meina, theina, seina* von Stämmen *ma, tha (tva), sa (sva)* vergleicht Bugge sehr richtig dem in Stamm *silubreina* von Stamm *silubra.* Darüber s. Grimm Gramm. 2, 175—180; Bopp Vergl. Gramm. 3, 231.

Die Singularstämme auf *eina* sind eine germ. Neubildung zu welcher ein etwa vorhandener Gen. *mina* für *mana* den Anstoss gegeben haben kann. Die Pluralstämme auf *ra* dagegen vergleichen sich den griech. Stämmen *ἡμέτερο, ὑμέτερο, σφέτερο*, den lat. *nostro, vestro,* da die Suff. *ra* und *tara, tra* einander auch sonst vertreten.

Weitere und in die arische Urzeit führende Parallelen ergeben sich zwischen litt. *musìszkis, jusìszkis* und skr. *asmā'ka, jušmā'ka* (Bopp Vergl. Gr. 2, 226); zwischen altpreuss. *mais, twais, swais,* ksl. *moj, tvoj, svoj* usw., auch wol lat. **meio meo* und skr. *madîya, tvadîya:* vgl. Bopp 2, 225. Die Suffixe sind *ka* und *ja.*

Weit mehr aber interessirt uns das skr. Possessiv *svá* und der vedische Possessivstamm *tvá.* Desgleichen im Gâthâdialekt *ma* und *thwa,* im Griech. *ἐμό, σό, ὅ.* Die für

beide letztere erscheinenden *τεό ἑό* (für *τεϝο*, *σεϝο*) gehen wie zd. *hava*, litt. *mána*, *táva*, *sáva* und wahrscheinlich lat. *tuo*, *suo* (umbr. *tovo*, altlat. *sovo*, osk. *suvo:* Aufrecht-Kirchhoff 2, 221, vgl. 1, 56) von den Genitiven der Personalpronomina aus: auch skr. *mâmáka*, *tâváka*. Auf diese Einzelheiten kommt es hier nicht an, fest steht, dass einst der Arier den Stamm des persönlichen Pronomens auch als Possessivstamm verwendete.

Demnach waren *mam*, *tvam*, *svam* die ältesten auf obige Art gebildeten Genitive.

Nun wird sich aber unten zeigen dass das *m* hier wie im Accusativ nichts anderes ist als das verhältnismässig junge Neutralzeichen. Ja zum Ueberfluss erscheinen noch im Veda *asmâ'ka*, *yuŝmâ'ka* als Gen. Plur. der persönlichen Pronomina statt *asmâ'kam*, *yuŝmâ'kam:* doch vgl. Petersb. Wb. unter *asma*.

Daraufhin ist es mir im geringsten nicht zweifelhaft, dass ursprünglich die blossen Stämme der Personalpronomina als deren Genitive d. h. im possessiven Sinne gebraucht werden konnten.

Standen diese Genitive aber nach dem Worte zu welchem sie gehörten — und wir haben einigen Grund uns in ältester Zeit unselbständige Pronomina dem Worte das sie bestimmen stets nachgesetzt zu denken —: was bleibt für ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Nomen mit nachgesetztem Possessivum und einer Verbalwurzel mit dem Personalpronomen dahinter? Die Verbalwurzel findet sich noch im Skr. ebensowol als Nomen Actionis wie als Nomen Agentis verwendet: es lässt sich mithin die Verbalwurzel mit ihrem Pronomen ebensowol als das eine wie als das andere auffassen. Im ersteren Falle steht das Pronomen possessivisch oder geni-

tivisch, im zweiten als Subject. *Dâ ma* kann heissen 'mein Geben' oder 'Geber (bin) ich'. Die Erklärung aus dem Possessivum bevorzugt R. Garnett: On the nature and analysis of the Verb (Transactions of the Philol. Soc. 3. 159. 183. 213. 4, 15. 95. 155. 173. 233; Garnett Philological Essays 289 ff.). Ebenso Bock Analysis Verbi, Berol. 1845. nach Transact. 5, 69. Will man sich dieser Auffassung anschliessen, so gewinnt man einen neuen Gesichtspunct für das Verständnis des Passivums, mit dessen Betrachtung wir das vorliegende Kapitel begannen (S. 336): der Genitiv des Personalpronomens ergibt, subjectiv genommen, das Activum: objectiv genommen, das Passivum.

Man sieht, die arischen Sprachen gehen hier von Verhältnissen aus, welche der Anlage nach mit denen der tatarischen Sprachen gänzlich zusammenfallen. Zwischen ungarisch *apá-m* 'mein Vater' und mhd. *vater mîn* — wenn ich es auf die reine arische Wurzelform reducire *pa ma* — kann ich einen sonderlichen Unterschied nicht finden. Dort hat sich eine Verschmelzung im Nomen und Verbum vollzogen, die im Arischen dem Verbum vorbehalten blieb: das ist Alles. Für den Gesammtcharakter der Sprache freilich etwas ausserordentlich Entscheidendes.

Und wir dürfen hinzufügen: die massgebende Entscheidung vollzog sich sehr früh.[1] Nur die selbständigen Pronominalstämme *ansma, jusma* kennen wir als Possessiva.

[1] Merkwürdig dass durch die ostarischen enklitischen Pronominalformen ein Mittel gegeben war, durch welches das Neupersische die suffigirten Possessivpronomina neu einführen konnte. Sehr möglich dass es unter aramäischem Einflusse geschah, wie Fr. Müller Sitzungsber. 44, 573 vermuthet. Aber dass diese Pronominalsuffixe dem indogermanischen Sprachgenius ursprünglich fremd seien, kann nicht mit solcher Entschiedenheit behauptet werden, wie Müller a. O. thut.

ohne weiteres Suffix erhalten in griech. *ἀμό*, *ὑμό*, altpreuss. *(nous)*, *ious*, wahrscheinlich auch in den ahd. und alts. Stämmen *unsa*, *iuwa* (Gramm. 1, 783). Zu der Zeit als man überhaupt begann, Plurale mittelst *sma* zu bilden, müssen diese Stämme geschaffen, muss ihnen ihre Function zugetheilt worden, muss die Absonderung im Sprachgefühle eingetreten sein.

Wann aber war die Zeit von der wir reden? Es wird uns möglich sein, wenn wir einen ziemlich langen und mühseligen Weg nicht scheuen, eine Art von Antwort auf diese und einige andere Fragen zu finden.





Achtes Kapitel.

ALTARISCHE FORMEN.

Nachdem die erste und zweite Person des Verbums erledigt sind, gelten die folgenden Erörterungen dem Ursprunge der Casussuffixe mit Einschluss der Adverbialendungen; und nach einem Blick auf die Stammbildung und die dritte Person des Verbums wird der Versuch gemacht, eine relative Chronologie für die Entstehung der altarischen Flexion aufzustellen. Dass wir dabei an die äusserste Grenze des Wissbaren geführt werden, sei nicht verschwiegen. Wer mit mir willig vordringt, büsst nicht seine Lust, sondern erfüllt eine schwere Pflicht. Wer sich überall fürchtet, zu weit zu gehen, kommt in Gefahr, nirgends weit genug zu gehen. Mich hat ein Gefühl der Ehrfurcht für unsere Muttersprache getrieben, die Wurzeln ihrer Form bloss zu legen, so weit ich vermag; und es schien mir für das Gesammtbild günstig, wenn nach einer Seite hin sich ein weiter Hintergrund eröffnet und nebelhafte Ferne hereinragt.

PLURALE UND LOCALE.

Ich kenne acht verschiedene Arten des Pluralausdruckes, welche der arischen Ursprache zugeschrieben werden müssen.

Der Plural wird erstens durch Reduplication bezeichnet in **mama* (aus *mansi* gefolgert oben S. 359, daher zweifelhaft nach S. 300) und *tatva* (S. 357). Ueber Reduplication als Ausdruck der Mehrzahl Pott Etym. Forsch. 2, 67; Doppelung S. 176—205. 275. 299 f. 302. Dass der Plural *matva* 'wir' nicht unter den Pluralbildungen aufgeführt werden kann, versteht sich nach dem darüber Bemerkten (S. 357) von selbst.

Ebenso symbolisch wie die Reduplication ist zweitens die Vocalverstärkung des Ableitungssuffixes. Sie findet sich in den zend. Neutren auf *aṅh* (das ist *as*), *an*, *man*, deren Nom. Acc. Plur. auf *âo (âs), ãn (ân), mãn (mân)* auslautet: *man-âo, dâm-ãn, dun-mãn*. Auch der Plural auf *â* der Wörter auf *a* könnte hierher gerechnet werden, wenn er nicht von allgemeinerer Verbreitung wäre. Denkt man sich diese Bildungsweise auf nicht abgeleitete Stämme angewendet, so müsste der Wurzelvocal verstärkt werden.

Die dritte Formation geschieht mittels eines beigefügten *sma*. Wir haben sie beim Personalpronomen in *a-sma, ju-sma* kennen gelernt, und das Paradigma lehrt auf den ersten Blick dass an *sma* die Declinationsendungen des Singulars getreten sind: vgl. Pott Zigeuner 1, 152. Ueber den Nom. *smas* unten.

Viertens ist *a* Pluralzeichen. Im Neutrum allgemein, wie bekannt. Aber nicht minder im Nom. Acc. und Vocat. Plur. Masc. wie das Zend evident lehrt: *vac-a, çtâr-a, vastâr-a, brâthr-a, arshân-a, hâvant-a* sind Beispiele consonantischer

Stämme. Dazu das Fem. *kainin-a*. Von *u*-Stämmen werden *gâtav-a, bâzav-a* und *bâzv-a* angeführt. Bei masc. *a*-Stämmen trifft man die Endung *â* und daneben *a* nicht selten. Dass nicht etwa *s* abgefallen, zeigen *çtaorâ-ca, mashyâ-ca*. Die übrigen arischen Sprachen bewahren diese Endung nur im Dual, hier aber ziemlich allgemein und für alle drei Geschlechter. Vedische Formen und das Griechische beurkunden alte Kürze der Schlusssilbe, sogar in *a*-Stämmen (griech. nur *δύο*), wofür das Zend allein kein verlässlicher Zeuge wäre. Auch goth. *vi-t, *ju-t* setzt *vi-tva, ju-tva* voraus. Daneben aber im Skr. durchweg *â*, worauf das jüngere specifisch indische *âu* beruht: skr. *î, û* (zd. *i, u, û*) von *i*- und *u*-Stämmen stehen für *yâ, vâ*. Dasselbe *â* darf man wol im Genitiv Plur. *âam* (oben S. 207) und im Instr. Dat. Abl. Dualis der *a*-Stämme skr. *-âbhyâm* erkennen, nur dass die Casussuffixe *am* und *bhyâm* daran getreten sind.

Ferner zweifle ich nicht dass das *â* der II. III. Dualis Medii und das *a* der II. III. Dualis Perfecti Activi vor der Personalendung im Sanskrit, wovon auch das Zend unzweifelhafte Spuren bewahrt, nichts anderes ist als eine Dualendung des Verbalstammes, wofür es meines Wissens Friedrich Müller (Wiener Sitzungsber. 25, 391) zuerst erklärte.[1] Wir lernen daraus zugleich dass jenes *â* oder *a* des Plurales und Duales ursprünglich den Hauptaccent des Wortes trug.

---

[1] Unter den westlichen Sprachen könnte noch am ehesten im Germanischen ein Rest dieses *a* vermuthet werden. Das Goth. *t* für *tha* der II. Sing. Perf. tritt nämlich ohne Bindevocal an die Wurzel. Man könnte daher annehmen: der Bindevocal des Duales und Plurales habe von dem Declinations-*a* der II. Dual. Plural. seinen Ausgang genommen. Doch vgl. S. 311. — Friedrich Müllers Schlussfolgerung, um dieser nominalen Duale willen müsse der praedicative Verbaltheil für ein Nomen Agentis erklärt werden, scheint mir nicht gerechtfertigt. Wird doch eine Handlung thatsächlich vervielfältigt, wenn Mehrere sie ausüben.

Die skr. Personalendung *á* der II. Plur. Perf. kann ich ebenfalls nicht anders verstehen: sie ist Stammauslaut, und das Personalpronomen hat sich damit nicht zur Worteinheit verbunden, sondern ging verloren.

Endlich gehören hierher die Personalendungen *ma, tha, ta* des Plurales: wenn wir die Urformen ansetzen *ma* und *tva.* Sie unterscheiden sich in nichts von der reinen Stammform resp. von den Suffixen des Singulars. In der actuellen Sprache, des Skr. zum Beispiel, findet thatsächlich keine Lautgleichheit statt: neben dem plural. *tha* des Praesens steht singul. *si,* neben dem plur. *ta* des Imperfects singul. *s.* Aber wenn die vorliegende Pluralbildung eingeführt wurde als noch unverletzt und unverändert im Singular *ma* und *tva* bestanden, was für ein Mittel stand der Sprache zu Gebote, um Plural von Singular zu unterscheiden? Kein anderes als der Accent. Und dass er thatsächlich so, also wieder differenzirend (vgl. S. 337) verwendet wurde, dürfen wir dem skr. Tone der zweiten Hauptconjugation und des Perfectes wol glauben, der uns im sechsten Kapitel dieses Buches so wichtige Dienste zur Aufklärung des germanischen Ablautes leistete.

Fünftens: *î* oder *i.* Die Länge ergibt sich, wie Friedrich Müller Sitzungsber. 35, 60 hervorhebt, aus den skr. Pronominalformen *amî, amîšâm, amîbhyas, amîbhis, amîšu* (immer der Ton auf dem *î*). Es erscheint 1) im Locativ Plur. sämmtlicher *a*-Stämme, nominaler wie pronominaler: Grundf. *-aisva* (skr. *êšu,* zd. *aêshva,* altpers. *aisuv,* griech. *οισι,* ksl. *ěchŭ*). — 2) im Nom. (und Acc. nach dem Zend) Plur. Masculini, im Gen. Dat. Abl. Instrum. Plur. Masc. und Neutri, und im Gen. Loc. Dualis der Pronomina: vom Stamme *ta* z. B. Grundf. *tai, taibhjams, taibhjas (taibhis), tajaus.* Dieses *i* hat sich

durch Formübertragung in den meisten arischen Sprachen weit ausgebreitet: s. das folgende Kapitel. Sein Umfang in der Ursprache ergibt sich für die Pluralformen aus der Uebereinstimmung zwischen dem Skr. und Germanischen. für die Dualform im Gegensatze zum Ostarischen aus dem Slavischen (ksl. pronom. *toju* neben substant. Masc. *vlŭku*, Fem. *rañku*). — 3) im Nom. Acc. Dualis der fem. und neutr. *a*-Stämme des Skr. und Zend, daneben aber zd. *â, a*. Für die ostarische Ursprache haben wir also einen freieren Gebrauch des *i* in diesem Falle anzunehmen: es kann nach Belieben stehen oder fehlen und scheint nur als Verstärkung des *â* oder *a* zu fungiren. Ein solcher Gebrauch wird auch für die gesammte arische Ursprache durch die schon von M. Schmidt (De pronom. graeco et lat. p. 94) und L. Meyer (Griech. und lat. Decl. S. 62, vgl. Pott Doppelung S. 189) verglichenen griech. Pronominalduale *νῶι, σφῶι* wahrscheinlich. Constant ist das *i* am dual. (plur.) *â* oder vielmehr *a* in der II. III. Dual. Medii der skr. ersten Hauptconjugation. mit welchem es zu *ê* wird: es war hier auch dem Zend nicht fremd.

Ebenso trugen vermuthlich schon in der arischen Ursprache die Nom. Acc. Dualis consonantischer Neutralstämme die Endung *î*, wie im Sanskrit, oder *i*. Zwar ist das einzige hergehörige zd. Beispiel zweifelhaft (Spiegel Altbaktr. Gramm. S. 159): aber die altar. Form für Zwanzig scheint es zu enthalten, s. das elfte Kapitel.

Das allgemeine skr. *i* des Nom. Acc. Voc. Plur. Neutri pflegt man als Schwächung von *a* aufzufassen. Schwerlich richtig. Denn schon der altarische Name der Vierzahl, *katvâri* (s. Kap. XI), scheint es zu bieten; und wenn skr. *dhâmâni, vartmâni* neben zd. *dâmăn, dunmăn* stehen, so muss doch wol

i einer Pluralbildung nach der zweiten Art blos hinzugesetzt sein. Zu ausdrücklicher Bestätigung bietet der Gâthâdialekt Nom. Acc. *nâméni, nâménî (é* ist gleich *â)* neben dem sonstigen *nâmăn.* Und eine weitere Nebenform desselben Dialektes *nâménîs* belehrt uns über die Natur dieses *i:* wir finden *îs* selbständig als Acc. Pl. Masc. vom Pronominalstamm *i,* hier neutral wie auch sonst neutrale Nom. Acc. Plur. auf *as* im Zend begegnen. Scheinbar war nun *ni* neutr. Pluralsuffix, das schon im Prâkrit auf Masculina und Feminina übertragen wurde und in neuindischen Sprachen unter verschiedenen Gestalten herscht (Fr. Müller im Novara-Werk S. 139 f.).

Analog den Ausgängen *âni, mâni* setzen vedisch *sânti* (vom Partic. Praes. der W. *as*) und *-mânti, -vânti* (von den Suffixen *mant* und *vant*), sowie skr. *mahânti* und *-vâṅsi, -yâṅsi* ältere Formationen zweiter Art auf *-ânt, -âṅs* voraus. Nach dem Muster der letzteren wurde *manâṅsi* aus *manâs,* Stamm *manas,* und ähnl.

Trat endlich unser *i* an die ursprüngliche Endung *â* von neutr. *a*-Stämmen — in der That finden sich im Zend die pronom. Nom. Plur. Neutr. *aêtê, avê* —, so konnte leichter *âni* aus *â-i* werden, nach dem Vorbilde jenes *âni* für *ân* von Stämmen auf *an,* und unter Mitwirkung des Gen. Plur. auf *ânâm* der auch im Zend von *a*-Stämmen gebildet wird, mithin aus früherer Zeit stammt als das nur indische *â-n-i.* [1]

Sechstens: Nom. Voc. Plur. skr. *âsas,* zd. *âoṅhô,* altp. *âha* von *a*-Stämmen, im Skr. auf Masculina und Feminina,

[1] Die Neutra auf *u* haben offenbar *un,* die Neutra auf *i* theils *in,* theils *an* als Nebenstammformen. Doch kann immerhin auch dieses *â-n-i* auf sie Einfluss genommen haben, wenn in der jüngeren Sprache die Ausgänge *îni, ûni* an der Stelle von älterem *î* oder *i* (für *yâ* oder *ya*) *û* oder *u* (für *vâ* oder *va*) sich festsetzten.

im Zend nur auf Masculina beschränkt. Ueber eine westarische Spur, gleichfalls mit der engeren Begrenzung, s. das zehnte Kapitel.

Ich halte die Endung für eine Combination der dritten und vierten Bildungsweise, und zwar so dass sie uns lehrt wie der historische Uebergang von jener zu dieser sich vollzog. Ich nehme *sas* für *svas* mit Ausfall des *v* wie in der Personalendung *sa* für *sva* 'du', und *svas* stelle ich dem *smas* des Nom. Plur. der Personalpronomina *(ansmas, jusmas)* gleich: die Identität von *sma* und *sva* wird uns künftig noch wahrscheinlich werden. Dies *smas* folgte meiner Ansicht nach selbständig dem Worte dessen Mehrheit es bezeichnete, als die neue Formation mit *a* aufkam: *a* setzt sich dazwischen, wirkt als Bindemittel, Verschmelzung findet statt im Nominativ, während *sma* in anderen Casus verloren geht.

Siebentens: *as*. Die Pronominalformen *mas, thas, thus* (für *thvas*) des Verbums haben wir bereits S. 360 erwogen. Auch gehört *mans* für *manas* (in jenem zweifelhaften *mansi*) hierher, sowie *nas* und *vas*. Neben *nô* d. i. *nas* bietet der Gâthâdialekt *nâo* d. i. *nâs* (nach Spiegel S. 370 auf den Accus. beschränkt): der Themavocal *a* ist mit dem *a* des Suffixes zu *â* verschmolzen, während man bei den ersteren Formen u. a. Verdrängung des Themavocales durch den Suffixvocal annehmen kann: wie z. B. vor dem *as* des Genitivs manchmal das *â* der zd. Feminina zu schwinden scheint, oben S. 372.

Das Nomen bietet *as* — und zwar bei *a*-Stämmen nach der zweiten Art behandelt — im Nom. Voc. Plur. der Masc. und Fem. durchweg. Dagegen muss sich die Endung in den Accusativ Plur. mit *ms* theilen, das beiderseitige Gebiet ist in verschiedenen Sprachen verschieden abgesteckt. Am

weitesten geht das Zend in der Verwendung des *as*. Wir finden nicht nur von masc. *a*-Stämmen den Acc. Plur. *âo, âoç-ca,* sogar die Neutra auf *a* zeigen denselben Ausgang im Nom. Acc. Plur., Nomina (Justi S. 388, §§ 530. 533; Spiegel S. 124) wie Pronomina: *yâo, imâo, avâo, aêtâo* werden belegt. Dazu stimmt, wenn nach Spiegel S. 178 *tisharô* (drei) nicht blos im Masc. und Fem., sondern auch als Acc. Neutr. vorkommt.[1] Wiefern in den Pluralendungen *ams, bhjams, bhjas, bhis* das *s* als Zeichen der Mehrheit angesehen werden könne, darüber später.

Achtens: der Plural bleibt unbezeichnet in vedischen Formen wie *duvas, ûdhas;* der Dualis in vedischen Formen wie *anarvan, ran* (Benfey Gramm. f. Anf. S. 306). Man sieht, es sind dieselben Stammausgänge, von denen wir oben Bildungen der zweiten Art kennen lernten.[2]

Ueberblicken wir nun sämmtliche Arten des Pluralausdruckes und vergleichen sie mit den übrigen Formen der Declination, so gewahren wir bald dass sich fast alle acht

---

[1] Kann *âs* für *â* in den Dualis eingedrungen sein? *haurvâoçcâ ameretâtâoçcâ* (Spiegel S. 151, Justi S. 27a) sind Nom. Acc. Dualis. Die Sache wäre doch zu seltsam. Locative Sing. von *u*-Stämmen zeigen im Gâthâdialekt *âo* neben *âu* (Spiegel S. 362), welches letztere dem Skr. entspricht. Nehmen wir demnach in *ameretâtâo* das *âo* als die aus dem Skr. bekannte Wandlung des dualischen *â* zu *âu:* so würde sich die fernere Annahme einer Vermischung dieser Form mit der gleichlautenden des Gen. Loc. *(âo, âoç-ca)* leicht empfehlen. Ganz auf dieselbe Weise fiel der Loc. Sing. der Feminina auf *â* und *i* (skr. î) mit dem Genitiv zusammen (Spiegel S. 128. 136: aber Justi §§ 529. 532): der ursprüngliche Ausgang war *â*, woran im Skr. noch *am* trat, aus *â* wurde *âo* usw.

[2] Müssen wir zu diesen acht Bildungen noch eine neunte fügen? Ich meine die auf *ta*, worüber Wilhelm Tomaschek in den Wiener Sitzungsber. 60, 389. Endlich sei an *vi* und *ju* erinnert, vielleicht Ausdrücke der Mehrheit aus Stoffwurzeln gebildet (S. 359).

irgendwo mit anderer Bedeutung wiederfinden. Wie ich jetzt im Einzelnen zeigen will.

Was die Reduplication anlangt, so ist *mama* Genitiv des Pronomens erster Person, und der Genitiv darf, wie sich zeigen wird, dem Ablative gleich geachtet werden. Vgl. die Reduplication des Pronominalpräfixes im Herero, durch welche der Instrumental ausgedrückt wird (Fr. Müller im Novara-Werk S. 31).

Die oben nur als möglich hingestellte Verstärkung des Wurzelvocales gewähren die Genitive *tava* und *sava*.[1] Verstärkung des Ableitungsvocales dagegen bieten uns die ostarischen Locative *âu* von *u*-Stämmen dar: altpersisch z. B. *Bâbirauv*, zd. *vaṅhâu-ca*.

Das Element *sma* macht in höchst belehrender Weise einen Theil der Pronominaldeclination aus. Ueber die pronominalen Genitive Sing. und Plur. wird das Wenige was ich darüber zu sagen weiss, das folgende Kapitel bringen. Wir haben also Masc. Neutr. *sma*, Fem. *sjâ* (für *smjâ*[2], vgl. die zd. Locative *yahi*, *mahî*, Justi S. 238a, Spiegel S. 372 § 42 für *yahmi*, *mahmî*) im Dativ, Ablativ und Locativ Singularis. Von den weiteren Endungen welche daran, insbesondere im

---

[1] Die hier angedeutete Erklärung dieser Formen, vgl. S. 383, scheint mir nicht ganz ohne Bedenken. Ich verweise daher auf Aufrecht-Kirchhoff 1, 56 Anm. 3: 'Wir erklären das skr. *tava* (tui) als eine von *tu* mittelst Ansetzung des Guna fordernden Affixes *a* entstandene Adjectivbildung, geradeso wie *kaya* (qualis), gleich κοῖος aus dem Fragepronomen *ki* gebildet ist.'

[2] Dieser allgemein angenommene Ausfall des *m* hat doch sein Bedenkliches. Wir können nach den folgenden Erörterungen *svjâ* voraussetzen, und Ausfall des *v* zwischen *s* und Vocalen (*j* ist etymologisch nichts anderes als *i*) ist soeben belegt (S. 372). Auch Motion eines blossen *sa*, *s* ist möglich, weil dieses dem *sma* der Bedeutung nach gleich steht.

Sanskrit, gefügt werden (Kap. IX Abschn. über Flexion), soll unsere Erörterung zeigen, dass sie verhältnismässig jung sind. Der Dativ z. B. lautet hier auf *smâi, sjâi* aus, mit einem Suffix *âi* das seinerseits erst wieder aus *â* differenzirt ist: im Plural des Personalpronomens steht dagegen noch *smábhjam.* Der Ablativ *-smât* ist der Form nach später als das gleich zu erwähnende *smát.* Die Endungen auf *am* und *im* setzen das späte Neutraldeterminativ *m* voraus. Wie wenn das Element *sma* also hier überhaupt erst spät zu Motion und Casussuffix gekommen wäre?

Pott will das 'Infix *sma*', wie er es nennt, als steigerndes Moment auffassen, etwa als 'selbst'. Aber warum ist es dann beschränkt auf jene drei Casus, warum steht es nicht im Instrumental, nicht im Genitiv, Accusativ, Nominativ? Das lat. *met* das Pott vergleicht, tritt an alle Casus.

Ich weiss dies *sma* nicht anders zu begreifen als wenn es selbst ursprünglich zum Ausdrucke des Dativs, Ablativs und Locativs diente. Die drei Casus haben die Vorstellung des Beisammen, der Vereinigung, der Nachbarschaft mit einander gemein: diese liegt zu Grunde, ob ich mich aus einer Gemeinschaft loslöse (Ablativ), mich zu ihr hinwende (Dativ) oder in ihr verweile (Locativ). Wie kommt es dass der eigentliche Casus der Gesellschaft, des Beisammens, der Instrumental oder Social, in dieser Gruppe fehlt?

Er fehlt wol nur scheinbar. Man denke an die skr. Praeposition *smát* (zd. *maṭ*, griech. *μετά*, goth. *mith*) und das im Stamm unverkürzte skr. *sám* (zd. *ham*, preuss. *sen*, litt. *sù*), griech. *ἅμα*, ahd. *samant.* Ich zweifle nicht: alle vier genannten Casus wurden einst durch die Postposition *sma* (sammt) ausgedrückt: in jenen dreien schwächte sich die Bedeutung, das Wort verlor seine Selbständigkeit und schmolz

an das Pronomen, welchem es folgte; im sociativen Sinne aber hielt es sich lebendig, blieb freie Praeposition und nahm verschiedene Ableitungssuffixe an. Ja das kslav. *sŭ* bedeutet ausser 'mit' auch noch 'von'.

Ueberblicken wir bei Pott (Praepos. S. 753 ff.) die ganze Verwandtschaft dieser Praeposition — ich vermeide nähere Untersuchung —: so stellt sich wol klar heraus dass die einfache Partikel *sa* schon, womit der Pronominalst. *sa* identisch ist (vgl. *a* S. 409), die Bedeutung des Beisammens gehabt haben müsse, welche auf den Superlativ *sama*, synkopirt *sma*, sodann überging. Skr. *sima* lässt auf einen Nebenstamm *si* schliessen, den die eranischen Encliticae altp. *si-m, si-s*, zd. *hîm, hîs* wirklich darbieten.

In dem Beisammen liegt erstens Vereinigung, Einheit, daher griech. ἕν, lat. *sem-ol* usw.[1] Es liegt zweitens darin Gesammtheit, Allheit. Und aus der Einheit folgt drittens die Identität. Skr. *sama, sima* ist 'all, jeder', goth. *sa sama* (Stamm *saman*) ist 'derselbe'. Gab es nicht auch eine synkopirte Form mit dem zuletzt erwähnten Sinne?

Ich halte *sva* dafür, das Pronomen der Identität und Rückbeziehung (vgl. *der selbe* und *selbst*), als ersteres in unserem *so*, lat. *sic*, griech. ϙῆ (Curtius KZ. 3, 76), als zweites in dem allgemeinen arischen Reflexivum bewährt: vgl. Pott Jahrb. 1833, S. 331. Aber die Form?

Der Uebergang von *sma* in *sva* wäre physiologisch leicht genug erklärlich: *s* und *a* werden das erste durch unvollkommenen Verschluss, das zweite durch weite Oeffnung des

---

[1] Umgekehrt geht Benfey Griech. Wurzell. 1, 379 ff. von dem Begriffe 'dieser' aus. 'Dieser' werde auf einen einzigen bestimmten Gegenstand beschränkt, und daraus ergebe sich die Modification 'einer', woraus Vereinigung und Zusammen folgt.

Mundcanales, beide mit Schluss des Nasenweges hervorgebracht; dazwischen liegt mit *m* vollkommener Verschluss des Mundcanales und Oeffnung des Nasenweges. Mit *v* dagegen unvollkommener Verschluss des Mundcanales und Schliessung des Nasenweges. Dort eine heterogene, hier eine homogene Lautfolge: eine Art Assimilation hätte mithin stattgefunden. Dieselbe oder eine ganz ähnliche Betrachtung liesse sich auf sl. *smokva*, goth. *smakka*, griech. *σῦκον* (St. *svakva*), lat. *fîcus* (für *sfîcus*, *svîcus* wie der griech. Pronominalstamm *σφε*, *φε* für *sva*, der Dat. Plur. *σφι* oben S. 351 Anm. für *svi?*) oder auf skr. *dhmâ*, litt. **dvâs* (*dvásė* 'Hauch, Athem, Seele'), anwenden: über beide Fälle anders Grassmann KZ. 9, 8. Es liesse sich ferner die Identität der Suffixe *mant* und *vant*, es liesse sich lat. *septuaginta* für *septumaginta* (Benfey Pluralbildungen S. 6 Anm.), es liesse sich der goth. Pluralstamm *izva* für *juzva*, *jusma* (vgl. A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 180[1] der indessen auch wie Grassmann *v* für das ursprüngliche hält), es liesse sich vielleicht noch manches andere geltend machen: ich begnüge mich mit der Folgerung, es müsse ein dem Sinne nach von *ma* nicht unterschiedenes Suffix *va*, es müsse namentlich ein Superlativsuffix *va* in der arischen Ursprache gegeben haben.

Hierdurch wird *sva* neben *sma* hinlänglich gerechtfertigt. Und wir dürfen ohne weiteres das altar. Suffix *sva* des Loc. Plur. für einen Abkömmling der vermutheten Casusendung *sma* halten.

Ausfall des *v* wie im plur. *sas* für *svas*, *smas* möchte ich in dem skr. Secundärsuffixe *sât* annehmen. Es kann an

[1] Ueber *svid* in *kim svid*, *âhô svid*, das Ludwig auch hierher rechnet, vgl. Benfey Gramm. f. Anf. S. 348, wo Zusammensetzung aus *su* und *id* vermuthet wird.

jedes Thema vor den Wurzeln *as, kar, bhû,* die uns noch mit anderen Constructionen begegnen werden, in dem Sinne treten: ganz zu dem oder voll von dem, was das Nomen besagt, machen, oder ganz dieses, voll von diesem sein, werden: *bhasmasât kṛta* 'zu Asche gemacht, in Asche verwandelt'; *agnisâd bhavati* 'es wird zu Feuer'.

Mir fällt dabei der lettoslav. Instrumental des Gegenstandes ein, zu welchem etwas wird oder gemacht wird (Dobrowsky Inst. p. 643; Schleicher Litt. Gramm. S. 270) anstatt des lat. griech. zweiten Nominativs resp. Accusativs, wo wir meist *zu* gebrauchen: vgl. altfr. *eslire à roi,* mlat. *ad episcopo electus* usw. Diez Rom. Gramm. 3, 153. Dies *zu* oder *ad*, *à* bezeichnet das Ziel, worauf die Handlung gerichtet ist. Dem Instrumental liegt die Anschauung der Vereinigung des Gegenstandes mit dem neuen Zustand in welchen er versetzt wird, zu Grunde. Er vergleicht sich dem skr. Instrumental bei *sac* 'zusammensein mit, zusammenkommen mit, erlangen': *iḷayâ sacêmahi* 'mögen wir Erfrischung erlangen' führt Delbrück (Ablativ 55) aus dem Rigveda an. 'Erfrischung' ist hier nach deutscher Auffassung Ziel, wir könnten auch sagen 'mögen wir zu Erfrischung gelangen'. Jenes **smât* das ich als Grundf. des Suff. *sât* vermuthe, ist lediglich eine Nebenform der Praeposition *smat,* eine andere Ablativform von *sma* nach substantivischer Weise wie *çivât* von *çiva.* Die instrumentale, sociative Bedeutung wird besonders deutlich, wenn man die zweite skr. Verwendung des Suffixes 'von dem was das Nomen besagt, abhängig machen, werden, sein' erwägt: *râjasât kar* 'vom König abhängig machen'; *brâhmaṇasât kar* 'den Brahmanen geben' (Benfey Vollst. Gr. § 576, S. 217). Darin liegt in der That nur der Begriff der Verbindung vor: 'mit dem König, mit

Brahmanen (als ihr Eigenthum) vereinigen'. Und sehr charakteristisch, dass für *sât* in diesem Fall auch das Locativsuffix *trâ* eintreten kann, wie wir *sma* im Pronomen locativisch fanden.

Ich möchte mich auf syntaktische Erörterungen über die gemeinsame Grundbedeutung der vier Casus, welchen *sma* dient, möglichst wenig einlassen, wie sehr auch Dr. Delbrücks höchst willkommene Schrift über Ablativ, Localis, Instrumentalis (Berlin 1867) und Spiegels Syntax des Zend (Altbaktr. Gramm. 262—338) dazu auffordern. Es käme mir vor allem darauf an, das Fliessende der Casusunterschiede nachzuweisen und den Process der Casusvermehrung für die alte Sprache sowie den Process der Casusverminderung für die neueren Sprachen in seinen Motiven, so weit diese irgend erreichbar, aufzudecken.

Im allgemeinen wird sich behaupten lassen, dass der zweite Process sich in den Grenzen des ersten bewegt. D. h. eben jene Casus welche einst differenzirt wurden, vermischen sich in späteren Epochen. Und die Verwandtschaft zeigt sich im Zustande der Unterscheidung durch Berührung des Gebrauches.

Der Instrumental wie der Ablativ bezeichnen die Ursache, den Urheber (in Passivconstructionen was im Activum Subject wäre): Delbrück 13. 17 f. 66, vgl. Spiegel 284.[1]

Im Ablativ wie im Locativ kann die Person stehen, von welcher man etwas empfängt (Delbrück 39 f.), und

[1] Die sehr aufschlussreiche Lehre von den Praepositionen will ich nicht umfassend herbeiziehen, aber hier doch erwähnen, dass *sácâ* (mit W. *sac* zusammenhängend wie lat. *secundum* mit *sequi*, lett. *sezs*' 'längs' mit *sekt* 'folgen') im Skr. 'mit' und 'bei' bedeutet und den Instrumental, Local, auch Genitiv bei sich hat, während das identische zd. *haca* ausserdem auch mit dem Acc. und Abl. durchweg jedoch in ablativi-

das Gefäss, aus welchem getrunken wird (ibid. 33). Auf den Ablativ als Casus des Ruhepunctes im Skr. hat schon Schweizer in Höfers Zeitschrift 2, 456 aufmerksam gemacht. Und für das Zend weist ihn Spiegel Altb. Gramm. 285 im Sinne des Locatives nach.

Im Instrumental wie im Locativ kann der Gegenstand an dem man sich freut stehen (Delbrück 38 f.), ferner die Flüssigkeit in welcher gebadet oder gewaschen, der Kampf in welchem gesiegt oder unterlegen wird (ibid. 32 f.). Beide Casus berühren sich ausserdem in Zeitbestimmungen (40 f. 54 f.), und der Locativ bezeichnet denjenigen, bei dem, in dessen Gesellschaft ich mich befinde (36).

Der Locativ dient wie ein Dativ zur Bezeichnung des Besitzers neben dem Verbum substantivum (*tásmin . . . astu* 'diesem gehöre' 37). Man sagt *dyávi-dyavi* im Locativ und *divê'-divê* 'Tag für Tag' im Dativ wie *viçê'-viçê* 'von Haus zu Haus' (vgl. Delbrück 40).

Hiernach begreifen wir, wie der Locativ, Ablativ, Instrumental (und zwar der Locativ und Ablativ durch den Instrumental hindurch) im germanischen Dativ, der Locativ und Instrumental im lat. Ablativ aufgehen konnten.

So viel über die vier Casus die uns hier zunächst beschäftigen. Aber die Berührung hält sich nicht innerhalb ihres Kreises.

Woran man sich freut, drückt auch der Genitiv aus (Delbrück 38 f.), die Zeitbestimmung desgleichen (41 f.).

schem Sinne verbunden wird und das altpers. *hacâ* ausschliesslich den Ablativ, und zwar wie es scheint regelmässig, begleitet (Spiegel Keilinschr. S. 172, § 75). Wie hierdurch der Ablativ auf die Vorstellung der Nähe zurückgeführt wird, so zeigt die lat. Praeposition der Nähe *ad* in den romanischen Sprachen dativischen, locativischen und instrumentalen Gebrauch: Diez 3, 150 ff.

Worin man erfahren ist (33), worunter oder worüber jemand hervorragt (37), worüber man herscht (38), steht im Locativ oder Genitiv. Den absoluten Genitiven des Skr. Zend und Griechischen (Spiegel 287 § 277, Delbrück 42 f.) stehen absolute Locative des Skr. und deren regelmässige Vertreter, lat. Ablative, gothische Dative zur Seite. Auch im Lettoslavischen merkwürdiger Weise nicht Locative, sondern Dative: Schleicher Litt. Gramm. 321, Dobrowsky Institutiones 636.

Abgesehen von diesem letzten Falle, belegen alle angeführten Thatsachen Verwandtschaft des Locativs und Genitivs. Und so wird im Zend der Genitiv in rein locativischer Bedeutung gefunden (Spiegel Gramm. 288 § 279).

Bekannt sind dann die Beziehungen zwischen dem Ablativ und Genitiv. Ein Theil der litt. ksl. Genitive sind formell als Ablative anzusehen (Hattala und Miklosich Synt. 447 f.). Im Kslv. regieren die Praepositionen welche ab, ex, de, sine bedeuten den Genitiv (Dobrowsky 649 ff.). Im Littauischen vereinigt der Genitiv die Bedeutungen des Angehörens und Hervorgehens aus etwas (Schleicher Gramm. 271). Ich erinnere ferner an lat. *de* mit dem Ablativ, woraus der romanische Genitiv wird. Das ablativ. *φι* des griech. Epos vertritt auch das Genitivsuffix (Curtius Erläuterungen zur griech. Schulgramm. 68; Delbrück 70). Und die Genitivform übernimmt im Griechischen und Deutschen einen grossen Theil ursprünglich ablativischer Functionen, wie sie im Zd. gleichfalls zuweilen den Ablativ vertritt (Justi 387 § 521; Spiegel Gramm. 288 § 279).

Damit darf man keineswegs zusammenwerfen, dass im Skr. alle Wortclassen mit Ausnahme der masc. und neutr. *a*-Stämme im Singular das dem Genitiv gleiche Ablativzeichen *as* aufweisen. Die ursprüngliche Verwandtschaft der

grammatischen Kategorien des Ablativs und Genitivs spielt dabei allerdings mit (vgl. S. 436): aber deren sichere Scheidung im actuellen Sprachgefühle wird dadurch nicht beeinträchtigt. In den europäischen Sprachen ist meist das Locativsuffix an die Stelle der Dativendung getreten: die formelle Verwandtschaft von *i* und *ai* hat das bewirkt: aber die Verwendung des Dativs im locativischen Sinne geht damit durchaus nicht Hand in Hand. Wir bemerken dass im Deutschen der Weg vom Locativ zum Dativ durch den Instrumental geht, das ablativ-dativ-instrumentale *φι* wird bei Homer in locativischer Function getroffen, wie *bi* in lat. *ibi, ubi.*

Eigenthümliche Berührung zwischen dem Dativ und Genitiv thut sich im eranischen Sprachkreise hervor. Spiegel (Altb. Gramm. 282 f. § 272) beobachtet im Zend einige 'Anzeichen, dass der Dativ Lust habe mit dem Genitiv zu verschmelzen'. Und das Altpersische hat in der That den Dativ gänzlich eingebüsst und durch den Genitiv ersetzt. Umgekehrt lässt sich in romanischen Sprachen der Besitz auch durch den Dativ ausdrücken *(filha a l'emperador, la mère au berger),* womit schon Diez 3, 136 den slavischen Gebrauch vergleicht, nach welchem der von einem Substantiv abhängige Genitiv häufig in den Dativ verwandelt wird (Dobrowsky 629).

Wenn es sich um den Ausdruck der Richtung nach einem Orte hin, des Zieles handelt, so bietet sich ausser dem Accusativ der Local und Dativ dar (Aufrecht-Kirchhoff 1, 112 Anm. 2; Dietrich Zs. 13, 128 ff.; Delbrück 45). Wie denn z. B. in neuindischen Sprachen vielfach Dativ und Accusativ zusammenfallen: Fr. Müller Novara-Werk 144, vgl. Pott Zigeuner 1, 175 f. Das Streben nach einem (entfernten) Ziele wird überdies im Skr. Griech. und Deutschen

durch den Genitiv ausgedrückt (Delbrück 46), und ksl. *do* (zu) begleitet den Genitiv.

Andere Verwandtschaften des Accusativs übergehe ich, denn es kommt mir weder auf vollständige Aufzählung der hergehörigen Fälle, noch auf Darlegung aller der verschiedenen Reflexionen an, zu welchen dieselben Gelegenheit gäben.[1] Die Casuslehre ist die Geschichte und Bedeutungslehre der Casussuffixe: sie kann nur im Zusammenhange der allgemeinen Geschichte der Bedeutungen erfolgreich und abschliessend behandelt werden.

Die kürzeste und einfachste Rechtfertigung der Annahme gemeinschaftlicher Suffixe, also einer einzigen Grundanschauung für späterhin geschiedene Casus liegt in der Thatsache, dass auch die lebendige, nicht erschlossene Sprache solche gemeinschaftliche Suffixe bewahrt. Genitiv und Locativ, deren Verwandtschaft sich uns oben ergab, haben im Dual eine und dieselbe Endung *as (av-as):* und dasselbe *as* im skr. Gen. und Ablativ Singularis. Dativ, Ablativ und Instrumental werden nicht blos im skr. Dual sämmtlich durch *bhyâm* bezeichnet, sondern es sind auch wol *bhis* und *bhyas* im Plural nicht wesentlich von einander verschieden.

Und die genauere Prüfung der Suffixe welche das Element *bhi* enthalten, führt uns noch näher an die Grundanschauung des oben erschlossenen singul. Casussuffixes *sma* heran.

Der Dat. Sing. der Personalpronomina (womit die Flexion des *sma* im Plural übereinstimmt) lautet skr. *máhyam, tú-*

[1] Die generellen Formen des Personalpronomens von denen oben die Rede war, sind mir syntaktisch noch nicht hinlänglich klar. Man muss wol die Adverbia und Indeclinabilia im allgemeinen herbeiziehen, um sich ihr Verständnis zu vermitteln.

bhyam, aber vedisch *túbhya*. Dem entspricht zd. *maib-*
taibyâ: neben ersterem aber findet sich *mâvaya*, *mâvôya* un
ebenso *hvâvôya* vom St. *hva*. Hierin steht *v* für *bh* wie
öfters im Zend (Justi S. 364 § 100, 7) und wie vereinzelt
im Griechischen (Curtius Griech. Etym. S. 475). Drei Formen
des Suffixes liegen uns mithin vor: *bhya*, *bhyam*, *bhay*
Dazu kommt *bhayas*, *bhyas* in *mâvayaç-cit*, *yushmaoyô*, *maiby-*
taibyô: offenbar eine Weiterbildung von *bhya*. Denken wir
uns in ähnlicher Weise die beiden übrigen Formen weiter-
gebildet, so erhalten wir *bhyams* (für *bhyamas* wie Acc. Plur.
-ams für *-amas:* Benfey Skrgramm. f. Anf. 271 § 459) und
bhayas. Diese Suffixe auf *as* begegnen anderwärts nur in
pluralischer Function.

Das erwähnte *bhayas* dürfte dem lat. Dat. Abl. *nôbeis*,
vôbeis zu Grunde liegen; *bhyams* dem Dativ altpreuss. *mans*,
litt. *mus*, ksl. *mŭ*, lat. *bûs* (Corssen Vocalismus 1, 359.
Schmidt Beitr. 4, 268 f.

Die Form *bhyas* bildet im Skr. und Zend den Dativ
und Ablativ, ebenso im Germanischen den Dativ und im
Lettoslav. wie es scheint den Instr. Pluralis. Germ. *m* für
ms (altnord. ein paar *mr* erhalten) steht offenbar für älteres
mis und dieses für *bjis*: aus *bhjams* wäre goth. *mans* oder
mins geworden, vollends *mus*, wie Schleicher ansetzt, hätte
dem vocalischen Auslautsgesetze Widerstand geleistet und
wäre unverkürzt geblieben. Ebenso deutet litt. *mis*, ksl. *mi*
auf *bjis* für *bhjas:* denn Grundf. *bhis* würde wol litt. *bis* und
slav. *bĭ* ergeben haben. Daneben *ma* in ksl. Adv. *tolĭma*,
jelĭma usw. und sonst (Schleicher Ksl. Formenlehre 273),
wie auch altpreuss. *noumas*, *ioumas* vorkommt. Die skr.
Instrumentalendung *bhis*, zd. *bis*, *bîs*, ist meiner Ansicht nach
auf bekannte Art aus *bhyas* differenzirt. Merkwürdig, aber

nicht ganz klar lautet der zd. Instr. von *ahu* einmal *ahûm bîs* (Justi 387 § 525).

Das Suffix des Dat. Abl. Instr. Dualis ist im Zd. regelmässig *bya, wê, vê,* also das singular. *bhya.* Ganz vereinzelt steht *brvaṭ byãm* (Bopp Vergl. Gramm. 1, 421; Spiegel S. 117), also das skr. *bhyâm* als selbständige Postposition oder zweites Compositionsglied:[1] offenbar das obige *bhya* vermehrt um die Partikel *am* die wir schon vom Verbum her kennen (S. 338 f.).

Die westarischen Singularformen führen uns über den Kreis der angegebenen ostarischen nur insofern hinaus als sie ein grösseres Verbreitungsgebiet besitzen: und auch in dieser Beziehung concurrirt wenigstens das Armenische, worin alle Instrumentalsuffixe das Grundelement *b* enthalten (Fr. Müller Beiträge zur Declination des armenischen Nomens 7 f. Sitzungsber. Bd. 44). Die allgemeine lettoslav. Instrumentalendung ksl. *mĭ,* litt. *mi* entspringt aus *bji* für *bhja.* Dasselbe *bhja* vermuthlich im altpreuss. Dativ I. Person *maim,* zunächst wol für **maimi, *mami.* Die Epenthese des *i* wie in *maisei, twaise* (für *masja, tvasja*), *steisei, steises, steisiei* (neben *stessei, stesses, stessiei;* Grundf. *-asja, -asjâs, -asjâi*), nur durch Formübertragung auch in *steismu* neben *stesmu.*

Dagegen in den correspondirenden altpreuss. Formen der II. und III. Person *tebbei (tebbe), sebbei,* sowie im ksl.

---

[1] Diesem *byãm,* jenem *bîs* und dem unten zu erwähnenden *âis* (Instr. Plur.) vergleicht sich dass im Pada-Pâṭha des Rigveda die Nominalsuffixe *bhis, bhyas, bhyâm* häufig von dem Thema des Nomens zu welchem sie gehören wie Compositionsglieder abgetrennt werden: Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 4, 84. [Auf die zend. Schreibung ist nicht so viel Werth zu legen. Der Uebergang von *bhj* in *m* ist bedenklich, weil sonst unbelegt. Ein ursprüngliches Element *m-* wäre mit unserem *mit* (S. 391) und mit umbr. *-me* (S. 410) zu combiniren.]

tebê, sebê, altlat. *mihei, tibei, sibei* (umbr. *-hê, -fê,* osk. *-fei*) deutlich das Suffix *bhaja.* Und der weitesten Verbreitung geniesst diese Endung im nur adverbialisch gebrauchten Instrumental der gothischen Adjective und einiger Pronominalstämme. Sie lautet *ba (raíhtaba, arniba, harduba)* oder *bai*, letzteres nur in *ibai, jabai* (vgl. lat. *ubei, ibî, utrobi-que, aliubi;* umbr. *pu-fê, i-fê,* nicht aus Grundf. *cudhi, idhi* usw.), aber neben *ibai* findet sich *iba* (das auch durch ahd. *ibu* vorausgesetzt wird) und neben *thaúhjabai* auch *thaúhjaba* gleichberechtigt. Das *j* der germ. Grundf. *baja* ist entweder ausgefallen wie in **ijâ* für **ijaja* und das *â* nachher verkürzt wie in *iddja* (oben S. 324), oder das *j* ist geblieben und das schliessende *a* nach dem vocalischen Auslautsgesetz abgefallen wie in den Imperativen *nasei, sandei, habai* für *nasija, sandija, habaja* (vgl. S. 286).

Im Griech. nimmt man in *ἐμίν, τεΐν, ἵν* am einfachsten das Suffix *ϝιν* für *vjam* für *bhjam* an, welches dann ebenso im Plural des Pronomens und im Dual durchweg erkannt werden muss: L. Meyer Griech. und lat. Declination 63. Beim Substantivum gebührte *φι* Grundf. *bhja* anfangs gewiss blos dem Singular, *φιν* kann sofern es singularisch aus *bhjam,* sofern pluralisch aus *bhjams* hervorgegangen sein. Suff. *bhjas* nur in *λικρι-φίς* (Pott Etym. Forsch. 2, 274).

Die Endung *bhjam* ist auch in ksl. Adverbialbildungen wie *tamo, jamo, kamo* zu vermuthen, weil ebenso im Nom. Acc. Sing. der neutralen *a*-Stämme *o* für *-am* steht.

Sehr eigenthümlich gestaltete sich das Schicksal unseres Suffixes, soweit es nicht schon besprochen, in den italischen Sprachen.

Das plural. Suff. *bhjas,* ital. Grundf. etwa *fos,* ist mit dem häufigen Ausfall des *o* für *a *fs, ss* im Oskischen und

Umbrischen (Kirchhoff Allgem. Monatschr. 1852 S. 816 Anm.) geworden. Nur in den femin. *â*-Stämmen vollzog sich diese Wandlung unter gleichzeitiger Einwirkung des Dat. Abl. der *o*-Stämme (Grundf. *-ois*), so dass anstatt *âss* sich *ais* festsetzte.

Daher kommt es dass im Osk. bei consonantischen und *i*-Stämmen Acc. (*ss* für *ns*) und Dat. Abl. Plur. zusammenfallen. Und so wird es auch im Umbr. einst gewesen sein. Aber die Schwäche der umbr. auslautenden Consonanten bedingte die Nothwendigkeit von Differenzirungen. Der umbr. Dat. Abl. Plur. stimmt allerdings mit dem osk. überein, nur dass im Altumbr. *s* (für *ss*) zuweilen abfällt und mithin die reine Themaform erscheint. Aber der umbrische Acc. Plur. zeigt neben reiner Themaform die Endung *f*.

Das Suff. *-f* erscheint noch in osk. *puf, statíf* (Aufrecht-Kirchhoff 2, 169. 236; Aufrecht KZ. 1, 88), in umbr. *if-ont* (?), *restef, kutef, traf,* in sabell. *eaf-ce,* in volsk. *asif:* Corssen Nachtr. 219. Wir dürfen wol die Grundform *bhja*[1] dafür ansetzen und von dem Instrumental als Vertreter des Locativs dabei ausgehen. Locativ und Accusativ haben syntaktisch gemein, dass sie beide die Richtung wohin bezeichnen können. Vergleichbar wären etwa die lat. Ablativformen *mêd, têd, sêd* für den Acc. Sing. (S. 365) und das *mehe pro me,* das Quintilian bezeugt. Zur Rechtfertigung des pluralischen Gebrauches darf man sich auf das *bya* des zd. Duals berufen.

---

[1] Doch will ich die Bedenken nicht verhehlen welche das 'sonderbare und unerklärliche' *p* neben *f* (Aufrecht-Kirchhoff 1, 88. 2, 233) rege macht. Schleicher wirft Comp. 548 die Bemerkung hin, möglicher Weise sei das *f* des Acc. Plur. Rest einer Postposition. Dachte er etwa an litt. *-pi, -p?* oder an osk. *i-p,* lat. *nem-pe* (Corssen KZ. 13, 192 f., wofern nicht vielmehr *nem-pe* für *nem-pte* nach Pott)?

Was das Verhältnis zu Suff. *fos (bhjas) betrifft, so halte ich *f* für eine eigentlich pronominale Endung, welche das umbr. Nomen behufs der Differenzirung seiner Casus im Plural gerade so entlehnte wie im Singular das loc. ***me*** (skr. *-smin*), wovon unten S. 410. Auch der lat. Plural zeigt eine andere Dativ-Ablativ-Endung im Pronomen, eine andere im Nomen: dort *bis,* hier *bus.*

Wie es mit dem Gebrauch aller dieser Endungen von den ältesten Zeiten bis auf den Zustand der Sprachen, den wir kennen, gestanden haben mag; wie die Vertheilung der verschiedenen Formen innerhalb ihres ursprünglichen Gebietes, d. h. auf Instrumental, Dativ, Ablativ sich bewerkstelligte: das genauer festzustellen, wird vielleicht niemals ganz gelingen. Schon die arische Ursprache braucht es zu einer durchgehenden Uebereinstimmung in diesem Puncte nicht gebracht zu haben. Vgl. S. 418.

Alle Formen unseres Suffixes setzen den Stamm *bhi* voraus. Daran trat die Endung *a* oder *as* oder *am,* erstere beide mit oder ohne Guna des Stammvocales *i.* Diese Endungen können nur die Aufgabe haben, dem *bhi* eine grammatische Form zu verleihen die es auf eine Linie mit Adverbien ähnlichen Ausganges stellt. Das Charakteristische aber für die Bedeutung des Casussuffixes steckt ohne Zweifel blos in *bhi.*

Und was wird nun diese Bedeutung sein in einem Suffixe welches dem Dativ, Ablativ und Instrumentalis dient? Offenbar wieder keine andere als die wir oben in *sma* fanden, die Bedeutung des Beisammen. Daraus folgt aber zugleich dass wir das Element *bhi,* wenn es selbständig noch erhalten wäre, nur unter den Praepositionen zu suchen hätten. In

der That bietet sich litt. *be* ('vgl. *bezuma* frustra' Miklosich s. v.), ksl. *be-zŭ,* lett. *be-s,* preuss. *ir-bhe* 'ohne' mit dem Genitive (d. i. Ablativ) für den ablativischen Sinn von *bhi* zur Vergleichung. Zwar würde man *bha* als Grundform ansetzen, indess braucht uns eine Doppelform mit *a* und *i* nach dem S. 356 f. Bemerkten nicht zu überraschen. Ebenso stehen die Praeposition *ambhí* (skr. *abhí,* griech. *ἀμφί,* ahd. *umbi,* usw.) und das Numerale *ambhâ'* (skr. *ubhâ'u,* griech. *ἄμφω,* litt. *abù* usw.) als *a-* und *i*-Stämme neben einander.

Beide sind ohne Zweifel identisch (vgl. Pott Praepos. 581, Curtius Griech. Etym. 265). Aus dem Begriffe der Zweiheit ergibt sich der der Nähe und Umgebung (d. i. der allseitigen Nähe). Es liegt beides in der Zweiheit: Vereinigung und Trennung.[1] Unter den Verbalwurzeln gehören nicht blos skr. *ubh* 'zusammenhalten' (vgl. skr. *nâbhis,* ahd. *naba, nabulo* mit griech. *ὀμφαλός* usw. Curtius 265 f.), sondern auch *nabh* 'bersten, zerreissen' hierher. Setzen diese nicht die Grundf. *ana-bh* voraus, also Composition mit dem Stamme der Praeposition *ἀνά, ἐνί,* der ebenfalls Nähe bedeutet? Dann aber werden wir auch in den Stämmen *ambhi* und *ambha* Zusammensetzung annehmen, gelangen so auf unser *bhi* oder *bha* und sind berechtigt das Suffix *bhi* als den eigentlichen Keim der Praeposition *ambhí* anzusehen.[2]

[1] Wer das nicht begreift, sei z. B. auf das mhd. Verbum *zweien* verwiesen; *ich zweie mich* heisst nach dem Mhd. Wb. 3, 953 entweder 'ich geselle mich' oder 'ich entzweie mich'.

[2] So weite Umwege schienen mir nothwendig, um die Ansicht Potts (Etym. Forsch. 1, 111. 2, 635; Praepos. 573 ff. 589) und Benfeys über den Zusammenhang der Casusendungen welche *bhi* enthalten, mit der Praepos. skr. *abhi* zu rechtfertigen. Dafür dass *i* in *abhí* zum Stamme gehört und nicht etwa wie in *ap-i* ein Locativ in dem Worte vorliegt, spricht vielleicht der Umstand dass die einzigen bekannten Ableitungen skr. *abhi-tas* und altpers. *abis,* griech. *ἀμφίς* sind: damit vergleiche man

Auch in anderen Wurzeln bewährt *bha* oder *bhi* die Vorstellung der Zweiheit, die ich darin vermuthe: *bha* in unserem *binden* mit seinen Verwandten (W. *bhadh*), *bhi* in *bhid* 'spalten' und *bhî* 'fürchten', eigentlich 'zittern', im Zittern liegt die Anschauung des raschen Hin- und Herbewegens, der Doppelrichtung der Bewegung.

Die Frage wenigstens wird noch erlaubt, ja geboten sein, ob nicht das lat. und zd. Praefix *bi-* neben skr. *dvi-*, ferner lat. zd. *bis* neben skr. *dvis* einen Lautwandel wiederholen, den schon die arische Ursprache kannte und der sich physiologisch leicht genug erklärt: b^1w^1 für d^4w^1, die Media auf der Articulationsstelle der nachfolgenden Spirans. Es wäre also *bha, bhi* mit *dva, dvi* vollkommen identisch.

Wir fanden *sma* als Zeichen des Dativ, Ablativ, Instrumentalis und Locativ, *bhi* als Zeichen des Dativ, Ablativ und Instrumentalis. Den Locativ kann *bhi*, so viel wir wissen, nur dadurch ausdrücken, dass in Sprachen die der

die reiche Entfaltung jener W. *ap*, Pott Praepos. 435—570 (*apa* und *api*). Gehört aber *i* zum Stamme, so ergibt sich die Annahme der Composition mit Nothwendigkeit. Natürlich darf man nicht goth. *bai* als Beweis einer ehemals selbständigen *bhâ* für *am-bhâ'* betrachten. Und noch weniger goth. *bi* als unser Casussuffix *bhi*. So wie griech. ἀμφί und ἐπί für ahd. *umbi* und *bî* zum Vergleiche stehen, ist die weit überwiegende Wahrscheinlichkeit für Bopps Deutung des letzteren aus ἐπί, skr. *api*. Die Lautverschiebung zwischen Tönenden verläuft auf die bekannte oben S. 147 gerechtfertigte Art; der Accent hat das schliessende *i* geschützt (S. 208). Ebenso steht goth. *ga-* zu lat. *com* und beweist zugleich dass ein tönender Laut vor der Gutturalis abgefallen: was denn die Erklärung aus skr. *sâkám* bestätigt. Die Vernersche Regel ist in beiden Fällen gewahrt. — Benfey sieht (Gramm. f. Anf. § 457) in *abhi* einen Locativ von *abh*, aus Pronomen *a* und *bha* vom Verbum *bhâ* 'scheinen', etwa zunächst in der Bedeutung 'da scheinend', dann 'entgegen scheinend' endlich 'entgegen' überhaupt. Bopp (Vergl. Gramm. 1, 440) denkt an Identität des *bhi* mit dem Pronominalstamm *sva, svi*.

Locativ eingebüsst haben, der Instrumental seine Function übernimmt. Das geschah im Griechischen, Lateinischen und Germanischen. Aber der germ. Singular scheint das Suffix *bhi* sehr früh aus dem Gebrauche verloren zu haben. Dagegen dürfte im Griech. das instrumentale *bhi* ebenso allgemein als im Lettoslav. und im Ital. mindestens beim Pronomen verwendet worden sein: daher das *φι* in locat. Verwendung bei Homer und das lat. *bi*, umbr. *fe* in *ubi*, *ibi*; *pufe*, *ife*, das umbr. osk. *f* in Adverbien, usw.

Das ausschliessliche Instrumentalsuffix des germ. Singulars ist *â*, wovon andere westarische Sprachen nur einige Spuren bewahren. Ebenso ausschliesslich, wenn wir von pronominaler Differenzirung der Stämme (S. 355) absehen, dasselbe Suffix im Ostarischen. Aber auch dieses nicht ausschliesslich instrumental.

Der Loc. Sing. der Stämme auf *a*, *â* lautet im Veda bisweilen *-â*, die Stämme auf *î*, *û* scheinen gar keine sing. Locativendung anzunehmen, d. h. ihre einstigen Locative *yâ*, *vâ* wurden contrahirt. Man findet ferner den Locativ *nâbhâ* vom Stamme *nâbhi* u. ähnl. und aus einem solchen *â* das sich an die Stelle des Stammvocales setzte, ist meiner Ueberzeugung nach auch das skr. *âu* im Loc. der *i*-Stämme hervorgegangen. In den Stämmen auf *â* und *î*, *û* trat die Partikel *am* an die alte Endung: *çivâyâm*, *nadyâm*, *vadhvâm* für *çivâyâ-am*, *nadyâ-am*, *vadhvâ-am*. Ueber die correspondirenden Stämme im Zend oben S. 389 Anm. 1. Ueber eine westarische Spur des Ausganges *âm* s. das folgende Kapitel. Die zd. Locative der *i*-Stämme lauten *â*, *a* und *ô*, welches hier wol nur als Verdunkelung von *â* angesehen werden kann, wie in mehreren der von Justi Zusammensetzung der Nomina (Marburg 1861) S. 67 angeführten Fälle. Von

den Localendungen der *u*-Stämme gehören hierher *a, ô* und *vô.*

Auf zd. *a* wäre kein grosses Gewicht zu legen, wenn nicht auch im Veda *a* neben *â* ausser Zweifel stünde, Benfey Gramm. f. Anf. 305; Kuhn Beitr. 3, 463. 4, 204. In skr. *á-dya* (für *a diva* 'an diesem Tage' oben S. 372 f.) gegenüber griech. *ἤ-δη* findet sich dies *a* doppelt.

Ein *a* zwischen Tempusstamm und Personalendung charakterisirt den Conjunctiv. Würde es nicht zu dessen imperativisch-futurischer Bedeutung trefflich stimmen, wenn man die Verbindung eines Locativs des Zieles mit dem Pronomen darin sehen dürfte? Ich denke dabei an locativische Infinitive, wie das Petersb. Wb. 5, 102 aus Rigv. 1, 137, 2 den Infinitiv *budhí* nachweist. Von dem Locative der reinen Wurzel geht die Bildung natürlich aus. Z. B. *ása-si* 'du seist' von W. *as* s. v. a. 'zu sein (hast) du, zu sein (ist) dir (bestimmt)'. Man erwäge den Zusammenhang der zwischen dem Partic. Fut. Pass. und dem Infinitiv obwaltet (Lassen Instit. linguae Pracr. 364 Anm. Böhtlingk Chrestom. 406 f.) und der besonders klar in den ved. Infinitiven auf *dhyâi* (griech. *σθαι*) zu Tage tritt, welche im Zend meist als Partic. Fut. Pass. verwendet werden, Spiegel Gramm. 261. 392: vgl. Bopp Vergl. Gramm. 3, 273. Anders Curtius Zur Chronologie 229 ff.

Dies Locativ- und Instrumentalsuffix *â* oder *a* identificirte schon Bopp mit dem Adverbium und der skr. zd. Praeposition *â,* welche ebensowol 'zu etwas hin' wie 'von etwas her' und 'in, bei' bedeutet und in den westlichen Sprachen in lat. *â* (Delbrück Abl. 22), ahd. *uo-,* ags. *ô-* [1]

[1] [Es ist wol zu scheiden zwischen ahd. *â* in *âwicgi âchust âdeilo* und dem angeführten *ô, uo* in ahd. *uochalawêr uoqhuemo uohald ôwahst.*

und ksl. *o* (mit Acc. und Loc. 'ad, in, de' Dobrowsky Instit. S. 658; 'περί circum, ὑπέρ de' Miklosich s. v.) erhalten ist. Da skr. *â* auch anreihend steht ('dazu, ferner, auch, und' Petersb. Wb.), so vergleicht sich ferner ksl. *a* (et, ut, sed, vel: Miklosich s. v.) und vielleicht lat. *a-c* (gleichsam skr. *â ca*) und goth. *a-k*, ahd. *oh* (gleichsam skr. *â gha*, vgl. *au-k*, gleichsam griech. αὐ γε), worin Kürze des Vocales hervortritt. Wie griech. ἠέ, ἤ etwa hierher gehören könnte, untersuche ich nicht.

Die Grundbedeutung des Wortes kann wieder nur, wie bei *sma*, 'in der Nähe, beisammen' sein. Und dass das pluralische *â, a* damit identisch, dürfen wir gleichfalls nach Massgabe von *sma* nun schon vermuthen. Das Augment wurde bereits S. 350 mit unserer Partikel identificirt und die Verwandtschaft des Demonstrativstammes *a* constatirt.

Man hat wol *â, a* für einen Instrumental dieses Stammes erklärt (Benfey Gramm. f. Anf. § 155, Bem. 1, S. 85). Wir würden uns im Kreise drehen, wollten wir der Erklärung beipflichten. Ich sehe in *â* zunächst nichts als ein verstärktes, gedoppeltes *a*. Und in *a* scheint mir ganz einfach die Raumanschauung der Nähe, des Hier, zu liegen: eine Ortspartikel mithin, die als Pronominalstamm gebraucht wird. Die gleiche Vermuthung einer zu Grunde liegenden Ortspartikel dürfte auf alle Pronomina Anwendung leiden.

Das skr. Adv. *â* wird auch blos 'steigernd und hervorhebend (zumal, ganz, gar)' gefunden. 'Nicht selten dient es nur um auf das Wort nach welchem es steht den Nach-

---

Für ersteres setzt Jacob Grimm Gramm. 2, 704 die Bedeutung 'ex', für letzteres (ibid. 784) 're-, post' an. In *ô-* könnte das skr. *ava-* 'ab, herab' mit Ausfall des *v* (S. 372) stecken.]

druck zu werfen' oder um andere Praepositionen zu verstärken (Petersb. Wb.). Dem vergleicht sich griech. η in τύν-η, ἐμίν-η und ähnl. (Pott Et. Forsch. 2, 323). Mhd. *â* (*neinâ nein* und ähnl. Zingerle Germania 7, 257 ff.) hat zu sehr das Ansehen einer Interjection, als dass es mit einiger Sicherheit unmittelbar herbeigezogen werden könnte.

Ganz ähnlich nun erscheint im Skr. und Zend eine enklitische Verstärkungspartikel *î, îm* (letzterem vergleicht der Form nach Benfey Gramm. f. Anf. 336 Anm. die vedischen Partikeln *sîm, kîm*), auch im Griech. und sonst, von welcher im folgenden Kapitel noch näher zu handeln sein wird. Sollte nicht darin ein Localadverbium von ähnlicher Bedeutung wie *â* stecken? So wären wir über den Ursprung der noch übrigen Locativsuffixe im Reinen.

Zunächst *i*, vedisch auch *î*, zd. *i, î*.

Dann eine zweite Form, für deren älteste Gestalt ich *im* halten möchte: in der Pronominalflexion, skr. *tásmin* und ähnl.; litt. *jemim-pi* (vom St. *ja*), *szventamim-p* (vom Adj. *szventa:* Schleicher Comp. 629 f.); sabell. *e-smen*, lat. *ta-men* (dagegen jedoch Corssen Krit. Beitr. 277): hierher auch wol die umbr. Locativendung Sing. *me* (Ebel KZ. 4, 200) für *men* (gleich *smin* Aufrecht-Kirchhoff 2, 148 Anm. nach Lassen; würde jedoch mit lat. *tamen* fallen), vor welcher der Themavocal der *o-* und *a*-Stämme die Gestalt *e* annimmt, ich denke *ê:* d. h. das pronominale *me* tritt an den alten Locativ Grundf. *ai* dieser Stämme. Ferner, ohne das Element *sma* davor, aber mit gleicher Verdrängung des vorhergehenden Themavocales lat. *istim, illim, hin-c* usw. osk. *oinim,* aber auch nominal *fiísním, hortín.* Aufrecht KZ. 1, 85 und nach ihm Corssen KZ. 5, 119; Krit. Beitr. S. 280; Krit. Nachtr. S. 217 ff. wollen *im* aus skr. *bhyam* ableiten: dagegen, wie

mir scheint mit Recht, Grassmann KZ. 12, 255 f.; über den angeblichen umbr. Locativ *-fem* (Corssen KZ. 5, 134) vgl. Ebel KZ. 4, 198 ff. Man kann dies *im* etwa wie die bekannte Partikel skr. *id*, zd. *iṭ*, *îṭ* für eine Neutral- oder Accusativbildung (vgl. skr. *kim*) vom Pronominalstamm *i* halten, welcher mit dem locativ. *î* oder *i* ganz ebenso zusammenhängt wie mit *â* oder *a* der Pronominalstamm *a*. Und wie *im* zu *i*, *î* so verhält sich die mehrerwähnte Partikel *am* (S. 338 f. 401. 407) zu *a*, *â*: d. h. sie ist ein Neutrum des Stammes *a*.

Ein drittes Localsuffix ist endlich *ja*. Am häufigsten im Zend, wo die Locative der masc. und neutr. *a*-Stämme ausser *ê*, *ôi* auch auf *aya*, *ya* ausgehen. Ferner *u*-Stämme ausser *âu* (oben S. 390), *âo* (S. 389 Anm. 1), *a*, *ô*, *vô* (S. 408), *vi* auch auf *uyâ* (Justi §§ 540. 545), wenn dies nicht anders aufzufassen und vielmehr der Endung *â* beizuzählen.[1] Consonantische Stämme: *kehrp-ya*, *ap-ya*, *-tâit-ya*, *-añt-ya* (Spiegel Gramm. 145. 147. 151. 158). Dieselbe Bildungsweise in den litt. Loc. *sûnu-jè*, *aky-jè*, *rànkô-je*. Zu dem letzteren stimmt genau der goth. Dativ *gibai* für *gibâ-ja*. Vielleicht auch griech. *θύρα-ζε*, *χαμᾶ-ζε*, *ἔρα-ζε* als Loc. des Zieles, wenn inlautend *ζ* für *j* durch Curtius Griech. Etym. 553 ff. hinlänglich gesichert.

Man kann vermuthen, das vorliegende *ja* sei nur Weiterbildung von *i*, daher mit dem Relativstamme *ja* identisch. Oder es sei Locativ des Stammes *i*. Oder es verhalte sich

[1] Vgl. die vedischen Instrumentale auf *yá*, insbesondere von *u*-Stämmen, aber auch von Themen auf *a*. 'Beachtenswerth ist, dass fast in allen Fällen diese Formen keine eine speciell instrumentale Bedeutung haben, sondern eine adverbiale' Benfey Vollst. Gramm. S. 298, Anm. 3. Das skr. Femininum *amûyâ* (ved. *amuyá*) ist wol schwerlich zu vergleichen, da es für *amvayâ*, *am-avayâ* (St. *ava*) stehen dürfte: vgl. S. 352.

damit wie mit *âsas*, das jüngere Suffix stehe zwischen dem Thema und dem älteren, *ja* gleich *i-a* bilde mithin den Uebergang vom Locativsuffix *â*, *a* zu *î*, *i*. Für die zweite Erklärung scheint zu entscheiden, dass sonst noch *ja* in völlig gleichem Werthe neben *i* erscheint: so im Dat. Sing. der skr. masc. und neutr. *a*-Stämme, *âya* für *âi*, und im zd. Nom. Plur. Masc. *kaya* neben *kôi* vom Interrogativstamme *ka*, wofern darin nicht vielmehr der Stamm *ki* steckt. Justi S. 76a bemerkt dazu: 'aus *kê* aufgelöst'. Schwerlich kann an den St. *kaja* (in ved. *kaya-sya*, ksl. *koj*, gr. *κοῖος*, *ποῖος*) gedacht werden.

Wir unterscheiden zunächst von dem *i* des Locativs das *i* welches im ostarischen Vocativ der Feminina auf *â* erscheint und worin man am natürlichsten die skr. Interjection *i*, *î* (gleich niederd. *î*, hochd. *ei?*) vermuthet, wie in den zend. Vocativen auf *va*, *vô*, *avô* die zwar nicht zd. aber sonst weitverbreitete Interj. *a*, *â*: skr. *a*, *â*, griech. *ὤ*, lat. *ô*, ksl. *a* und *o*, goth. *ô*, mhd. *-â?*: ahd. bekanntlich ohne Beleg (Lachmann zu Iw. 349: zu ahd. *au* Graff 1, 1150 vgl. skr. *âu*, lat. ksl. *au*). Die Nachsetzung, wie sie Grimm Gramm. 3, 289 von ags. *lâ* (vgl. ksl. *o-le*) u. a. nachweist.

Ich zweifle, ob man recht thut, die Interjectionen theilweise als blosse Naturlaute zu behandeln. Schon dass sie den Gesetzen des Lautwandels unterliegen wie andere Wörter, scheint mir dagegen zu sprechen, so wenn ksl. *ag* sich in dän. *ak*, schwed. *ack*, ahd. *ah* regelmässig verschoben wiederfindet. Noch mehr aber dass Interjectionen vor unseren Augen aus lebendigen Wörtern entstehen. Warum nicht auch aus dem Pronomen? Ich will keine bestimmte Behauptung aufstellen, aber die Möglichkeit — dünkt mich —

muss noch offen bleiben, dass die Interjectionen *â*, *î* mit den gleichlautenden Partikeln zusammenhängen, ihr Sinn wäre: 'herbei!' So kann z. B. auch goth. *sái*, ahd. *sê* den Lautgesetzen nach mit dem Imperativ goth. *saíhv*, ahd. *sih* nicht vereinbart werden, und am nächsten bietet sich gleichfalls ein Pronominalstamm *sa*, im Sinne von 'da!' Vgl. Pott Praepos. S. 414, über die Form Kap. IX unter *ei*. Corssens Erklärung des lat. *en* als Locativ des Demonstrativs *i* (KZ. 5, 124) würde im Principe damit übereinkommen.

Das Zend besitzt nun eine Interjection *âi*, wol mit griech. *oἶ*, ahd. *oi*, litt. *aí*, *eí*, ksl. *oj* identisch. Das Zend bietet ferner nach Justi S. 47b eine Praeposition *âi* 'zu'. Und aus dem Veda weist Bopp Vergl. Gramm. 3, 266 Anm. Dative wie *kártavâí*, *yámitavâí* (vgl. Petersb. Wb. 1, 861, 6) nach: das *âí* hat noch seinen selbständigen Accent: kann man zweifeln, welches der Ursprung des Dativsuffixes sei? Dass dann in der Regel *ai* den Dativ bezeichnet, thut nichts zur Sache, trifft man doch z. B. im Veda die Themen auf *î* *(yâ)* mit der Dativendung *yê* für *yâi* d. i. *yâ-ai*. Guna und Vriddhi können für die älteste Zeit nicht strenge getrennt werden, gleich das *ê* der Feminina auf *â* im Vocativ (für *â-i* oder *â-î*) kann es lehren, nicht minder die Medialendungen, oben S. 337.

Die Elemente aus denen unser *ai*, *âi* besteht, sind leicht zu unterscheiden, wir haben die Adverbien und Suffixe *a*, *â* und *i*, *î* der Reihe nach kennen gelernt. Es ist nichts als ein durch *i* verstärktes *â* mit dem speciellen Sinne der Wendung zu etwas hin. Da wir gleichberechtigt *a* neben *â* fanden, so rechtfertigt sich auch von Seiten der Etymologie die Doppelform *ai*, *âi*. Wir gewahren aber dass *â* einst

dem Locativ, Instrumental und Dativ diente, oder vielmehr dass die sprachliche Kategorie des Dativs im Arischen nicht älter ist, als die Hinzufügung eines verstärkenden *i* zu der Postposition *â*. An sich kann durch Verstärkung die Bedeutung nicht verändert oder eingeschränkt werden. Wenn wir dennoch die eingeschränkte Bedeutung von *âi* anerkennen müssen, so hat sich offenbar vollzogen was wir Differenzirung nennen, ein Process der in aller Sprachgeschichte eine der wichtigsten Rollen spielt und dessen Betrachtung im allgemeinsten Zusammenhange die tiefsten Aufschlüsse gewähren müsste (vgl. S. 28).

Dass *ai* seinen speciellen Sinn nur durch Differenzirung erhielt und ursprünglich ein Adverbium der Nähe war gerade wie *â*, folgt mit Nothwendigkeit aus der Weiterbildung durch *s*, zd. selbständig *âis* 'herzu', auch zur Verstärkung des Dativ Plur. verwendet wie es scheint (Justi S. 47 f.), als Instrumentalsuffix ein Wort für sich in dem freilich schwierigen *géus âis* (von *gaosha:* Justi S. 100a f.). Eben die Instrumentalbedeutung ist es die uns ganz auf die Fährte von *â* bringt.

Zu dem skr. *âis* der masc. und neutr. *a*-Stämme kommt vedisch *nadyâis* für *nadîbhis*, allerdings auch oft *êbhis* im Masc. und Neutr. wie altpers. nur *aibis*. Im Zend gleichfalls *aêibis* neben *âis*, im Littauischen nur *ais* (für *âis* wie Dat. Sing. Fem. *rànkai* für *rànkâi;* altpreuss. die einzige Form *swai-eis*), italisch — und dies besonders werthvoll weil in der Function des Dat. Abl. — *ais, ois, ês, eis, îs*. Ueberall nur in den masc. und neutr. *a*-Stämmen: denn die ursprüngliche italische Endung der Feminina auf *â* ist *âbus:* Corssen Krit. Nachtr. 214. Was dagegen Corssen 215 anführt um

einstiges *ibus* der *o*-Stämme zu beweisen, scheint mir durchaus nicht zwingend. Für kslav. *y*, z. B. *vlŭky*, erwartet man allerdings *ě* wie im Loc. Dat. Sing. *rańcě*, Grundf. *rankâi*. Die Abweichung erklärt sich aus folgender Betrachtung.

Im litt. Loc. Plur. masc. *a*-Stämme finden wir *unsù*, *ůsù* (z. B. *vilkůsù*) welches den Platz eines früheren *aisù* eingenommen haben muss, das im skr. *êšu*, zd. *aêshva*, griech. *οισι*, ksl. *ěchŭ*, mithin in allen vergleichbaren Formen vorliegt. Hält man dazu den Nom. Pl. *vilkaí* und Acc. Pl. *vilkùs* für *vilkuns*, so scheint klar, dass hier die scheinbare Nominativform durch die Accusativform verdrängt wurde. Bedeutende Macht der Accusativform lässt sich nun auch im Ksl. nachweisen. Der Acc. Plur. *rańky*, Grundf. *rankâns*, hat nicht nur den Nom. Plur. sondern sogar den gleichlautenden Gen. Sing. Grundf. *rankâs* vom Stamme *rankâ* verdrängt.[1] Im Masc. konnte nicht mit dem ganz abweichenden Nominativ (*vlŭci* Grundf. *varkai*), wol aber mit dem einzigen Casus des Plurals der ebenfalls auf *s* ursprünglich ausging, dem Instrumental, Vermischung eintreten. Am leichtesten zu einer Zeit, wo die Form des Acc. noch *ans* die des Instr. aber vielleicht *âs* lautete; wodurch der Fall ganz jenem des Fem. gleich wurde. Für *â* statt *âi*, also Absorption eines schliessenden *i* durch voraufgehenden langen Vocal, wie im griech. *ῳ*, lat. *ô* (älter *oi*) des Dativs Sing. der *a*-Stämme, scheinen sich eben auch in ksl. Dativen zwei fernere Belege darzubieten.

Wir haben von *u*-Stämmen Loc. Dat. *synu*, Dat. *synovi*, Loc. *syně*; von *a*-Stämmen Dat. *vlŭku*, *vlŭkovi*, Loc. *vlŭcě*.

---

[1] Dies konnte um so leichter geschehen, wenn es vielleicht für den Acc. Plur. eine Nebenform Grundf. *rankâs* gegeben hat, vgl. litt. *rankàs*, goth. *gibôs*.

Dazu pronominal Dat. *tomu* Grundf. *tasmâi.* Niemand zweifelt, dass der Loc. *ě* nur den *a*-Stämmen, der Dativ *ovi* (aus Grundf. *avai* skr. *avê* wie z. B. Nom. Plur. *vlŭci* aus Grundf. *varkai*) nur den *u*-Stämmen ursprünglich gebühre. Für Loc. Dat. *u* bleibt nur die Zurückführung auf einen Locativ der *u*-Stämme offen, Grundf. *sunavi:* wie im Genit. *synu* für Grundf. *sunaus,* mithin *u* für *au* steht, so gleichfalls hier *u* für *av*, *au,* im *u* ursprünglich *û* aber ist *i* spurlos untergegangen. Diese Form fand im Dativ der *a*-Stämme (Grundf. *varkâi*) gewiss nicht *vlŭcě* und noch weniger *tomě* vor — denn weder begegnet der Locativ *vlŭcě* in dativischer noch der Dativ *vlŭku* in locativischer Function, — sondern ohne Zweifel **vlŭka,* **toma* (aus *vlŭkâ, tomâ* für *varkâi, tasmâi*), ersteres gleichlautend mit dem Genitiv und gerade deshalb zur Differenzirung geneigt, letzteres dann unter dem Einflusse der Nominalflexion ebenfalls gewandelt. Wenn Grundf. *rankâi* (Loc. Dat. vom Fem. *rankâ*) nicht ebenfalls die Gestalt *rańka,* sondern *rańcě* annimmt, so beruht dies wol auf altem Uebergange des *âi* in *ai,* welches seinerseits zu *ě* oder *i* werden konnte, vgl. goth. *anstais* neben ahd. *ensti,* litt. Nom. Plur. *vilkaí* neben ksl. *vlŭci,* Loc. Sing. *vilkè* neben ksl. *vlŭcě,* Nom. Acc. Dualis *rankì* neben ksl. *rańcě.* Vgl. S. 247 Anm.

Hält man die litt. Dative *vilkuì* und *tamuì* neben ksl. *vlŭku* und *tomu,* so scheinen sie, an sich vollkommen identisch, nur das im Ksl. absorbirte *i* noch unverletzt zu bewahren. Die Sache hat aber, wenn ich nicht irre, einen anderen Zusammenhang.

Littauischer Uebergang von *â* zu *ů (au),* der sich den skr. Dualen und Locativen auf *âu* für *â* und dem skr. Perf. *dadâu, dadhâu* vergleicht, kann, dünkt mich, nicht geläugnet

werden. Den Wurzeln *dů* und *stů* für *dâ* und *stâ* gesellt sich der Instr. Sing. *tů* für *tâ*, goth. *thê* (vgl. Pott Praepos. 308, d), und der Nom. Dual. *tů'-du.* Im Substantiv mit bekannter Verkürzung Instr. Sing. *vilkù* (vgl. den altpreuss. 'Dativ' auf *u*), Nom. Dual. *vilkù,* Grundf. beider Casus *varkâ.*

Von *dů* wird das Praet. *daviaú* gebildet. Musste nicht ebenso im Dativ aus *tasmâi* zunächst *tamavi,* aus *varkâi* zunächst *vilkavi* entstehen? Eine solche Form fiel aber mit dem vorauszusetzenden Dativ der *u*-Stämme, z. B. **sû'navi* zusammen, neben welchem (wie zd. Dativ *paçvê* neben *paçavê*) *sû'nui* bestand: dieses *ui* wurde ausschliesslich herschend im Dativ der *u*- und *a*-Stämme.

Analoge Wandlung des ausl. ksl. *a (â)* zu *u (au)* lässt sich nicht nachweisen.

Wir haben nunmehr das plur. Suffix *âis* von masc. und neutr. *a*-Stämmen im Ostarischen, Italischen, Lettoslavischen aufgezeigt. Wie leicht es im Griech. mit dem Locativ-Dativ zusammenfallen konnte, begreift sich. Ob es im Germ. einem Casus angehörte, der überhaupt verloren ging oder ob es durch eine Neubildung wie ksl. *vlŭkŭmi* verdrängt wurde, muss dahingestellt bleiben. Als urarische Form können wir nur *âis* voraussetzen. Und dafür gibt es keine andere Erklärung als die Berufung auf das Dativsuffix *ai* des Singulars. Denn die jetzt beliebte Annahme einer Contraction muss nicht nur die skr. und lat. Verdünnung des labialen Reibungsgeräusches zum blossen Hauch für die Urzeit behaupten, sondern auch über die Schwierigkeit hinwegsehen, dass aus *a-bhis* nach Schwund des *bh* nur *ais,* nimmermehr *âis* werden konnte.

Die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Lettoslav. und Sanskrit, welche beide *âis* dem Instrumental zutheilen,

wollen wir nicht verwischen: die Behauptung, dass *âi*, *ai* nur eine Differenzirung von *â* sei, wird dadurch bestätigt. Was die plur. Casus mit *bhi* anlangt, so dürfen wir nach dem Singular des Personalpronomens mit einiger Wahrscheinlichkeit *bhjams* als Dativ- und *bhjas* als Instrumentalsuffix der arischen Ursprache vermuthen: zur Bestimmung der ursprünglichen Ablativendung fehlt uns jeder Anhalt: dass im Ital. Dativ und Ablativ wie im Skr. zusammenfallen, dürfen wir nicht allzuhoch anschlagen, da einerseits das Ital. den Instrumental, andererseits das Skr. die — wenn ich nicht irre — ursprüngliche Dativform eingebüsst hat. Wie das Instrumentalsuffix *bhjas, mis* im Germ. den Dativ übernahm, so kann das *ais* im Ital. für Dativ und Ablativ eingetreten sein: an griech. *οισι* dabei zu denken, sollte, wenn schon nicht die umbrischen Spuren des echten Locativs (der lateinischen, Corssen Krit. Nachtr. 214, vollends zu geschweigen), doch wenigstens der mangelnde Vocal des Auslautes abhalten.

Ueberblicken wir nun die ganze Stellung, welche das *i* zur Bezeichnung obliquer Casus einnimmt, so kann uns die Verwandtschaft mit dem *i* des Plurals nicht entgehen, welches ebenfalls theils mit selbständigem Werthe, theils nur begleitend und differenzirend auftritt.

DAS ABLATIVSUFFIX.

Wir nähern uns der siebenten Pluralformation, der mit *as*, indem wir den Rest der obliquen Casus betrachten.

Vorerst eine chronologische Bemerkung.

Man wird leicht zugeben, dass unter den Bezeichnungsmitteln, welche bis jetzt vorgeführt wurden, die Reduplication

und *sma* die ältesten sein müssen, darum weil sie die sinnlichsten sind. Daraus folgt, dass im allgemeinen die Pronominalflexion älter ist als die der Nomina. Die Reduplication ist den letzteren ganz verloren, das Element *sma* auf den Locativ Pluralis und das *(â)sas* des Nom. Plur. beschränkt. Es folgt weiter, dass die Declination des Personalpronomens älter ist als die der übrigen Pronomina. Und innerhalb der Nominalflexion der Plural und Dual, in welchen manche Casus noch nicht geschieden sind, älter als der Singular, ferner die Declination der *a*-Stämme älter als die der übrigen. Die *a*-Stämme haben im Singular den Genitiv auf *sja*, im Plural den Nominativ *âsas*, das pluralbezeichnende *i* im Locativ *aisva* und die Endung *âis* voraus. Und wiederum machen *sja* und *i* und *âis* einen Vorzug der Masculina und Neutra vor den Femininis aus. Ebenso fanden wir im Verbum bei den *a*-Stämmen die ältesten Flexionsverhältnisse, S. 341. 348.

Wie kommt das? Sollte man nicht meinen, die ursprünglichsten Themen würden auch die ursprünglichsten Endungen aufweisen? Sollte man die letzteren demzufolge nicht an den Stämmen reiner Wurzelform suchen? Und doch unterscheidet sich die Declination einer Wurzelform als Substantivum gebraucht nicht wesentlich von der Flexion jeder beliebigen Ableitung mit gleichem Schlusslaute. Zugleich gilt es hier die höhere Ursprünglichkeit der Pronomina zu erklären. Die des Plurales wird man sich schon eher zurecht legen, wenn wir seine Entstehung erst einmal im ganzen überblicken.

Ich möchte von dem heutigen Sprachgefühl ausgehen. Je mehr ein Wort lediglich formelle Function erhält, desto mehr wird es im Redetone vernachlässigt. Und wenn eine

Verbindung von Worten lediglich formelle Function erhält, so schliessen sich dieselben so nahe aneinander, dass es unnatürlich scheint, sie als Ein Wort zu schreiben: *infolgedessen, inderthat, verabredetermassen* und ähnl. Die Sache lässt sich in die ersten Denkmäler der hochdeutschen Sprache zurückverfolgen. Zweisilbige Wörter können nur dann in der Senkung des ahd. Verses stehen, wenn sie wie *themo, thero, thera, theru, thara* sich mit einer dienenden Rolle im Satze begnügen (vgl. Lachmann zu Iwein S. 391 f.). In den Handschriften werden wie in den Zendhandschriften Composita in der Regel getrennt, aber die Praeposition mit dem darauffolgenden Artikel zusammengeschrieben. Dem entspricht sehr wol, dass wirkliche Verschmelzungen mit lautlicher Einbusse wie *zemo, zero, zên* für *ze demo, ze dero, ze dên* sich bald bemerkbar machen.

Die Wörtchen *sma, bhi* usw. aber haben keine andere Aufgabe bei Demonstrativis wie *ta,* als das hochd. *ze* beim Artikel, der auf denselben Pronominalstamm zurückgeht. Hier besitzen wir mithin eine sichere Analogie, nach der wir schliessen dürfen, dass Formwörter auch in der Ursprache mit ihren Afformativen leichter und deshalb früher verschmolzen als andere.

Was das heisse 'verschmolzen', lässt sich so genau nicht sagen.

Wie man Bauten über Eisengerippen ausführt, so bildet das musikalische Element der Rede, die Accentuation, gleichsam das Tongerippe, um welches sich der Satz aufbaut. Ein System von Abstufungen der Schallkraft, der Tonhöhe, der Zeitdauer sämmtlicher Silben macht die Einheit des Satzes aus (vgl. z. B. Hupfeld Zeitschr. d. DMG. 6, 154 f.). Eine herschende Silbe an der Spitze, eine Reihe von Re-

lationen der übrigen zu ihr, vermittelt durch eine Hierarchie der mehrbetonten, welche alle einzelnen umfasst. Zu dem Ganzen einer vielgegliederten Periode verhält sich das Wort wie Dorf oder Stadt zum Staate. Aber wie es sehr verschiedene Gemeindeverfassungen gibt, wie das Gemeindeleben thatsächliche Einheiten kennt, die es juristisch nicht sind: so müssen wir auch eine gewisse Manigfaltigkeit wo nicht der Art und Weise, so doch des Grades zugeben, in welchem sich zwei oder mehrere Wurzeln zur Einheit zusammenschliessen.

Rein grammatisch gesprochen können wir nur etwa die formelhafte Verbindung, das Compositum, das einfache Wort mit unverletztem Lautbestande, das einfache lautlich verkümmerte Wort unterscheiden. Nehmen wir den Aorist *ádâm* 'ich gab', so würden wir ansetzen: *á dâ ma, á-dâ-ma, ádâma, ádâm.* In diesen vier Kategorien findet stufenweise Zunahme der Macht des Hauptaccentes, Abnahme der Kraft minderbetonter Silben statt.

Welchen Grad die Verschmelzung zwischen *ama, am* oder *ju* z. B. und dem pluralischen *sma* erlangt hatte, als man begann die Plurale auf *â* zu bilden, können wir nicht mehr ausmachen: wir sahen, dass im Zend *âis, bis, byăm* fast noch als Compositionsglieder gefühlt wurden. Gleichviel also! Dass die Verbindung eine unauflösliche geworden war, dürfen wir behaupten.

Was aber das Motiv der Unauflöslichkeit? Die Frage lässt sich schwerlich erschöpfen. Die vollständige Untersuchung müsste mit den Formeln des Epos oder der rechtlichen und gottesdienstlichen Sprache beginnen. Ich begnüge mich hier mit einer bildlichen Wendung. Die Formwörter sind im Accente zurückgesetzt: die Sprache sieht sie mit

geringem Antheil, sie sieht sie nur aus der Ferne an: blasse Farben aber verfliessen in der Ferne.

Doch kann noch eine Rangordnung stattfinden unter den Silben formeller Bestimmung, eine Rangordnung, die sich nach ihrem Lautbestande richtet. Je kleiner ein Gegenstand, desto leichter steckt man ihn in die Tasche. Die Silbe *na* oder *nu* als Afformativ, ja selbst *â* wird schwerer zu einem niedrigen Tongrad herabsinken als *a*. Ueber den allgemeinen Charakter des *a* in der arischen Ursprache ist schon S. 37 Einiges bemerkt: wenn es jemals arische Wurzeln gab, die nur aus einem Consonanten bestanden, so wurden sie jedenfalls früh entfernt, indem man ihnen durch beigefügtes *a* grösseren Tongehalt verlieh: ich habe daher a. O. *a* den Indifferenzvocal genannt. Nimmt nun ein Laut bereits eine derartige Stellung ein und tritt dann als Ableitungssuffix auf, vielleicht noch in häufiger Verwendung, die ihm den Charakter des Gewöhnlichen aufdrückt, so begreift es sich wol, dass Flexionselemente mit ihm rascher feste Verbindungen eingehen, welche den Wechsel der Mode, das Auftauchen neuer Declinations- und Conjugationsendungen überdauern.

Die aufgestellte chronologische Reihe thut uns sogleich ihre Dienste, wenn wir die Casussuffixe untersuchen, welche *m* und eine Lingualis enthalten.

Wir finden *m* und *d* bei *a*-Stämmen als Kennzeichen des Nom. Acc. Sing. der Neutra. Und zwar *m* beim Nomen, *d* beim Pronomen. Daraus ergibt sich, dass *d* als das ältere Neutralzeichen gelten muss. Jedem scheinen aber noch weitere Leistungen in der Flexion übertragen zu sein.

M oder eigentlich *am* (vgl. ausser den consonantischen Stämmen Acc. Sing. *tanvém*, Plur. *qaêtéñg* für *qaêtvéñg* von *u*-Stämmen im Gâthâdialekt, Spiegel Altb. Gramm. S. 361. 362) bezeichnet den Accusativ Singularis und Pluralis, den letzteren nur, wenn es mit dem plural. *as* verbunden ist (*ms*, *ns* für *mas*, *amas*). Es bezeichnet ferner, indem es als *am* an den Plural auf *â* tritt,[1] den Genitiv Pluralis (*âam* S. 207); und am Possessivstamme des Pronomens den Genitiv überhaupt (S. 377).

Ohne Zweifel hängt *m* mit dem Demonstrativum *am* 'jener' zusammen, wovon S. 351 die Rede war. Und was den Accusativ anlangt, so wäre man geneigt, einen Ausdruck des Zieles als des Fernen darin zu suchen. Aber ist der Accusativ blos Casus des Objectes? Sprechen nicht schon die zahlreichen Adverbia dagegen, welche accusativische Form tragen? Und was hat z. B. der Accusativ welchen man den Accusativ der Beziehung zu nennen pflegt, mit dem Objecte zu thun? und was der Accusativ des Stoffes oder der Accusativ der Zeitbestimmung? Wie merkwürdig besonders der Accusativ des Zustandes (vgl. Steinthal Typen 255. 271 über den Accusativ als Zustandscasus im Semitischen, und Dietrich in Haupts Zeitschrift 11, 408) und der Accusativ des Praedicates, ja vielleicht sogar des Subjectes bei *jaç* (kommen), *bu*, *ah* (sein) im Zend: Spiegel Altbaktr.

---

[1] Ueber die Genitive Plur. auf *nâm* s. das zehnte Kapitel. Was E. Meyer Die Bildung und Bedeutung des Plural (Mannheim 1846) S. 28 ff. zum Beweis anführt, dass 'die alte Neutralendung *am* = *an*' zur Bezeichnung des arischen Plurales verwendet worden, ist Alles nichtig. — Schleichers Vermuthung dass das skr. pronominale *sâm* der ursprünglichen Form des Gen. Plur. zunächst liege, ist schon von Kuhn Zs. f. Kunde des Morgenl. 3, 80 angedeutet: dagegen Lassen ebenda 3, 478. Brockhaus ebenda 4, 84 trennt *âm* als Genitivsuffix ab.

Gramm. 273 ff. Er ist auch dem Skr. nicht ganz fremd, man denke an das periphrastische Perfectum: *âsa* oder *babhûva* mit dem Accusativ eines Abstractums auf *â* (vgl. oben S. 322).

Der Genitiv Pluralis seinerseits 'zeigt schon im Altbaktrischen die Neigung als allgemeiner Casus an die Stelle der übrigen zu treten, wie dies später im Neupersischen durchgeführt worden ist' (Spiegel 288 f.).

Wie will man den Accusativ mit dem Genitive vereinbaren und die verschiedenen Bedeutungen des ersteren auf Eine Formel bringen?

Dazu erwäge man, dass die Jugend der Accusativbezeichnung aus dem Personalpronomen (*ma, tva, sva,* Plural *-sma*, S. 361) und aus dem Plural (Nom. Acc. *a* oder *as*) erhellt, dass in den plur. Genitivsuffixen *sâm* und *nâm* nicht der Ausgang, sondern die Elemente *sa* und *na* das charakteristische sind (vgl. die beiden folgenden Kapitel), und dass im Singular der Nomina, welche nicht *a*-Stämme sind, der Genitiv, wie sich bald zeigen soll, durch eine Ablativform vertreten wird.

M oder *am* scheint das jüngste aller obliquen Casussuffixe. Man vergegenwärtige sich einen Zustand der Sprache, in welchem die meisten Verhältnisse ohne Hilfe der Flexion ausgedrückt wurden. Immer mehrere dieser Verhältnisse werden nach und nach verschiedenen Partikeln zur Bezeichnung übergeben, welche, Dank der steigenden Differenzirung, mit wachsender Praegnanz gelingt. Für einen geringen unbezeichneten 'neutralen' Rest — man mag sich des negativen Begriffes hier gerne bedienen — schafft die Sprache endlich in *am* ein Element, das auf sehr verschiedene Beziehungen passt, weil es im Grunde nichts anderes besagt, als den

Mangel an selbständigem Eingreifen, die untergeordnete Rolle im Satz oder im ganzen Zusammenhange der Dinge: in der grammatischen wie in der Weltanschauung Dasjenige was keine wirkende Persönlichkeit besitzt, was sich nur leidend oder begleitend verhält. Ungefähr wie wir mit einem verächtlich angehefteten *da* das Unbedeutende bei Seite schieben.

Selbständig existirt die Neutralpartikel vielleicht in der Negation, die Form *am* entspräche dem in Composition vorgesetzten negirenden *an*. Den inneren Zusammenhang könnte etwa der Umstand erläutern, dass die Negation das Interrogativum zum Indefinitum umgestaltet: s. das folgende Kapitel.

Was das ältere, dem Pronomen eigenthümliche Neutralzeichen betrifft, so müssen wir es nach lat. *d*, skr. *id-ám* und germ. *t* (*it-a*, *that-a*) als *d* ansetzen: vgl. Böhtlingk Chrestom. S. x; Grassmann KZ. 12, 246. Es knüpft sich ohne Zweifel an den Pronominalstamm *ada* der aus dem skr. Neutrum *adá-s* (jenes), dem zd. Ablativ Sing. *adhâṭ* (von dort, nachher), worin übrigens ebenso gut *dhât* Suffix sein kann, und dem zd. Instr. Plur. *adâis* (dann, hierauf) zu erschliessen ist. In *ada* können wir nur eine zwischen Vocalen sehr begreifliche Erweichung von **ata* sehen. Und diese Form neben *ta* muss möglich gewesen sein, etwa *at-a*, wie wir oben S. 351 *am*, *am-a* fanden. Mit Abwurf des anlautenden *a* ergab sich der zd. und prâkr. Pronominalstamm *da* (Justi S. 143a; Lassen Instit. p. 324, vgl. indess p. 197). Daneben das altpers. und zd. enklitische Demonstrativum *di* als *i*-Stamm, das sich im altpreuss. Acc. Sing. *din*, *dien* (ihn), Plur. *dins* (sie) wiederfindet. Hierher gehört ohne Zweifel das Demonstr. griech. *δε* in *ὅδε* usw., aber dessen specielle Geschichte lässt sich nicht mit Sicher-

heit erschliessen. Der Dat. Plur. *τοῖς-δεσσι* und Gen. Plur. *τῶν-δεων* (Ahrens Dial. aeol. p. 126) können den St. *δε* oder *δεν* voraussetzen. Das letztere vermuthet A. Ludwig Wiener Sitzungsber. 55, 176, indem er an *δεῖν*, *δεῖνα* (quidam) erinnert, das er für *δενι* nimmt. Die Erklärung scheint mir der von Ahrens KZ. 8, 344 *(ὅδε εἶν)* und Pott Wurzelwb. 1, 1050 *(ὅδε ἵνα)* vorzuziehen. Aus *da* entsteht *dan*, *δεν* wie *τιν* aus *τι*, daran fügt sich *i*, *î* wie in skr. *svay-ám*, zd. *qaê-paithya*, altpers. *uvâi-pasiyam*, und daran kann die Partikel *ám (-α)* treten, wie in skr. *svay-ám*, mit welchem das Wort auch die ursprüngliche Flexionslosigkeit theilt. Der nächste Verwandte dürfte wol altpreuss. *dei*, *di* (man) Grundf. *da-i*, sein. Was die Bedeutung anlangt, so vgl. unten S. 432 das skr. *tva*, zd. *tu*. Zu dem gegenwärtigen Stamme dürfte auch noch etwa preuss. *dei*, *dei-gi*, *dy-gi*, *dî-gi* 'auch' gehören.

Jenem *da* würde, in reiner Stammform oder als Locativ auf *a* genommen, die Bedeutung 'da, dort' zukommen, wie dem skr. Neutrum *tad*. Durch Verlust des unbetonten *a* entsteht unser Neutraldeterminativ *d*.

Wie verhält sich zu diesem *d* das Ablativsuffix?

Ich glaube, es ist gänzlich davon zu trennen. Wie nahe das blosse *t* der ältesten Ablative *mat*, *tvat*, *asmat*, *jusmat* dem Neutralzeichen auch zu stehen scheint: am natürlichsten wird man doch die Ablativsuffixe, ältere wie jüngere, unter einander vergleichen und aus allen zusammengenommen die Art jedes einzelnen studiren.

Das Zd. bietet blosses *ṭ* an *a*-Stämme gefügt, also *a-ṭ*, auch im Nomen. Daneben aber *âṭ* (skr. *ât*, griech. *ως*, lat. *ôd*), *âaṭ* und *âdha*, mithin das Suffix *aṭ* (s. Grassmann KZ.

12, 253) oder *adha*, worauf auch *ôiṭ* (lat. *êd*), *aêdha* von *i*-Stämmen (für *ayaṭ, ayadha*) und *aoṭ* (für *avaṭ*) von *u*-Stämmen führen. Wie denn auch beide in consonantischen Themen begegnen: *âaṭ* oder *âdha* dürfen wir, wo sie gelegentlich ebenso erscheinen, dreist für Uebertragungen von den *a*-Stämmen erklären.

Am interessantesten, aber auch schwierigsten sind die Formen mit *dh*. Sollte *dh* blos wie oft das *d* zwischen Vocalen vertreten? Die Annahme hätte kein Bedenken, existirten nicht mit angelehntem *ca* Ablative von *i*-Stämmen auf *aêdh*. Und dazu gewährt sogar das Skr. eine Bestätigung in dem ved. Adverbium *á-dha* 'da, dann; darum, so; und': *ádha-ádha* 'sowol-als auch'. Dazu halte man zd. *aṭ*, den nächsten Verwandten von lat. *et:* es bedeutet 'dann, nämlich', *aṭ-aṭ* 'sowol-als auch'. Kein Zweifel, dass beide, die skr. und die zd. Form, Ablative des Pronominalstammes *a* sind. Wir scheuen uns nun auch nicht, an das griech. ablative *θεν* und locative *θα* (in *ἔνθα*) zu erinnern, wovon das locative *θι* nicht zu trennen ist: so dass sich uns abermals Beziehungen zwischen Ablativ und Locativ enthüllen wie bei *sma*.

Griech. *ἔνθα* zieht lat. *inde* und dieses *unde* (für *cunde*) herbei. Von ihnen wieder kann man *quandô* nicht trennen, dessen *d* aus *dh* hervorgegangen ist, wie ahd. *huanta, danta,* goth. *thandê* lehren. Ob noch andere lat. Suffixe oder Partikeln hierher gehören (vgl. Corssen Beitr. 497 ff. Nachtr. 154 ff. Pott Wurzelwb. 1, 1043 ff.), fühle ich mich nicht berufen zu entscheiden.[1]

---

[1] Ganz nahe zu den angeführten Formen mit innerem *n* stellen sich die ksl. Adverbien auf *ndu*, *ndě*, welche nach Miklosich Bildung der Nomina (Wiener Denkschriften 9, 230) den Raum bezeichnen, durch den eine Bewegung geschieht. Damit verglich schon Bopp Sprache der alten

Das Zend kennt ein Suffix *dha, daṭ, dhaṭ, dhâṭ,* wor-
sich skr. *há* für *dhá* (*ihá* 'hier, hierher; jetzt'; zd. *idh*
altpers. *idâ* gleichfalls 'hier') und *dâ'* vermischen. Ksl.
de, dě, litt. *dà, daí, dós, daís* sind der Bedeutung nach
identisch: diese kommt überall einem Locative gleich, ist nu
im Litt. und bei skr. *dâ* auf temporale Beziehung einge-
schränkt. Was die Form anlangt, so sind *aí* (worüber
Kap. XII) und *aís* (Instr. Plur.) die gewöhnlichen Adverbial-
endungen: *dôs* ist Genitiv (Ablativ) wie von einem Stamme *dâ*.
Ob *d* auf *dh* oder *d* zurückgehe, lässt sich nicht ausmachen.
Mit skr. *há* hängt wol weiterhin jenes *dhâ'*[1] zusammen, das

---

Preussen (Berliner Abh. von 1853) 103 das ablative *ndau* des Preussischen
is-quendau 'von wo', *stwendau* und *istwendau* (für *is-stwendau*) 'von da'
Die grammatische Form ist mir nicht ganz klar, es müsste denn erlaubt
sein auf die Gleichung preuss. litt. lett. *jau*, goth. *ju*, lat. *jam* sich zu
berufen, was auf Grundf. *dam*, gleich *θεν*, führen würde. Auch an In-
strumentale nach Massgabe des litt. *ů* (oben S. 417) dürfte gedacht
werden. — Ich bemerke ausdrücklich dass die Darstellung des Ablativ-
suffixes auf vollständige Darlegung alles Verwandten keinen Anspruch
macht. Auch will ich hier und im Folgenden mangelhafte Herbeiziehung
der einschlägigen Litteratur nur gleich selbst eingestehen.

[1] Nicht zu griech. *-χα*, *-χθα*: vgl. zd. *thrizhaṭ* 'dreierlei' Spiegel
Gramm. 181 mit griech. *τριχῶς*. — Das Ksl. verwendet *ždy* und *šti* zur
Bildung von Zahladverbien. Zu dem ersteren stimmt vollständig skr.
dhyam in *â'ikadhyam* 'auf einmal': nach dem Petersb. Wb. Acc. eines
neutr. Abstractums von *êkadhâ*. Von einem solchen Abstractum würde
dhyâi der alte Dativ lauten. Wir erkennen ihn in dem Adverbialsuffixe
dyâi welches die dunklen Zahlformen des Gâthâdialektes (Spiegel 369)
doch mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben scheinen. Damit ist aber der
Infin. auf *dhyâi* ohne Zweifel identisch. Dies berechtigt uns das ksl.
šti mit dem skr. Suff. *tya* (neben *ya*) des Gerundiums zu vergleichen
und hier in *t* wie dort in *dh* das Ablativsuffix zu vermuthen. An das
skr. Stammbildungssuffix *tya*, durch welches aus Local- und Temporal-
adverbien Adjectiva werden, darf ich hier zum voraus erinnern. Schon
Pott Et. Forsch. 2, 465 fühlte sich zu der Frage veranlasst, ob nicht
'das *t* in diesem Suffixe dem ablativischen *t* gleichkomme oder sonst
praepositionellen Sinn habe'. Dazu würde noch mit *d* skr. *dya* kommen:
Benfey Vollst. Gramm. S. 237 N. CXLVII.

Zahladverbien bildet, welche Theilung oder Art und Weise oder Ort, Stelle ausdrücken. Das Petersb. Wb. 3, 930 fasst es freilich als Instrumental eines fem. Nom. Actionis *dhâ* von W. *dhâ,* das jedoch selbständig nicht vorkommt. Möglich ist es jedenfalls die Bedeutungen des Suff. aus ursprüngl. locativem Sinne abzuleiten: *tridhâ'* ist als Locativ des Zieles s. v. a. mhd. *en driu (teil)* und zu dem Locativ der Ruhe 'in dreien' kann man ergänzen 'Arten' oder 'Orten'.

Die sicheren Formen des Suffixes mit *dh* sind nunmehr, wenn wir nach Massgabe des zd. Ablativs *a* vor *dh* voraussetzen: *adha, adhâ, adhi* (gr. θι), *adham* (gr. θεν). Also zuerst entweder die reine Stammform oder ein Locativ-Instrum. auf *a,* dann ein Loc.-Instr. auf *â,* ferner ein Locativ auf *i* und die Neutralform. Wir dürfen dieser Reihe noch als Ablativ *ádhas* (wenn nicht für *án-dhas*), das skr. Adv. und Praeposition, beigesellen. Denn das damit verwandte *ádhi* findet sich in derselben.

Die verschiedenen Bedeutungen, die sich in dem Worte vereinigen, zeigen schon jetzt, dass wir es auch hier nur wieder mit einem Ausdrucke der Nachbarschaft zu thun haben, wie bei *sma, bhi* und *â.*

Die europäische Verwandtschaft von *ádhi* steht, abgesehen von dem griech. Suffixe, keineswegs sehr fest. Die germ. Praepos. *at* (welche ein *a* am Schlusse verloren haben wird) und *ta* (dies etwa als Grundf. für ags. alts. *te,* ahd. *za, zi* anzusetzen), *tâ* (ags. alts. *tô,* ahd. *zuo*) weisen bestimmt auf einen altar. Stamm *ada* von gleicher Bedeutung wie der eben besprochene *adha,* zu welchem dagegen goth. *du* sich zu stellen scheint. Jenem *at* vergleicht sich lat. *ad,* jenem *ta, tâ* die slav. Praepos. *do,* lett. *da,* die griech. und zd.

Postpos. *δε*, *da* (gr. *οἰκόν-δε*, zd. *vaêçmen-da*). Dazu wol auch das gleichbedeutende *δις* (*ἄλλυδις*, *ἄμυδις*, *χαμάδις*) und ferner *δα*, *δόν*, *δην*, *δί*, *δεί*: Régnier Formation des mots p. 389 ff. Für lat. *dê* dürfen wir nach osk. *dat* (Panzerbieter bei Kirchhoff Stadtr. von Bantia 47) *dêd*, aber in der Grundf. ebensowol *adhat* wie *adat* ansetzen, wozu es sich verhält wie *mêd*, *têd* zu altar. *mat tvat*: vgl. Schweizer KZ. 3, 218.

Unzweifelhaft gehört aber als Locativ dem griech. *θι* vergleichbar *di*, *dî* in skr. *yadî*, *yadi* 'wenn' hierher. Vgl. skr. *yatra*, *yad*, litt. *jeí* (das sich zu skr. *yad* verhält wie *tai* zu *tad*), goth. *jabai* ebenfalls vom Stamme *ja*. Dagegen ital. Grundform *svai*, Loc. von *sva*, griech. *εἰ* für *σϝει* (Benfey Wurzell. 2, 48), gleich goth. *sva* (während griech. *ϝή* 'wie' gleich goth. *svê*: Curtius KZ. 3, 76).

Den sicheren Formen mit *d* reiht sich nun das skr. Suff. *dâ* und das zd. *dha*, *dhaṭ* so weit es auf *dâ*, *daṭ* beruht, an. Dürfen wir aber, die Stämme *adha* und *ada* vergleichend, behaupten, jener habe in diesem seine Aspiration eingebüsst? Dergleichen wäre ohne Beispiel, so viel ich weiss, für die arische Ursprache.

Erwägen wir einmal das goth. *du*. Die Färbung des *a* zu *u* fällt auf gegenüber dem *e*, *i* der übrigen germ. Sprachen. Für *trudan* (oben S. 239) liess sich doch ein Grund angeben. Aber hier! Besonders da die helle Färbung auch im Griech. vorhanden. Ich vermuthe daher Grundf. *dva*, und so kämen wir auf einen arischen Stamm *adhva* oder *atva* der in allen bisher betrachteten Formen sein *v* eingebüsst hätte. Dies nichts Auffallendes, wir kennen die Personalsuffixe *dhi* für *dhvi*, *ta* für *tva* und wissen zugleich, dass sie unter einander identisch sind.

Diesen Erwägungen kommt das skr. Suff. *tha (á-tha), thâ (tá-thâ, ka-thâ'* u. a. auch zd. *itha* u. a.), *tham (ka-thám, ít-tham)* entgegen, das nur auf Grundf. mit *tv* beruhen kann: vgl. wieder die Personalsuffixe *tha, thas* der zweiten Person. Von *átha* bemerkt schon das Petersb. Wörterbuch, es stehe etymologisch wie begrifflich im nächsten Zusammenhange mit *ádha.* Zu *thâ, tham* kann man mit Bopp lat. *ta* in *ita, aliuta* und lat. *tem* in *item, autem* stellen, denn *thâ* und *tham* sind meist modal: nur das Zd. bewahrt auch die rein locale und temporale Bedeutung. Dagegen muss zweifelhaft bleiben, ob lat. *at* zu *átha* gehöre. Denn goth. *ith, aíth* (in *aíth-thau*), *ath* (in *ath-than*) setzt ein altar. *a-ta* oder *a-ti* (nicht mit skr. *át-i*, griech. *ἔτι* zusammenzuwerfen) von gleicher Bedeutung voraus, das ebenso nahe Ansprüche hätte wie *átha.* Ueber ksl. *a (δέ)* das, wenn es hierher gehörte, formell mit zd. *aṭ*, lat. *et* zusammenfallen müsste, s. oben S. 409.

Hier dürfen sich nun die Suffixe mit blossem *t* anschliessen. Das ablative *tas* des Skr., *tus* des Lat. Das locale *ti* in skr. *i-ti* (lat. *iti-dem*), in *pra-ti, an-ti* mit bekannter Verwandtschaft, in zd. *paiti* (gr. *ποτί* Pott Praep. 272 [1]) *uiti* 'so' (lat. *uti, ut*): daneben gleichbedeutend *ta* in skr. *utá,* goth. *anda-vaúrdi,* mit ablativischer Färbung in *untha-thliuhan.* Aber dasselbe *ta* im Sinne eines Locativs

[1] Gegen die Scheidung von *προτί* und *ποτί* allerdings Curtius Etym. 76. 256. Aber seine Argumentation überzeugt nicht, ohne die dringendste Noth wollen wir die Lautgesetze doch nicht ausser Acht lassen. Diese Noth träte ein, wenn sich für eine unregelmässige Nebenform absolut keine selbständige Anknüpfung fände, oder wenn sich allgemein beweisen liesse, dass niemals zwei Partikeln verschiedenen Ursprunges in den Sprachen völlig gleiche Function gewinnen können. In unserem Falle ist es gewiss nicht schwer, sich vom Positiv *apa* wie vom Comparativ *apara* Ableitungen derselben Bedeutung mittelst desselben Suffixes vorzustellen.

des Zieles in der griech. Postposition *-σε* für *-τε*, goth. *d* in *jain-d*, *hva-th* und ähnl., alts. *huarô-d*, ahd. *huarô-t* usw. Auch skr. *tât*, das Adverbia aus Praepositionen bildet, gehört wol als Ablativ hierher. Und so noch Anderes.

An dieser Stelle endlich erklärt sich das Ablativsuffix *t*. Und *at*, wenn wir uns der angenommenen vollen Grundform *atva* erinnern. Es scheint fast, als ob in der ksl. Praepos. *otŭ* (de), dies *ata*, *at* in selbständigem Gebrauch erhalten wäre. Aber man darf nicht leicht einem solchen Anschein trauen: die Vergleichung mit skr. *á-tas*, obschon dieses nicht als Praeposition vorkommt, ist wol eben so gut.

Der Zusammenhang der Suffixe und Wortformen mit *th*, *t* und *dhv*, *dh* ist durch die Metamorphosen der Conjugationsendung zweiter Person lautlich gerechtfertigt. So wie wir aber *ada* aus *ata* werden sahen zwischen Tönenden, so dürfen wir für *atva* dasselbe und nach Analogie von *tv* und *dhv* auch Ausfall des *v* annehmen, so dass wir hier zu den obigen Suffixen mit *d* und zu der Ablativendung *ad* gelangen. Dass eine Ablativendung *d* jemals existirt habe, möchte ich nicht behaupten: lat. *et*, wenn es oben richtig erklärt worden, spricht wenigstens dagegen.

Zu der ganzen vorstehenden Erörterung ist Pott Praepos. 274—289 und sonst zu vergleichen. Insbesondere aber S. 280: 'Das *th* in *atha* erkläre ich aus *tva* (alius), wie auch das *th*, *dh* zweiter Person im Verbum sich nach meiner Ansicht nur aus einer Aspiration erklärt, hervorgerufen durch *v* in *tv-am* (Du), womit auch *tva* (als Nicht-ich) gleichen Stammes sein dürfte'. Das Pron. *tva* erklärt das Petersb. Wb. 'der eine, mancher', *tva* — *tva* 'der eine — der andere' (vgl. *tvad* — *tvad* 'theils — theils') und bemerkt dazu: 'wol

mit der Partikel *tu* verwandt'. Dies *tu* seinerseits steht niemals am Anfang eines Verses oder Satzes, hat die Bedeutung 'aber, doch' und dient auch als Aufforderungspartikel. Vgl. das zd. Pronomen und Partikel *tu* und oben S. 341 f. Es kommt mit griech. *δέ* im wesentlichen überein. Und wie *tu* mit einem Pronomen 'der andere' zusammenhängt, so hat längst Pott das gr. *δέ* mit dem Stamme *dva* der Zweizahl verglichen: hier wie dort steht die reine Stammform als Conjunction.

Und hiermit wird uns der letzte Einblick aufgethan in die ganze Reihe der behandelten Partikeln, ob sie nun selbständig oder als Suffixe vorkommen: die Zweizahl, die wir soeben im Sinne des Gegensatzes wie in den Praefixen *vi-* und *dvis-* trafen, bewährt in ihnen die Bedeutung des Paares, des Verbundenseins, des Beisammen, die wir schon in den Declinationsendungen mit *bhi* zu beobachten glaubten.

Wir erblicken ferner in den Stämmen *atva, adva,* woran sich zunächst das S. 374 nachgewiesene *ava* (zwei) reiht, die gemeinsame Wurzel des Du und der Zwei.[1]

Indess, wir müssen noch einen Schritt weiter gehen.

Wie tief handelt Wilhelm Humboldt über den Begriff des Du! Die Sprache könne nur gesellschaftlich zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort müsse also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwidernden gewinnen. 'Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von

[1] Zusammenhang des Du mit der Zweizahl hat man sonst schon angenommen (z. B. Pott Jahrb. 1833, S. 327, dagegen Zählmeth. S. 133; Lepsius Zwei sprachvergleichende Abhandlungen S. 102; Aufrecht-Kirchhoff 1, 58 Anm.; Key in Transactions of the Philol. Soc. 4, 33), ohne sie jedoch lautlich genügend zu vermitteln.

der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andern Worten Ich und Nicht-Ich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-Ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andern, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns' Ueber den Dual Ges. W. 6, 591: vgl. damit und für das Folgende besonders die Abhandlung über Verwandtschaft der Ortsadverbia mit dem Pronomen.

Wenn wir nun oben S. 348 das Ich mit einem Pronomen der dritten Person lautlich vollkommen identisch fanden, so werden wir nach dieser Humboldtschen Auseinandersetzung uns nicht wundern das Du aus einem solchen hervorgehen zu sehen. Schon die Form *tva* selbst zeigte sich als Indefinitum. Und wenn wir das S. 393 vermuthete Superlativsuffix *va* herbeiziehen, dürfen wir *atva, tva* als *atma, tma* (wie *atama, tama*) auffassen, d. h. als Superlativ des Demonstrativums *at, at-á, ta.*

Für skr. *ta* nimmt man die Bedeutung 'dieser' an, aber *adás* steht als Neutrum zu dem Stamme *am* 'jener'. Und dieselbe Bedeutung setzt man für *ta* in anderen verwandten Sprachen an: '*tŭ* ἐκεῖνος ille, αὐτός ipse' Miklosich Lexicon. Selbst die Verwendung als Artikel würde, wenn man der Analogie des altnord. suffigirten und des roman. Artikels trauen will,[1] aus dem Begriffe 'jener' entspringen. So viel

[1] Auch altpers. ***hauv*** und *ava*, die sich wie skr. ***asá'u*** und *am, amu* ergänzen (jener), stehen ganz nach Art z. B. des goth. Artikels. Pseudo-Smerdes wird Beh. 3, 22 mit den Worten eingeführt: 1 ***martiya Vahyazdâta nâma*** '(es war) ein Mann V. mit Namen'. Dann ist von ihm nie mehr anders die Rede als mit beigesetztem ***hauv*** oder ***ava***: 3, 53 der (hauv)

dürfen wir als sicher aufstellen, dass der Stamm *at* vom Sprechenden hinweg deutet. 'Der Zungenlaut deutet auf ein ausserhalb des Subjectes Befindliches hin', bemerkt schon Heyse System 117: die Zunge sei gleichsam der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen. Vgl. auch Pott Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833, S. 336. Und wirklich stimmen die verschiedensten Sprachen der Erde in Verwendung der Linguales zur äusseren Demonstration überein. Suchen wir demnach das einfachste Aequivalent unserer Sprache für den Stamm *at,* so würde sich etwa 'dort' darbieten, wie wir den Stamm *a* S. 348 ff. 409 auf einem 'hier, in der Nähe' beruhen sahen.

Im lat. *iste* bewahrt *ta* den speciellen Bezug auf die zweite Person. Und ganz ebenso verwenden wir im Deutschen mit einem allerdings nicht sehr verbreiteten Sprachgebrauch — Adelung und die Grimm verzeichnen ihn nicht — das Adjectiv *dortig* für Dinge, die sich an dem Orte des Angeredeten befinden. So lehrt uns der Gegensatz von *iste* und *ille,* von *dort* und *jenseits* ungefähr auch, welcher Unterschied im altarischen Sprachgefühle zwischen *at* und *am* obwaltete.

Rufen wir uns den S. 355 aufgewiesenen Zusammenhang zwischen dem Stamm *i* und der Einzahl zurück: so gewahren wir deutlich, wie aus der primitivsten Raumanschauung, aus der Unterscheidung des Hier und des Dort, das Ich und das Du, die Eins und die Zwei erwächst.

Vahyazdâta welcher *(hya)* sich Bardiya nannte, der *(hauv)* entsandte ein Heer nach Arachosien; 3, 69 der *(hauv)* Mann welcher des *(avahyâ)* Heeres Oberster war, welches Vahyazdâta entsandte gegen Vivâna, der *(hauv)* Oberste zog ab. — Vgl. auch Böhtlingk-Roth 3, 408 über *tya*: 'jener, insbesondere jener bekannte; öfters abgeschwächt zum Artikel.' Doch könnte zu *sya, tya* auch das Relativum *ya* als Artikel verglichen werden, weil *sya* ursprünglich Relativum: s. das folgende Kapitel.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Lautwandelungen der Verbalendung zweiter Person, so haben wir fast alle und noch einige mehr in den wechselnden Gestalten des Ablativsuffixes und seiner Sippe wiedergefunden. Nur eine einzige bis jetzt nicht: die Form mit *s*. Kann man aber zweifeln an dem Puncte, auf welchen die Untersuchung nun gebracht ist, und wenn man sich der Locativbedeutung einiger mit dem Ablativzeichen verwandter Bildungselemente, sowie dessen was oben über den Zusammenhang von Genitiv und Ablativ gesagt wurde, noch erinnert: kann man zweifeln, dass das Suffix *as*, welches im Dual dem Genitiv und Locativ, im Singular dem Genitiv und Ablativ dient, mit unserem Suff. *at* der Urform noch identisch ist? Nur dass die mehrfache Möglichkeit der Lautgestalt zur Ausprägung mehrfacher Bedeutung, zur Differenzirung, theilweise benutzt wurde: etwa wie in der zweiten Person des Praesens und der sog. secundären Formen der *s*-Laut dem Singular, der *t*-Laut dem Plural vorbehalten erscheint. Wie dieser Unterschied in dem activen Perfect wegfällt, so weist im Singular der Declination das Sanskrit grossentheils dem Genitiv und Ablativ die gleiche Endung zu. Denn wir haben keine Ursache das ablat. *as* für einen Eindringling aus dem Genitiv zu halten, so wenig als das *â* des Locativs für eine Entlehnung aus dem Instrumental: die strengere Scheidung des Zend und des Lateinischen ist im Sanskrit nicht eingetreten: wir dürfen nicht die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten einer Sprache darum abläugnen oder verwischen, weil sie in sehr hohe Zeit hinaufzureichen scheinen. Keime der Sprachen und Sprachstämme sind die Mundarten der Ursprache.

Durch *as* wurde das ältere *sja* ausser im Pronomen und bei den nominalen *a*-Stämmen gänzlich verdrängt. *Sja* ist

von Steinthal De pronomine relativo (1847[1]) p. 66. 80 und Typen des Sprachbaues 306 im Hinblick auf chinesische, koptische und andere Analogien so vortrefflich erklärt, dass ich nicht begreife wie man nach einer andern Auffassung suchen und sich bei einer so anfechtbaren wie die Berufung auf das griech. Suff. *σιο* (skr. *tya!*) beruhigen konnte. *Sja* ist Relativum und macht das Wort dem es folgt zum Genitiv oder Adjectiv: über das Adjectiv s. Kap. IX, über den Ursprung des *sja* unten.

Aber nicht blos das Declinationssuffix, auch das entsprechende Pronomen hat die Wandlungen des *tv* vollständig durchgemacht. Ich scheue mich nicht das dem *ta* gleichbedeutende **as, *as-á* (S. 446), *sa* hierher zu stellen und von der Grundf. *atva* abzuleiten (vgl. S. 439 Anm.). Zur ausdrücklichen Bestätigung darf ich mich wol auf den Nom. Sing. Masc. *hvô* des Gâthâdialektes, der uns so manches hoch Alterthümliche überliefert, für zd. *hô,* skr. *sa, sas* berufen. Und die Grundbedeutung 'beisammen' die wir schon S. 392 dem *sa* zuwiesen, hebt beinahe jeden Zweifel.

Es ist nun Zeit uns der siebenten Pluralbildung wieder zu erinnern.

---

[1] Noch etwas früher ähnlich Rost Ueber den Genitiv in den dekhanischen Sprachen (Jahresbericht der DMG. für 1846 S. 214 ff.) und Rich. Garnett Transactions of the Philological Society 2, 165—176 (vom 12. December 1845) der seine Resultate S. 172 (Philological Essays S. 223) zusammenfasst: The object of all the different forms of the genitive case is to establish the same sort of connexion between words that the relative does between clauses, namely, to show that one of them may be predicated of the other; thus serving as a kind of logical copula. Vgl. auch Benfey Gramm. f. Anf. 291 f. Anm. 3; Pott Praepos. 9; Schleicher Beitr. 1, 504. Dazu Fr. Müller Sprache der Bari 11 (Sitzungsber. Bd. 45); Mahn Bask. Denkm. xxvii.

Wenn ich oben Recht hatte das *sma* des **Dativ**, Ablativ, Instrumental, Locativ des Singulars mit **dem** *sma*, das des Instrumental und Locativ mit dem *â*, das *i* des Loc. Sing. mit dem *i* des Plurales zu identificiren: darf ich hier die Consequenz scheuen, unser gleichfalls locativisches *as* in dem Pluralzeichen *as* wiederzuerkennen?

In der That scheint es der Begriff des Locatives zu sein, der so innige Verwandtschaft mit dem Plurale bekundet. Denken wir blos an *sma*, so liegt es nahe, unser *sammt* und *gesammt* herbeizuziehen und uns vorzustellen, der Doppelsinn ruhe im Suffix. Aber *bhi*, ein Element von wesentlich gleicher Bedeutung wie *sma*, bezeichnet niemals den Plural als solchen. Und offenbar hängt dies mit dem Umstande zusammen, dass es im Singular von der Bezeichnung des Locatives ausgeschlossen ist. Während wir andererseits die blosse Vocalverstärkung des Bildungssuffixes ohne weitere Declinationsendung gerade dem Locativ und Plural gemeinsam fanden.[1]

Das Wort an sich, der reine Stamm bezeichnet weder den Einzelnen noch Einige noch Alle. Die sprachlichen Kategorien des Numerus fallen keineswegs mit den logischen Kategorien der Quantität zusammen. Der Singular umschliesst gleich dem Stamme selbst, der in ihm keine Modification

[1] Für zwingend möchte ich diese Argumentation noch nicht halten. Ist nur erst das Factum des Zusammenhanges der Locativform mit dem Plural anerkannt, so wird man über den Grund dieses Zusammenhanges bald klarer sehen und sicherer urtheilen. Pott war es, der schon 1833 in den Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik S. 326 (Etym. Forsch. 2, 629) skr. *a-sma* mit Beziehung allerdings nicht auf *sama*, aber auf das gleichbedeutende *sima* (all, jeder) 'Ich in der Gesammtheit, ich und die Uebrigen' erklärte. Ausgehend davon, dass deutsch *ge-* unter anderm zur Bezeichnung der Gesammtheit diene *(Berg, Gebirge)* macht Mr. Latham Transactions of the Philological Soc. 4, 79 bemerkbar, dass im Tamulischen *da* (mit) den Plural der Personalpronomina bilde, gleich als ob *mecum*

erfährt, ebensowol das Individuum wie die Gattung. Der Plural ist weniger der Ausdruck der Gesammtheit, als der Ausdruck einer unbestimmten Menge. Nun bezeichnet der Locativ eine gewisse, ihrer Lage, Beschaffenheit, Ausdehnung nach ungewisse Region innerhalb der Sphäre des benannten Gegenstandes. Die Region kann einen beliebigen Theil der Gesammtmasse des Gegenstandes ausmachen. Wird daher irgend ein Locativ als Subject oder Object gesetzt, so sieht sich der Hörer genöthigt, die Benennung des Gegenstandes im Sinne der Gattung zu verstehen, und so wird der beliebige Theil von selbst zum Ausdrucke der unbestimmten Menge, der Locativ zum Plural.

Wir konnten beobachten, wie die Locativ-Plurale auf *sma, â, ai* wieder als Declinationsstämme genommen und so dem Nom. Voc. und Acc. noch andere Pluralcasus hinzugefügt wurden. Das Element *as* hat man nicht auf die gleiche Weise behandelt.

Seinem ablativ-genitiv-locativischen Sinne nach bildete es Adverbien, z. B. von Zahlwörtern skr. *dvís, trís, catúr* (für *caturs*, zd. *cathrus*) oder von Praepositionen, skr. *avás-, upárish-* und ähnl. (vor *-tât* S. 432), vedisch *páris*, zd. *vis*,

'I conjointly', *tecum* 'thou conjointly' bedeute. Anknüpfend an diesen tamulischen Plural bemerkt Pott Doppelung (1862) 48 Anm., dass sich 'ja auch das *s* als Pluralzeichen der indogerm. Sprachen etwa aus dem athroistischen *sa* (mit) deuten liesse'. Und so schon 1860 Schleicher Die deutsche Sprache 237. Sehr einleuchtend ist auf den ersten Blick Potts Erklärung von *sma*. Diese aber auch nur darum, weil ein Nomen *sama* daneben zur Verfügung steht: vgl. ahd. *manno lih, dingo lih*. Geben wir den Zusammenhang mit dem Locative zu, so haben wir nur Partikeln zur Verfügung: in ihnen müsste, wie Pott von *sa* annimmt, die Doppelbedeutung stecken.

paitis, pairis, altpers. *abis, patis,* gr. *ἀμφίς,* gr. lat. *ἐξ ex, ab, abs* usw.[1] Vgl. oben S. 430 *δις* und S. 431 *tas.*

Ein solches Adverbium war *bhjas,* das uns im Singular des Personalpronomens begegnete. Der Ausgang *as* legte jedoch eine Umdeutung und specielle Beziehung und Einschränkung des Suffixes auf den Plural nahe, und indem so scheinbar das Pluralzeichen an die Casusendung getreten war, gab es das Vorbild ab für andere falsche Bildungen. Vgl. Pott Etym. Forsch. 2, 630. Eine solche ist vielleicht schon *bhjams,* doch können dafür noch zd. Adverbien aus Praepositionen wie *frăs, apăç, parăs* (vgl. skr. *sans-krta*) angeführt werden, worin jenes *s* an Neutralformen auf *as* getreten scheint, die sich jedoch nicht gesondert nachweisen lassen. Ganz gewiss aber beruht das Suffix *ns* (für *ms*) des Acc. Plur. nur auf falscher Analogie.

Ein solches Adverbium war ferner *âis* und seine Beschränkung auf den Plural ging in derselben Weise vor sich. Dagegen wird das gleichgebildete Pronomen *adás* wol der Analogie der Neutra auf *as* seine Geltung für Nom. Acc. Sing. Neutri verdanken. Es ergänzt den Stamm *am* und den Nom. Sing. Masc. und Fem. *asâu.* Die Vermuthung wird nicht allzu verwegen sein, dass wir darin eine Weiterbildung des neutralen Determinativs *d,* Grundf. *ada,* vor uns haben: S. 425.

---

[1] Ueber dies *s* vgl. Curtius Gr. Etym. 36. 264. Als Genitivformen führt hierher gehörige Praepositionen Weber Ind. Stud. 2, 406 f. auf (vgl. Benfey Gramm. f. Anf. S. 291 Anm. 3). Neben den zd. Adv. auf *s* finden sich Formen auf *sha* (*frasha* 'vorwärts', *apasha* 'rückwärts'), womit schon Windischmann, dem Spiegel Altbaktr. Gramm. 203 beistimmt, griech. *πρόσσω, ὀπίσσω* verglich. Das leuchtet auch mir ein: als Grundf. des Suffixes wäre zunächst *svâ* anzusetzen. Anders Curtius Etym. 256.

Auch *smas* im Nom. Plur. der Personalpronomina, resp. *sas* in der Nominalflexion, kann nichts anderes sein als eine mit *sma* vollkommen gleichbedeutende Adverbialform. Merkwürdig daher, dass es unseres Wissens auf den Nominativ beschränkt war, und neutrale Nomina von seiner Verwendung gänzlich ausgeschlossen erscheinen. Aehnlich wie das Pluralzeichen *as* nur im Zend der ausschliesslichen Neigung für Masculina und Feminina widersteht. Worin kann das seinen Grund haben?

Ich denke, dasselbe Motiv, welches im Singular der Neutra Anfügung eines Determinatives herbeiführte, bewirkte dass im Plural die Neutra sich abzusondern suchten, indem sie die ältere Form des Plurales *(â, a)* beibehielten. Was aber *sma-s, sa-s* betrifft, so mag man das ausl. *s* als Nominativzeichen angesehen haben. Dies kann jedenfalls verhältnismässig spät erst geschehen sein.

Es gibt für den Nominativ dreierlei Bezeichnungsweisen: erstens Vocalverstärkung des Bildungssuffixes, zum Theile mit Veränderung des Themas; zweitens beigefügtes *âm;* drittens Anhängung von *s*.

Unbezeichnet bleibt der Nominativ im Plural; im Neutrum, gleichviel ob es mit einem Neutralzeichen *(d, m)* versehen sei oder nicht; im Femininum auf *â, î (yâ), û (vâ);* in den Pronominalsuffixen *ma, tva* des Verbums, sofern sie als Subjecte anzusehen. Ausserdem im Demonstrativum *sa:* das Zd. regelmässig und das Skr. in gewissen Fällen verwenden zwar allerdings die Grundf. *sas,* aber dem gewöhnlichen skr. *sa* entspricht goth. *sa,* gr. *ὁ,* im Gâthâdialekt einmaliges *hé* (vgl. *ké, yé*). Und auch das Lat. muss den Nom. *se* (vgl. die alten Formen *sum, sam, sos, sas* und die osk. Stämme

ek-so, ei-so, umbr. *eso, ero*) einst besessen haben. denn d· seine Pronomina ausser den *i*-Stämmen *is* und *quis* setz·: ein solches Vorbild voraus.

Die erste Art des Nominativausdruckes nehme ich in mehreren Fällen an, in denen man unberechtigt einstiges s und verschiedene andere Consonanten abfallen zu lassen pflegt. Man legt sich die Lautgesetze der Ursprache nach willkürlichen Hypothesen zurecht. Wenn das Skr. die Nominative *bháran* (Thema *-ant*) und *yávîyân* (Th. der starken Casus *ân*· bildet, so hat es ohne Zweifel nach seinen Lautgesetzen die auf *n* noch folgenden Consonanten verloren, und das Lat. lässt in *ferens, juniôr* die Grundf. *-ants, -âns* (wol niemals *-âns*) erkennen. Aber mit *rấjâ* (Stamm *-an*), *pitấ* (Stamm *-tar*. *dúrmanâs* (Stamm *-as*) verhält es sich wesentlich anders.

Zu *dúrmanâs* stimmt, abgesehen vom Accent, gr. *δυσμενής* genau.

Dem Nominativ *-â* von Stämmen auf *an* correspondirt im Lat. gleichfalls *â* (*homô*), im Griech. *ân* (*ποιμήν*), worauf auch die germ. (vgl. S. 207) und lettoslav. Form beruht. Eine alte Dittologie mithin, das eine Gebilde mit, das andere ohne Wahl verschiedener Themagestalt. Das Thema ohne *n* bestätigt sich auch im Nom. Acc. Sing. der Neutra z. B. *vártma* und vor consonantisch anlautenden Casusendungen. sowie als zweites Glied der Composita (Benfey Vollst. Gramm. 256 § 639).

Die Stämme auf *tar* habe ich schon oben S. 177 ff. behandelt: der lat. Nominativ kann stark gekürzt, auch durch den Vocativ (skr. *pítar*) beeinflusst sein: *târ* dürfen wir als westarische Grundf. ansehen. Den ostarischen Nominativen auf *tâ* steht im Griech. und Lat. ein gleichlautendes Stammbildungssuffix gegenüber. Vgl. Curtius De nominum graec.

form. p. 33 ff.; Bopp Vergl. Gramm. 3, 187. 371; Benfey KZ. 9, 109 ff.; L. Meyer Vergl. Gramm. 2, 335 ff.; Schleicher Comp. S. 442 ff. Völlig aufgeklärt sind sie noch nicht.[1]

Absicht der ganzen Bildungsweise ist nichts anderes als Auszeichnung des Subjectes durch die einfachsten zur Hand liegenden Mittel.

Der gleiche Zweck wird durch *ám* erreicht, das in *agh-ám, tu-ám, vaj-ám, juj-ám* (oben S. 363), *andvâ'm, judvâ'm* (vgl. S. 374), ferner in ostar. *ay-ám, iy-ám, id-ám* (vgl. S. 192) vorliegt, uns in lediglich verstärkender Function schon sonst (S. 401. 407) begegnete und von dem hervorhebenden *â* (S. 409 f.) nicht wesentlich verschieden ist. War die S. 411 vorgeschlagene Deutung als Neutrum des Demonstrativums *a* richtig, so lehrt sie uns wie ungemein jung diese Nominativbezeichnung ist. Wir müssen sie für jünger als die jüngsten der obliquen Casus, die mit Neutralform, erklären.

[1] Uebergang des Suffixes *tar* in *ta* nimmt Fr. Müller Zend-Studien 2, 6 (Wiener Sitzungsber. Bd. 43) in dem zd. Nom. *pitô* an. Von Stämmen auf *târ* scheint gleichfalls ein Nominativ auf *ô* nicht zu läugnen: Spiegel Altb. Gramm. 162. 163. Vielleicht beruht dies *ô* ganz einfach auf Verdunkelung von *â*. Dass das *tâ* des Nom. nicht aus rein phonetischen Gründen für *tars* steht, ersieht man aus dem zd. Nominativ *âtars* (Spiegel 164 Anm. 4) und dem Gen. *nars* (woneben Nom. *nâ* wol nach Analogie der *tar*-Stämme, Spiegel 166). — Einige andere Formen die Spiegel verzeichnet, scheinen eine besondere Auffassung zu erfordern. Es hat den Anschein, als ob vor auslautendem *s* einer, auch zwei Consonanten ausgeworfen wären. So Acc. Pl. *yâo* St. *yâre* (167, N. 13), für *yâs, yârs*. Gen. Sing. *hû* neben *hûrô* St. *hvare* (168, N. 16), für *hvô, hvas, hvars*. Nom. Sing. *napâo* (vgl. altpers. *napâ*), *napâoç-*, St. *napât*, für *napâs, napâts;* Nom. Sing. *napô*, St. *napat*, für *napas, napats* (164, Anm. 4). Nom. Sing. der St. auf *ant* regelmässig *âo*, daneben *âç* und *ô* (158), offenbar für *âns, âs* und *ans, as:* zu letzterem stimmt der Nom. Acc. Sing. Neutr. *-yô*, St. *yanh* (164 f.), für *yans, yas*. Die Nom. Sing. *-va*, St. *-vant* (160 § 140) wol nach Analogie der St. auf *van*, wie umgekehrt *verethravâo* St. *verethravan* (156 § 137) nach Analogie der St. auf *vant*.

Und gleichwol zeigt ihre Beschränkung auf das Pro-nomen, dass sie noch immer die Nominative mit *s* an Alter überragt.

Das Nominativ- oder Subjectzeichen *s* dient Masculinis und Femininis. Es muss dem todten Neutrum gegenüber das Lebendige bezeichnen. Aber auch von den Femininis auf *â* hält es sich fern, während *âm* unterschiedslos an das Neutrum *id (id-âm)* und das Fem. *î* für *yâ (iy-âm)* getreten ist. Wir können uns unmöglich bei einem Aufschluss über beruhigen, der diesen Gegensatz nicht erklärt. Wenn nichts weiter als das Pronomen *sa* darin steckt, wie Bopps Deutung will, warum trat nicht *sâ* an die Feminina, und zwar an alle, auch die auf *â*? Abfall des *sâ* oder auch nur des *s* vorauszusetzen, liefe aller unserer sonstigen Kenntnis zuwider.

Das *s* ist klärlich nicht blos Subjectszeichen, sondern ein Determinativ, wodurch der gegebene Begriff als Glied einer bestimmten Kategorie von Wesen hingestellt wird.

Die Wörter auf *â* charakterisiren das Zarte, Schwächliche, Stillwirkende, Unselbständige: vgl. insbesondere Jac. Grimm Kl. Schr. 3, 371 ff. Sie bedürfen eines weiteren Determinativs nicht mehr, ihr Stammauslaut *â* ist ihnen Determinativ genug. Das Leben kann zwar diesen Bildungen auf *â* nicht abgesprochen werden, wol aber das Lebendige. Ein Leben höherer Art, von mehr Kraft und selbstherrlicher Thätigkeit, einen geistigeren Zug möchte man in den Wörtern suchen, die weder unter die Neutra noch die *â*-Stämme sich einreihen: es bedarf freilich näherer Untersuchung, um die genau richtige Formel dafür zu finden. Trifft die gegebene nur im allgemeinen zu, so versteht sich ganz wol, dass Masculina und Feminina darunter begriffen werden.

Die Scheidung überhaupt erinnert an den Gegensatz zwischen Lebendem und Todtem, der sich in gewissen nordamerikanischen Sprachen tiefgreifend durch die ganze Grammatik hindurchzieht.

Der speciellen Anwendung im Arischen, welche diese Charakteristik nur dort eintreten lässt, wo das Lebendige als das Wirkende hingestellt wird, im Nominativ, entspricht genau, dass wir skr. *sa, sâ*, zd. *hô, hâ* usw. als Nom. Masc. Fem. neben dem Stamme *ta* der obliquen Casus und des Neutrums, dass wir den skr. Nom. Masc. Fem. *asâ'u* neben dem Nom. Acc. Neutr. *adás* und dem *am, amu* der übrigen Formen, dass wir desgleichen zd. *hâu*, altpers. *hauv* gegenüber dem Stamme *ava* der obliquen Casus finden. Wie wenn gerade in diesem wunderlichen räthselhaften *asâ'u* die Auflösung des Räthsels steckte das uns beschäftigt? Es gibt ein skr. Masc. *ásu* 'Lebenshauch, Leben'. Davon der Locativ nach der S. 390 beschriebenen Weise: *ásâu.*[1] Wie wenn einst dies *ásâu* 'im Leben' d. h. 'im Leben befindlich, lebendig' den Wörtern, die wir jetzt mit Nominativ-*s* finden, anstatt des *s* nachfolgte?

Asu kommt, sofern es Leben bedeutet, einem Nomen Actionis von der W. *as* 'verweilen, existiren, sein' gleich: Leben ist gesteigerte Existenz. Der Zusammenhang wird unzweifelhaft durch zd. *aṅhu* im Sinne von 'Ort' und 'Welt'.

Nun wissen wir, dass ursprünglich jede nackte Verbalwurzel als Nomen Actionis flectirt werden konnte. Möglich ist daher neben dem angenommenen *ásâu* ein gleichbedeutender Locativ *asa* mittelst Suff. *a* (S. 407) von W. *as*.

---

[1] Anders jetzt Zimmer QF. 13, 18: er sieht in skr. *asâ'u* eine Composition der drei Pronominalstämme *a-sa-u*.

Aus dem letzteren kann in Ansehung der Laute das Nominativ-*s* sehr wol entstanden sein: mit Aphärese *sa*, und nach geschehener Verschmelzung Verlust des *a* der letzten Silbe. Die Bedeutung stimmt wie es scheint ganz genau. Gerade der Begriff eines Lebens höherer Art bildet sich in *asu* und seinem Derivat *asura* allmälich immer mehr heraus, einerseits im Zend der Herr, der höchste Herr, andererseits im Skr. die Geister, die Götter, der höchste Himmelsgeist, vgl. Spiegel Beitr. 4, 326.

Aber damit ist noch nicht Alles erklärt. Wie kommt der determinative Locativ in den Nominativ eines Demonstrativums?

Neben dem Pronominalstamme *sa* scheint die Nebenform *as* existirt zu haben. Wenigstens könnte man in der lat. Conjunction *ast* (nach Aufrecht-Kirchhoff 1, 107 gleich einem skr. *at-tham;* nach Corssen Vocalismus 2, 278 aus *at st*) ein davon mittelst *ta* oder *tha* gebildetes Adverbium vermuthen, wenn anders das parallele *at* S. 432 richtig erklärt wurde. Und im umbr. Stamme *esto,* lat. *isto* dürfte sich dasselbe *as* mit dem Stamme *ta* — gleichsam ein umgekehrtes *dieser (ta,* mehr *sa)* — componirt haben, altpreuss. *sta* wie lat. *ste* (Lachmann zum Lucr. S. 197; Schuchardt Vocalismus des Vulgärlateins 2, 368) mit Verlust des anlautenden *a*. Auch das umbr. Adv. *este* (ita) könnte hierher gehören.

Denken wir an die obigen *am-a* (S. 351) und *at-a* (S. 425), so werden wir uns vielleicht geneigt fühlen einen Nominativ *asá,* woraus *sa* durch Aphärese des ersten *a* entstanden wäre, zu statuiren.

Dieses *asá,* glaube ich, vermischte sich im Sprachgefühle mit dem determinativen Locative von W. *as* Im

Locativ *asá* wie im Locativ *ásâu* wurde nur noch ein Pronomen empfunden, demgemäss wol *asâ'u* nach dem Muster von *asá* accentuirt, und dem *sa, sâ* wie dem *asâ'u* nach Massgabe der Determinative vorzugsweise (nicht ausschliesslich was den Stamm *sa* betrifft) der Nominativ Masculini und Feminini als Provinz zugewiesen: wenn auch damit für die Stämme *sa* und *as* nicht aller anderweitige Gebrauch abgeschnitten war.

Dass nachher *asâ'u* sich als Determinativ ganz verlor und nur die kürzere leichtere Form in Verwendung blieb, wird uns kaum überraschen.

DIE STAMMBILDUNG.

Die achte Pluralform, worin der Stamm ganz unverändert bleibt, fordert noch unser Nachdenken heraus.

Wir sahen sie beschränkt auf Stämme mit schliessendem *an* und *as*. Neben den ersteren stehen wieder vedische Locative wie *carman*, und bei dem locativischen Charakter des Ablativs darf auch der zd. Abl. *bareçman* (Justi 212b, Spiegel 156) herbeigezogen werden. Neben die letzteren kann ved. *rájas* für *rájasas* (Benfey Vollst. Gramm. 301, Anm. 1) gestellt werden.

Was haben diese Stämme vor anderen voraus? Wir sahen die im Sprachgefühle mit dem Nominativzeichen identificirten Pron. *sa* und *asâu* ohne Nominativ-*s*. Offenbar weil sie durch die Identificirung Nominative an sich wurden. Ebenso erhielten, glaube ich, jene Stämme kein Locativzeichen, weil sie Locative an sich waren und das Bewusstsein davon spät genug erlosch.

Erscheint die Behauptung verwunderlich? Man erwäge Folgendes.

Fast niemand zweifelt, dass die Pronomina eine Hauptrolle in der Stammbildung spielen. Aber ich habe unter den vorhandenen Darstellungen vergeblich nach derjenigen gesucht, welche einen hinlänglich klaren Einblick in die Art und Beschaffenheit dieser Rolle verstattete.

Zum Theil kann an syntaktische Fügungen wol gedacht werden. Wenn Adjectiva mittelst *ja* gebildet werden, so hält es nicht schwer mit Bopp des Relativs *ja* zu gedenken (vgl. Kap. IX). Und wenn Adjectiva mittelst *ka* gebildet werden, so mag man sich eine Ausdrucksweise vorstellen, die mit starkem rhetorischem Effect den Adjectivbegriff voraufschickt und das zugehörige Substantiv durch ein Interrogativ ankündigt: 'ein guter. — wer? ein Mann'.

Eine Gruppe anderer Suffixe scheint aus Stoffwurzeln herausgebildet zu sein.

So dürfte den Superlativsuffixen *ma, va, ta* der Sinn der Grösse innewohnen.

Ich vermuthe eine alte Wurzel *am* 'angefüllt sein. sich anfüllen' und activ 'füllen'. Freilich für skr. *am* wird das blosse 'gehen' als Bedeutung angegeben. Aber vergleicht man die Verwandtschaft dieses seltenen Verbums und die Wurzeln *mâ* 'messen' und *ma, man* 'denken', so zeigt es bald ein anderes Gesicht. Ich verzichte auf Darlegung der ganzen Verzweigung.

Die geistige Erfüllung mit etwas ist das Denken, die Begeisterung, die Wuth und alle starke Gemüthserregung. selbst Heiterkeit (vgl. W. *man* bei Curtius Etym. 279); aber auch ungestüme Bewegung: dies ist jenes skr. *am*, das sich bis zur Bedeutung heftigen Anfalles, der Beschädigung (daher

auch Mangel), der Krankheit steigert. Von etwas erfüllt sein ist hartnäckiges Bleiben bei etwas: gr. *μένω*.

Das active Anfüllen scheint der W. *mâ* 'messen' zu Grunde zu liegen, insofern dabei von dem Messen der Flüssigkeiten ausgegangen wird. Dazu stimmt die Entfaltung sehr gut: 'in eine Form giessen' wird leicht allgemein 'in eine Form bringen, bilden, zurichten'.

In der Erregung liegt schon die Vorstellung der Steigerung. Oder wenn wir auf die Grundbedeutung zurückgreifen: das Leere das angefüllt wird (man denke an einen Schlauch oder Sack) schwillt auf, wächst, vergrössert sich. Daher der Begriff des Wachsens, der Ausdehnung nach allen Dimensionen, der Grösse und Macht in *ma* mit dem Determinativ (wenn man es so — nicht ganz bezeichnend — nennen will) *gh: magh, mag.*

Diese letzte Bedeutung scheint die Quelle des Superlativsuffixes.

Für *va* erinnere ich an W. *av* sättigen, erfreuen, sich sättigen, sich erfreuen, lieben. Daran schliesst sich *va-n* begehren und *va-r* wählen. Wie skr. *vara* erwählt, ausgezeichnet bedeutet, so liesse sich derselbe dem Superlativ sehr gemässe Sinn in *va* vermuthen. Doch könnte die Grundbedeutung von *av* ebenfalls anfüllen sein und der Uebergang sich ähnlich wie bei *ma* vollzogen haben. Vgl. mit skr. *am* zd. *av* 'gehen, sich wenden zu'.

Im Suff. *ta* Ausdehnung und Grösse anzunehmen, berechtigt schon die W. *ta, tan* 'dehnen'.

Ich bin ferner überzeugt, dass die Comparativsuffixe *tara* mit W. *tar* (sich hinbewegen über, sich hinausbewegen über), *ra* mit W. *ar* (sich erheben) zusammenhängen, und dass *jans* eine participiale Bildung ist von W. *i* als 'aus-

gehen von etwas' (Petersb. Wb.): man bemerke dass der übertroffene Gegenstand im Ablativ steht und dass ein Bewegung den Punct von welchem sie anhebt, hinter sich läss.

Vollends die Abstracta auf *tât* werden noch vom Zend als Composita, *tât* als selbständig ablösbares Wort gefühlt. Justi 133 b, Spiegel Gramm. 91, 46. Es kann nicht aus einem Demonstrativum stammen. So wenig als unser *-thum* oder *-heit*. Dem ersteren scheint es am nächsten zu stehen.

Ich halte aber auch für möglich, dass das Suff. *ju* auf W. *ju* (verbinden) zurückgehe. Ebenso scheint Suff. *sja* auf W. *si* (binden) zu beruhen, in zd. *pañcôhya* (zu fünfen angeschirrt), skr. *dhênu-šyâ* ('die verpfändete Kuh', jung bezeugt, aber wol ein alter Rechtsausdruck) seinen eigentlichen Sinn sogar in sehr specieller Anwendung zu bewahren (vgl. *bandhaka* Verpfändung von W. *bandh* binden), in *manušya* (Mensch) dagegen, so wie als Relativum und Genitivpartikel nur im allgemeinen Verbindung mit etwas, Verhältnis zu etwas zu bezeichnen.

Gerade an diesem letzten Beispiel zeigt sich aber deutlich wie die Grenzen zwischen Stoff- und Form-, prädicativen und demonstrativen Wurzeln in einander verfliessen.

Das Suff. *sja,* wenn es den angegebenen Ursprung wirklich hätte, müsste doch nach seinem thatsächlichen Gebrauche in ein pronominales Compositum aus *sa* und *ja* umgedeutet worden sein. Aber die Wurzel *si* selbst, auf die wir es zurückführten, was unterscheidet sie in ihrer Grundanschauung vom Stamme *sa, si* als Raumpartikel genommen? Verbindung, Beisammen hier wie dort.

Auch andere Berührungen der beiden scheinbar so streng geschiedenen Wurzelclassen halte ich für sicher. Von Webers

Aufstellungen über die Praepositionen (Ind. Stud. 2, 406) haben gewiss einige Bestand. Und überhaupt: was unter Stoffwörtern wie Hilfsstämmen in letzter Analyse lautlich zusammenfällt, das muss auch in Bezug auf den Sinn identisch sein.

Wir werden noch später sehen, wie aus Fülle, Stärke, Grösse der Begriff der Entfernung entspringt. So hängt *am* 'jener' mit *am* 'füllen', *ava* 'jener' mit *av* 'füllen' zusammen.

Damit soll aber nichts weniger gesagt sein, als dass alle Pronomina und Praepositionen Abschwächungen von materiellen Wurzeln sein müssen. Im Gegentheil erweisen sich vielleicht umgekehrt die einfachen Raumvorstellungen als weitaus die reichste Quelle der Wurzelbildung.

Gleich in jenem *sa, si* steckt wie wir wissen die Zweizahl, in Wurzeln mit anlautendem *bha, bhi* wurde sie ebenfalls vermuthet (S. 405). Wenn die bisher angenommenen Lautgesetze der arischen Ursprache nur einigermassen richtig sind, so können Wurzeln mit anlautendem *va, vi* zum Theil ebenfalls hierher gehören. Ja falls die obige Deutung von *ju-sma* sich bewährt, so dürfen wir die W. *ju* herbeiziehen. Und was folgt nicht Alles aus der Grundanschauung der Paarung, der Verbindung! Mit einem Orte verbunden sein ist: da wohnen. Sich in diese Verbindung begeben ist: eintreten, usw.

Andererseits die Zweizahl im Sinne der Trennung. Theilen und Durchdringen (Erkennen, Strahlen), Scheiden und Zurückweichen, Biegen und Fliehen hängen daran. Dann Zweifeln (Leo Meyer KZ. 7, 213; Schleicher Beitr. 1, 499), Zittern, Furcht. Ferner Zwietracht, Feindschaft, Hass, Krieg: doch vielleicht gehört Kampf zu Verbindung, vgl. handgemein

werden (vgl. W. *sag* oben S. 251). Endlich Spalten, Zermalmen, Tödten, Ueberwinden, aber auch Kauen, Essen.

Wir glaubten zu erkennen, dass die Zweizahl auf dem Dort und seiner Steigerung beruhe.

Sich zu einem dortigen machen heisst: sich von hier hinwegbegeben, sich ausdehnen,[1] gehen. Ein Ding zu einem dortigen machen, es *dortigen*, wenn man so will, heisst: werfen (*as*). Und wie *jaceo* von *jacio* kommt, so beruht auf dem Werfen das Liegen, Sitzen (*âs*), Bleiben, Festsein, Beharren, Sein (*as*), wofern diese Wurzeln nicht auf die Zweizahl im Sinne der Verbindung, des Wohnens zurückgehen.

Das Dortige ist das Aeussere. Sich einer Sache entäussern, sie verschenken fällt also hierher. Aber alles Thun ist Aeusserung der Kraft. Und das Tönen kann ebensowol als Aeusserung wie als etwas Durchdringendes bei der Benennung aufgefasst worden sein.

Ich bilde mir nicht ein, dass die vorstehenden Bemerkungen ausreichen werden, um irgend jemand von den Wurzelerklärungen zu überzeugen, die er zwischen den Zeilen leicht erkennt. Ich stelle sie nur als Programm hin für eine künftige Untersuchung, deren Ziel S. 24 schon angedeutet wurde und deren Möglichkeit nur derjenige bestreiten kann, der mit Renan u. A. die Wurzeln wie ein unantastbares Heiligthum ansieht, an welchem nicht experimentirt werden

[1] Ich nehme also den Zusammenhang zwischen *ta* 'dort' und *ta, tan* 'dehnen, ausstrecken' an, den M. Müller Vorl. 1, 224 f. bestreitet. Ich weiss nicht, gegen wen seine Polemik sich richtet. Ich finde die Ansicht übrigens bei Benloew De quelques caractères du langage primitif (Paris 1863) S. 40. Ebendaselbst noch andere Gleichungen, z. B. W. *ju* mit *ju-sma*, die natürlich ganz anderer Begründung bedürfen, sollen sie Geltung erlangen (vgl. oben S. 358 Anm. 2).

dürfe. Die Beachtung der Wurzelvariation, die Abscheidung von sogen. Determinativen muss der erste Schritt zu noch weiter gehender Analyse sein. Der Wurzelvorrath unserer Sprachen gleicht einem alten verblassten Manuscript, von dem wir Enthüllung der wunderbarsten Geheimnisse erwarten dürfen, falls nur einst die richtige Tinctur sich findet, welche die vieltausendjährige Schrift erhellt.

Doch was sage ich: der erste Schritt, was sage ich: einst! Ist nicht vor vierunddreissig Jahren schon von Pott wie der erste, so der zweite Schritt gethan, indem er von den Wurzeln Praepositionen ablöste, welche er als einfacheren Wurzeln vorgefügt betrachtete?

Die Einwendungen sind mir nicht unbekannt, welche von den strengsten, besonnensten, gewissenhaftesten Forschern gegen diese Pottschen Wurzelanalysen erhoben wurden. Ich theile viele ihrer Bedenken im einzelnen. Auch mir ist es nicht zweifelhaft, dass Praepositionen wie Pronomina und überhaupt alle Redetheile meist Flexion angenommen haben in der actuellen Sprache oder doch bei Feststellung ihrer Formen als flectirt gefühlt wurden. Und hier wie sonst möchte ich darauf dringen, dass wir das Gesetz der Verstümmelung erst erforschen, ehe wir uns mit der Annahme grosser Entstellungen allzuweit vorwagen. Hier wie sonst möchte ich vermuthen, dass nur lautgesetzliche Veränderungen und Verlust eines unbetonten *a* mit Recht zugelassen werde: daneben dürften höchstens die 'Missverständnisse' und 'falschen Folgerungen' eine gewisse beschränktere Geltung behaupten. Ich meine Fälle wie *vi* für *matvi* (S. 357), *khshma* für **yughsma* (S. 358), *maṭ* für *samaṭ, smat* (S. 391), wo in alter Zeit Composita falsch zerlegt oder Ableitungen als Composita missverstanden und das gefolgerte zweite Compositionsglied im

Sinne des ganzen wirklichen oder vermeintlichen Compositums gebraucht wurde.

Theoretisch aber scheint mir festzustehen, dass wir berechtigt sind, nach Praepositionen als Bestandtheilen der Wurzeln zu suchen.[1] Nur müssen diese Praepositionen *selbst* in ihrer Wurzelgestalt auftreten, die Wurzel die wir prüfen muss sich als Compositum darstellen. Mit der späteren Modification des Verbalbegriffes durch begleitende Praepositionen lassen sich jene componirten Wurzeln sehr wol vergleichen: die beiden Erscheinungen verhalten sich im wesentlichen wie eigentliche und uneigentliche Composition nach Jacob Grimms Unterscheidung (vgl. S. 82).

Eben so fest steht meiner Ansicht nach unsere *Berechtigung*, Casussuffixe für Praepositionen zu erklären. Auch hier selbstverständlich Praepositionen in Wurzelgestalt. Wenn wir eine älteste Sprachperiode voraussetzen, wie wir müssen, in welcher als Wörter nur Wurzeln fungirten, wie sollte, wie konnte daraus denn Flexion anders entstehen, als durch Verbindung von Sachwurzeln mit Wurzeln, welche die Beziehungen der Sachen unter einander ausdrücken? Und in der That wird dies so allgemein zugestanden, dass ich für die Mehrzahl der Sprachgelehrten kaum eine Theorie zu widerlegen brauche, in welcher durch verborgene sonderbare

---

[1] Der Accent liegt auf 'theoretisch' und auf 'suchen'. Es scheint mir noch nicht an der Zeit hierüber abzusprechen: dass die Suchenden finden müssten, habe ich nicht behauptet; sondern nur dass wir die Zerlegung der Wurzeln wagen und auf das mögliche Auftreten von Praepositionen dabei gefasst sein müssten. Die Analyse durch Abscheidung der Determinative hat jetzt August Fick in dem Aufsatze 'Wurzeln und Wurzeldeterminative' (Vergl. Wb.[2] 927—1044, Göttingen 1870; wieder abgedr. 1874 in der dritten Aufl. 4, 1—120) durchgeführt: ein grossartiger Versuch, rühmenswerth für immer, wenn auch die fortschreitende Wissenschaft im einzelnen vielfach darüber hinausgehen oder davon abweichen sollte.

Processe die Flexionssuffixe wie Baumharz von den Wortstämmen gleichsam ausgeschwitzt werden: organischen Wachsthum nannte man es ehemals.

Für Beziehungsausdrücke der Dinge also suchen wir eine Anknüpfung: wo werden wir natürlicher nachfragen als bei den Redetheilen, welchen eben dieses Amt in den lebendigen Sprachen anvertraut ist, beim Pronomen, bei der Praeposition, bei der Conjunction? Ja für die specielle Art der Beziehung, um die es sich in den meisten Casusformen handelt, bietet sich die Praeposition ganz allein dar: 'Wortverhaltwort' hat sie Pott genannt, um den unbequemen ärgerlichen Namen zu beseitigen, 'Wortverhaltwurzel' könnten wir für die älteste Zeit sagen, 'Wortpartikel' würde durchweg passen.

Doch alle solche Bezeichnungen, Erwägungen und Allgemeinheiten treffen die Sache nicht mit der äussersten Schärfe. Um ihrer selbst willen werden sie auch hier nicht vorgebracht. Worauf es ankommt ist nur dies: dass uns das Recht nicht verkümmert werde, in der Prüfung der Casussuffixe zu verfahren wie überall sonst: aus der nachweislichen Identität des Lautes und der Bedeutung auf ursprüngliche Identität der Wörter im sprachschaffenden Geiste zu schliessen.[1] Hier wie sonst dürfen wir von Einzelerkenntnissen zu Einzelerkenntnissen fortschreiten, allmälich uns zu wachsenden Verallgemeinerungen erheben und aus dem gewonnenen Allgemeinen theils zurückblickend das Einzelne berichtigen, theils vorwärtsblickend uns die Tastorgane und Fühler anbilden für den ferneren pfadlosen Weg.

---

[1] 'Wenn das was lautlich gleich ist auch der Bedeutung nach zusammengebracht werden k a n n, so haben wir alle Ursache es für identisch zu halten.' G. Curtius Zur Chronologie S. 244.

Schon die vergleichende Forschung, welche in gegenwärtigem Kapitel den formalen und materialen Theilen der Sprache gewidmet wurde, lässt sich auf ein allgemeines Resultat bringen.

Die Wortpartikeln sind Raumpartikeln. Aus ihnen entstehen Pronomina und Zahlwörter, und sie werden als Casussuffixe verwendet. Aus Raumpartikeln, Pronomina und Zahlwörtern entstehen Conjunctionen, Satzpartikeln, zum Theile durch weitere Formation mittelst der Wortpartikeln.

Wortstämme entstehen, so viel wir bis jetzt wissen. durch Anfügung von Pronomina oder von (zum Theile formirten) Verbalwurzeln. Letztere enthalten entweder Grössenbegriffe oder bezeichnen ein Verhältnis, ich meine die Verbindung, welches durch ein Zahlwort resp. eine Raumpartikel ganz ebenso gut ausgedrückt werden konnte und in der Flexion wie in selbständigem Gebrauche thatsächlich ausgedrückt wurde. Ja es scheint, als ob gerade diese Verbalwurzeln wie manche andere nur auf einer Raumpartikel 'dabei, beisammen' ursprünglich beruhten.

Unwillkürlich erhebt sich die Frage: sollen nur die Abkömmlinge von Raumpartikeln zur Stammbildung verwendet, die Raumpartikeln selbst aber davon ausgeschlossen gewesen sein?

Unserer Frage kommt eine vielleicht bestätigende Beobachtung entgegen: viele Stammbildungssuffixe lassen sich in keine der beiden Erklärungsweisen einbeziehen und weder auf Pronomina noch auf Verbalwurzeln zurückführen.

Nehmen wir das verbreitetste zum Beispiel: *a*.

Das Suffix *a* steht bekanntlich in zweifacher Verwendung. Betont mit reinem Wurzelvocale bezeichnet es Nomina

Agentis. Unbetont, mit Betonung und infolgedessen Dehnung resp. Gunirung des Wurzelvocales bezeichnet es Nomina Actionis. Beide Wortarten finden wir in der Conjugation als sechste und erste Classe wieder, beide behalten ihren Nominalaccent durch die ganze Conjugation bei und erweisen sich dadurch wie die vierte Classe als jünger neben den übrigen mit Ausnahme der zehnten (vgl. S. 222 ff. die Typen CDJ).

Wenn man sagt, *a* verleihe der Wurzel den substantiellen Sinn, es sei das allgemeine Das oder in Bezug auf Personen das allgemeine Er: so bewegt man sich in einer schwindelnden Höhe der Abstraction, auf die ich nicht zu folgen vermag. Alle meine Begriffe von Sprache sträuben sich dagegen.

Ich halte das *a* der Stammbildung für nichts anderes als das *a* der Wortbildung, will sagen: der Declination. Wir kennen seine locativische Bedeutung und praepositionale Verwendung, die vom Sinne der Verbindung mit etwas ausgeht. Wie kann aber am einfachsten und sinnlichsten der Besitzer oder Vollbringer einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Handlung ausgedrückt werden? Wie anders als wenn gesagt wird, er befinde sich in dieser Eigenschaft, diesem Zustande, dieser Handlung, er sei mit ihnen verbunden.

Die Form der obliquen Casus überhaupt ist die adverbialische. Wir dürfen daher aussprechen: die Nomina Agentis auf *á* sind als Wortstämme, als Declinationsthemen verwendete Localadverbia.

Jener nominativische Locativ *asâu* wird uns nun verständlicher, wie er seinerseits hier unsere Meinung bestärkt.

Einen willkommenen Beleg für die Bedeutung des Locatives im Arischen gewährt der sogenannte Compositionsvocal. Er ist nach Justis Untersuchungen (Zusammensetzung

der Nomina 67, vgl. Pott Praepos. 693) *â, a, i:* man erkennt die Locativendung, der erste Compositionstheil ist der Ort, die Sphäre, in welche der zweite versetzt wird.

Einen weiteren Beleg gewährt die Regel bei Benfey Ausf. Gramm. 109 § 242, 1. Es kann praefixartig unmittelbar vor die W. *as, kar, bhû* jedes Nominalthema, auch Indeclinabilia, treten, bezüglich in der Bedeutung 'das sein' oder 'zu dem (was das Thema bedeutet) machen, werden, ohne es früher gewesen zu sein'. Auslautende *a, â* werden *î*, auslautende *i, u* gedehnt, *ṛ* zu *rî:* man vgl. oben S. 410. 407 über Locativsuffixe. Das *î* bleibt lang, weil das Nominalthema oxytonirt wird.[1] Der Locativ bei Machen und Werden ist natürlich der des Zieles.

Ich fasse dieser Regel gemäss auch den sogenannten Bindevocal *i* der dritten Aoristbildung (*-i-šam* usw. oben S. 327 Anm.) als Localendung.

Und nun: bedenkt man, dass das Verbum substantivum im Satze ebensowol stehen als fehlen kann, so wird man sich unsere Nomina Agentis leicht zurechtlegen als Locative neben denen das Partic. Praes. der W. *as* fehlt.

Dazu kommt noch ein Anderes.

Die Kategorie der substantivisch gebrauchten Adjectiva ist uns hinlänglich geläufig. Wir müssen auch die Nom. Ag. auf *á* durchaus als Adjectiva und substantivisch gebrauchte Adjectiva betrachten. Ihr adjectivischer Gebrauch

---

[1] Es muss eine ganz ähnliche Construction mit vorgesetztem Nominalthema von W. *ya* 'gehen' im Altarischen gegeben haben, aus welcher die Verba der vierten Classe, die Denominativa und Causalia stammen: vgl. S. 289 Anm. 1 und jetzt Curtius Zur Chronologie 244 ff. Namentlich ist wichtig dass der skr. Accent vollkommen übereinstimmt: *vêdá-ya* oxytonirt, während das selbständige *vếda* Paroxytonon ist.

in ältester Zeit war aber kein anderer als mit oder ohne folgendes *ja* in Stammform neben dem Substantive zu stehen. Pott hat wiederholt darauf hingewiesen, dass die Congruenz, der formale Parallelismus zwischen Substantiv und Adjectiv eine Art Gedankenreim ist, welcher den wichtigen Act vollzieht, 'die innere Beziehung zwischen Accidens und Substanz, d. h. das Drinsein, die Inhärenz von ersterem im zweiten gleichsam wie ein Spiegelbild auch für die sinnliche Anschauung zurückzuwerfen und wiederzugeben' (Art. Geschlecht S. 398a). Die Congruenz ist also einfach gesagt eine Formübertragung vom Substantiv auf das Adjectiv, mithin nichts Ursprüngliches. Von einem Adjectiv auf *á* dem sein Substantiv unmittelbar folgt unterscheidet sich ein determinatives Compositum (Karmadhâraya) mit Adjectiv im ersten Theile, Substantiv im zweiten und Anwendung des Compositionsvocales *a* durch nichts als den einheitlichen Accent. Andererseits kann mit einem Adjectiv auf *á* welchem *ja* folgt, die griech. Construction verglichen werden, worin Adverbien, zwischen den Artikel und das Substantiv gestellt, zu attributiven Adjectiven werden.[1]

Die Sprache hatte, indem sie diesen Locativ schuf, zweierlei Localsuffixe zur Verfügung: *a* und *â*. Wenn sie das letztere dem Femininum zueignet, so ist dabei offenbar Symbolik im Spiele. Die Reduplication hat in manchen Sprachen deminutive Bedeutung (Pott Doppelung 99—102; Fr. Müller Novara-Werk S. 325 f. Hardeland Dajak. Spr. bei Pott S. 298 ff. und Steinthal Typen 159 ff. Mande-Sprachen § 126): man mag zunächst an Kosewörter denken,

[1] Vgl. über Suffix *a* jetzt Zimmer QF. 13, 16 ff. Ebenda 238 ff. über Suffix *â*.

in welchen die Wiederholung Stärke der Liebe oder d-- Mitleids andeutet, andere Erwägungen bei Steinthal Typ-- 161 f. Reduplication tritt aber auch am Ende des Worte- auf, so im Dakota und in semitischen Sprachen (**Fr. Müll**- Sitzungsber. 35, 56; Pott a. O. 18): insbesondere gehör- Doppelung des Suffixes hierher (Pott 122), vgl. oben S. 339 f. Unter diesem Gesichtspuncte fasse ich das *â* der Feminin. als Ausdruck der Schwäche und Unselbständigkeit in Uebereinstimmung mit dem Charakter solcher Wörter, wie er schon S. 444 angegeben.

Wer vermöchte alle einschlägigen Fragen auf einmal zu lösen. Wie werden die Fem. auf *â'* zu Abstractis? Warum sind andererseits die Abstracta (Nomina Actionis auf unbetontes *a* Masculina? Eine umfassende Untersuchung über die Motive, nach denen sich das Genus der Abstracta bestimmte, wäre nothwendig.

Wie unser Suffix und ein Localsuffix überhaupt zur Bezeichnung der Abstracta komme, vermögen wir schon eher zu sagen.

Ich lerne aus Steinthals neuestem Werke §§ 193 ff. dass in den Mande-Neger-Sprachen Wörter wie *kiri* 'Art und Weise, zusammenhängend mit *kira* Weg' und *nya* 'Weise' verwendet werden theils um Adverbia, theils um Nomina Actionis zu bilden. So mag man sich vorstellen, dass die Bedeutung des Localsuffixes sich erst zur rein adverbialischen schwächte und ein solches Adverbium dann als Abstractstamm in Gebrauch kam.

Näher liegt die Vorstellung, da die arische Wurzel selbst Nomen Actionis ist, dass die Abstracta aus dem Infinitiv hervorgegangen seien. Der Locativ der Wurzel stünde

infinitivisch als Locativ des Zieles, der Richtung, und die ganze Form wird Declinationsthema eines Nomen Actionis. Dass die Abstracta im Infinitivgebrauche späterhin selbst wieder flectirt werden, begründet keinen Einwand gegen diese Anschauung.

Wir erkannten S. 413 eine selbständige Postposition *â'i* in Formen wie *kártavâ'i.* Das selbständige Nomen, der Infinitiv, an den sie sich anschloss, muss *kártu* gelautet haben: dies offenbar die ältere Form neben der mit dem Neutralzeichen versehenen auf *tum.* Ebenso treffen wir im gr. *-μεν* und wahrscheinlich im lettoslav. *-ti* die reine Stammform als Infinitiv. Nach jenem *tu* neben *tum* sind wir berechtigt, auch für die skr. und italischen Inf. auf *am* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 280 f.) ältere Formen auf *a* zu vermuthen, wie wir sie S. 408 im Conjunctive voraussetzten und S. 445 für W. *as* hypothetisch annahmen.

Diese sind es wol, an welche wir unsere Abstracta zunächst anzulehnen haben.

Wie der Accent im Abstractum auf der Wurzelsilbe ruht, im Nomen Agentis aber auf dem Suffixe: so zeigt sich wieder (vgl. S. 337. 385), dass er zur Differenzirung dient. Nicht dass im Nomen Agentis das Suffix von höherer Bedeutung wäre, aber im Nom. Actionis ist es die Wurzel, und zum Unterschiede erhält ihn dort das Suffix.

Das *á* als secundäres Suffix zeigt sich im wesentlichen mit denselben Functionen wie das primäre *á.* Bei den skr. neutralen Collectiven wie *kâpôtá* 'ein Schwarm Tauben' von *kapôtá* könnte man die Plurale auf *â, a* herbeiziehen wollen. Allein der collective Charakter wird wol mehr im Genus als im Suffixe liegen, wie bei den neutr. Abstractis auf sec. *á* gleichfalls. 'Mehrere Wörter haben ein doppeltes

Geschlecht, bemerkt Spiegel Altb. Gr. § 241 für das Zend. wobei das Neutrum dazu dient, die Species, das Masc. oder Fem. um das einzelne Individuum zu bezeichnen. Auf diese Art ist *mereghem* das Vogelgeschlecht, *mereghô* der einzelne Vogel; *naçu* die Gesammtheit der Naçus, *naçus* der einzelne Dämon dieses Namens.'

Auf welche Stammbildungssuffixe lässt sich der Gedanke locativischen Ursprunges[1] nun fernerhin anwenden? Die Frage schliesst sich hier mit Nothwendigkeit an. Ich bin aber nicht gerüstet für jetzt, sie befriedigend und mit voller Sicherheit zu beantworten. Ueberblicken wir doch noch nicht einmal alle Stammbildungssuffixe arischer Sprachen. Und erst die vollständige Aufklärung des Ganzen gewährt zuverlässiges Licht für das Einzelne.

Wie sollte ich wagen zu bestimmen, ob überall das Suff. *ja* dem Relativstamm entspross wie oben angenommen wurde, oder ob daneben auch das Localsuffix *ja* (S. 411) ihm zu Grunde liege. Oder endlich ob die beiden unter einander zusammenhängen, etwa beide Locative des Stammes *i*.

Am meisten fühlt man sich versucht, bei dem Gerundium auf *ya* an den Locativ zu denken. Dasselbe Suffix tritt im Partic. Fut. Pass. auf, und man wird den Locativ des Zieles

[1] Dieser Gedanke gehört dem Rev. Richard Garnett, der ihn in dem Aufsatze On the formation of words from inflected cases (Transactions of the Philol. Soc. 3, 9—15. 19—29; Philol. Essays 260 ff.) meines Wissens zuerst aussprach. Dagegen M. Müller Vorl. 2, 18. 538 N. 33. Dass ich jenen Aufsatz erst nachträglich kennen lernte und daraus obiger Darstellung nichts hinzugefügt habe, bemerke ich nur, weil das Zusammentreffen zweier unabhängiger Forscher für die Wahrscheinlichkeit ihrer Ansichten einigermassen ins Gewicht fällt. [Derselbe Vorgang in späteren Sprachepochen sind Fälle der Hypostase wie *zufrieden* S. 28.]

in einer Form nicht verkennen, welche im Deutschen *zu* mit dem Infinitive wiedergibt (vgl. oben S. 408).[1]

Dann liegt es aber am nächsten auch in den Partic. Fut. Pass. auf *tavya* und *anya* nicht das Relativum, sondern Combination gleichbedeutender Suffixe zu vermuthen. Das *an* von *an-ya*, dem deutschen Infinitivsuffix *ana* nahe verwandt, kehrt in lat. *en-do* wieder (das Ewald Zeitschr. f. Kunde des Morgenl. 5, 442 Anm. gleich *endjo, enjo* und skr. *anîya* setzte) und daneben ein Element das ich zunächst mit unserem *zu* und seinen Verwandten vergleichen möchte, so dass in der That *zu* mit dem Infinitive fast die gleichen von Altersher identischen Bestandtheile enthält.

Wir haben *zu* in letzter Instanz auf altarisch *tva* zurückgeführt und diese Silbe weithin als casusbildend verfolgt. Sie ist in der Stammbildung nicht minder fruchtbar. Die Suffixe *tu, tva* (dazu litt. *tuva* Schleicher Gramm. 117), *tha* (zd. und altpers. auch *thi* Spiegel Altb. Gr. 94, 53; Keilinschr. 151, 23) gehören hierher. In Combination *â-tu* (Bopp Vergl. Gr. 3, 427 f. dazu litt. *átvjâ* Schleicher 118), *as-tu, tav-ya, tva-ra* (im Skr. neben *vara*), *tva-na, ta-na:* zd. *thana, thna, thina, than, thwan, thware, thwant* (Spiegel S. 94 ff.). Der Locativ *tanaiy* Infinitivendung im Altpersischen, gleich

[1] Sonderbar stimmt das nachgesetzte *ja* des sogenannten Partic. Fut. Pass. zu dem vorgesetzten *já* des dunklen lett. sogenannten Debitivs oder Passivums. Sollte hierin mehr als Zufall walten, so könnte *ja* mit dem Locativsuffix allerdings nichts zu schaffen haben. Ohnedies liegt in *tav-ja* z. B. der Locativ des Zieles schon in *tu*, so dass wir in *ja* durchaus nichts als das gewöhnliche nachgesetzte Relativum des Adjectives zu suchen brauchen. Indess muss man bei Erklärung des lett. Passivums wol von der Vergleichung mit dem litt. Permissiv und dem impersonalen Gebrauch ausgehen: *já-* ist dann eine Partikel wie litt. *te* (von Curtius KZ. 6, 91 mit gr. τῇ verglichen). Vgl. auch Schleicher Gramm. 301.

neupers. *tan*, *dan*. In allen diesen Suffixen überwiegt die Abstractbedeutung bei weitem, obgleich Nomina Agentis z. B. auf *tu* und *tva* vorkommen. Am reinsten praepositionl zeigt sich *tu* in den oben erschlossenen Infinitiven dieses Ausganges, welchen Participia Fut. Pass. auf *tva* (Bopp Vergl. Gr. 3, 226 f.) zur Seite stehen. Das skr. Ordinalsuff. *tha* hat schon Pott Wurzeln 496 auf *tva* zurückgeführt. Näheres Kap. XI.

Wird die Zurückführung auf *tva* zugegeben, so können formell betrachtet die Suffixformen *ta, ti, da, dha* hier nicht zurückgewiesen werden. Selbst die Participia Perfecti (dass ihre Beschränkung auf das Passivum nicht ursprünglich, zeigt schon das zd. altp. Participialperfect) dürfen herzutreten, wenn man die Bedeutung des griech. Adj. verb. auf τός und die entsprechenden zd. Adjectiva verbalia im Sinne eines Part. Fut. Pass. auf *ta* und *ata* (Spiegel 82, 2: 90, 40) erwägt. Ich stehe endlich nicht an, die Nom. Agentis auf *t* (Bopp Vergl. Gramm. 3, 362 f.) mit dem Ablativ in loc. Bedeutung zu identificiren. Der innere Zusammenhang ist derselbe wie bei *a*. Zu griech. -κμ-ητ, -τμ-ητ vgl. skr. zd. *nap-ât* neben *nap-tar*. Auch die Praesensstämme auf *ta* gehören, wenn sie altarisch sind (Schleicher Comp. 766; oben S. 227), hierher.

Eine andere Form des Ablativsuffixes, *as*, nähert sich gleichfalls nun: Bopp (Vergl. Gramm. 3, 272. 398) und ihm folgend Benloew (Accentuation des langues indo-européennes p. 190, citirt De quelques caractères du langage primitif p. 38) und Sonne (KZ. 12, 342) führten sie mit geringerer Wahrscheinlichkeit auf das Verbum substantivum zurück. Suff. *as* zeigt sich dem *a* zumeist ähnlich durch den Accent der bei Adjectiven auf der Bildungs-, bei Abstractis und

Appellativis auf der Wurzelsilbe ruht. Auf Combinationen mit *as* dürfte die Mehrzahl aller Wortformen zurückgehen, worin *s* der Bildungssilbe vorgeschoben zu sein scheint: doch vgl. über *-sk-* auch S. 467.

Hiermit wäre denn die Behauptung, dass Wörter auf *as* selbst Locative seien (S. 447), gerechtfertigt. Auch bei Stämmen auf *i* denke ich nur an das bekannte Locativsuffix. Und wenn *is* und *us* neben *as* vorkommen, so macht sich vielleicht schon das selbständige Leben dieser Suffixe in freier Combination geltend, obgleich man immer eine ablative Adverbialbildung mit *s* von *i*- und *u*-Stämmen voraussetzen könnte.

Zu dem Casuselemente *bha, bhi* darf wol das gleichlautende Stammbildungssuffix (Curtius Jahns Jahrb. 69, 95 [1]) gezogen werden.

---

[1] Doch ist die Untersuchung darüber nur eben erst begonnen. Vgl. auch Régnier Traité de la formation des mots 267. 315. Am verbreitetsten finden wir das Suffix im Lettoslav. (Schleicher Litt. Gramm. § 54 S. 128 f. Bielenstein Lett. Sprache 1, 299 f. Miklosich Denkschr. 9, 204), wo es namentlich Abstracta und Adjectiva bildet. Mit den Fem. auf *ba* vergleicht Bopp 3, 181 die gothischen Fem. auf *ub-njâ*. Und sollte man sich nicht versucht fühlen, zu diesen weiterhin die osk. Substantiva in *uf*, *ti-uf* (*es-uf* gleich *es-uf-os?* Curtius a. O. ferner *frukta-tiuf*, *tribarakkiuf*, *oit-tiuf:* Aufrecht-Kirchhoff 1, 167; Kirchhoff Stadtrecht von Bantia 17) zu stellen? Vgl. Bugge KZ. 3, 424; Corssen KZ. 13, 173. Aber der erste Theil des goth. Suff. lautet *ub* und *uf*, also vor der Lautverschiebung *up* oder (vgl. *fidvôr*, Grundf. *kvatvâr; vulfs*, Grundf. *varkas*) *uk*, vielleicht *ûk:* vgl. lett. *ůk-nja, ůk-snja* (Bielenstein 1, 296), welches allerdings keine Abstracta bildet: also wol ein Adjectivsuff. (wie in *Dulgubnii* Tac. Germ. c. 34, Grimm Gesch. 623), dessen Fem. im Goth. abstract gebraucht. Nahe verwandt Suff. *ub-lja* (1 Kor. 4. 9 *dauthubljans ἐπιθανατίους*), litt. lett. *ůk-lja, úk-szlja* (Schleicher 127, Bielenstein a. O.). Was osk. *uf*, *ti-uf* betrifft, so könnte *f* auch auf ursprünglichem *dh* beruhen.

Es können sich nun aber auch andere **Praepositionen**, die nicht zur Declination verwendet wurden, in der **Stammbildung** hervorthun.

Bei dem stammbildenden *u* darf an die Praepos. *ava* oder *u* (in *u-t, u-pa*) gedacht werden, falls sich bei näherer Untersuchung eine brauchbare Grundbedeutung herausstellt. Auch der lettoslav. (und nach Fr. Müller Armeniaca 1, 1 ff. Sitzungsber. Bd. 48 armenische) Verbalcharakter Grundf. *avu* wird dabei seine Erklärung finden.

In den meisten Suffixen, die *n* enthalten, auch in *an* mithin das den Locativ unflectirt lässt (S. 447), vermuthe ich die Grundform der Praepositionen, welche auf den Stamm *ana* für *a-ma* zurückgehen mit der Bedeutung 'an, in, auf, bei'. Andere Anknüpfungen, die hier ebenfalls möglich scheinen, übergehe ich. Sicher zu *ana* z. B. skr. *Indrâṇî* Indras Gemahlin: *Indra an(a) yâ* die bei Indra (eig. Indra-bei-welche). Wieder zeigt sich wie bei *ta* in Participien Uebergang zu passiver und perfectischer Bedeutung. Wieder bahnen Infinitivformen den Weg zu den Abstractis. Und wieder zieht diese Praeposition als 'Praesenserweiterung' in die Conjugation ein: besonders merkwürdig bei Verben der siebenten Classe (III. Sing. *bhu-ná-k-ti* z. B.), die ich mir schlechterdings nicht anders zu erklären weiss, als indem ich ihre Bildung einer Zeit zuschreibe, in welcher noch sogen. Determinative an einfachere Wurzeln antraten: an letztere fügte sich vor dem Determinativ die Wortpartikel (doch vgl. S. 224 unter H). In skr. *yâú-mi, yu-nâ'-mi, yu-ná-j-mi* scheint mir der ganze Process deutlich vorzuliegen. Das höhere Alter der Praesensstämme mit *na*, sowie derer auf *nu* (welche der Praeposition *anu* zunächst

stehen[1] ergibt sich daraus, dass sie mit den Verbis der zweiten und dritten Classe (den Typen A und B) den freien, zum Theil auf der Personalendung ruhenden Accent theilen: während die Praesensstämme auf *a* den Nominalaccent durch alle Formen unveränderlich beibehalten. Letztere bilden eine zweite Verbalgeneration, woran sich die Verba der vierten Classe, die Denominativa und Causalia mit oxytonirtem Nominalthema vor der W. *ja* als dritte Generation schliessen.

Wie *an* mit einem ablativischen Suffixe versehen wird, haben wir an *anti* und ähnl. schon S. 431 f. (wozu die Suffixe mit innerem *n* S. 427 gehören) beobachtet. Mit dem Ablativsuff. *t* ergibt sich *ant;* mit *as anas* oder *ans.* Als Stammbildungssuffix ist *ant* aus dem Partic. Praes. Act. hinlänglich bekannt: *ans* trafen wir in ähnlicher Function im Comparativsuffixe *j-ans,* und im Lettoslav. vertritt es unter gewissen Bedingungen das *vans* des Partic. Perf. Act. (Schleicher Ksl. Formenl. 166 f.). Dieses *v-ans,* ebenso wie *v-ant* und *m-ant,* enthält natürlich gleichfalls unser Suffix. Die Elemente *v* und *m* dürfen wir, falls die obige Deutung (S. 448 f.) richtig, auf die W. *av* und *am* zurückführen: 'gesättigt mit, gefüllt mit' gibt einen passenden Sinn, die Suff. *vant, mant* sind also Participia Praes. beider Wurzeln intransitiv genommen.

In den Praesensstämmen auf *ska* (Schleicher Comp. 766, oben S. 227) scheint die Praepos. *saka,* die wir nach skr. *sâkam* und seiner Verwandtschaft ansetzen dürfen, zum Vorscheine zu kommen: altar. *gaskâ,* Grundf. *ga-ska-a,* 'ich (bin) mit Gehen (beschäftigt), im Gehen (begriffen)'. Wie

[1] Ueber die Identität der Praesensstämme auf *na* und *nu* mit Adjectiven gleicher Ableitung zuerst Kuhn KZ. 2, 468.

weit diese Praepos. etwa in der Wortbildung zu verfolgen sei, ob und wo sie sich mit dem Suff. *ka* vermische, untersuche ich jetzt nicht.

Die Suffixe mit *r* sind noch übrig. Ueber das Localsuffix *r* in skr. *ká-r-hi* vom Stamme *ka* und ähnl. unten beim Adverbium mehr. Damit hängt natürlich das Stammbildungssuff. *ra* zunächst zusammen. Die meisten Functionen desselben kehren in einem Suff. wieder, dessen Hauptbestandtheile *t* und darauf folgendes *r* sind. Ich nehme daher mit Schleicher (Comp. 442) Composition aus *ta* und *ra*, d. h. nach meiner Ansicht des Ablativsuffixes (wirklich findet sich *dh* für *t* in griech. Suff. *θρο, θλο*, ksl. *dlo*, zd. *dhra*, also Grundf. *tvra*) mit dem Localsuff. *ra* an: während z. B. Bopp 3, 193 in dem Nomen Agentis auf *tar, târ* die Wurzel *tar* sucht und Max Müller Vorl. 1, 226 in dem Localsuff. *tra* ein von derselben Wurzel abgeleitetes Nomen das Weg bedeutet habe: '*tatra* (da), ursprünglich: diesen Weg'.

Das Suff. *r, ra* nun deute ich aus der lat. celt. lett. Praeposition *ar* 'bei, mit' (Pott Praepos. 699 — 705), welche ihrerseits in dem skr. Adverbium *áram* 'zur Hand, zugegen, praesto' (Petersb. Wb.) und der griech. Conjunction *ἄρα* (vgl. Benfey Wurzell. 1, 58) ihre nächsten Verwandten besitzen dürfte. Auch Grundf. *arja*, lat. *alio*, gr. *ἄλλο* kann nach dem S. 351 Anm. Bemerkten von der Anschauung des Bei, der Nähe seinen Ausgang nehmen.

So viel von der Stammbildung.

Wie nun, wenn sich noch ein ferneres nicht kleines Gebiet der Sprache aufzeigen liesse, worin den Raumpartikeln, Wortpartikeln gleichfalls das wichtige Geschäft grammatischer Formung übertragen wäre?

Ich meine, um es kurz zu sagen, die dritte Person des Verbums.

Dass in der III. Sing. sofern sie ein *t* enthält, das Demonstrativum *ta* stecke, hat man bisher einstimmig angenommen. Aber der Stamm *ta* wird in keiner arischen Sprache als reines Personalpronomen verwendet, und nichts berechtigt uns, eine solche Verwendung für die Ursprache vorauszusetzen. Ein Pronomen an dieser Stelle würde die Unterscheidung des Geschlechtes fordern. Ein Pronomen ist ausserdem überflüssig an sich; ein Subject ist entweder nicht vorhanden (vgl. S. 472) oder es ist ausgedrückt, sei es durch ein Pronomen, sei es durch ein beliebiges Substantiv, sei es durch einen Eigennamen: in der ersten und zweiten Person dagegen war das Personalpronomen unumgänglich, als der Ausdruck des Subjectes. Die gleich folgende Erklärung der Suffixe der dritten Person macht wahrscheinlich dass der praedicative Verbaltheil im Arischen als Nomen Actionis anzusehen ist; aber selbst wenn man als bewiesen annähme, dass er ein Nomen Agentis sei, so kann man von mehreren arischen Bildungen lernen, dass die Sprache hier keines constanten Personalausdruckes bedurfte. Im Skr. werden sowol das Perf. Act. als das Perf. Pass. häufig mit *asmi* umschrieben: dieses durch das Particip Perf. Passivi, jenes durch ein vom Partic. Perf. Pass. abgeleitetes Adjectivum auf *vat;* in beiden Fällen kann *asmi* sowol stehen als fehlen, und in dem letzteren Falle wird die dritte Person am Verbum nicht bezeichnet (Kuhn Hall. ALZ. 1846 S. 1076; KZ. 18, 389 ff.). Vgl. das eranische Participialperfect: Spiegel Beitr. 2, 14. 35. 233. In der III. Sing. des skr. periphrastischen Futurums ist z. B. *dâtâ* (ohne *asti*) Regel. Im Kreise der westarischen

Sprachen ist vielleicht die dritte Person des littauischen Optativs (der Infinitiv auf *tuṅ* ohne Verbum: z. B. *sùktuṅ*) das stärkste vergleichbare Beispiel. Der neupers. Aorist der aus dem alteranischen Participialperfecte stammt, fügt an die erste und zweite Person ein Personalsuffix, die dritte Sing. lässt er unbezeichnet (Fr. Müller Sitzungsber. 44, 240).

Vor allem aber: über die Form der dritten Sing. welche *t* enthält, ist man mit der gewöhnlichen Erklärung nicht hinausgekommen. Dass über die Form der dritten Plur. welche *nt* enthält irgend etwas Annehmbares aufgestellt sei, wird niemand behaupten wollen. Keineswegs aber sind *t* und *nt* die einzigen Grundbestandtheile des Suffixes dritter Person. Wer mit mir die strenge Beobachtung der Lautgesetze für den Grundpfeiler der sprachlichen Wissenschaft hält, der muss sich leicht hiervon überzeugen lassen, und er wird noch leichter der Behauptung beistimmen, dass für die Endung dritter Person, den Plural mit eingeschlossen, eine Erklärung zu suchen sei, welche auf alle verschiedenen Gestalten des Suffixes gleichmässig Anwendung leidet.

Man erwäge nun sämmtliche Formen.

In der III. Sing. Perf. Act. erscheint *a*, und skr. zd. *ê* der III. Sing. Perf. (vedisch auch Praes.) Med. ist davon innerlich nicht verschieden.

In der III. Sing. Aor. Pass. erscheint im Skr. und Zd. *i*: z. B. skr. *á-ṭôd-i* von W. *tud*.

In der III. Sing. Act. Med. praesentisch und secundär führen *t*, *ti*, *ta*, *tai* auf die Grundf. *ta*: das Princip ihrer Differenzirung kennen wir bereits.

Daneben bietet das einzige Altpersische im Impf. Act. bei Verben der fünften Classe (*a-kunau-s* von W. *kar*, *a-darsnau-s* von W. *dars*) die Endung *s*, ohne dass man für die

Vermuthung blos phonetischer Vertretung eines *t* hinlänglichen Anhalt besässe.

Und diesem *s* des Singulars vergleicht sich *sa* für *san*, *sant* in der III. Plur. Impf. Act. des Altpersischen, welchem gr. *ἐδίδοσαν* und weiterhin *ἴσασι* Grundf. *vid-s-anti* und ähnl. zur Seite stehen.

Das gewöhnliche Suffix der III. Plur. welches schon hier zum Vorscheine kommt, lässt sich auf die Grundf. *anta* zurückführen. Dass einmal auch *an* daneben bestanden habe, ist man weder zu behaupten noch zu läugnen berechtigt, da es überall wo es sich zeigt, aus *ant* lautgesetzlich hervorgehen konnte.

Worauf beruht das plur. und active *us* des Perfectums, des Potentials und Precativs, und aller Secundärformen der dritten Classe im Sanskrit? Pott hat es Etym. Forsch. 2, 657 f. sehr glaublich an das *us* für *vas* des Partic. Perf. Act. angeknüpft. Noch näher aber scheint mir die Annahme der Grundf. *ans* (Aufrecht-Kirchhoff 1, 107), gleichfalls ein perfect. Participialsuffix, zu liegen. Denn wenn mit Recht im Umbr. und Osk. *nt*, *t* hauptsächlich den primären, *ns* aber den secundären Formen zugetheilt wird (Schleicher Comp. 683 f. vgl. Kirchhoff Stadtr. von Bantia 7 ff.), so hilft es wenig, dass lat. osk. sabell. *s* für *ti*, *di* nachgewiesen werde (Corssen KZ. 9, 137. 10, 10): wir müssen bis auf weiteres das Suff. *ans* anerkennen.

Aus der III. Plur. Perf. Med. *rê* des Skr. ergibt sich ein Suff. *ra*, im Potential und Precativ Med. *ran*, d. h. *r(a)* durch *ant* vermehrt wie oben *s* in Grundf. *sant*. W. *çî* zeigt dasselbe Suffix mit der Vermehrung in Praes. *çêratê*, Imperf. *açêrata*, Imperat. *çêratâm*. Und so noch Aehnliches bei Benfey Ausf. Gramm. 366: vedische Formen auf *ram* ent-

halten vielleicht die Partikel *am*. Im Zd. finden wir beide Suffixgestalten und dazu das active *re*, das ist *r*. Vermehrt durch *s* oder *is: res, ris*, worin *i* wol blos *e* vertritt wie Justi 361 § 37, 1.

Auf welche Weise finden alle die aufgezählten Formen ihre Einheit? Sind nicht *ant, ans, ra, ta* Participialsuffixe? Sind nicht *a, i, ra, ta, s (as)* Locativ- und was dasselbe sagen will Ablativsuffixe? Werden wir nicht demgemäss auch *ant, ans* im Sinne unserer obigen Erörterungen für solche erklären müssen? Was haben wir demnach an ihnen allen, wenn nicht Locativendungen und deren Combinationen oder, anders gesagt, postponirte Raumpartikeln?

Hieraus folgt aber unwiderleglich, dass die Bezeichnung der dritten Person des Verbums nicht älter ist als die älteste Locativbezeichnung, dass mithin früher die reine Wurzel — wie im Imperativ — dazu ausreichte. Also ein Zustand wie er durch Formübertragung und Lautgesetze (oben S. 299 Anm.) im Litt. Lett. Preuss. mit geringen Ausnahmen wieder hergestellt wurde. Analogien fremder Sprachen sind bei Schleicher Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form (Leipzig 1865) in reichem Masse zu finden.

Es folgt weiter, dass der subjectlose Satz, das Impersonale, aus der blossen Wurzel — vollkommen gleich dem Nominativ eines Nomen Actionis ohne beigefügtes *asti* — ursprünglich bestand. Vgl. Miklosich grundlegende Abhandlung über die Verba impersonalia (Denkschr. 14, 199 ff.), den ersten wirklichen Anfang einer vergleichenden Syntax. Das Suffix dritter Person ist an das Verbum impersonale gerade so durch Formübertragung getreten, wie sich im Deutschen und sonst *es* daneben unentbehrlich festsetzt und wie das

Verbum subst. *ist* dem nominalen Impersonale meisthin nothwendig wird. Im Ahd. aber noch Beispiele ohne *ist* wie: *Makannôtduruft allero manno welîchemo, sih selpan desêm wortum za pidenchenne, daz* usw. Denkm. Nr. 55, 26.

Es folgt endlich, dass die Unterscheidung des Numerus in der dritten Person nur etwas Secundäres sein kann. Vermuthlich hängt sie mit der sprachlichen Differenzirung des Lebenden und Unbelebten, des Masc. Fem. einerseits, des Neutrums andererseits zusammen: die Construction des Plur. Neutri mit dem Singular des Verbums dürfte der arischen Ursprache zuzuschreiben sein.

Die Accentuation der Formen dritter Person richtet sich ganz nach denen der ersten und zweiten, daher treten auch die Folgen ein wie dort, theils Verlust, theils Beibehaltung des schliessenden *a*.

Die Verwendung des Locativs für die blosse Wurzel in der dritten Person kann nach Allem was vorausgegangen, nicht mehr auffallen. Ein paar Analogien mag man aus M. Müllers Vorl. 2, 13—17 entnehmen.

Es ist ein Locativ des Wo, nicht des Wohin, wie er S. 408 im Conjunctiv vermuthet wurde. Zu dem skr. Aorist auf *i-šam* der ebenfalls den Locativ der Ruhe enthält (S. 458), gehören als II. III. Sing. *îs, ît,* dazu vedisch I. Sing. *îm:* ich möchte vermuthen *î-m, î-s, î-t* (vgl. altlat. *ei, eit* der I. III. Sing. Perf.), die Locative der Wurzel ohne Verbum substantivum zwischen Wurzel und Personalendung, Praedicat und Subject; das *t* wäre in die III. durch Analogie eingedrungen. Auch die sechste Aoristbildung mit *á* kann hierher gerechnet werden, falls man nicht vorzieht, sie mit Benfey als Imperfect von Verben der sechsten Classe zu betrachten.

Der Unterschied der auf solche Art zwischen den beiden ersten und der dritten Person im Arischen obwaltet, ist im allgemeinen der Unterschied des blossen Declinationsthemas als Compositionsglied und der selbständigen locativischen Casusform.

EPOCHEN DER ALTARISCHEN FLEXIONSGESCHICHTE.

Ich widerstehe der Verlockung nicht, zum Schlusse die vorstehenden Untersuchungen im ganzen durchzugehen, und aufzustellen was ungefähr sich für die Geschichte der arischen Ursprache daraus ergibt. Ich suche indess nur einige wenige charakterisirende Züge heraus, während bei tieferem Eingehen schon ein ausgeführteres Bild sich vielleicht entwerfen liesse.

Man sieht, wie nahe sich dieser Vorsatz berührt mit Georg Curtius' Arbeit Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, Leipzig 1867. Ich setze mich nicht im einzelnen mit derselben auseinander, ich hebe nur den Punct hervor, auf welchen Curtius das Hauptgewicht legt.

Ein Aorist wie *a-dik-sa-t* 'd. i. damals zeigend war er', könne nur zu einer Zeit entstanden sein, da zwischen dem Singular und dem Plural nicht unterschieden ward. Sobald man sich an die Bezeichnung des Plurales im Nomen gewöhnt hätte, würde die Verbindung des pluralischen *(a)sant* mit dem Stamme auch in letzterem ein Pluralsuffix, etwa *a-dik-as-sant* 'damals zeigende waren sie', gefordert haben. Nun könne die relative Jugend dieser Verbalformen sowol im Vergleiche mit den verstärkten, wie mit den nichtverstärkten Praesensstämmen von niemand bezweifelt werden. Mithin sei die Thatsache erwiesen, dass die Casusbildung

als solche eine der Entstehung selbst der jüngsten Verbalschicht, folglich der Ausprägung des gesammten Verbalbaues nachfolgende Erscheinung sei.

'Ich bin dieser Niemand' würde ich sagen, wenn es nicht anmassend klänge gegenüber einem Manne, den ich innig verehre, dessen Verdienste um ernstliche Methode der Etymologie ich überaus hochschätze, dessen Büchern ich schon die ersten verführerischen Ahnungen grammatischer Wissenschaft verdanke. Darf ich mir wol mit der Hoffnung schmeicheln, ihn im vorliegenden Falle selbst zu überzeugen, dass seine Schlüsse nicht gerechtfertigt, sein Beweis nicht erbracht sei?

Zunächst darf hier kein Plural erwartet werden. Curtius selbst erwähnt S. 247 Constructionen wie *côrayâ'm âsa.* Da nun die Wurzel selbst als Nomen Actionis gebraucht werden kann, so würden Accusative wie *a dik-am sa-t, a dik-am sa-nt* dem Plural wie Singular entsprechen. Nur dass es solche Accusative noch nicht gab, als die Formen der Anlage nach entstanden, kann mithin gefolgert werden. Was folgt daraus aber für die ganze übrige Casusbildung? Wie jung sind die Accusative auf *am!* S. oben S. 424. Ueberhaupt, die ganze Construction von *as* mit dem Accusativ, wie will man sie erklären? Man muss zunächst doch die S. 458 erwähnte skr. Regel herbeiziehen, wonach *as* und andere Verba jedes Nomen (mit Ausnahme gewisser Themen, deren Form ich als locativische deutete) in seiner Stammform 'praefixartig' nach Benfeys Ausdruck, vor sich nehmen können. Nach dieser Regel ist auch *a dik s-am* gebildet. Offenbar dies die ältere Ausdrucksweise neben dem Acc. der Abstracta auf *â':* es zeigt sich wieder, dass das Neutralzeichen *m* oder *am* ohne Wahl an nackte selbständige

Stämme trat, so viele deren in der Sprache noch üb-waren, nur um ihre syntaktische Abhängigkeit zu charakterisiren.[1]

Warum soll nun unsere Construction verhältnismässig jung sein? Ich wüsste keinen einzigen Grund dafür ausfindig zu machen. Versetzen wir uns in die Zeit welche noch Alles mit nackten Wurzeln ausdrückte: Curtius schildert sie S. 201—206 als 'Wurzelperiode'. Die Wurzel *as* ist die allgemeine Copula, sie verbindet Subject und Prädicat. Setzen wir die Formel *P c S* an, so können wir uns unter dem Prädicate *P* ebensowol eine als Nomen wie als Verbum gedachte Wurzel vorstellen, und die Wurzel *S*, das Subject, kann ebensowol ein Nomen wie ein Pronomen sein, unter anderem also auch das Pronomen *ma* oder *tva*.

Wie nun immer *P* und *S* beschaffen seien, *c* die Copula kann nach Belieben stehen oder fehlen. Nehmen wir *ma* *tva* und ihre Plurale als *S*, so haben wir im letzteren Falle die Grundform des Praesens, Perfects, Imperfects, gewisser Aoristbildungen, kurz aller Tempora und Modi ohne W. *as* zwischen dem prädicativen und pronominalen Verbaltheil im ersteren Falle die Grundform der Aoriste mit W. *as* und des Futurums. (Auch der merkwürdigen ved. I. Sing. Praes. Med. *gṛnîšê, punîšê?)*

Ich sage die Grundform, ich meine die syntaktische Anlage. Denn wann diese Elemente zur Worteinheit verschmolzen, ist gänzlich eine Frage für sich. Vgl. S. 421.

[1] Daher der Accusativus cum Infinitivo. Er ist einem Compositum zu vergleichen, dessen erstes Compositionsglied (einem Genitivus subjectivus gleichbedeutend) durch den Accusativ vertreten wird, dessen zweites Compositionsglied der Infinitiv ist.

Die Zusammensetzung als sprachliches Mittel beruht darauf, dass in der Epoche der blossen Juxtaposition materieller Wurzeln feste, formelhafte Verbindungen von solcher Macht und Bedeutung entstanden, dass sie beibehalten wurden, als jene Epoche ihr Ende nahm, und dergestalt innerhalb einer Sprachentwickelung, die von ganz anderen Mächten bewegt wurde, das Vorbild und Muster für neue Formationen abgaben.

So retten sich ein paar altgermanische Adelsfamilien, die ihren Ursprung von den heidnischen Göttern ableiten, in die neue christliche Welt, in den verwandelten, römisch gefärbten Staat. Diese Reste der Nobiles und Principes haben sich seither recht ansehnlich vermehrt und geben sanskritischen und aristophanischen Wortungeheuern an Fruchtbarkeit des Bildungsprincipes wenig nach.

Das Bestehen der Composita, das Bestehen des Adels: es ist in der That derselbe historische Vorgang, der sich unzählige Mal wiederholt und uns hierdurch manchen Ausblick auf ältere Epochen erschliesst.

Die Composita sind die älteste sprachliche Urkunde die wir besitzen. Aus ihnen allein schöpfen wir Nachricht über die ursprüngliche arische Wortfolge, der wir eben solche Festigkeit zutrauen dürfen wie im Chinesischen und anderen Sprachen, denen das Prädicat der Unvollkommenheit immerhin ertheilt werden mag.

Gefiele es doch Pott einmal universal über die Wortfolge zu handeln, deren Bedeutung er wie kein Anderer zu würdigen versteht. 'Die oft tief eingreifende Stellung — nicht nur der Wörter im Satze oder auch einzelner Wortbestandtheile innerhalb des Wortganzen — ist einer der

Vorgänge in der Sprache, welche selbst der Wortbildung und Wortbiegung an Wichtigkeit kaum etwas nachgeben: mit diesem Gedanken beginnt sein Werk über die Doppelung, worin alle Sprachen der Erde ihm dienen müssen den Sinn einer sprachlichen Erscheinung zu enträthseln, welche er den genannten an massgebender Bedeutung vergleicht. Insbesondere scheint das Problem das Pott wiederholt gegenüber M. Müller, Gobineau, Ewald und Kaulen behandelt hat, von dieser Seite her entscheidende Aufklärung zu erhalten. Die Ordnung in welcher die Darstellung fortschreitet, beruht auf dem primitivsten Verhältnisse des Menschen zur äusseren Welt.

Das allgemeine Gesetz kennen wir lange, dass das Beschränkende, Bestimmende dem Beschränkten, Bestimmten vorhergeht, oder wie man es sonst formuliren mag. Aber was gilt der Sprache für bestimmend, was scheint ihr der Bestimmung bedürftig? Verschiedene Sprachen urtheilen darüber verschieden. Wer die allgemeine Ureinheit oder ihre Möglichkeit behaupten will, muss zeigen, wie eine Sprache von ausgeprägter Grundanschauung über diesen Punct sich zu einer anderen Anschauung bekehren konnte. Denn etwas Anderes ist solche Bekehrung und etwas Anderes der Uebergang zu freierer Wortstellung. Ich zweifle vorläufig, dass die Möglichkeit jener Bekehrung sich darthun lasse, ich vermag mir nicht Ein Motiv der Aenderung vorzustellen.

Was die arische Wortfolge anlangt, so lehren uns die Composita, dass das Object und jede adverbiale Bestimmung, also dass Alles was später obliquer Casus ist, dem Verbum vorausgeht. Selbst als der Accusativ entstand, muss dies Gesetz noch aufrecht erhalten worden sein, wie das constante *côrayá'm-âsa* und ähnl. beweist. Die Natur der Be-

ziehungen, welche zwischen der Verbalwurzel und der davorstehenden obwalteten, musste ebenso von selbst deutlich werden, wie wir in skr. *dharma-vid* (die Pflicht kennend) den Accusativ, in *hṛcchaya-pîḍita* (von Liebe geplagt) den Instrumental, in *nabhaç-cyuta* (vom Himmel gefallen) den Ablativ, in *mahî-pati* (der Erde Herr) den Genitiv erkennen.

Ebenso stand das Adjectiv vor dem Substantiv, zu welchem es gehörte: skr. *priya-bhâryâ* (liebe Gattin).

Das Hintereinandersprechen der Wurzeln, so dass sie durch Accent und Tonfall, kurz durch musikalische Mittel eine Einheit ausmachen, ist die älteste und ursprünglichste Weise, ihre Verbindung, ihre Zusammengehörigkeit auszudrücken. Die Verbindung ist nichts Anderes als das Verhältnis überhaupt, der specielle Charakter desselben wird errathen. Wie merkwürdig nun, dass auch die obliquen Casussuffixe nur das Zusammen, die Nähe, die Verbindung bedeuten. Blos dadurch, dass die Sprache immer neue Suffixe desselben Sinnes schafft und lautliche Umwandlungen der alten sich zu Nutze macht, erlangt sie die Möglichkeit der Differenzirung und so präciseren Gehalt der einzelnen.

Die Präcision der Sprache beruht mithin wesentlich auf dem Reichthume der Phantasie, aus welchem sie ihre Schöpfungen holt und auf der Gründlichkeit des Sinnes die sich so leicht nicht genug thut, über dem scheinbar Erlangten nicht beruhigt inne hält.

Es fragt sich, welchen Platz das Subject im altarischen Satze behauptete.

Die Composita berichten darüber nichts. Auch die Personalpronomina am Schlusse der Verbalwurzel lassen keine Folgerung zu. Denn Pronomina stehen durchweg hinter den materiellen Wurzeln deren Beziehungen sie verdeutlichen.

Wir zerlegten *mâ-m, thâ-s* des Mediums in einen Dativ und Nominativ, der erstere müsste als Stoffwort vor dem Verbum stehen. Auch den Accusativ des Reflexivs fanden wir im lettoslav. Medium und vielleicht schon im altar. Imperativ Med. dem Verbum angehängt. Vgl. ferner das Passivum. Ich weiss nicht wie viele Sprachstämme in diesem 'Hinterbau' (nach Ewalds Benennung) dem arischen zur Seite stehen: noch eben las ich in Steinthals Mande-Sprachen § 129: 'Die Hilfsstämme (so nennt er was Pott Afformativa treten sämmtlich hinter die Stämme'.

Hier ist wichtig zu wissen, wie weit für die Sprache selbst die Kategorie der Pronomina sich erstrecke. Wir wissen, dass Ich und Du auf Hier und Dort *zurückgehen*. Dazu überblicke man, was im Skr. ausserdem im ganzen nach der Pronominaldeclination sich richtet. Man findet: der andere, jeder, all, einer, beide, der untere, der obere, der hintere, der vordere und Aehnliches: Begriffe derselben Art, welche im Lateinischen der Pronominaldeclination sich zuwendet, und zwar Grössenbegriffe, Raumanschauungen, kurz mathematische Vorstellungen. Vorstellungen eben des Gebietes, in welches die Praepositionen fallen.

Die ganze Wort- oder Wurzelclasse, Pronomina wie Praepositionen, wurde — nehmen wir an — den stofflichen Sprachelementen, denen sie ihren Ort gleichsam anzuweisen hatten, nachgesetzt: so *dva, va* S. 374. Was natürlich nicht ausschloss dass sie mithelfen konnten, Stoffwurzeln zu bilden. und dass sie sich dann nach deren Stellungsgesetzen richteten.

Gerade die Afformativa geben uns eine Vermuthung über den ursprünglichen Platz des Subjectes an die Hand.

Wenn wir sie nämlich in der dritten Person des Zeitwortes ganz ebenso auftreten sehen wie im obliquen Casus.

so muss die dritte Person zu irgend einem Theile der Rede genau dasselbe Verhältnis gehabt haben wie der oblique Casus zum Verbum. Und dieser Satztheil kann nur das Subject gewesen sein. Demgemäss weisen wir dem Subjecte die Stelle nach dem Verbum, d. i. die letzte Stelle des Satzes zu (vgl. S. 6 Anm. 1).

Also: Object, Prädicat, Subject: dies die alte Wortfolge.

Das Subject kann fehlen. Das Prädicat kann als Verbum Adverbia vor sich haben, auch ein Dativbegriff z. B. müsste wol als solches angesehen werden und daher dem Objecte nachfolgen. Das Subject, Prädicat und Object können natürlich mehrfach sein — wofür der Sprache gleichfalls Juxtaposition (vgl. z. B. lat. *patres conscripti*, lett. Wendungen worüber Bielenstein 2, 340 f. und Dvandvacomposita wie *ma-tva*) zur Verfügung steht — und sie können, sofern sie durch Nomina gebildet werden, Adjectiva und Genitive präponirt bei sich führen.

Zwischen Prädicat und Subject kann, wie gesagt, das Verbum substantivum als Copula eintreten. Es unterliegt jetzt wol keinem Zweifel mehr, dass diese Construction zwar nicht so alt als die Sprache selbst, aber doch so alt als das Verbum substantivum sein muss. Beides fällt keineswegs zusammen. Ob wir der Wurzel *as* mit Curtius u. A. die Grundbedeutung des Athmens oder — mir wahrscheinlicher — mit Ascoli (Frammenti linguistici p. 16 ff. Rendiconti del Reale Istituto Lombardo Vol. IV) die des Sitzens, Beharrens zuweisen (vgl. S. 452): einige Zeit muss jedenfalls verflossen sein, bis sie sich zur farblosen Copula abschwächte.

Für das älteste grammatische Mittel nächst der geordneten Nebeneinanderstellung im Satze halte ich die Reduplication.

Ihre Entstehung dürfte in eine Zeit zurückreichen, in welcher nur erst die Wurzelform Consonant mehr Vocal existirte. Was damals Wiederholung der Wurzel, war später Wiederholung des anlautenden Consonanten mit dem Wurzelvocal.

Ihre Bedeutung ist theils imitativ theils intensiv. In der Intensität liegt aber noch etwas Anderes. Wie ags. *mägen*, mhd. *kraft*, lat. *vis*, französ. *force* Kraft und Menge umfasst, so nimmt die Sprache ihr Symbol der Verstärkung auch zum Ausdrucke der Menge, des Plurales. Die Menge ist das Ausgedehnte. Stelle ich mir die Ausdehnung vor als einen grossen Kreis um mich her, so kann ich von der Fläche abstrahiren und nur die Peripherie ins Auge fassen: sie ist entfernt. Unser *weit* enthält beides, das Ausgedehnte und das Entfernte. Wir finden die Reduplication ebenso zum Ausdrucke des Ausgedehnten in der Zeit, der Dauer (im Praesens), wie zum Ausdrucke des Entfernten verwendet, aber mit merkwürdiger Einschränkung auf das Entfernte nach rückwärts, nicht nach vorwärts: auf die Vergangenheit im Verbum, auf den Ablativ-Genitiv in der Declination (oben S. 390). Umgekehrt machen malayische Sprachen von der Reduplication zur Charakteristik des Futurums Gebrauch. Daher Humboldt im Kawiwerk 2, 153: 'Die Verdoppelung ist immer nur eine Verstärkung des Begriffes, und es kommt bei ihrer Bedeutung in den Sprachen auf die Idee an, welche man damit verknüpft. Dies kann ebensowol die Lebendigkeit der Gegenwart als die Entfernung, gleichsam die Vervielfältigung der Zeit sein.' Anders Bopp und Curtius Temp.

und Modi S. 171 ff.; noch anders Pott Etym. Forsch. 1, 60; Doppelung 208; Fick 4³, 12.[1]

So liegen die Anfänge der Nominal- und Verbalflexion dicht neben einander. Man könnte nicht sagen, welche die ältere. Derselbe Trieb waltet in beiden. Zugleich aber deuten sie auf ein Anderes, auf die schon vorhandene Unterscheidung des Hier und des Dort, die sich bestimmt ausprägt im Pronomen: *a* für das erstere, *at* oder *ta* für das zweite.

Wir wissen was an dieser Unterscheidung hängt: das Ich und Du, die Eins und Zwei, und alle fernere Gestaltung der grammatischen Form und Stammbildung. Psychologie, Mathematik und Grammatik haben hier ihre Wurzeln.

Ich glaube dass in der That jene beiden Localpartikeln und Pronomina in allen angegebenen Bedeutungen gebraucht wurden.

Wollen wir Perioden ausdrücklich unterscheiden, so könnten wir die erste etwa nach der Reduplication, die zweite nach den Superlativsuffixen *ma, va,* die dritte nach

[1] Man sieht, die älteste grammatische Form dient dreierlei Anschauungen: der Kraft, dem Raume, der Zeit. 'Jäsche suchte zu beweisen, dass Herder ausser dem Hamannschen Kraftgedanken, den er breit getreten, noch mit Kategorien gegen Kant focht, die er selbst als sein Zuhörer auf der Königsberger Universität von ihm gelernt hatte. Kant soll nämlich zu jener Zeit Alles aus den Kategorien des Raumes, der Zeit und der Kraft entwickelt haben, von denen Herder allerdings vielfachen Gebrauch machte.' Rosenkranz in Kants Werken 12, 375 f. Vgl. Herders Metakritik, z. B. Werke zur Philos. 16, 97. 180: 'Selbständige Worte, mit Bestimmungen des Ortes, der Dauer, der Kraft (Nomina und Pronomina substantiva mit Praepositionen) der Grund aller Sprachen' usw. ein ganzer 'Grundriss der Sprache'. Kant wird es wol anders gemeint haben.

dem Element *a*, die vierte nach der Befreiung der Wortfolge benennen.

Schon der Ausdruck des weit Entfernten im Pronomen des Jenseitigen, beruht auf den Wurzeln *am* und *ar*. Und darauf der Ausdruck des Anderen, der Negation vermuthlich.

Nun erzeigten sich dieselben Wurzeln fruchtbar als Superlativsuffixe zur schärferen Ausprägung der Pronominalbegriffe.

Die Superlative *ama, atva* entstehen: *ma* hauptsächlich für das Ich, *tva* für das Du. Die Plurale *mama, tatva* und das inclusive *matva* schliessen sich daran.

In diese Zeit fällt die Entstehung des Passivums, denn jüngere Plurale der Pronomina als die reduplicirten und das Compositum *matva* gab es noch nicht, als das Passivum seinen Anfang nahm.

Aus *atva* entspringt ausser dem Pronomen zweiter Person noch eine neue Form der Zweizahl und aus ihr Partikeln und Verbalwurzeln mit dem Sinne der Trennung und des Zusammen. Eine dieser Partikeln *sa* für *tva* liefert mit erneuerter Steigerung das Casuselement *sma* und damit zugleich eine neue Pluralform, mit deren näherer Befestigung auch die Scheidung zwischen den possessiven Pronominalsuffixen des Nomens und der Personalbezeichnung des Verbums sich geltend machte (S. 380). Von demselben *atva, tva* und späterhin aus *dva, dvi* leiten noch andere Local- und Ablativendungen ihren Ursprung ab, welche ihrerseits die arische Form der dritten Person des Verbums ins Leben rufen.

Bereits in der ersten Periode muss *i* neben *a* für das Hier, die Einzahl, das Ich verwendet worden sein: jetzt entstehen daraus neue Formen der Einzahl: *(aima) aina, aiva.*

An jenem *ama* hängt ausser dem Pronomen der ersten Person auch der Stamm *ana* als Demonstrativ der Nähe; und daran gewisse Wortpartikeln und daran die Praesensstämme der siebenten und neunten Classe.

Neubildungen von Wurzeln durch antretende Determinative dauern zu dieser Zeit noch fort (S. 340 vgl. aber auch 224). Eben in unserer Periode aber schliessen sie auch ab. Denn die Partikel *anu* und die mit ihr zusammenhängenden Praesensstämme (fünfter und achter Classe) zeigen kein Wurzelelement mehr hinter dem *nu,* dagegen noch den freien Verbalaccent.

Die Entstehung von *ama, ma* und *ana,* das Casussuffix *sma* und die ausgedehntere Verwendung des Stammes *i* bewirken, dass der nackte Stamm *a* sich auf seine ursprüngliche Bedeutung 'in der Nähe' fast gänzlich wieder einschränkt und eben aus dieser Beschränkung allmälich Kraft zu weitreichenden Wirkungen zieht.

Damit treten wir in die dritte Periode.

Die Partikel *a (â)* beginnt als Postposition des Instrumental-Locativ-Dativ ihre Laufbahn.

Aus dem Richtungslocativ oder Dativ des Verbalstammes auf *a* entspringt der Conjunctiv (S. 408). Mit dem Dativ des Personalpronomens auf *â* hängt das Medium zusammen (S. 337. 413).

Der Plural auf *a* verdrängt nun allmälich den auf *sma:* nicht blos im Nomen, auch am praedicativen und pronominalen Theile des Verbums macht er sich geltend. Hieraus stammt erst die Nöthigung zur Differenzirung von Singular und Plural mittelst des Accentes.

Nach und nach entstehen auch Stämme auf *a*, der Unterschied von *a* und *â* (letzteres als Femininzeichen) setzt sich fest, der Accent scheidet Nom. Agentis und Abstracta: Beide Wortclassen dringen als Praesensstämme in die Conjugation und stören durch Beibehaltung ihres Nominalaccentes das erst in dieser Periode vollendete System der verbalen Accentuation.

Die Bildung der *a*-Stämme sowol des Nomens als des Verbums hat die wichtige Folge, dass diese Stämme (also im Verbum zunächst nur Praesens, Imperfect und Conjunctiv) mit ihren Afformativen zur Worteinheit verschmelzen (S. 422 vgl. 222)[1] und dadurch ein Muster für ähnliche anderweitige Processe herstellen.

Die nun gewonnene Worteinheit für eine Classe von Bildungen die sich immer mehr ausbreitet, hat zwei andere Erscheinungen von hervorragender Wichtigkeit in ihrem Gefolge.

Erstens. Der Kreis möglicher Verbalbildungen ist jetzt geschlossen. D. h. keine neuentstehenden Nomina können durch blosse Vorsetzung vor die Pronominalsuffixe verbale Praesensstämme werden: wo dies später scheinbar geschieht beruht es auf Formübertragung. Für diese Einbusse einer Freiheit hat die Sprache schon den Ersatz in Bereitschaft: das Verbum *ja* 'gehen', neben Wurzel *i* ein *a*-Stamm, mithin ein Erzeugnis dieser Periode. Die vierte Verbalclasse

[1] In Bezug auf die früh erreichte Worteinheit sind diese Stämme älter, in Bezug auf die Anlage und das Bildungsprincip jünger als die übrigen. Von dieser relativen Jugend war für die hergehörigen Verba S. 457 und 467 die Rede. Einen Widerspruch wird mir nur aufmutzen, wer eine zusammenhängende Darstellung nicht zusammenhängend auffassen kann oder will.

(S. 226. 458) entsteht. Durch dieselbe W. *ja* wird der Potential und durch den Potential von W. *as (sjâ)* das Futurum gebildet. Und endlich füllt sich die zehnte Classe mit Denominativis und Causativis.

Zweitens. Die Gewalt des Accentes wird stärker. und wo er nicht auf der letzten Silbe ruht, kann diese ihren Vocal leicht einbüssen. Jetzt erst verliert das Activum das *a* seiner unbetonten Singularsuffixe. Und zwar zuerst ohne Zweifel in den Formen des Praesensstammes der Conjugation auf *á*, der sogenannten bindevocalischen Classen.

Mittlerweile hat schon das Element *i* neben *a* theils helfend theils selbständig in gleichem Sinne sich thätig erwiesen. Später schwächt seine Bedeutung sich ab zu blosser Verstärkung, und so wird es im Activum zur Auszeichnung des Praesens und Futurums, im Medio-Passiv zur Auszeichnung des Praesens und Perfectums verwendet (S. 338).

Wir nähern uns nunmehr der vierten Periode, und haben noch den Process der Befreiung vom Zwange gebundener Wortfolge zu beobachten: sie ist ein Ergebnis der durchgeführten Flexion.

Die Neutra sondern sich ab. Die Neutraldeterminative, zuerst *d*, dann *m*, kommen in Gebrauch, und der Accusativ gewinnt so eine eigene Form. Die Plurale auf *a* bleiben blos dem Neutrum, werden sonst Duale: natürlich nur, indem gleichzeitig zum Ersatze die Localform auf *as* herbeigezogen wird. Das pluralische *a* am praedicativen Verbaltheile macht den Process noch mit, wird als identisch noch gefühlt.

Das Nominativzeichen *ám* soll das Subject hervorheben. Es wird schliesslich, wo es nicht wie zum Theil im Pro-

nomen sich unablöslich angeschmolzen hat, durch das Determinativ des Lebendigen, durch *s*, im Masculinum und Femininum verdrängt.

Auch in den Gebrauch der dritten Personen des Verbums wird die Unterscheidung der Lebenden und Unbelebten hineingetragen, indem für die ersteren eine Differenzirung der Suffixe je nach dem Numerus eintritt (S. 473).

Und damit war die Flexion im wesentlichen abgeschlossen. Wann die flectirenden Stämme mit den flectirten allgemein zur Worteinheit verschmolzen, lässt sich nicht näher bestimmen als schon geschehen: die Verschmelzung fand um ein Beträchtliches später statt als bei den *a*-Stämmen.

Wie wenig in dieser flüchtigen Skizze und in dem vorliegenden Kapitel überhaupt geleistet sein mag gegenüber der Aufgabe, die wir — Dank den grossen Fortschritten der vergleichenden Linguistik — schon ins Auge fassen dürfen, gegenüber der Aufgabe einer Geschichte der arischen Ursprache: die Grundlinien der Flexionsgeschichte glaube ich festhalten zu dürfen, wie sie hier gezogen wurden.

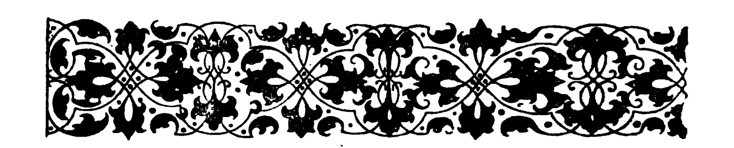
Die volle Einsicht — so weit sie überhaupt erreichbar — in die inneren Motive der Entwickelung kann erst durch eine Betrachtung gewonnen werden, welche von den Formen zu den Sachen übergeht und von den einfachsten Lautelementen, von dem Acte der Sprachschöpfung an die ganze Ausbildung altarischer Wurzeln und Stämme, altarischer Vorstellungen und Ideen bis zu dem Puncte verfolgt, wo die Entstehungsgeschichte der Einzelsprachen sich anschliesst. Den ganzen Wort- und Gedankenschatz des arischen Urvolkes müssen wir historisch ansehen gelernt haben, damit wir

auch in diesen dunklen Epochen erkennen was uns in aller Geschichte als Hauptsache gilt: die Art und Beschaffenheit, die Richtung und Tragweite der wirkenden Kräfte, die eigentlich herschenden Natur- und Geistesmächte, welche das ausmachen was wir — sollen einmal mythologische Begriffe gebraucht werden — lieber Schicksal als Vorsehung nennen wollen.

Dann erst — wenn wir so weit vorgedrungen sind — dürfen wir die Frage wieder aufwerfen: worin denn die charakteristischen Unterschiede des arischen Volkes und der arischen Sprache von anderen Völkern und Sprachen (ich denke an die tatarischen und semitischen zunächst) bestehen. Bis dahin bleiben wir auf sorgfältiges Vergleichen der offen liegenden Thatsachen beschränkt, vielfach belehrend und Aufschluss gebend im einzelnen, für die Grundfrage aber nicht entscheidend. Denn das Problem mit den Kategorien der Agglutination und Flexion, der unvollkommenen und vollkommenen Flexion erschöpfen zu wollen, dieses Wagnis ist mir zu kühn. Das Ziel kann nur durch rein geschichtliche Betrachtung erreicht werden, zu welcher in der sogen. Völkerpsychologie[1] ein geheimer, kaum merklicher, aber darum nicht minder entscheidender Gegensatz liegt.

[1] 'Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten. Solche geschichtliche Wahrzeichen, zu völkerweltlichen Merkmalen geordnet, würden eine eigene Wissenschaft ausmachen, eine Erfahrungsseelenlehre der Völker.' Jahn Volksthum S. 5 f. Eben vollzieht sich in der vergleichenden Anatomie der Uebergang zur historischen Ansicht mit der Ausbildung des Darwinismus: die Naturgeschichte wird Naturgeschichte.





NEUNTES KAPITEL.

DEMONSTRATIVA UND INTERROGATIVA.

Ziel der Erörterungen dieses Kapitels ist die sogenannte Pronominalflexion, d. h. die eigenthümliche Declination der Pronomina mit Ausschluss des bereits erledigten ungeschlechtigen Personalpronomens, aber mit Einschluss der starken Adjectiva.[1]

Die einfachen Stämme, um die es sich handelt, sind die Demonstrativa *ta, sa, tja, ka, kja, i, a, aja, ja, sja* und das Interrogativum *kva, kvi.*

In diesen Formen hat sie das Germanische aus der arischen Periode überkommen. Merkwürdige Uebereinstimmungen finden sich im Gebrauche, nicht minder aber bemerkenswerthe Abweichungen: ich bin nicht gesonnen.

[1] Ich verweise ein für alle mal auf Johannes Schmidt KZ. 19, 287 und Sievers Beitr. 2, 98. Erledigt sind die einschlägigen Fragen nicht: ich vermag sie für jetzt nicht zu fördern und lasse daher mit geringen Aenderungen und Zusätzen den Text der ersten Ausgabe wieder abdrucken.

mich in das Tiefste der hier etwa auftauchenden Fragen einzulassen.

DIE STÄMME.

Die ergänzungsweise Verwendung der Stämme *sa* und *ta,* die wie wir sahen schon mit der Gestaltung der arischen Nominalflexion zusammenhängt (S. 447), ist ausser dem Skr. Zd. und Griech. auch dem Goth. Altn. und Ags. verblieben. Dass im Deutschen *sa* verloren geht (vgl. das Lettoslav.), aber der Stamm *tja* sich dem Stamme *ta* beigesellt, ist hinlänglich bekannt. Wir finden Stamm *tja* alleinherschend im Nom. Acc. Sing. und Plur. des Feminins und neben *ta* im Nom. Acc. Plur. Masc. und Neutri, im Instrumental und im Dat. Pluralis: s. Graff 5, 4—11 und für die Benedictinerregel die vollständige Zusammenstellung von Hattemer in Höfers Zeitschr. 3, 66—73.

In der seltsamen altn. Declination dieses Demonstrativs scheinen sich ganz neue Stämme hervorzuthun, die jedoch lediglich auf Formübertragung beruhen. Unversehrt sind nur der Nom. Acc. Sing. aller Geschlechter, ferner der Gen. Plur. *theira* (Form des Masc. Neutr. auf das Fem. übertragen), der Dat. Plur. *theim* und Acc. Plur Masc. *thâ* (Grundf. *thans*). Der Gen. Sing. Masc. Neutr. *thess* gehörte ursprünglich wol dem Pron. **the-se* (altn. *thessi*) und ist daher entlehnt. Der Dativ Sing. Masc. *theim* ist aus dem Dat. Plur. übertragen, veranlasst durch das Zusammenfallen beider Casus im Adjectiv: Sing. *löngum* für **langam, langamma;* Plur. *löngum* für **langim, langaim* nach Muster von substantivischen Dat. wie *âstum* für *anstim,* welche ihrerseits durch die Analogie von *dögum, giöfum, sonum, höndum* (goth.

dagum, gibôm, sunum, handum ins Leben gerufen wurden. Dass im Pl. *theim* die sonstige altn. Schwächung *thim* unterblieb, wird im einsilbigen Worte nicht auffallen.

Der Dat. Sing. Neutr. *thvî* für *thî* (Instrum. ahd. diu. Grundf. *tjâ*) könnte dem Dat. Neutr. *hvî* des Interrogativs seine Gestalt verdanken. Doch muss darauf hingewiesen werden, dass ebenso preuss. *stwen* 'dort', *stwi* (für *stwei*) 'da', *stwendau* 'von da' neben dem Stamme *sta* (vgl. *quei* wo, *is-quendau* von wo) und, wenn man das herbeiziehen darf (oben S. 437), zd. *hvô* des Gâthâdialektes neben sonstigem *hô* steht.

Im Nom. Acc. Plur. Neutr. *thau* ist das echte *tha* für *thâ* (goth. *thô*) mit dem *u* der Neutra (*föt, löng* für *fötu, löngu,* Grundf. *fatâ, langâ*) noch einmal versehen worden, natürlich ehe dies *u* sonst abfiel. Die Erhaltung dann des *au* wie die von *ei* in *theim*.

Im Nom. Plur. entstand *their* für *the*, goth. *thai* nach dem Beispiele des Adjectivs: **langeir, langir* (worüber unten Näheres) für *lange*, goth. *laggai*. Und nach dem Gen. Plur. sagte man im Gen. Dat. Sing. Fem. *theirar, theiri* für *therar, theri*. Ueber den Nom. Acc. Fem. *thær* für **thâr* (goth. *thôs*) unten beim Adjectivum.

Wol alle arischen Sprachen besitzen componirte Pronominalstämme. Besonders beliebt finden wir dieselben im Littauischen: entweder wirkliche Zusammensetzung, so dass nur der zweite flectirt wird oder blosse Zusammenrückung, so dass beide ihre eigenen Casusformen annehmen. Das eine wie das andere ist der Fall im Pronomen *Dieser* — woran nur das Goth. keinen Theil hat — einem Compositum der Stämme *ta (tja)* und *sa (sja)*.

Beide sind ahd. flectirt im Gen. Sing. Masc. Neutr. *desses,* Acc. Sing. Fem. *dheasa,* Nom. Acc. Plur. Neutr. *deiso, deisu:* in allen übrigen Formen *de-* unverändert. Das Alts. liefert zu der ersten Art noch den Nom. Sing. Fem. *thius,* das Ags. ausserdem den Instrumental *theós.* Im Nom. Acc. Sing. Neutr. kann ahd. *dezi, dizi, diz,* alts. altfr. *thit* (ags. *this* durch Formübertragung vom Nom. Masc. *thes,* Fem. *theós*) nur dem goth. *thatei* gleichgestellt werden. Auch altn. *thetta* setzt mit der Gemination *tt* einstiges *ti* voraus.

Im ahd. Nom. Sing. Masc. *dirro* bei Notker sehen wir scheinbar aus dem (seinerseits erst nach Muster des starken Adjectivs an die Stelle von echtem *dese* getretenen) Nom. *disêr, diser* eine schwache Form gebildet wie von einem Thema *disran.* Es ist aber nur eine Formübertragung vom Gen. Dat. Sing. Feminini, wo die Formen *diser* und *dirro* (aus *derera, desera*) neben einander gelten.

Derselbe Uebergang liegt im altn. Neutr. *thetta* und Gen. Sing. Masc. Neutr. *thessa,* ferner Nom. Sing. Masc. *thessi,* Acc. *thenna* vor. In jenen Formen ist der (in der Declination des Pron. *sâ, sû, that* erhaltene) Gen. *thess* als Thema genommen und schwach flectirt, im Acc. *thenna* ein älteres *thenn* (vgl. *thann,* Acc. von *sâ*) für *thesn,* gleich ahd. *desan.* Jenes *thess* aber finden wir stark flectirt in allen noch nicht aufgeführten Formen, also im ganzen Plural, im ganzen Sing. Fem. und im Dat. Sing. Masc. Neutri. Der Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutr. stimmt zum ahd. *desiu.* Auffallen müssen der Gen. Dat. Sing. Fem. *thessarar, thessari* und Gen. Plur. *thessara.* Aber die daneben vorhandenen *thessar, thessi, thessa* gewähren die Erklärung und im ganzen nun folgende Uebersicht der altn. Geschichte dieses Pronomens, aus der wir nebenbei lernen, dass die

starken Vocalausfälle der altn. Endsilben älter sind als die Wandlung seiner tönenden *s* (*z*) in *r*.

Thesa, thesî (für *thesjâ*, vgl. *festi*), *thatî* lautete etwa das Demonstrativum, als die weitere Umwandlung der altn. Laute gegenüber der goth. Sprachstufe des Ostgerm. (vgl. darüber den Anfang des folgenden Kapitels) eintrat. Es wurde daraus Masc. *thesi* wie *hani* aus *hana*, Fem. *thesi*, Neutr. *theti* wie *festi* aus *festî*. Wie Masc. *thesi* und Fem. *thesi* neben einander standen, erinnerten sie an Comparative wie Masc. *lengri*, Fem. *lengri*. Was natürlicher, als dass man dem Neutr. *lengra* gemäss ein Neutr. **thetja*, *thetta* bildete.

Zugleich aber hatten sich die Synkopen in der Declination geltend gemacht. Man erhielt aus *theses, thesezâs, thesezai, thesezâ* und *thesan* die Formen *thess*, **theszas*, **theszi*, **thesza* und *thesn*, woraus wol sofort *thenn* wurde. Der Genitiv *thess* vermischte sich mit *thes* dem Gen. von *sâ*, und das Bedürfnis einer Unterscheidung erhob sich. Nichts einfacher als nach dem Muster des Nom. den Gen. ebenfalls schwach zu decliniren. Damit bekam man von selbst das Declinationsthema *thess*. Und nach Analogie des so entstandenen *thessa* neben *thess* von *sâ*, entsprang auch *thenna* neben *thann* von *sâ*.

Jenes *thess* konnte sogleich entscheidend eingreifen, als es sich um das Schicksal des *z* in *theszas* usw. handelte. In Adjectiven, *vîss* z. B., ist es geschwunden: *vîsar* usw. lauten jene Formen. Unter Einfluss von *thess* aber wurde *z* dem *s* assimilirt, und **thessas, thessi, thessa* entstanden.

Hierdurch war schon, ehe dem *s* oder vielmehr *z* zwischen Vocalen wie in **thesi* (lautlich genauer **thezi*) usw. Gefahr drohte, eine mächtige Analogie geschaffen, welche hinreichte um das *s* in allen Formen tonlos zu erhalten und

welche, als die Gefahr wirklich eintrat und anderwärts jene *z* zu *r* wurden, die völlige Umwandlung desselben in *ss* allerwärts mit Leichtigkeit bewirkte. Nicht widerstehen aber konnten dem Gesetze des Lautwandels die schliessenden *s* in **thessas* und ähnl. Und wie hier *thessar, thessir* im Auslaute, so bildeten sich im Aus- und Inlaute durch die ganze pronominale Flexion im Gen. Dat. Sing. Fem. und Gen. Plur. aller Geschlechter die Endungen *rar, ri, ra* für einstiges *ezâs, ezai, ezâ,* und diese hinwiederum wirkten auf *thessar, thessi, thessa* zurück und veranlassten die Formen *thessarar, thessari, thessara.*

Ueber die altn. Formen *thvîsa* (ags. *theós*) und ähnliche gebricht mir das nöthige Material. Es scheint fast, als ob neben den besprochenen Formen in einer anderen Declinationsart der erste Theil allein flectirt und ihm *sa* oder *si* wie eine Partikel angehängt worden wäre: vgl. griech. *δε* in *ὅδε*. Sonderbar ist dabei namentlich die Form *thersi* für den Nom. Sing. Masc. Gramm. 1, 796.[1]

Nur ostgermanisch ist in der überlieferten Sprache noch der Superlativ von *sa,* skr. ved. *samá,* in selbständigem Gebrauch (Adv. auch westgermanisch). Und zwar goth. nur schwach *sa sama,* altn. auch stark *samr.* Dasselbe Wort liegt in dem gemeingermanischen Stamme *suma* vor, wozu in Form und Bedeutung der griech. Stamm *ἀμό* (*ἀμόθεν* von irgendwoher, *ἀμῶς* irgendwie) genau stimmt: Curtius Gr. Etym. S. 352. Die Vermittelung der Bedeutung zwischen *sama* und *sums* liegt in dem Begriffe der Einheit, vgl. S. 392. Dass jenes schwach (bestimmt), dieses stark (un-

[1] Vgl. jetzt Wimmer Fornnord. Forml. 88.

bestimmt) flectirt wird, hängt mit ihrem Sinne klärlich zusammen.

An *sa sama* 'der selbe' möge sich das Pronomen des Selbst schliessen. Wie die Stämme *sa* und *sva* sich zu einander verhalten, wurde schon S. 392 f. aufzuklären versucht: *sva* kommt dem Superl. *sama* im wesentlichen gleich.

Der Stamm *sva* erscheint im Germ. ausser in *sis*, *sik*. Grundf. *svasja*, *sva-ga* und in *sva*, *svê* (worüber S. 430) auch in *silba*, Grund- und Stammform *sva-liban* nach Grimm. Wäre das Verbum *liban* nach dritter schwacher etwa ein Denominativum von einem Stamme *liba* 'Leib'? Der Ausdruck stünde dann dem mhd. *mîn*, *dîn*, *sîn lîp* für das einfache Pronomen parallel. Zu der Synkope des *i* darf man vielleicht *sa-lb-ôn* neben *ἀ-λείφ-ω* halten (Pott Etym. Forsch. 1, 258).

Weit entfernt mich bei dieser Erklärung zu beruhigen, bin ich doch einer besseren nicht sicher.[1] Muss vielleicht etwas gefunden werden, was auch auf *ha-lb-s* passt? Das altpreuss. *subs*, auf das Grimm hinweist, hängt mit dem litt. *pàt-s* (skr. *-pátis*), lat. *i-pse* für *i-pt-e*, *i-pot-e* zusammen. Nämlich der auffallende altpreuss. masc. Dativ *supsei*, von femin. Form, wenn man *sup* als Stamm nimmt, erklärt sich sehr einfach vom Stamme *su-psi* (Grundf. *sva-pati*) wie Dat. *nautei* von *nauti*. Ebenso liegt dem Gen. *supsas* eigentlich *supsis* zu Grunde das durch den Genitiv eines *a*-Stammes vertreten wird wie auch sonst dergleichen Mischung vorkommt. Diese Auffassung schliesst schon die Folgerung

[1] Ueber *salbôn* jetzt Zimmer QF. 13, 68. 296 f. Ueber *halbs* ebenda 105. Fick 3, 329 hat auch keine Erklärung von *silba*: er verweist nur auf ksl. *seli* (nunc) und preuss. '*suba*-', welche, so viel ich sehe, direct beide nichts helfen.

eines Stammes *sup, sub* ein, wovon dann Dat. *supsmu,* Acc. *subban,* Nom. *sups,* Acc. Pl. *subbans* gebildet sind.

Nach der Uebereinstimmung des Lat. und Letto-Preuss. mit dem Eranischen (vgl. S. 426) darf die Composition mit *páti* 'Herr' als der altarische Ausdruck für Selbst angesehen werden. Und zwar nach dem Eran. und Preuss. *páti* in Composition mit dem Stamme *sva.* In einem solchen *svapatis* würde ursprünglich etwa der Begriff der Selbständigkeit liegen. Aus der altar. W. *arbh, rabh, labh,* wovon skr. *ṛbhú* 'anstellig, tüchtig', lat. *labor,* gr. *ὄλβος* 'Besitz, Habe', deutsch *Arbeit,* litt. *labas* 'gut', ksl. *rabŭ* 'Diener' d. h. der starke (Fick 1³, 192) könnte ein germ. Stamm *lbán*- 'Herr' (vgl. altn. *âlfr,* mhd. *alp*) entsprungen sein, der an die Stelle von Stamm *pati*- trat. Aber wer möchte es behaupten?

Aehnliche Composita wie *si-lb-a* nach Grimms Deutung wären *hvêleiks, *thêleiks* (ags. altn. Gramm. 3, 49; nordböhm. *diche, doche, dichtsche, dochtsche, dilte, dolte, doltsche* Peters KZ. 11, 159; über ein ähnliches *hiche* usw. KZ. 13, 319 f.), *svaleiks* und *hvêlauds, svalauds.* Doch ist die Frage, ob hier von eigentlicher Composition gesprochen werden dürfe. Die Sprache selbst empfindet offenbar den Instrumental in *hvêleiks,* das selbständige Adv. *sva* in *sva-leiks,* daher die Wandlungen dieser Formen sich in dem vermeintlichen Compositum reflectiren und altn. z. B. *thvî-lîkr* begegnet. Bei *-lauds* verhält es sich ganz ebenso, noch im vierzehnten Jh. finden wir mitteld. *alsô lôte* (Müllenhoff Paradigm. S. 21 der zweiten Aufl.). So trägt auch goth. *samaleiks* und *samalauds* vielleicht nur darum für uns mehr den Charakter von Composition, weil daneben das (westgerm.) Adverbium *sama* fehlt. Doch sind die Formen goth. *hvileiks* und ahd. *hwelîh* sichere Composita.

Beide *leiks* und *lauds* können im Grunde nichts anderes bedeuten als 'beschaffen'. Bei *lauds* (goth. *juggalauths*: ahd. *ebanlôt* Denkm. S. 465?) denkt man zunächst an das g. Fem. *ludja* *πρόσωπον* Matth. 6. 17 und die Glosse *lawd* zu Gal. 4. 19. So nehmen Böhtlingk-Roth 3. 730 für skr. *îdṛç*, *tâdṛç* die Bedeutung 'Aussehen' in *dṛç* (als Nom. Act. 'das Sehen', als Nom. Ag. 'Auge') an. Zu preuss. *stawids*, *kawids*, *kittawids*, *ainawids*, *wissawids* steht skr. Masc. *vidha*, Fem. *vidhâ*, deren Bedeutungen ungefähr der goth. *haidus*, ahd. *heit*, ags. *hâd* entsprechen. Was *leiks* betrifft, so halte ich nicht für unmöglich, dass in den angeführten Compositis und Scheincompositis ältere Pronominalableitungen mit *li-ka* aufgegangen seien. Vgl. lat. *tâlis*, *quâlis*, die litt. Adv. *tólei*, *kólei*, ksl. *tolě*, *kolě*, die ksl. Adj. *tolikŭ*, *kolikŭ*, griech. *τηλίκος*, *πηλίκος* (Schleicher Ksl. Formenl. S. 272 f.). Man muss zugeben, dass zwischen etwaigem urgerm. *tâlikas*, *kvâlikas* und urgerm. *tâ-lingas*, *kvâ-lingas* der Abstand nicht so gross ist, um Absorption jener Formen durch diese mittelst Umdeutung des nicht mehr verstandenen *-likas* unmöglich zu machen. An wahre Identität mit Bopp zu denken, geht aber gewiss nicht an.[1] Das zweite Compositionsglied enthält das germ. Neutr. *leik* (Körper, Gestalt, Schönheit) skr. *liñga-* (Schmidt Voc. I. 89); und die Art der Composition ist possessivisch: *liuba-leiks* ist 'der einen lieblichen Körper hat', *silda-leiks* 'der eine seltene Gestalt hat', *ga-leiks* 'der (mit einem andern)

---

[1] Auf altn. *-ligr* (Entstellung von *-likr*, nach Analogie der Adj. auf *ig*, *îg*, Nom. *-îgr*) darf man sich ebenso wenig berufen wie auf das alem. *wel* für *welh*: bei Notker noch *welee* (Weinhold Alem. Gramm. S. 473, der aber das *ee* als Längenbezeichnung nimmt) und *welea* Hattem. 2. 257b für *welehe*, *weleha*.

gemeinsame Gestalt hat', *hvi-leiks* 'was für Gestalt habend'; und dann nach Analogie *sva-leiks* 'so gestaltet'. Hierüber Zimmer QF. 13, 231.

Der Stamm *kva* (skr. zd. *ku, ca, ka*) versieht als germ. *hva* sein altes Amt der Frage. Einen besonderen Stamm *hvi* (skr. *ki-m*, zd. *ci-s*, lat. *qui-s*, griech. *τί-ς*, ksl. Neutr. *čĭ-to*), der auch in goth. *hvileiks* vielleicht enthalten, scheint der Instr. ahd. *hweo, hwiu*, altn. *hvî* usw. vorauszusetzen.

Neben *kva* existirte schon in altarischer Zeit ein Demonstrativ der Nähe *ka* (das sich zu *kva* verhält wie *ta* zu *tva*, S. 434): erhalten in skr. *ê-ka* (übrigens lat. *ae-quus*) griech. *κεῖνο, ἐκεῖνο*, osk. *ekso, eko:* letzteres bringt auf den Gedanken, ob vielleicht auch hier *ak, ak-a* als älteste Formen zu betrachten seien wie wir *at, am, asa* fanden. Das Pronomen ist ferner erhalten in dem lat. Stamme *ho* Nom. *hic* (Grundf. *ha-i-ce*), nicht mit Benfey Wurzell. 2, 187; Vollst. Gramm. S. 331 Anm. 2 zu skr. *gha, ha.* Das lautliche Verhalten wie in *habeo*, goth. *haba*, alban. *κăμ* (die Flexion wie in *jăμ* d. i. *asmi*, s. Hahn 2, 63): gegen Corssen Krit. Nachtr. 89—104 vgl. Schleicher Comp. 240 Anm. 3. Auch *ubi, unde, uter* stehen zunächst wol für *hubi, hunde, huter.*

Altar. *ka* muss germ. *ha* lauten, das Lottner KZ. 5, 396 f. 7, 38 f. mit Recht im altn. *hann, hon* vermuthete. Dieses trifft merkwürdig mit finn. *hän* 'er' zusammen, welches daher Castrén aus dem Altn. entlehnt glaubte (Donner Personalpron. in den altaischen Sprachen 19).

Was die Form des altn. Pronomens gegenüber dem Stamme *ha* anlangt, so ist die richtige Erklärung von Jac. Grimm Gesch. 756 angedeutet. Die Combination des Demonstr. *sâ, sû, that* mit dem Demonstr. und Artikel *inn,*

in, itt (oder *enn*, später *hinn* nach Muster von *hann*) begegnet uns sehr häufig in der Edda. Dieselbe Combination aber mit Zusammenrückung beider Theile unter einen Accent (wie in den Substantiven denen *inn* als suffigirter Artikel folgt) scheint in *hann* vorzuliegen. Vgl. die litt. Zusammenrückung von Stamm *ta* (germ. *tha*) und *szja* (germ. *hi*) mit folgendem *ja* (welches auch im altn. *inn* enthalten).

Nur der Acc. Masc. *hann* scheint unmittelbar von *ha* gebildet wie *thann* von Stamm *tha*, vgl. ahd. *inan, huenan*. Aber Nom. Masc. **ha*, Fem. **hâ* **hû* (vgl. goth. *sa, sô*, altn. *sâ, sû*) wurde mit der nach Vocalen regelmässigen Aphärese des *i (e)* von *inn (enn)* zu *hann, hon hun*. Acc. Fem. *hana* ebenso für **ha ina*. Zu **ha* vgl. den Acc. Fem. *thâ* der neben Nom. *sû* wie Acc. *langa* neben Nom. *löng* (für *löngu*) also für *tha* steht. Consequenter als das Goth. hat das Altnord. auch in den Einsilbigen die *â* gekürzt: sonst hätten wir *sâ*, *thâ* für goth. *sô, thô*.

Der Dat. Masc. *hânum, honum* beruht meines Erachtens auf *ham-num* für *ham inum* wie *dögu-num, giöfu-num* für *dögum inum*, *giöfum inum*. Wozu allerdings in jenem Fall Ersatzdehnung kam. Die Form **ham* für goth. **hamma* (vgl. *thamma*) setze ich an, weil Dat. Sing. *löngum* für *langamma* neben Dat. Plur. *dögum* für *dagam* ein älteres gekürztes *langam* so gut wie erweist.

Schon die Acc. *hann, hana* konnten zu der Annahme eines Stammes *han (hana-)* verführen, wovon wir den Genitiv Masc. *hans* regelmässig gebildet sehen und der ohne Zweifel auch mitwirkte, um den Genitiv Fem. *hennar*, Dat. *henni* aus **herar innar;* **heri inni,* **herinni* zu erzeugen.

Gleichfalls demonstrativ wie *ha* neben *hva* ist germ. *hja*, urspr. *kja*, Nom. *kjas*, altpreuss. *schis*, litt. *szis*, ksl. *sĭ*,

weitergebildet aus *ki*, lat. *ci? (citra, citerior)*, Nebenform von *ka:* vgl. Grimm Geschichte 932 f. Lottner a. O. Schleicher Beitr. 1, 48 f. Zu diesem Stamme *kja* gehören vielleicht nicht blos die adverbialen Ausdrücke goth. *himma daga, hina dag, fram himma, und hita* (für *hjimma, hjamma* usw.); ahd. *hiutu, hiuru, hînaht* (*hî* Acc. Fem. für *hia, hja*, Grundf. *kjâm*) und die Adverbia goth. *hêr* (Grundf. *hjatra*, germ. *hedr*), *hidrê, hinana:* sondern auch nach J. Grimms Meinung (Gramm. 1, 794) das fränk. *her*, alts. *hê, hie, his, him*, und vollständig declinirt altfries. *hi, hiu, hit*, ags. *he, héo, hit*. Ahd. *hiu* in *bihiu, inhiu, zihiu* bei Tat. und Otfr. steht wol nur durch Formübertragung für eigentliches *hwiu*.

Dem Fragepronomen *hvas* reiht sich sein Comparativ an, allen germ. Sprachen wie jenes gemeinsam: goth. *hvathar*, skr. *katarás*, gr. *πότερος*, lat. *uter* (umbr. osk. *poter*), litt. *katràs*, ksl. *kotory-j*.

Dem Ostgerm. und Litt. allein eigen ist das Pronomen goth. *hvarjis*, altn. *hverr*, litt. Stamm *kùrja* 'welcher, wer', ein Compositum aus dem Adv. goth. *hvar*, litt. *kùr* 'wo' und dem Stamme *ja*, worin nach Bopp (Vergl. Gramm. 2, 19) die fragende Bedeutung des ersten Theiles die demonstrative oder relative des zweiten verschlingt. Man wird leicht zugeben, dass wir in *ja* zunächst nur die Bildungssilbe des Adjectivs zu erblicken haben und dass daher dieses Wort uns eine willkommene Bestätigung gewährt für die oben vorgetragene Theorie des Ursprunges der Pronomina aus Ortsadverbien.

Wie im litt. Stamme *nekùrja* und verwandten slav. Bildungen (Grimm Gramm. 3, 74 Anm. Schleicher Ksl. Formenl. 270; Miklosich Synt. 88. 90 f.) ergibt in altn. *nökkur, nokkur* die Negation mit einem Interrogativum zusammengesetzt das

Indefinitum 'jemand'. *Nökkur,* Neutr. ***nacqvath,*** steht nämlich nach Grimms Deutung (Gramm. 3, 71) für ***nac-hvar,*** *no-hvar:* welches *nac* oder *noc* aus alts. *nec* nach altn. *ok* neben alts. *jac* wol gefolgert werden darf. *Nac* steht neben goth. *nih,* ahd. *noh* ungefähr wie ein gr. *μή γε* neben *μήτε* stünde.

Eine ähnliche Verwendung der Negation enthält schon die skr. Anlehnung von *cana* Grundf. *kva-na* (nicht gleich lat. *cum-que:* Ebel KZ. 7, 230) an Fragepronomina zur Bildung von Indefiniten (Petersb. Wb. 2, 3 f.). Dies *cana* besitzt das Germ. bekanntlich in goth. *ains-hun, hvas-hun, manna-hun, this-hun, ni-hveilô-hun.* In der letzteren Wendung (Gal. 2, 5 *οὐδὲ πρὸς ὥραν*) genau dem skr. *cana* in seiner Grundbedeutung 'auch nicht, nicht einmal' (*Pet. Wb.* 2, 937) entsprechend. In *this-hun* mit nicht ganz klarem Sinne (vgl. S. 512 f.). In den drei zuerst genannten Worten indefinit, aber meist in verneinenden Sätzen, wie auch skr. *kas* die Function eines *quidam, aliquis* meist in negativen Sätzen versieht. Altn. *gi,* in Pronominalverbindungen theils verallgemeinernd, theils negirend, ist — nur nicht an Verben — zur reinen Negation geworden. Alts. ahd. nur *hwergin* (irgendwo), mhd. *iergen* aus **iewergin.* Ags. *hvugu, hvegu, hugu,* gleichfalls Interrogativen angehängt im indefiniten Sinne, wäre goth. *hvê-hun.* Ebenso wol altn. *vættugi* neben *vætki* (goth. **vaíht-hun*) für *vætt-hvî-gi,* das wäre goth. *vaíht-hvê-hun.*

Im altn. negirenden Gebrauche lebt nicht die alte Verneinung wieder auf, sondern, wie schon Grimm bemerkt, die Verwendung in meist negativen Sätzen lässt die beigesetzte Negation schliesslich als einen Pleonasmus erscheinen. So in den nachgesetzten altn. Negationen *at* und *a.* Letzteres vielleicht für *æ,* goth. *áiv,* vgl. *ni — aiv.* Ersteres wahrscheinlich für *vætt, vett,* goth. *vaíht* 'Ding, Sache', vermuth-

lich mit W. *vagh*, germ. *vag* zusammenhängend: 'fahrende Habe', einst das einzige Privateigenthum, die einzige Sache. Dasselbe *vett* steckt im altn. *hvat-vet-na* (quodcumque) mit dem *na* das auch in *ar-na, her-na, thar-na* u. a. erscheint: Gramm. 3, 226.

Was die Form *gin, gi* neben *hun, gu* anlangt, so hat darin einfach das urspr. *a* die helle Färbung angenommen: zd. *cina* beruht auf Einfluss der vorhergehenden Palatalis: vgl. Spiegel Altb. Gramm. §§ 11. 32. 66; Keilinschr. § 20 S. 145.

Ueber das goth. *-uh* hat zuerst Sonne KZ. 12, 280 das Richtige vorgetragen, indem er es in *u* und *h* zerlegte. Ersteres ist die Partikel *u* die oft im Veda hervorhebend den Demonstrativen angehängt erscheint wie in gr. *ὅ-υ-το, το-υ-το* und zugleich als verbindende Conjunction dient. Letzteres tritt in *u-h* ebenso auf wie in *sa-h, sô-h* usw., *ni-h, ja-h,* und kann wol nur mit lat. *-ce, -c,* umbr. *-k,* nicht mit *-que* identificirt werden: die Grundf. *kva* würde *hu* ergeben haben.

Genauer über Ursprung und Verwandtschaft zu urtheilen fällt schwer, weil das was man sondern müsste, sich lautlich allzu nahe steht. Dass lat. *que*, gr. *τέ* 'und' mit skr. zd. *ca* identisch, unterliegt keinem Zweifel, und sicherlich hängt es mit dem Interrogativum zusammen. Ja es darf gefragt werden ob nicht *ca* mit skr. *kva*, zd. *ku* 'wo' (worüber KZ. 9, 20 anders) eins sei und dies die Localpartikel aus welcher das Pronomen stammt. 'Scheint ursprünglich beiden zu verbindenden Wörtern und Satzgliedern nachgestellt worden zu sein,' bemerken Böhtlingk-Roth zu *ca*, indem sie hinzusetzen, dass im Rigveda das doppelt gesetzte *ca* noch häufiger sei als das einfache: *ahám ca tvám ca* 'ich-wo, du-wo': die Identität des Ortes und damit das Zusammensein, die Ver-

bindung scheint so passend ausgedrückt zu werden. Es is vielleicht etwas Aehnliches, wenn in Dvandvacompositis beide Glieder mit der Dualendung d. h. mit der Ortspartikel *â* versehen werden. Die übrigen Bedeutungen erklären sich ganz gut, 'wenn' durch Uebertragung auf die Zeit.

Griech. *καί* dagegen muss, scheint mir, schon vermöge seiner Stellung im Satze von *que* und *τέ* getrennt werden. Es dürfte mit *ἐκεῖ* wesentlich dasselbe d. h. ein Locativ des Demonstr. *ka* sein. Auch sonst werden Locative (Ablative) von Demonstrativen als verbindende Conjunctionen verwendet: *at*, lat. *et* z. B. (S. 427); vgl. auch ksl. *to* (et, itaque), vielleicht gleich lat. *tum*. Litt. lett. preuss. *kai* (gleich skr. *kad*) scheint mit *καί* genau übereinzustimmen. Doch vgl. auch kypr. *κάς* (KZ. 7, 237).

Ebenso muss von *que* 'und' das *que* in *quisque*, *uterque*, osk. *-píd*, umbr. *-pei*, *-pê* getrennt werden, worin schon Ebel KZ. 5, 415 f. einen alten Ablativ **queid* (gleich lat. *quî*) zu erkennen glaubte, während Aufrecht-Kirchhoff 1, 30 skr. *cid* herbeizogen.

Was nun lat. *c*, *ce* betrifft, so weiss ich keine Anknüpfung als an das Demonstr. *ka* und keine Vergleichung als das gr. *-δε* (S. 425 f.) sofern es indeclinabel angefügt. Die grammatische Form mag hier wie dort dahingestellt bleiben: dass sie nicht anders als in skr. *ca* aufzufassen, vermuthet man leicht, vgl. S. 409. Ob das im Serb. dem Pronomen angehängte *ka* (Wuk 57, 5 Grimm) irgend etwas damit zu thun habe, untersuche ich nicht.

Im lat. *nec*, griech. *οὐκ* (vgl. S. 353), goth. *nih* und lat. *neque*, osk. *neip* müssen wir consequenter Weise zwei verschiedene Suffixe annehmen. Ebenso wurden im Germ. schon altn. *nac*, alts. *nec* und altn. *ok*, alts. *jac*, welche die Partikel

gha, westar. *ga* enthalten, neben goth. *nih*, *jah* erwähnt. Vgl. gr. *οὐ-χί* (mit *ghi*, gleich skr. *hi*, dem Nebenstamme von *gha*) neben *οὐ-κ*. Ja neben ahd. *doh* muss sogar, wie es scheint, eine alte Nebenform *tha-u-h* angenommen werden für ags. *theáh* (vgl. goth. *thau* und *aíththau*), und es ist zweifelhaft, ob goth. *thauh* zu diesem oder zu jenem gehöre. Dagegen geht *jouh* daš oberdeutsch vom elften Jahrhundert an erscheint, auf *ja auh* zurück.

Auch die einfache Versicherungspartikel *ja* nämlich wird als verbindende Conjunction gebraucht, ahd. nur noch in wenigen Beispielen: zu Denkm. Nr. 54, 10. Oefters alts. *ja, ge, gie*, ganz gewöhnlich ags. und altfries. *ge*.

Eine schöne Analogie dazu gewährt die vedische Partikel *bata* (nachved. *vata*) 'Ausruf des Erstaunens und des Bedauerns (ach, weh), der ursprünglich stets unmittelbar nach dem den Satz eröffnenden und den Affect hervorrufenden Begriffe gestanden zu haben scheint'. (Petersb. Wb. 5, 1). Dazu stellt sich zunächst zd. *bê* (ach). Ferner *bâ* (Gâthâdial. *bâ* 'immer' Spiegel Gramm. 379 dazu?), *bâṭ, bâdha* Versicherungspartikel, *bôiṭ* (aus *bâ iṭ*) nachgesetzte Verstärkungspartikel. Auch *nava, navat* 'gewiss nicht' hält Spiegel Gramm. 200 für erweicht aus *naba, nabat* und nimmt wie Justi das Adv. *bâdhistem* als Superlativ von *bâdha*. Burnouf hat zu den zd. Formen ved. *baṭ* 'fürwahr' gehalten, welches Böhtlingk-Roth mit *bâḍhá* vergleichen, Partic. Perf. von W. *bah, baṅh* 'verwandt mit *barh* (feist machen, kräftigen, stärken)', das sie zu griech. *φρακ (φράσσω)*, lat. *farcio* (Curtius Etym. 272) stellen.

Ich enthalte mich jedes Urtheiles über Zusammengehörigkeit und Ursprung dieser Wörter, glaube aber, dass

wir zuversichtlich zd. *bâ, bâṭ* mit preuss. *ba, be* (und); lit. *ba* in *jei-b, ar-bà,* ferner *bet* (und), *bèt* (aber) usw., als Hervorhebungspartikel vorgesetzt (Schleicher 338); lett. in ähnlicher Verwendung, als Hervorhebungspartikel nachgesetzt (Bielenstein 2, 372 f.); ksl. *bo* (γάρ enim, von Miklosich mit litt. *bútent* 'nämlich' verglichen und von W. *by* abgeleitet) identificiren dürfen.[1]

Wir finden mithin die Versicherungs- und Hervorhebungspartikel als Conjunction. Den Bedeutungszusammenhang im allgemeinen mag auch z. B. ahd. *giwisso* (vgl. Haupts Zeitschr. 12, 442) und lat. *vero* belegen. Was speciell das Verhältnis der slav. Partikel zur littauisch-lettischen betrifft, so gewährt osk. *ínim* (und) neben lat. *enim* dazu die einleuchtendste Analogie. Und wenn dazu wie nicht unmöglich auch griech. οὖν für ὄνεμ (Localadverb vom Stamm *ana*) gehört, so kommen wir wieder auf die bekräftigende Grundbedeutung: besonders wenn vielleicht *vai* von demselben Pronomen abstammt. Auch unser *so* mit seiner Verwandtschaft — und wer weiss wie vieles noch sonst — liesse sich mit Nutzen herbeiziehen, wenn es in der Absicht läge darauf näher einzugehen.

Doch mögen uns *vai* und *so* (wenn wir an lat. *sic* Grundf. *svai-c* denken) darüber belehren wie ein Ortsadverbium zur Bekräftigung, Bejahung dienen könne und *dadurch*

---

[1] Vielleicht fällt bei diesem *ba* jemandem aus Gramm. 3, 275 und Graff 1, 160 das wunderliche ahd. *iph-iph (et-et, aut-aut)* ein. Will er sich die Mühe geben Diut. 2, 351. 353 aufzuschlagen, worauf man ihn verweist, so wird er ein simples *ioh-ioh* vorfinden, da die betreffenden Einsiedler Glossen zum Prudentius mit der bekannten Geheimschrift aufgezeichnet sind, die uns einen so traurigen Schluss auf die Schlauheit ich weiss nicht ob mittelalterlicher Jungens oder mittelalterlicher Schulmeister gestattet.

auf *ja* ein allerdings noch mangelhaftes Streiflicht werfen. Wenn S. 430 goth. *sva* richtig mit italisch *svai* verglichen wurde, so könnte man leicht Grundf. *jai* vermuthen, aber Sicherheit ist dabei nicht.

Mit desto grösserer Sicherheit halten wir den Stamm *ja* für das altarische Relativum nach der Uebereinstimmung des Skr. und Griechischen.[1] Dass er daneben aber rein demonstrative Dienste gethan, lässt (nach Justi 239a) schon das Zend wahrnehmen. Und im Lettoslavischen liegt es deutlich vor: im Litt. Lett. Preuss. versehen Interrogativa die Stelle des Relativums (wofür gleichfalls das Zend nach Spiegel Gramm. 313 § 295 Anm. schon Beispiele bietet), litt. *jìs, jì* ist nur geschlechtiges Personalpronomen, 'er, sie', während es das Lett. und Preuss. so gut wie ganz verloren haben. Das Ksl. dagegen, hierin die ursprünglichste von diesen Sprachen, gebraucht das einfache *i* wie litt. *jis* und versieht es als Relativum differenzirend mit der Partikel *že* (altar. *gha*). Aehnlich dem Litt. nimmt das Italische (s. die Uebersicht bei Kirchhoff Allgem. Monatschr. 1852 S. 819) den Stamm *ja* als Personalpronomen, indem es ihn mit Stamm *i* combinirt und den Interrogativstamm als Relativum eintreten lässt. Dass lat. *eum,* osk. *íom;* umbr. *eus,* osk. *íos,* lat. *ii* usw. auf Stamm *ja* zurückgehen, ist wenigstens Bopps Ansicht (Vergl. Gramm. 2, 163 f.), und z. B. Curtius stimmt darin bei (Griech. Etym. 354 f.): 'Ich betrachte den Stamm *ja* als Erweiterung von *i* und leite lat. *i-s, i-d,* altlat. *i-m* ebenso von dem kürzeren wie lat. *ea, eo-m* von dem erweiterten

[1] S. jetzt Windisch Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens, Curtius' Studien 2, 201.

Stamm ab.' Dagegen nehmen Aufrecht-Kirchhoff 1, 134 mit Corssens Beistimmung (KZ. 5, 124) eine Ableitung des Stammes *i* mittelst Suff. *a* und Steigerung des *i* an: *aio, ajo* worin sich *a* zu *e* geschwächt habe und *j* geschwunden sei. Für diese Ansicht lässt sich anführen, dass vom Stamme *ja* aus kein Grund abzusehen wäre, weshalb das anlautende *j* sich zu *e* gewandelt hätte, da doch sonst anl. lat. *j* in solcher Verbindung nicht gefährdet ist. Vielleicht gewährt das Germ. bestimmteren Aufschluss.

Das Germ. hat den Stamm *ja* als Relativum gleichfalls eingebüsst, ersetzt ihn aber in bemerkenswerther Eigenthümlichkeit durch die Demonstrativstämme *sa, ta, tja.*[1] Den Stamm *ja* können wir nirgends anders suchen als im Paradigma von goth. *is.*

Formell wäre nicht das geringste einzuwenden, wenn wir goth. *is, ita* als urspr. *jis, jita* fassen wollten, wie *izvis* für *jizvis* genommen werden muss und ahd. *enêr*, altn. *inn* neben goth. *jáins*, ahd. *genêr*, mitteld. *ginir* denselben Lautprocess unverkennbar aufweist. Gegenüber der auswärtigen Verwandtschaft jedoch geht dies nicht an. Den Nom. Sing. Masc. *is* finden wir ebenso im Lat. wieder. Der Nom. Acc. Sing. Neutr. *ita* und Acc. Sing. Masc. *ina* sind schon S. 192 mit skr. *idám, imám* identificirt worden, und lat. *id*, altlat.

[1] Die Vertretung des Relativums durch das Demonstrativum mag auf der germanischen Vorliebe für parataktischen Satzbau (Müllenhoff Zs. f. Gymnasialw. 8, 186) beruhen. Die Verwendung des Interrogativs, wo die arische Ursprache sich des Relativs bediente, deutet auf häufigen rhetorischen Gebrauch der fragenden Satzform. Unser conjunctionsloser Vordersatz z. B. entspringt aus der Frage (Denkm.[2] S. 585 f.). Ganz allgemein muss man sich gegenwärtig halten, dass was äusserlich betrachtet in der Sprache als Ersatz erscheint, meist die wahre Ursache des Verlustes ist.

im (vgl. S. 354) gewährt uns dieselben Formen ohne *ám.* Ausserdem gehen unzweifelhaft der Nom. Plur. Masc. *eis* (vgl. *gasteis, ansteis* von Stamm *gasti, ansti*) und der Acc. Plur. Masc. *ins* (vgl. *gastins, anstins*) auf Stamm *i* zurück: skr. *imé, imâ'n* gleichfalls vom Stamme *i*, aber mit der ostarischen, wie S. 354 vermuthet wurde, auf Missverständnis beruhenden Fortbildung durch *ma.* Unter den noch übrigen Formen steht der Dat. Plur. *im*, der gleichfalls nur auf Stamm *i* (vgl. *gastim, anstim*) beruhen kann, insofern isolirt, als skr. *êbhyás, âbhyás* germ. *aim, ôm* ergeben müsste und das Lat. hier jenen zweifelhaften Stamm verwendet: aus dem Stamme *ja* würde *jaim* entsprungen sein.

Dagegen haben wir alle Ursache goth. *imma*, umbr. *esmei, esmê* nicht von skr. *asmâ'i*, goth. *is, izôs, izai* nicht von skr. *asyá, asyâ's, asyâ'i* (für Goth. gewissermassen *asyâya* vorauszusetzen) zu trennen: auf die merkwürdige Uebereinstimmung sogar im Accente wurde schon S. 81 aufmerksam gemacht. Auch die goth. Gen. Pl. *izê, izô* fallen mit skr. *êšâ'm, âsâ'm* wesentlich zusammen, die Abweichungen sind dieselben wie in der Pronominalflexion überhaupt und werden unten genauer zur Sprache kommen. Wir sind zu diesen Gleichungen umsomehr berechtigt, als wir auf dem ganzen Gebiete der arischen Sprachen kein Beispiel aufzuweisen haben, worin die Elemente *sja* und *sma* mit anderen als *a*-Stämmen in flexivische Verbindung träten: skr. *amu* für *am-va* ist davon nur eine scheinbare Ausnahme.

Ganz genau stimmen aber nun Acc. Sing. Fem. *ija*, Acc. Plur. Fem. *ijôs*, Nom. Acc. Plur. Neutr. *ija* zu lat. *ea, eas, ea.* Aus dem Stamme *ja* können auch die goth. Formen nicht hervorgehen. Aber allerdings, *ja* ist eine Fortbildung von *i* mittelst *a* — gleichviel ob ein durch *a* gebildeter,

Locativ oder ein Compositum von *i* und *a* (wer kann die überhaupt entscheiden? und ist es nicht im Grund einerlei?) — und der Antritt von *a* konnte auf zweierlei Weise geschehen gerade wie in der Declination aus dem thematischen *i* oder *u* mit dem *a* eines Casussuffixes ebensowol *aja, ava* (für *ia ûa*) als *ja, va* werden konnte; gerade so konnte aus dem selbständigen *i* mehr *a* beides: *aja* und *ja* werden. Und es wurde beides: Ital. und Germ. bieten uns den ersteren Stamm *(aja, eja, ija)* und sie besassen auch ihn ohne Zweifel einst als Relativum. Vergleichbar ist der Nom. Sing. Masc. des Stammes *i* im Ostarischen: dem skr. *ayám*, zd. *aêm* steht altp. *iyam* oder *îm* gegenüber: wie gelesen werden müsse ist nicht sicher, wol aber dass *i* hier niemals gunirt gewesen sein kann.

Wie der Instrumental des germ. Paradigmas *is*, um dies noch zu erwähnen, gelautet habe, lässt sich aus ags. *se ylca, ilca* (idem, Gramm. 3, 50) nicht entnehmen.

Im goth. Nom. Sing. Fem. *si* erkennen wir *sjâ* (vgl. *bandi* Grundf. *bandjâ*, oben S. 205) vom Stamme *sja*, der im Ahd. und Alts. auch den Acc. Sing. Fem. und sämmtliche Nom. Acc. des Plurales beherscht. Ausserdem zwingt uns die Uebereinstimmung von ahd. *thesiu* des Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutr. mit altn. *thessi* derselben Casus, die Frage aufzuwerfen, ob nicht — wer weiss auf welche Weise — darin der Stamm *sja* und nicht der Stamm *sa* stecke, weil die für das Ahd. passende Erklärung aus Formübertragung vom Adjectiv auf das Altn. keine Anwendung leidet. Vgl. ags. *se, seó, thät.*

Eine so unsichere Beobachtung darf uns indess nicht abhalten aus dem goth. ahd. Paradigma des *geschl. Pronomens* die Folgerung zu ziehen, erstens dass der Stamm

sja im Germ. in gleicher Function neben dem Relativum *ja, aja* stand (goth. *ija, ijôs* ahd. aus *sja* gebildet), zweitens dass er hierbei (nach dem Ahd. zu schliessen) keineswegs wie im Skr. und Altpers. auf den Nom. Sing. Masc. und Fem. beschränkt war. Zwar scheint das Goth. sich diese Beschränkung aufzuerlegen, wenn auch der Nom. Plur. Fem. nicht belegbar ist: aber zum Ahd. stimmt das zd. Neutrum *hyaṭ* (in Hdschr. freilich auch *yyaṭ* mit ganz singulärem Anlaut). Und zd. *hyaṭ* wie altp. *hya, hyâ* bestätigen die relative Bedeutung.

Dem gegenüber nun der Stamm *tja,* der sich im Altp. und Skr. mit *sja* ebenso in die Declination theilt wie skr. *ta* mit *sa,* der Stamm *tja* also im Germ. rein demonstrativ und Artikel neben *ta.*

Man überlege den Stand der Sache: die Stämme *sja* und *tja* im Skr. beide demonstrativ und nach Art des Artikels, im Altpers. beide relativ; im Germ. einst und im Zd. *sja* relativ, im Germ. und Litt. (*czonaí, czón* 'hier' von *tja,* denk ich, gegenüber *ténai, tén, tén* 'dort, dorthin, da' von *ta,* Schleicher Gramm. S. 221) *tja* demonstrativ und (germ.) Artikel. Kann man zweifeln, dass im ältesten Germ. das ursprüngliche Verhältnis bewahrt sei?

Auf die Art und Weise wie *sa, sâ* aus dem Nom. Sing. in einigen Sprachen verdrängt wurden, ergibt sich hieraus ein leicht zu ziehender Schluss.

Eine Spur des Stammes *ja* hat man längst in goth. *jaíns,* ahd. *enêr, genêr,* altn. *enn, inn,* später *hinn* durch Einfluss von *hann,* erkannt. Man könnte annehmen, dass darin Weiterbildung von *ja* vorliege, etwa begünstigt durch einen Acc. Sing. *jana* (Grundf. *jam âm*); vergleichbar wäre z. B. der

griech. Stamm *τιν* (vgl. den zd. Acc. Neutr. *cinem?* Justi s. v. *cina*) und preuss. *tans, tennā* ('er, sie': vgl. skr. *ta* in gleicher Bedeutung); etwa auch gr. *ἵνα* vom Reflexivstamm *ἰ, svi?* Indessen liegt die Bedeutung von *ana* zu klar darin zu Tage, es kann daher nur von Composition die Rede sein, welche dieser Stamm gerade mehrfach in arischen Sprachen erfuhr, vgl. S. 351.

Der Stamm *ja* liegt offenbar auch der goth. Conjunction *ei (ἵνα, ὅπως, ὅτε, εἰ)* zu Grunde. Und mit goth. *ei* ist zunächst im Altn. **es, er* 'da, als, wenn, dass' zu vergleichen. Die Bedeutungen in ihrer Manigfaltigkeit erinnern an griech. *ὡς*, skr. *yât* (Kuhn bei Höfer 2, 174 f.), Ablative vom Stamme *ja*. Wie wenn das Wort damit identisch wäre? Von *jât* ist im Goth. *ei* der lautgesetzliche Vertreter (vgl. *managei* S. 205). Aber altn. **es?* Schon Grimm dachte an einen Genitiv, gleich dem goth. *is* (Grundf. *asja*[1]). Und wirklich treffen wir auch sonst im Germ. neben dem Dative den Genitiv als Vertreter eines alten Ablativs (vgl. S. 397). So, um nur einiges anzuführen, im mhd. causalen *des, wes* (vgl. litt. *ko*, Gen. von *kas*, 'warum'). So im Gothischen, wenn *in* mit Gen. 'wegen, durch' bedeutet. So in goth. *faúrthis* (vordem), ahd. *fone des* und ähnl. Constructionen, worüber Graff Praepos. 280 f. So vermuthlich in goth. *this*, wenn es einem 'so' gleichkommt, wie skr. ved. *tât*. Den Sinn von 'so' finde ich aber in *this-hvaz-uh* (quicumque) und ahd. *ed-des-hwer* (über *ed*, goth. *aíth* S. 431, die Function wie *thoh* in *thoh-ein*), wenn ich ahd. *sôhwersô* vergleiche. Ferner in *this-hun*

[1] Vielleicht kommt in Betracht goth. *izei*, manchmal *izê* geschrieben, welches nicht blos dem Nom. Sing. sondern auch dem Nom. Plur. Masc. entspricht und dadurch Anlage zum allgemeinen Relativum verräth: s. Schulze Goth. Glossar 174; Gramm. 3, 15.

(μάλιστα): z. B. *nasjands allaizê mannê, thishun galaubjandanê* (1 Tim. 4, 10) 'Heiland aller Menschen, so besonders (eigentlich wol 'so wenigstens', vgl. über skr. *cana* 'wenigstens' Pet. Wb. s. v.) der gläubigen'.

Vergleicht man litt. *jei-gi, jei* 'wenn', *jei-b (jei* mit dem versichernden *ba)* 'damit' und *jóg* (für *jó-gi*) 'dass', d. h. auf altar. Grundf. reducirt *jad* und *jasja* (?): so erhält man zwei dem goth. *ei* und altn. *er* ziemlich genau entsprechende Gegenbilder: *jei* trägt die gewöhnliche litt. Neutral- und Adverbialendung gerade wie das gr. ὡς. Es kommt überhaupt auf die specielle grammatische Form hier so genau nicht an. Namentlich das Zd. zeigt in conjunctioneller Verwendung der Casus und Adverbien des Stammes *ja* grosse Manigfaltigkeit. Schon jetzt dürfen wir behaupten (vgl. S. 430 über 'wenn'), dass in der altarischen Syntax hauptsächlich dem Relativum die Regelung der Beziehungen zwischen Satz und Satz aufgetragen war. Man muss zum Beweise natürlich die Vertreter des Stammes *ja* in den Einzelsprachen herbeiziehen. So z. B. aus dem Litt. das Adv. *kai* 'wie, dass, als', lett. *ká, ka* desgleichen, altpreuss. *kai* 'dass, damit, wie, als', *kai-gi* 'gleich wie'. Aus dem Lat. die Ableitungen vom Stamme *quo*. Aus dem Germ. die vom Stamme *ta*, z. B. goth. *thatei, thei* (ersteres für Grundf. *tad am î*, letzteres für Grundf. *tad î*) gleich altar. *jad*. Selbstverständlich dass überall die schwierige aber nothwendige Sonderung von dem ursprünglichen, auch altar. Gebrauche der stellvertretenden Stämme vorgenommen werden muss.

Es fragt sich aber nun, ob wir jene altar. Conjunction Grundf. *jât*, die wir statuirten, dem relat. goth. *-ei* und altn. *-s, er*, welches letztere auch selbständig als allgemeines Relativum fungirt: es fragt sich ob wir diese beiden lautlich

wie es scheint identischen Partikeln auch innerlich einander gleich setzen dürfen. [1]

Noch zuletzt verglich Justi Handb. S. 239b ein paar zend. Fälle in denen durch Zusatz des Relativums *ya* das Demonstrativum selbst relativ wird und S. 333a das zend. relative Neutrum *hyaṭ* das Personalpronomina relativ macht mit goth. *saei, sôei, thatei, ikei, thuei* usw. Und ganz abzuweisen ist der Vergleich gewiss nicht. Nur sind nicht sämmtliche hergehörige Formen damit zu erledigen, und ein anderer Vergleich liegt näher.

Goth. *ei* steht nicht blos relativisch: *thatainei* ist nicht wesentlich von *thatain* verschieden, *akei* ist nur ein verstärktes *ak*. Wir finden das nachgesetzte *î* auch im Westgerm. das von der ostgerm. Conjunction nichts weiss. Gl. Par. A (Diut. 1, 187) *qui mille viros habet, deri tusunt commanno habet* (Weinhold Alem. Gramm. S. 295). Die bekannten *dazi, dâri* des Muspilli (10. 14) stehen im Eingang von Sätzen welche sehr wol als unabhängige gefasst werden können. Das ahd. Neutrum *thiz-i, dez-i*, ohne eine Spur von relativem Sinne, kann nur mit goth. *thatei* verglichen werden Die Nom. Acc. Plur. Neutr. *dei* weiss ich nicht einfacher zu erklären als aus Grundf. *dâ-î*, gleich goth. *thô-ei*. Auch goth. *jai* neben *ja* und das einmal neben *ni* vorkommende *nei* kann hierher gehören; ebenso *sai* 'ecce' (S. 413).

Zur ved. nachgesetzten enklit. Verstärkungspartikel *îm*, *î* bemerken Böhtlingk-Roth: 'Besonders häufig nach kurzen am Satzanfange stehenden Wörtern, nach dem Relative, der Conjunction *yad*, nach *sas, tam, tâs, kas* usw., nach Praepositionen und einigen Partikeln wie *ât, uta, atha* und an-

[1] Pott Zigeuner 1, 249 vergleicht mit dem goth. *-ei* die zig. Relativpartikel *ke*, welche nach S. 310 auch 'dass' bedeutet.

eren.' Ganz ähnlich ved. *íd* (Neutrum von *i*) am Anfange er Sätze häufig als Stütze nach Pronom. Praepos. und Parikeln. Dieselben Verstärkungspartikeln *î*, *îm*, *iṭ*, *îṭ* kennt las Zend.

Das griech. demonstrative stets lange und betonte -ί st bekannt. Es verschlingt die kurzen Endvocale (*τουτί* wie goth. *thatei*), tritt nicht blos an die Demonstrativa, sondern auch an Adverbien (*οὑτωσί*, *ἐνθαδί*) und Partikeln (*τουτογί*, *τουτοδί*) und nimmt (woraus indess nicht viel zu schliessen) manchmal auch das ephelkyst. *ν* an. Pott Et. Forsch. 2, 162 erklärt es für ein Localadverbium, sieht darin einen Locativ vom Stamm *i*, vergleicht das goth. *ei* und für den relativen Gebrauch des letzteren sehr richtig das ahd. *dâr*, *der*.

Zu dem griech. *ι* demonstrativum, dem goth. *-ei* und ved. *íd* stellen Aufrecht-Kirchhoff 1, 29 f. das ähnlich verwendete umbr. *ei*, *ê*, *î*, das übrigens auch aus *pis* (lat. *quis*) ein Indefinitum macht, was auch goth. *saei* mitunter ist. Der sogenannte Bindevocal in umbr. *er-e-k*, osk. *ís-í-k*, osk. *ís-í-dum* (gleich lat. *idem*) ist davon wol nicht wesentlich verschieden. Ferner haben A. K. schon mit umbr. *poe*, *poi*, *poei* das lat. *qui* (für *quo-i*) verglichen. Eine Annahme welche auf *quae*, sowie auf *hi-c*, *hae-c* sehr wol Anwendung leidet: Corssen Krit. Beitr. 542; Krit. Nachtr. 89 ff. vgl. Ebel KZ. 14, 400. Die Masc. *qui*, *hic* setzen Nominative ohne *s* voraus wie *iste*, *ille*, vgl. S. 441 f.

Ganz nahe an das lat. *quae* tritt der preuss. Nom. Sing. Fem. *quai*, *quoi* heran und *stai* neben *sta*: wozu sich noch fernere Nom. Sing. Fem. auf *ai* gesellen.[1] Hierbei kann

[1] Nesselmann S. 48: *crixtisnai* neben *-sna*, *mensai* neben *mensa*, *schlusnikai* usw. Wenn die Formen nicht neben solchen auf *a* stünden,

ich nicht unerwähnt lassen, dass Justi § 529 und S. 76a ganz bestimmt *kainikê* (Stamm *kainikâ*) als Nom. Sing. aufführt und so in Bem. 1 zu § 529 noch eine Anzahl Formen auffasst. Also die zd. und skr. Vocativform auch im Nominativ. Nehmen wir an dass das Zusammentreffen mit preuss. *quai*, lat. *quae* und den preuss. Substantivformen mehr als Zufall sei, so erhalten wir eine wie mich dünkt einfache Erklärung für die Einmischung eines *y* in die ostarische Declination der Feminina auf *â*. Der Voc. *çívê* d. i. *çivâ-i* als Declinationsthema genommen, konnte zu Formen wie *çívâyâi, çívâyâs, çívâyâm* sehr wol führen, wo *âi, âs, âm* im Fem. als Endungen galten (vgl. z. B. *gáty-âi, gáty-âs, gáty-âm* vom Stamme *gáti* und altpers. *bumiyâ, dipiyâ* von Stämmen *bumi, dipi*) und überdies die Analogie der Fem. auf *yâ* (Nom. *î*) das ihrige dazu beitragen mochte, um eine solche Formation zu befördern. Selbstverständlich ist dann *î* nicht als Interjection (S. 412) sondern als Verstärkungspartikel anzusehen.

Endlich im Littauischen tritt 'zur Verstärkung' an den Nom. der Masculina *tàs, jìs, szìs, kùrs, àns* usw. ein betontes *aí*: *tasaí, jisaí* usw. Dies *aí* erinnert durch seine Beschränkung auf den Nom. und durch den gleichen Accent an das S. 443 besprochene *ám* (vgl. *â* S. 409 f.) und ist wahrscheinlich dasselbe. Denn wie dem Stamme *ta* das Neutrum *taí*, so dürfte dem Stamm *a* das Neutrum *aí* entsprechen. Dies *aí* für *ad* selbst aber kann nur durch Antritt des *i* oder *î* nach Abfall

so müsste man die Möglichkeit offen lassen, dass *ai* nur *ei* vertrete: dieses so wie *e*, *ê* des Nom. Sing. Fem. kommt dem litt. *é* für urspr. *jâ* gleich. — Mit lat. *quae* vergleicht Pott Zigeuner 1, 245 einen zig. Nom. Sing. Fem. *jôi* vom Pronominalstamme *ja*; nimmt darin aber das skr. Motionssuffix *î* an.

les *d* erklärt werden. — Ueber slavisches anderen Pronomina zur Verstärkung angefügtes *i* vgl. Miklosich Wurzeln des Altslov. Denkschr. 8, 178.

Die angeführten umbr. Formen lassen durchaus nicht etwa auf einen Diphthong schliessen (A. K. 1, 31, 7), sondern nur auf langes *î*. Dazu stimmt das Griechische. Es darf also skr. *id* nicht herbeigezogen werden; zd. *îṭ* aber kann nicht für ursprünglich gelten. Bleibt mithin nur *î* und *îm:* vgl. S. 410. Die Verschiedenheit des Accentes im Skr. und Griech. wollen wir nicht ausser Acht lassen, aber auch nicht allzu hoch anschlagen.

Im Germ. musste nach vocalischem Auslautsgesetz *i* aus dem *î* werden, wenn nicht doch die einsilbige Form einen Vorzug genoss. Doch scheint letztere Annahme nicht einmal nöthig. Das häufige *sei* neben seltnerem *sôei* beruht offenbar auf *sai* für *sa-i,* einst *sâ î:* die Wirkung des Auslautsgesetzes wird in *sâ, sa* offenbar vorausgesetzt. Ebenso in *thammei, thanei, thatei* zunächst für *thamma i, thana i, thata i,* urspr. *tasmâi î, tam am î, tad am î.* Ich glaube dass sich im Sprachgefühle solche aus *â-i* entstehende *ai, ei* mit jenem *ei* für *jât* identificirten und demzufolge *ei* als die enklit. Partikel galt: nur so erklärt sich *sôei,* nur so erklärt sich vor allem das altn. angehängte *-s, er.*

Nun unterliegt es keinem Zweifel dass dieser Vermischungsprocess durch ein etwaiges allgemein relatives germ. *jad,* das gleichfalls *ei* ergab, um vieles beschleunigt worden wäre und sich begreiflicher darstellen würde. Aber er ist auch so begreiflich genug, und zu der Annahme eines solchen Relativums liegen keine zwingenden Gründe vor: möglich dass eingehendere Untersuchung sie noch findet. Vorläufig stellt sich uns goth. *saei* dem ksl. *i že* ähnlich dar:

eine an sich blos verstärkende Anhängepartikel differenzirt ein Pronomen das sonst auch demonstrativ vorkommt, zum Relativum. Das mit dem Verschwinden des *-i* auftretende ahd. *dar* (*der-dir, dû-der* usw.) und die alts. und ags. Relativpartikel *the* (vielleicht ein gekürzter Instrumentalis) sind wesentlich dasselbe.

DIE FLEXION.

In Betreff der Flexion aller der aufgeführten Pronominalstämme sind zunächst die eigentlichen Uebergänge in die Adjectivdeclination auszuscheiden, wie solche im ahd. Nom. *desêr,* Acc. *inan, hwenan,* altnord. Acc. *thann* (zu der Synkope vgl. goth. *ainnôhun* für *ainanâ hun*) vorliegen. Eine grosse Anzahl der Pronomina wie *jains, silba, sama, sums,* die auf *leiks* und *lauds,* sind geradezu starke oder schwache Adjectiva.

Alle Stämme welche die wirklichen (im Germ. gegenüber dem Adjectivum nicht zahlreichen) Eigenthümlichkeiten der Pronominalflexion aufweisen, gehen mit Ausnahme des conson. Stammes *am* im Sanskrit, wie schon hervorgehoben wurde, auf *a* aus.

Die Flexionseigenheiten der arischen Demonstrativa, Interrogativa usw. gegenüber den Substantiven werden in nachstehender Uebersicht wol alle beisammen sein.

Singular.

	Masc. Neutr.	Fem.
Nom.	*ad*	
Gen.		*asjâs*
Dat.	*asmâi*	*asjâi*

Singular.

	Masc. Neutr.	Fem.
Acc.	*ad*	
Abl.	*asmât*	*asjât?*
Loc.	*asmim*	*asjâm*

Dual.

Gen. Loc.	*ajavas*	*ajavas*

Plural.

Nom.	*ai*	
Gen.	*aisâm*	*âsâm*
Dat. Abl.	*aibhjams*	
Instrum.	*aibhjas*	

Die Eigenthümlichkeiten reduciren sich wie man sieht auf den ausgedehnteren Gebrauch der von den Elementen *î* und *sma* gemacht wird, wovon bereits S. 385, 2 und 390 gehandelt ist, auf das Neutraldeterminativ *d* worüber S. 425, und auf die Formen des Genitivs, von denen nur das *sja* des Sing. Masc. und Neutr. auch dem Substantive zugehört.

In dem *sjâs* des Gen. Fem. könnte man das *sja* des Masculinums und Neutrums vermuthen, als fem. *â* - Stamm genommen und noch einmal mit dem Genitivsuffixe versehen. Bei weitem einfacher und näher liegend ist es aber doch sich der Identität des Genitiv- und Ablativsuffixes von S. 436 her zu erinnern und demnach in dem *sjâ* des Genitivs, wie in dem des Dativs, Locativs und Ablativs, das movirte Element *sma* zu erkennen.

Viel schwerer ist der Genitiv Plur. zu beurtheilen. Und so lange hierüber wie über den Gen. Plur. auf *-nâm* der Substantiva nichts Zuverlässiges ermittelt ist, muss die

Erklärung des ganzen Casus dahingestellt bleiben. Man kann freilich, wenn man Wortaufwand scheut, nicht bei jeder Ansicht die man vorträgt, auch alle Bedenken dem Leser mit auftischen die man innerlich noch dagegen hegt.

Die Formen der verwandten Sprachen führen nur auf das nach dem Ostarischen[1] von mir Angesetzte: lat. *-ôrum* könnte aus dem Fem. übertragen sein, umgekehrt dürfen wir das ksl. Fem. *ěchŭ* für übertragen aus dem Masc. halten, wie auch im Preuss. die allgemeine Endung *eison*, *eisan* lautet, nur vor Substantivformen mit dem Ausgang *-ans* (mit scheinbarer Bestätigung von Schleichers ursprünglichem *-sâms*) *-eisons*, *-sons*. Und wie im Preuss. die Genitive Sing. und Plur. (vermuthlich veranlasst durch die Aehnlichkeit von *eison* und *eisei, eises*, vgl. S. 401) sich vermischten, so scheinen auch im German. die singul. Genitive auf die pluralischen entscheidenden Einfluss genommen zu haben: *izê*, *izô* wegen *is, izôs*.[2] Es wäre allerdings verlockend gerade von diesem Zusammenstimmen auszugehen und für den Plural durchweg die Form *asjâm* als die ursprüngliche anzunehmen, welche wie der Gen. Sing. Masc. das Relativum *sja* enthalten würde: aber die Berechtigung einer solchen Auffassung müsste immer als sehr zweifelhaft gelten, und grosse Schwierigkeiten würden dennoch zurückbleiben. Zum Ostar. stimmen

---

[1] Doch vielleicht altpers. *-aisâm* aus dem Masc. ins Femin. übertragen: s. Spiegel Keilinschr. S. 101 zu 1—5.

[2] Das Altn. hat den echten Gen. Plur. Masc. N. *theira* zwar bewahrt, aber demgemäss den Gen. Dat. Sing. Fem. umgestaltet (*oben S. 491*). Ebenso das Ags. mit seinem Gen. Plur. *thâra thæra* ins Fem. übertragen und mit seinem Gen. Dat. Sing. Fem. *thære*. Auch den Dat. *Plur. thâm* hat das Ags. in den Dat. Sing. Masc. N. übertragen wie das Altnordische. Müllenhoff Zs. 16, 148.

im Masc. das Ksl. und Preussische, im Fem. das Italische und Griechische (*ἄων* für *ἄσων*).

Ob nun nicht doch vielleicht das *s* dieser Formen für ursprüngliches *sj* steht? *Ai* und *â*, beides sind berechtigte Pluralbildungen von einem *a*-Stamm. Daran wäre das Genitivzeichen *sja* getreten und dann als Stammauslaut behandelt und als solcher von neuem in den Gen. Plur. gesetzt worden. Man könnte auf das *-sma-sja* (S. 363) des Personalpronomens sich berufen, das zu dem vorausgesetzten *ai-sja, â-sja* genau stimmen würde. Dieses *sja* wäre ebenso im Plural des Substantivs Genitivzeichen gewesen: *â sja* (von einem *a*-Stamm), *jâ sja* oder *ajâ sja* (von einem *i*-Stamm) usw. Es hätte aber nur mit kurzem *a* des Substantivs, also im Singular der *a*-Stämme, sich untrennbar vereinigt und ausserdem mit allen Pronominalformen (vgl. S. 419): im Substantiv bleibt es selbständig und steht nur begleitend neben der nackten Pluralform. An diese tritt dann das Neutraldeterminativ *am* wie es an das *sja* des Gen. Plur. der Pronomina tritt. Eine zd. Wendung wie *aidyunăm yaṭ urunô* 'die Seelen der Reiter' würde, wenn wir uns *sya* an der Stelle on *yaṭ* denken, noch ziemlich genau die alte Fügung durchblicken lassen.

So wie gesagt liesse sich der Vorgang denken, wenn man altar. *s* für *sj* anzunehmen berechtigt wäre: dies aber kann ich weder bestimmt bejahen noch unbedingt verneinen. Daher muss ich darauf hinweisen, dass wir in letzter Analyse Identität der Bedeutung von *sja* und *sa* vermuthen durften (S. 450) und dass *sâm* der altpers. Gen. Plur. des enklitischen Pronomens *sa* ist: nach substantivischer Weise, während man *saisâm* erwarten sollte. Vgl. Pott Etym. Forsch. 2,

640; auch Zählmeth. S. 155; Benfey Vollst. Gramm. S. 336. Anm. 4.

Eine vollständige Geschichte der Formübertragungen und Entstellungen in der Pronominalflexion selbst und in ihrem Verhältnis zur Substantivflexion wäre von grossem Interesse. Ich meinerseits will nur das Germ. in dieser Hinsicht kurz berühren und dann einige flüchtige Andeutungen über einzelne Hauptpuncte wagen.

Das Germ. scheint in seiner Urform — von späteren Wandlungen war genügend die Rede — ausser dem Gen. Plur. nur noch den Dativ Plur. nach falscher Analogie behandelt zu haben, indem es dem Fem. die masc. und neutr. Form aufdrängte: *aim,* Grundf. *aibhjas* statt urspr. Grundf. *âbhjas* wie im Subst. Der goth. Dat. Sing. Fem. *thizai* erklärt sich aus Formübertragung: wie *gibôs gibai,* so wurde *thizôs thizai* flectirt. Ueber den Zusatz *ám* des Acc. Sing. Masc. ist S. 192 gehandelt. Er ist im Nom. Acc. Sing. Neutri nicht ebenso constant angetreten wie im Acc. Sing. Masc. Nur *ita* skr. *idám* steht im Gothischen fest, aber kein *hvata* findet sich, sondern nur *hva,* und neben *thata, thatei* doch auch *thei* für *tha ei:* Gramm. 3, 19, vgl. S. 513. Und sollte nicht bei ahd. *theih, theist* eher an ein *tha, the* für Grundf. *tad* als an *thaz* für Grundf. *tad ám* zu denken sein?

Uebertragungen vom Pronomen auf das Subst. haben im Germ. nicht stattgefunden. Denn hauptsächlich sind es nur die *a*-Stämme welche in anderen Sprachen davon betroffen werden, und diese nur darum, weil sie aus bekannten Gründen mit dem Pronomen Manches gemeinschaftlich besitzen, woran die übrigen keinen Theil haben. Das ist der Gen. Sing. *asja,* der Instr. Plur. *âis* (S. 417) und der Loc.

Plur. *aisva* (S. 385). Beide letztere hat das Germ. eingebüsst, der Gen. Sing. allein war nicht mächtig genug um Stifter eines Sonderbundes, wenn ich so sagen darf, zwischen dem Pronomen und den genannten Substantivstämmen zu werden.

Im Ostarischen dagegen entstanden aus dem Vorbilde des Pronomens die Dat. Abl. *aibhyas* und Instr. *aibhis* von subst. *a*-Stämmen, nicht minder die Gen. Loc. Dualis *ayôs.* In Zd. finden wir Dat. Abl. Instr. Dualis *aêibya:* eine Uebertragung die mit Recht für das Pronomen ebenso vorausgesetzt wird. So bietet sie das Griech. *τοῖιν*, *ἵπποιιν* (für *οιϝιν, aibhjâm):* ein analoges fem. *αιιν* kann wenigstens nicht nachgewiesen werden, während sich der Loc. (Dat.) Plur. *οισι* auch ins Fem. *αισι* übertragen zeigt. Dass der skr. Instrumental Sing. der *a*- und *â*-Stämme auf der Analogie des Pronomens wahrscheinlich beruht, wurde S. 355 schon angedeutet, wo auch des eigenthümlichen altp. pronom. Instr. Sing. *anâ* Erwähnung geschah. Merkwürdig, aber vollkommen consequent, bilden das Zd. und Altp. (dieses mit Ausschliessung der Form auf urspr. *ans*) einen Acc. Plur. Masc. *ê* der Pronomina, gleich dem Nominativ. Alle ostar. Formen in denen *y* auf eine nicht ganz klare Weise mitspielt hier zu deuten, unternehme ich nicht. Von den uns bekannt gewordenen Ausgangspuncten etwaiger Uebertragung muss allerdings das pronom. *î*, doch aber auch das locativ. *ya (yâ?)* ins Auge gefasst werden.[1]

Das Lettoslav. Griech. und Lat. haben den Nom. Plur. der masc. Substantiva auf Grundf. *ai* gemein, das Griech.

[1] Im Pâli werden sogar mit *-sma-* gebildete pronominale Formen auf das Substantivum übertragen: Wiener Sitzungsber. 57, 244 ff.

und Lat. überdies im Fem. *âi*. Doch sind gerade im Lat. diese Formen verhältnismässig jung, das Griech. muss die Uebertragung des masc. *ai* in das Fem. der Pron. und beider in das Subst. auf eigene Hand vorgenommen haben.

Höher reicht die Uebereinstimmung im Gen. Plur. hinauf: gr. *ων* im Masc., *άων* im Fem., altitalisch *om, um* im Masc., *âsum* im Fem. der Subst. und Pron.

Dies *âsum* scheint aber auch neben den S. 403 f. besprochenen umbrischen Formen die einzige Formübertragung aus dem Pronomen, welche in den ausserlatinischen Sprachen Italiens sich vorfindet. Vom Dat. Abl. Plur. der Feminina auf *â* war S. 403 und 414 die Rede.

Was das Lat. anlangt, so gilt es vor allem zu constatiren dass die Endung des Gen. Sing. der *o*-Stämme nur *i* und die älteste Endung des Nom. Plur. derselben Stämme *oe* ist: Bücheler Lat. Decl. 36. 17. Wenn neben dem *e, i, ei* das sich aus *oe* entwickelte und zuletzt behauptete, durch etwa zwei Jahrhunderte inschriftlich *es, eis, is* (auch pronominal, Bücheler 20) erscheint, so kann dies nur auf Vermischung mit der *i*-Declination beruhen, begünstigt durch das Schwinden des *s* der letzteren in der Vulgärsprache. Denselben Uebertritt in die *i*-Declination nehme ich aber auch im osk. umbr. Gen. *eis, ês, ẻr* der *o*-Stämme an. Vgl. Pott Zählmeth. 203.

Das genit. *i* kann nur auf *asja*, zunächst etwa *isi*, beruhen mit Schwinden des *s* zwischen den Vocalen wie es Corssen Krit. Beiträge 464 ff. nachweist. Das *oe* des Nom. Plur. dagegen ist übertragen aus dem Pronomen.

Für alte Pronominalendung halte ich desgleichen das fem. *ais* des Gen. Sing. für älteres *âs*, wovon durch Einfluss des *i* der *o*-Stämme *s* abfällt. Grundf. *âis* kann aus *asis*

für *asjâs* hervorgehen, indem die Analogie der übrigen Casus das *â* des Stammes auch im Genitive schützt. Im Pronomen selbst wurde aus *asjâs, asîs* vermuthlich, mit gleichem Abfalle des *s, aî* und daraus *ei, î* dem Masc. gleich. Dann kamen wol für den Dativ die Locativformen in Gebrauch, welche das lat. Pronomen vom Subst. entlehnte, *î* des Masc. drängte sich dem Fem. auf, und Gen. und Dat. fielen so zusammen. Zur Differenzirung wurden beide wie consonantische Stämme behandelt und jener mit dem Suff. *us (quoius)*, dieser mit dem Suff. *ei (quoiei)* versehen. Dies etwa der im einzelnen freilich rein hypothetische Gang der Entstellung.

Ueber den Nom. Plur. der *â*-Stämme, altital. *âs* nach dem Umbr. und Osk. Bücheler 17: 'Nach Abfall des *s* entstand daraus *a*, bezeugt durch zwei ins fünfte Jahrh. reichende Inschriften. Der Missdeutung, welcher das des Suffixes beraubte *a* unterliegen musste, half die Sprache durch Aufnahme eines neuen Bildungsprincipes ab, das der pronominalen Declination entlehnt scheint, durch Anfügung von *i* in *silvai* wie in *quai* und *haic*.' Es scheint mir nicht ganz zweifellos ob jene Inschriften in solchem Sinne benutzt werden dürfen (vgl. S. 343 unten), vielleicht müssen wir sie als letzte Zeugnisse für das alte *âs* betrachten. Die Endung *ai* kann nach Analogie des masc. *oe* einfach aus dem Pronom. eingedrungen sein, wo sie schon früher durch Uebertragung aus dem Masc. wie im Griech. sich festgesetzt haben mag.

Wie die fernere Wechselwirkung zwischen Masc. und Fem. auch den pronom. Gen. Plur. des Masc. umgestaltete, wurde schon erwähnt. Die allmäliche Uebertragung dieses *ôrum* ins Substantivum machte sich um so leichter, als umgekehrt auch die subst. Form ins Pronomen gedrungen war

(*eum antiqui pro eorum* Festus, Bücheler 45). Den letzten Schritt der Ausgleichung masc. und fem. Declination bildet ohne Zweifel das Fem. *eis, îs* für *âbus:* vgl. S. 403.

Das *i* demonstrativum welches die Stämme *ho, quo* im Nom. Sing. Masc. und Fem. annahmen wurde vom Fem. auf den Nom. Acc. Plur. Neutri übertragen. Die einstige Uebereinstimmung vor dem Antritte des *i* hatte Ausgleichung nach demselben zur Folge. Vgl. was S. 415 über einen ähnlichen Vorgang im Kslav. bemerkt wurde.

Unter den nordöstlichen Sprachen Europas hat die littauische Femininflexion des Pronomens sich ganz dem Substantivum unterworfen, die pronominale Masculinflexion wenigstens den Gen. Plur. (vgl. das Griech. und lat. *eûm*) der substantivischen Analogie aufgeopfert. Dafür nahm das masc. Substantiv die pronom. Nominativendung des Plurals an.

Fast ausschliesslich herschend ist diese Endung im preuss. Substantivum (*ai, ei, i* Nesselm. 53) geworden. Nur in dem zweimal vorkommenden Vocativ *mylas ginnis* 'lieben Freunde' scheint *s* bewahrt.

Das Ksl. gewährt ihr denselben Umfang wie das Littauische und zeigt ausserdem, falls ich nicht irre, noch eine Formübertragung aus dem Pronomen, die sich dem loc. *me* des Umbr. nahe vergleicht. Während aber dieses vom Masc. Neutr. ausgeht und allgemein wird, hält sich der ksl. Vorgang den ich im Auge habe streng in den Grenzen des Femininums, und das Masculinum wirkt nur durch allgemeine Analogie mit.

Im Masc. des Subst. und Pron. gleichmässig trat nämlich der Instr. Sing. *omĭ (tomĭ, vlŭkomĭ)* an die Stelle des ursprünglichen Instr. auf *â* (vgl. litt. *tû, vilkù*), und dadurch

wurden im Sing. des Pronomens der Instrum. und Locativ (*tomĭ* für Grundf. *tasmim)* einander gleich. Wie nun im Masc. scheinbar der Locativ *tomĭ* an die Stelle des Instr. *tâ* trat, so auch im Fem. der Loc. *tojań* an die Stelle der Instrumentalform, urspr. gleichfalls *tâ* (litt. *tà*). Nun besass aber das fem. Substantivum dieselbe Instrumentalform, litt. *rankà:* folglich setzte sich auch hier die Endung *ojań* fest, und, als ob *jań* das Suffix wäre, bildeten auch die fem. *i*-Stämme ihren Instr. auf *ijań*.

Durch die eingetretene Uebertragung konnten nun ihrerseits die Substantiva Muster und Vorbild für die Pronomina werden: wie in den subst. *â*-Stämmen Locativ und Dativ zusammenfallen (beide z. B. *rańcě* vom Stamme *rańka*), so wurden sie auch im Pronomen einander gleich, indem der Dativ *toj* (wofür man nach Grundf. *tasjâi* allerdings *tojě* erwartet) das urspr. *tojań* aus dem Locativ verdrängte.

Die in Rede stehende Form -*ojań* für *asjâm* liefert zugleich die S. 407 versprochene westarische Spur des *âm* im Locativ.

Ich gehe zum Adjectivum über.

Bopp hat (Vergl. Gramm. 2, 1—21) unter Wilhelm von Humboldts und Miklosichs Billigung die Ansicht aufgestellt und Ebel KZ. 5, 304—309. 356—358 sie lautgesetzlich ins einzelne zu begründen gesucht, dass das germanische starke Adjectiv aus einer Zusammensetzung der Adjectivstämme mit dem allein flectirten Pronominalstamme *ja* hervorgegangen sei. Bopps eigene Meinung ging früher dahin, nur einen Uebertritt des Adjectivs in die Weise der pronominalen Declination zu statuiren und er konnte sich auf littauische Analogie dabei berufen. An dieser Meinung hält

z. B. Schleicher Compendium 624 fest und Holtzmann hat sie German. 8, 262 ff. ziemlich breit auseinander gesetzt, aber so wenig gesichert, dass neue Einwendungen mit vollem Fug und Rechte Germ. 9, 138 ff. dagegen erhoben werden konnten: Einwendungen welche sich gleichwol als hinfällig unschwer erweisen.

Die ganze Theorie der Composition mit *ja* ruht auf dem angeblichen Lautgesetze, welches aus *aja* die beiden ersten Buchstaben zum Weichen zwingen soll. So wenig aber in diesem Falle als in irgend einem anderen ist dieses Lautgesetz wirklich erwiesen (oben S. 288 Anm.). Man vergisst insbesondere dass es nach der dritten schwachen Conjugation ein specifisch gothisches sein müsste, dass aber die starken Adjectiva mit wesentlicher Formidentität allen germanischen Sprachen gemeinsam zugehören.

Nun versucht zwar Ebel im Altnord. lautliche Reste jenes *aj* nachzuweisen. Der Acc. Sing. Masc. *an* soll früheres *âna* für *ajana,* Fem. *a* früheres *â* für *aja* voraussetzen. Allein auch dafür ist eine Begründung nicht möglich. Das goth. *a* wird zwar in der Regel altnord. zu *i*, wie es daneben aber auch in *u* sich wandelt oder ganz ausfällt, so wird es andererseits auch unverändert beibehalten, so im schwachen Perfectum, I. Sing. *dha* gleich goth. *da,* in der III. Plur. Praesentis, im Infinitiv und im Acc. Plur. der *a*-Stämme *a,* gleich goth. *and, an, ans.*

Und wenn Bopp in *tulgjai, manvjana* usw. von den Stämmen *tulgu, manvu* nach Ausfall des Themavocales eben das Pronomen *ja* erblicken will, so müsste diese Annahme auch auf die litt. adjectivischen *u*-Stämme ausgedehnt werden, deren *u* im ganzen Femininum und in der Mehrzahl der

masc. Casus in *ja* übergeht. Vgl. Joh. Schmidt Beitr. 4, 257—267.

Ganz ebenso lassen die *i*-Stämme des Gothischen ihr *i* in den obliquen Casus in *ja* umschlagen. Diese adjectivischen *i*-Stämme erkannt und von den *ja*-Stämmen geschieden zu haben, ist, wenn ich nicht irre, das Verdienst O. Schades: Paradigmen zur deutschen Grammatik (1860) S. 30 f. Vgl. Holtzmann Germania 8 (1863), 259. Einer derselben *gamains, gamain,* Grundf. *gamainis, gamaini,* Stamm *ga-maini-* findet sich in lat. *communis, commune,* Stamm *com-muni-* wieder.

Wir werden hierauf zurückkommen, die Thatsache die es zunächst zu behaupten gilt, ist die wesentliche Identität der germ. Adjectiv- und Pronominalflexion mit Ausnahme gewisser Casus. Diese Casus sind der Dativ Sing. Fem. im Gothischen, der Nom. Plur. Masc. (und vielleicht Fem.) im Altnordischen, der Nom. Sing. Masc. und Feminini, sowie Nom. Acc. Plur. Neutri im Althochdeutschen. Diese also ausgenommen herscht vollständige Identität mit dem Pronomen, so dass der Themavocal *a* des Adjectivs auf dieselbe Weise mit Casussuffixen versehen wird wie der Themavocal *a* des Pronomens.

Man darf nur nicht einseitig und mit vorschneller Beurtheilung blos die gothischen Formen ins Auge fassen. Hier scheinen freilich *thizôs, thizê, thizô* und *blindaizôs, blindaizê, blindaizô* ziemlich weit von einander abzustehen. Aber wenn wir nicht übereilt zu Werke gehen wollen, so müssen wir vor allem fragen, ob das überlieferte *ai* jener Formen als *ái* oder *aí* grammatisch zu betrachten sei. Und die Antwort können nur die übrigen germanischen Sprachen darauf geben: sie entscheiden, das Ags. und Altn. durch

ihren Verlust (ags. *blindre, blindra;* altn. *blindrar, blindra*), das Ahd. durch sein niemals langes *e* für die Kürze, für *aí*. Der Herausgeber des Otfrid (Kelle Vergl. Gramm. 1, 89) weiss nicht, was Lachmann schon 1824 aus einem unzuverlässigen Texte gelernt hatte und 1832 Ueber Betonung 266 auch sagte, dass der Vers (Otfr. 1, 16, 2) *ált wàs si járò joh fílu mánegèrò* nichts für die Länge des *e* beweist. Der ganze Unterschied läuft im Goth. also darauf hinaus dass in den angeführten Formen das thematische *a* sich im Adjectiv nur zu *e (aí)*, im Pronomen aber weiterhin zu *i* gefärbt hat. Auch dieser Unterschied aber fällt im ahd. *dera, dero* hinweg.

Für das Nominativ-*s* der Masculina muss man natürlich nicht *sa,* sondern etwa *hvas* herbeiziehen. Das *a* des Nom. Acc. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutri der Adjectiva gegenüber goth. *sô, thô* beruht nicht auf verschiedener Grundform. Das goth. *ai* des Nom. Plur. Masc. muss wie das ahd. *a'* lehrt, in Pronomen wie Adjectiv als *aí* betrachtet werden (S. 202). Doch vgl. den Anhang über die ahd. Endsilben.

Was die sogenannten flexionslosen Formen betrifft, so braucht man bei dem goth. Nom. Acc. Neutri *blind* nicht mit Ebel auf eine Grundf. (gleichsam *blindam*) nach Art der Substantiva zu recurriren. Denn wie *hva* aus Grundf. *kvad* wurde neben ahd. *hwaz,* gleichsam goth. *hvata,* aus Grundf. *kvad-ám* (S. 522), so kann auch bei Adjectiven das charakteristische *ám* weggeblieben und die Endung *ad* nach den Auslautsgesetzen verloren gegangen sein.

Das westgerm. *blind* des Nom. Sing. Masc. entspricht lautgesetzlich genau dem goth. *blinds,* Grundf. *blindas.* Das alts. und ahd. *blind, blint* des Nom. Sing. Fem. ist ebenso

aufzufassen wie der Nom. Acc. Plur. der neutralen Substantiva in denselben Sprachen: die eigentliche Endung ist *a°*, Grundf. *â*, hat sich aber aus Gründen die mir noch nicht klar sind, früh verloren (vgl. S. 203). Ueber das *a* der fem. Substantiva im Ahd. und Alts. s. das zehnte Kapitel S. 561. Das ahd. *blint* im Nom. Acc. Plur. Neutri erklärt sich auf dieselbe Weise. Und nach Massgabe des scheinbar flexionslosen Nom. Sing. aller Geschlechter sowie des neutr. Plurales wurden im Ahd. auch flexionslose Formen des masc. und fem. Plurales eingeführt.

Nach diesem Allen war es vom lediglich formalen Standpuncte der die 'Functionslehre' als ein besonderes Gebiet abtrennen zu dürfen glaubt, es war von Schleichers Standpuncte nicht ganz unberechtigt, wenn er a. O. bemerkt, dass im Deutschen 'sämmtliche unbestimmte (starke) Adjectiva als Pronomina gelten.' Die Ausnahmen sind dabei freilich nicht beachtet.

Der goth. Dativ Sing. Fem. *blindai* richtet sich nach der Substantivdeclination: *gibai,* Grundf. *gibâja.*

Der altn. Nom. Plur. Masc. *blindir* scheint weit abzuweichen. Das *ir* ist, wie *their* und *tveir* zeigen können, Schwächung für älteres *eir.* Nehmen wir ein goth. *blindai eis* an, Grundf. *blindai ajas,* so ergäbe das contrahirt *blindajajas,* mit Ausfall des ersten *j blindâjas,* nach Wirkung des voc. Auslautsgesetzes *blindâis* und, da *âi* germ. von *ai* inlautend und nach Wirkung der Auslautsgesetze gewiss nicht mehr getrennt wurde: *blindais,* altn. *blindeir.* Formell steht dieser Erklärung nichts entgegen, sachlich würde aus ihrer Richtigkeit folgen, dass diesem Casus des Adjectivs einst der entsprechende des Pronomens *i* oder — um die nahe-

liegende Folgerung gleich zu ziehen — der entsprechende Casus des Pronomens *ja* folgte. Der Stamm *ja* aber hätte sich wie im Goth. mit *i* vermischt und wäre auch in dieser Function, als Begleiter des Adjectivs, durch *i* zum Theil ersetzt worden. Ja es wäre nicht unmöglich dass das Altn. im gleichen Casus des Fem. noch eine weitere Spur des nachfolgenden *ja* bewahrt hätte: wir finden *thær* und *tvær:* wie wenn *blindar* für älteres *blindær* stünde? Es läge, wie man sieht, Umlaut der Grundf. ***blindâs,*** gleich goth. ***blindôs,*** vor. Diesen Umlaut könnte der Anlaut einer Grundf. *jâs* gewirkt haben. Wir wissen leider nicht, ob als goth. Nom. dem Accusative gleich *ijôs* galt. Vorausgesetzt wäre dabei, dass *jâs* oder sein Vertreter noch als selbständiges Wort gefühlt wurde und also weggelassen werden konnte, so wie diese Adjectivconstruction ausser Gebrauch kam. Auch in ahd. ***meg ih, meg iz*** (Graff 2, 606 f.) ***scel iz*** Otfr. 2, 7, 16. 4, 8, 16. ***nem iz*** ibid. 1, 20, 18. ***girch inan*** 2, 5, 6. ***drenk ih*** 2, 8, 52. ***werf iz*** 2, 11, 19. ***geb imo*** 2, 13, 30. ***werd iz*** 3, 9, 4 wird der Umlaut durch den Anlaut eines selbständigen nachfolgenden Wortes bewirkt. Anders über das Masculinum, aber mit geringer Wahrscheinlichkeit, Lottner KZ. 7, 30.

Im ahd. Nom. Sing. Masc. ***blintêr*** glaube ich ***blindas jas*** oder, wie das Pronomen vermuthlich lautete, ***blindas jis*** zu erkennen. Die Verschmelzung ist meines Erachtens nach der Wirkung des consonantischen Auslautsgesetzes geschehen: aus ***blindas jis*** wurde ***blinda jis,*** aus ***blindajis*** durch das vocalische Auslautsgesetz ***blindais,*** ahd. ****blindair, blintêr.*** Vgl. Weinhold Alem. Gramm. S. 469.

Im ahd. Nom. Sing. Fem. und dem gleichlautenden Nom. Acc. Plur. Neutri muss es besonderer Untersuchung vorbehalten bleiben zu entscheiden (wenn es sich überhaupt ent-

scheiden lässt), ob das ahd. *u* dieser Formen überall aus *iu* mit Einbusse des *i* oder *j* hervorgegangen ist oder ob es noch für das alte dem goth. *a* und dem *o* oder *u* einiger hochd. neutr. Substantivformen (Dietrich Hist. Decl. p. 6 f.) entsprechende *u* genommen werden darf. Auch das *a, u* des alts. Adjectivs im Pl. Neutri lasse ich dahingestellt. Gl. Ker. 264 z. B. könnte in *unzia una. unze einu,* neben 257 *kiporaniu khind,* vielleicht der Vorfahre des flexionslosen *ein* stecken. Wie dem übrigens auch sei, genug dass die ältesten Denkmäler *iu* zeigen[1] und dass von Uebertragung aus den *ja*-Stämmen hierbei keine Rede sein kann. Es genügt bei Graff *mîn, dîn, alt, al* aufzuschlagen: man findet *elliu* z. B. bei Isidor, und so *iu,* vielleicht *ju,* auch in den Monseer Fragmenten, in der Benedictinerregel, in den Murbacher und Reichenauer Glossen, in den Hymnen usw.

Die Erklärung von *blintiu* ist neben dem flexionslosen *blint* nicht zweifelhaft: *blint ju,* d. h. Grundf. *blindâ jâ:* man kann leicht annehmen dass das *â* von *blindâ* nach seiner Verkürzung sich hier noch rascher verlor, nachdem die beiden Worte zur Einheit verschmolzen waren, als sonst im selbständigen Wort. Allenfalls wäre das Schwinden des sogenannten Compositionsvocales zu vergleichen.

[1] Sievers Beitr. 2, 121 behauptet freilich das Gegentheil; aber Braune ibid. 164 theilt meine Ansicht. Will man der Annahme einer suffigirten Form des Stammes *ja* entgehen, so bietet sich, wie Johannes Schmidt gesehen hat, das Vorbild von *diu.* Für *blintêr* das Vorbild von *dêr,* wenn Müllenhoff Paradigm. dritte Aufl. (1871) S. 19 richtig so ansetzt; zur Erklärung vgl. Sievers 122; eine andere Auffassung ist schon oben S. 186 angedeutet: das S. 514 besprochene *-i* verlor sich nach geschehener Epenthese. Dasselbe *-i* mit Umlautwirkung und nachherigem Schwunde liesse sich bei altn. *thær* voraussetzen. Für *their* bliebe allerdings nichts anderes als Formübertragung von substantivischen *i*-Stämmen, Nom. Plur. Masc. z. B. **brageir,* thatsächlich *bragir* wie *blindir.*

Wir dürfen demnach vermuthen, dass das Germanische einst eine Adjectivdeclination besass, in welcher das flectirte Pronomen *ja* dem flectirten Adjectivum nachfolgte. Ob in dieser Verbindung das Adjectiv nach substantivischer oder pronominaler Weise flectirt wurde, können wir aus den wenigen uns zu Gebote stehenden Resten nicht bestimmen.

Wir sind hier an den Punct gelangt, wo wir das aussergermanische Adjectivum in den Kreis unserer Betrachtung ziehen müssen.

Man weiss, dass im allgemeinen das Wesen des lettoslav. bestimmten Adjectivs in dem nachgesetzten Pronomen *ja* besteht.

Die Construction als solche, d. h. das Relativum als Bindeglied zwischen Adjectiv und Substantiv, darf der arischen Ursprache zugeschrieben werden.

Im Veda (Rigv. 1, 37, 5) *krîḷán yác chárdhas* 'die spielende Macht', vgl. Benfey Sâma-Glossar s. v. *yat.* Im Zendavesta *kharemca yim ashavanem* 'den Esel den reinen', vgl. Justi s. v. *ya,* Spiegel Gramm. 312. In den Keilinschriften *pathim tyâm râçtâm* 'den Pfad den richtigen', vgl. Spiegel Keilinschr. 173 § 77; Steinthal Typen 306.

Die skr. Stellung des Pronomens nach dem Adjectiv erweist sich durch die Uebereinstimmung des Westar. als die ursprünglichere. Von den beiden altar. Relativstämmen die wir S. 507 und 511 erkannten, scheint nach dem Genitive zu urtheilen (vgl. S. 437) *sja* der ältere, an dessen Stelle jedoch in arischer Urzeit noch *ja* in häufigeren Gebrauch kam.

Das lettoslav. bestimmte Adjectiv lässt nun aber im besonderen drei Arten unterscheiden.

Die erste Art zeigt das Lettische und, wie Miklosich jetzt annimmt, das Kslav. in einigen Casus. Sie besteht darin dass an den Stamm des Adjectivs das flectirte Pronomen *jis* tritt: Bielenstein 2, 55. Ksl. Instrum. Sing. Masc. *dobryimĭ* für *dobrŭ imĭ*, und ebenso in den übrigen Casus mit *m* urspr. *bhj;* ferner Loc. Plur. *dobryichŭ* für *dobrŭ ichŭ.*

Die zweite Art zeigt das Kslav., wenn es wie in Gen. *dobraago* (für *dobra-jego*), Loc. *dobrěěmĭ* (für *dobrě-jemĭ*) usw. das flectirte Pronomen *i* an das substantivisch flectirte Adjectivum fügt. Aus dem Litt. gehören die wenigen Fälle hierher, in denen adject. *u* - Stämme ihr thematisches *u* vor dem Pronomen bewahren: wenn ich Schleicher Litt. Gramm. 209 (vgl. 205) recht verstehe, nur der Nom. Acc. und Instrum. Sing. Masculini.

Die dritte Art zeigt das Littauische, wenn es das flectirte Pronomen *jis* an das pronominal flectirte Adjectivum setzt.

Das unbestimmte Adjectiv, d. h. das Adjectivum ohne folgendes *ja,* wird im Lett. und Kslav. nach substantivischer, im Litt. nach pronominaler Weise declinirt.

Nun haben wir freilich gesehen, dass die pronominale Flexion des Litt. nicht unbeträchtliche Einwirkung des Substantivs erfuhr. Aber was an specifisch pronominalen Casus dem litt. Pronomen geblieben ist, das findet sich am Adjective wieder. Dies ist im Sing. Loc. (Masc. natürlich, da das ganze Fem. substantivisch) *geramè, geràm,* alt **geramim* (z. B. *szventa-mim-p* Beitr. 1, 506 f.) wie *tamè, tàm, jemim-pi* gegenüber dem Subst. *ponè,* Dat. alt *gerámui* gleich *támui,* aber Subst. *pónui;* Plur. Dat. alt *gerĕ́mus* entsprechend *tĕ́mus* trotz Subst. *pónamus;* Dual. Dat. Instr. *gerĕ́m,* vgl. *tĕ́mdvĕm,*

jedoch Subst. *pónâm.* Im Nomin. Plur. liegt allen dreien dieselbe Form zu Grunde, aber sie haben sie differenzirt: *pónai, tĕ̃, gerì;* vgl. S. 367 Anm.

Der substantivischen Flexion wären im litt. unbestimmten Adjective nur die wenigen Casus der *u*-Stämme zuzurechnen, welche (zum Theile noch mit Nebenformen aus dem *ja*-Stamme) das Thema auf *u* zu Grunde legen. Es zeigt sich leicht (s. Schleicher Gramm. 205), dass dies nur in nicht specifisch pronominalen Casus stattfindet.

Man bemerkt die grosse Uebereinstimmung die zwischen dem Litt. und Germ. obwaltet. Das Germ. geht nur in Zulassung substantivischer Declination weiter: ausser jenem *blindai* des Dat. Sing. Fem. müssen auch die Nom. Acc. Sing. der *i*- und *u*-Stämme *gamain, hardu* hierher gezogen werden. Und von hier aus wird allerdings ein substantivisches *blind* für *blindam* nicht unwahrscheinlich, besonders wenn man, gestützt auf den Vorzug den die scheinbar flexionslose Form im praedicativischen Gebrauch erhält, sie diesem zunächst ausschliesslich zuschreibt und so auch jenes *gamain* und *hardu* rechtfertigt. Darf der Umstand in Betracht gezogen werden dass die dann noch übrige Ausnahme *(blindai)* gerade auf den hauptsächlichen Casus absolutus, den Dativ fällt, und zwar auf den Dativ gerade nur im Femininum, wo er Locativform trägt (vgl. S. 411), nicht auf den echten Dativ des Masc. Neutr.?

Hiervon abgesehen also scheint das Germ. wie das Litt. eine Adjectivdeclination mit angehängtem *ja,* und eine zweite ohne dieses Pronomen, aber nach pronominaler Weise, zu besitzen. Auf welche Art in der ersten das germanische Adjectiv flectirt wird, konnten wir nicht errathen: das

littauische, sahen wir, wird pronominal flectirt: sollte es allzu kühn sein Gleiches fürs Germanische zu vermuthen?

Wenn dem aber so ist, wenn es wirklich eine pronominale Adjectivdeclination mit angehängtem *ja* und eine andere pronominale Adjectivdeclination ohne angehängtes *ja* in beiden Sprachen gab: wird die weitere Vermuthung sich nicht daran schliessen müssen dass die zweite aus der ersten entsprungen sei?

Ich will mich näher erklären.

Wir wissen dass das Adjectivum mit *sja, ja* und der Gen. Sing. auf *sja* zusammenfallen. Vor dem *sja* des Genitivs zeigt sich die reine Stammform. Die reine Stammform zeigt sich ebenso noch vor dem *jis* des lett. Adjectivs und zum Theil im Slavischen. Von dieser Grundform dürfen wir ausgehen. Ist sie in dem Sinne verlassen, dass vor *ja* Substantivflexion zu Tage tritt, so hat das selbständige (unbestimmte) wie im Ostarischen und Südeuropäischen nach Substantivart declinirte Adjectiv auf das bestimmte gewirkt: so im Slavischen. Ist die Grundform in dem Sinne verlassen, dass vor *ja* Pronominalflexion zu Tage tritt, so hat das Pronomen *ja* durch das Vorbild seiner Casusbildung das Adjectivum gestaltet, genauer: dem ungeformten Adjectivstamme grammatische Form mitgetheilt. So im Litt. und Germanischen. In beiden Sprachen hat die so entstandene pronominale Adjectivflexion sich auf das selbständige Adjectiv übertragen, ohne jedoch, wie gezeigt — vielleicht mit einstiger Beschränkung auf bestimmte Gebrauchsweisen — die ursprüngliche substantivische Formation desselben gänzlich auszulöschen.

Unter diesem Gesichtspuncte werden uns nun auch, scheint mir, jene *ja*-Stämme begreiflich, welche in den

meisten Casus des Litt. und Germ. an die Stelle der *u*- und *i*-Stämme getreten sind. Das Pronomen *ja* hat auf sie nicht blos seine Flexion, sondern auch sich selbst als Stammesauslaut übertragen.

Längst aber hält man mir vielleicht einen bedenklichen Umstand entgegen, dessen Discussion ich mich keineswegs zu entziehen gewillt bin: das Adjectiv mit *ja* ist nicht das bestimmte Adjectiv im Germanischen, es fällt mit dem unbestimmten zusammen, für das bestimmte ist eine eigene Form geschaffen.

In der That, das Litt. lässt nach Schleichers Gramm. S. 260 f. die bestimmten Formen eintreten: 1) im Comparativ, Superlativ und den Ordinalzahlen; 2) in den substantivisch gebrauchten Adjectiven und Participien; 3) in attributiven Adjectiven theils unserem bestimmten Artikel entsprechend, theils 'wenn das Adjectiv durch einen vorausgehenden Genitiv schon bestimmt ist, z. B. *máno mylimëji brólei* (meine lieben Brüder), *máno jáunosės dënélės* (meine jungen Tage) usf.'; 4) im praedicativen Adjectiv, wenn im Deutschen der bestimmte Artikel beim Adjective steht, z. B. *tàs kélics tikràsis* (der Weg ist der rechte). Vgl. Dobrowsky Institut. linguae slav. p. 594 ff.

Hält man dazu nur Grimms Uebersicht Gramm. 4, 587, so gewahrt man auf den ersten Blick genaue Uebereinstimmung mit dem germanischen Gebrauche des schwachen Adjectivs, und man wird zugeben, dass mit vollem Rechte Rask und nach ihm Andere das starke Adjectiv als das unbestimmte, das schwache als das bestimmte bezeichneten. Beifügung eines Pronomens *(ta)* scheint aber der germ.

schwachen Declination ursprünglich ebenso wesentlich, wie der lettoslav. bestimmten.[1]

Was sich im German. begeben hat, ist mithin Folgendes, wodurch sich eine frühere Beobachtung (S. 508) für uns wiederholt.

Der Demonstrativstamm *ta* ist an die Stelle des Relativstammes *ja* getreten im selbständigen germ. Gebrauch. Ein Uebergangszustand muss angenommen werden, worin die Verwendung von *ta* immer beliebter wird und immer mehr Ausdrucksweisen in ihren Bereich zieht, während in demselben Masse *ja* allmälich zurückweicht. Das Zurückweichen wird befördert einerseits durch Vermischung des *ja* mit *i*, andererseits durch Aufgehen des *ja* in *ana*, resp. *jana*, *jena*.[2] Unterdessen hat sich eine neue bestimmte Adjectivdeclination mit *ta* herausgebildet, die mit *ja* wird immer seltener verwendet, das Verständnis derselben verliert sich, es kann geschehen dass einige unbestimmte Formen statt der bestimmten in Gebrauch kommen, diese allein bleiben schliesslich übrig als die letzten Zeugen, welche von der Existenz jener ältesten bestimmten Form im Germ. zu erzählen wissen.

Abgesehen von der allgemeinen Verdrängung des Relativums *sja*, *ja* durch das Demonstrativum *ta*, *tja*, auf deren Erklärung ich für jetzt nicht eingehe, bleibt uns die neue bestimmte Form, die schwache Adjectivflexion, nur noch zu erwägen.

---

[1] Doch s. jetzt Lichtenheld Zs. 16, 325. 18, 17.

[2] Ich überlasse es Anderen zu untersuchen, ob das altn. *inn* etwa in frühere Functionen von *ja* eingetreten sei. Dass auch das zd. Relativum als Artikel steht, wird nicht überflüssig sein zu bemerken.

Es gibt mancherlei Erklärungen des schwachen Adjectivs, darunter keine überzeugende und abschliessende. Leider kann auch ich eine solche nicht in Aussicht stellen.

Jacob Grimm dachte an suffigirtes *jaíns* wofür er die Grundform *ana* ganz richtig vermuthete (Gesch. 963). Aehnlich redet Schleicher Kslav. Formenl. 274 von dem pronominalen Zusatz *n* vor den Casusendungen: was mit der in KZ. Bd. 4 entwickelten, durchaus nicht überzeugenden Theorie über Einschiebungen vor den Casusendungen zusammenhängt. Heyse System 377 zieht den Stamm *aina* im Sinn unseres unbestimmten Artikels *ein* herbei. Pott Praepos. 300 vergleicht den kelt. Artikel *an*. Graffs Erklärung (v. d. Hagens Germania 2, 41) ist keine Erklärung und ruht auf falschen Voraussetzungen über die schwache Declination überhaupt. Diese Voraussetzungen theilt Holtzmann (Pfeiffers Germania 8, 267), indem er ein 'blos aushelfendes *n*' an den Stamm treten lässt und sich ebenso bequem mit sonstigen Schwierigkeiten abfindet. Viel beachtenswerther ist L. Meyers Deutungsversuch: Ueber die Flexion der Adjectiva im Deutschen S. 62 ff. vgl. Benfey Orient und Occident 1, 272 f.

Meyer beginnt damit nach Adjectivstämmen auf *n* in den verwandten Sprachen zu fragen. Dass das Litt. Slav. Lat. dergleichen überhaupt nicht darbieten, ist schon höchst bedenklich. Im Griech. können die Suffixe *van, man,* Stämme wie *ἄφρον-*, *ὁμόφρον-*, *οἰϝοχίτων-* udgl. (Meyer 63) nichts lehren. Auf das Adjectivsuffix *an* neben *a* und *ân* neben *â* in demselben Worte käme es an. Dass *an* und *a* überhaupt einander vertreten, hilft wenig. Griech. und lat. Substantiva und Eigennamen auf *ôn* neben Adjectiven auf *o* können keine unmittelbare Analogie für die schwachen Adjectiva

gewähren, da man nur missverständlich dem bestimmten Adjectivum substantivischen Charakter zuschreiben würde. Die Beifügung des Pronomens und das Fehlen eines Substantivs, welchem es attribuirt würde, machen ein Adjectiv zum Substantiv, nicht der Themacharakter.[1]

Auch ich suche Auskunft zunächst bei den verwandten Sprachen. Wir kennen die bestimmte Adjectivdeclination des Litt. Lett. und Kslav., wir wissen dass sie formell von dem germanischen bestimmten Adjective weit absteht. Wie hat es das Altpreussische mit seinem Adjectivum gehalten?

Der Umfang der Pronominaldeclination im Altpreuss. ist nicht gering. Ausser den Begriffen er, wer, dieser und jener und den Possessiven werden *stawids, kawids* (talis, qualis), ferner *ains* mit seinen Derivaten und *antars* nach pronominaler Weise flectirt. Man findet ausserdem die Dative *tirtsmu, ketwirtsmu* von *tirts, ketwirts* (der dritte, der vierte), wie im Skr. *dvitîya* und *tṛtîya* auch pronominal flectirt werden können. Ferner dem skr. *viçva* entsprechend von *wissas* (all) Dat. Sing. *wismu* (für *wissasmu*), Dat. Plur. *wisseimans.* Wenn aber daneben Dat. Sing. *wissai,* Plur. *wissamans* und Gen. Sing. *wissas* nach Art der Substantiva vorkommt, so scheint schon hieraus ein Schluss auf das Adjectivum möglich.

Aber freilich sind die Formen des unbestimmten Adjectivs, welche die preuss. Sprachreste darbieten, nicht zahlreich. Und eine eigenthümliche Assimilation, welche selbst Pronomina mitunter erfasst und ihre Endungen dem folgenden Substantive gleich macht, nimmt auch diesen wenigen zum Theil ihre Beweiskraft, wenn man nicht in der Thatsache dieser Assimilation selbst ein Zeugnis für einstige substan-

---

[1] Doch s. jetzt Osthoff Forschungen 2 (Jena 1876).

tivische Flexion der Adjectiva erblicken will. Auch das schon erwähnte *mylas ginnis* kommt in diesem Sinne für den Nominativ Pluralis in Betracht. Von dem Dat. Plur. *uremmans (urs* alt), der etwas abweichend gebildet ist, darf man absehen, weil auch *wirdemmans (wirds* Wort) begegnet. Immerhin bleiben zwei sicher pronominale Dative Sing. *wargasmu (wargs* böse) und *emprikisentismu (emprykisins* gegenwärtig), die sich nicht hinwegschaffen lassen.

Was das bestimmte Adjectiv anlangt, so stimmt das Preuss. mit dem Germ. im Verluste des Stammes *ja* überein. Es verwendet statt dessen den vorgesetzten Stamm *sta* (vgl. S. 446), der auch als Artikel fungirt: nur der erste Katechismus von 1545 bedient sich, aber auch er nur in den zehn Geboten, des Stammes *scha* (Grundf. *kja* S. 500): was auf dialektische Verschiedenheit deuten wird. Das Adjectiv hat nach dem Artikel entweder ebenfalls substantivische Form oder es wird ganz abweichend construirt. Doch hat die Construction allgemeinere Geltung; ich lasse Nesselmann der sie zuerst beobachtet, darüber berichten.

'Die Sprache der alten Preussen gebraucht die charakteristischen Endungen des Genitivs und Dativs fast nur, wenn kein anderes Mittel vorhanden ist den Casus als solchen kenntlich zu machen. Ist aber ein solches Mittel vorhanden, steht z. B. vor einem Nomen der Artikel oder ein bestimmendes Pronomen oder eine Praeposition, so verwendet der Preusse fast durchgehend für das Nomen, dessen Stellung im Satze nun hinlänglich definirt ist, die Accusativendung auf *n, ns.* Ebenso erhält, wenn mehrere Worte in demselben Casus neben einander coordinirt stehen, nur das erste die concrete und charakteristische Casusendung, die folgenden aber werden mit der Endung *n, ns* hinzugefügt, weil nun

über den Casus kein Zweifel mehr obwaltet.' 'Auch solche Verbindungen kommen vor, dass das hinter dem Artikel stehende Adjectiv die Endung *n*, das folgende Substantiv aber die bestimmte Casusendung erhält, z. B. *steise swintan noseilis* des heiligen Geistes; *stesmu kermeneniskan istai* dem leiblichen Essen.' Nesselmann Die Sprache der alten Preussen 55. 57.

Jedermann wird sich durch die letzterwähnten Constructionen an das deutsche schwache Adjectiv erinnert fühlen. Gerade diese Aehnlichkeit hat aber etwas verdächtiges. Die beiden Katechismen von 1545 bieten die Construction leider nicht. Wenn der zweite 'das neue Testament' durch *stae neuwenen testamenten* übersetzt, so beruht die Form *testamenten* (*testamentan* im ersten) auf dem lat. *testamentum* und die Assimilation des Adjectivs ist wie im 9. und 10. Gebote *twaysis tauwyschies* (deines Nächsten) für *twayse tauwyschies*. Ueber Abel Will aber, den Verfasser des Katechismus von 1561 urtheilt Nesselmann, dass er die Sprache entstellt habe. Es käme sehr wesentlich darauf an bis ins einzelste zu untersuchen, wie weit diese Ansicht berechtigt sei. Dass Will den Artikel ganz auf deutsche Art, sogar *ains* als unbestimmten Artikel verwendet und damit gegen die altpreuss. Syntax verstösst, lehrt schon die Vergleichung der beiden älteren Katechismen. Wie wenn die Analogie des preuss. Accusativs mit der deutschen schwachen Declination sein unsicheres Sprachgefühl irre geleitet hätte?

Aber wenigstens dass alle Praepositionen den Accusativ bei sich haben können, scheinen die älteren Katechismen zu bestätigen. Die Eigenthümlichkeiten des ersten (*thawan wismosing* 'den allmächtigen Vater', das Adjectiv unflectirt

nachgesetzt; *swinte noseilis* für *swintas*) dürfen als Fehler angesehen werden, da sie der zweite beseitigt.

Nehmen wir an, das Preuss. wie es das Volk sprach habe sich wirklich jener Wendungen bedient: wäre es wol erlaubt in Fügungen wie *steise swintan noseilis* den Ausgangspunct für das Ueberwiegen des Accusativs zu erblicken?

Wäre das erlaubt und wäre es festgestellt dass die preuss. unbestimmte Adjectivdeclination die substantivische war: so würde ich um die Erklärung nicht verlegen sein. Sie würde sich an das lett. Adjectivum knüpfen. Verlor sich *jis* vom Adjectiv und trat dafür *stas* demselben vor: so stand zwischen *stas* und dem Substantive der reine Adjectivstamm, man verlieh ihm grammatische Form und machte einen Accusativ daraus, indem man nur Singular und Plural unterschied.

Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, auf wie unsicherem Grunde diese ganze Combination ruht. Ich habe sie überhaupt nur angeführt, weil es mir einmal sehr natürlich schien für das Problem der germanischen Grammatik das uns beschäftigt auf diesem Wege die Lösung zu holen. Der Accusativ des starken Adjectivs (mit der Wandlung des *m* in *n* wie in *thana* Grundf. *tam ám* usw.) als Declinationsthema genommen, hätte das schwache ergeben.

Allein, ganz abgesehen von der Unsicherheit jener preuss. Analogie, zu welchen weiteren Folgerungen müsste man sich fürs Germanische entschliessen. Jenes lett. Adjectivthema vor *jis* hat, wie wir sahen, unter dem Einflusse des nachfolgenden Pronomens im Litt. und Germ. selbst pronominale Flexion gewonnen. Wir müssten daher an die erste altarische Periode anknüpfen, eine Construction des blossen Adjectivstammes vor dem Substantive müsste auf

spätere Zeit gekommen sein und der Adjectivstamm sich mit dem Neutralzeichen versehen haben.

Etwas Unmögliches liegt in dieser Voraussetzung keineswegs. Das Factum würde sich wenig von den Genitiven *meina, theina* usw. (S. 377) unterscheiden. Wir könnten auch accusativische Adverbien annehmen, mittelst des Artikels attribuirt und dann mit Flexionsendungen versehen. Wir könnten uns endlich, wenn wir die nichtarischen Sprachen bei Seite lassen, auf das Zigeunerische berufen, worin nach Pott am Adjective nur Numerus und Genus, nicht aber Casus bezeichnet werden. Wer weiss was wir sonst noch könnten. Aber wer hat den Muth dazu?

So weit meine jetzigen Einfälle reichen, ist hiermit nun jede Anknüpfung an verwandte aussergermanische Sprachen abgeschnitten.

Glücklicherweise lässt sich im Germanischen selbst eine allgemeine Fortbildung der *a*- und *â*-Stämme mittelst *n* nachweisen, deren Motive nicht so völlig im Dunkel liegen und zu welchen man das schwache Adjectivum in glaubliche Beziehung setzen kann. Hierüber soll das folgende Kapitel einige Andeutungen mittheilen.





ZEHNTES KAPITEL.

DIE NOMINALFLEXION.

Die Nominalflexion begreift im Germanischen die Substantiva und schwachen Adjectiva.

Eine vollständige wissenschaftliche Darstellung derselben wäre nur auf dem Grund einer ausführlichen Geschichte der deutschen Stammbildung möglich. So weit geht meine Absicht für diesmal nicht, nur ein paar Hauptpuncte will ich herausheben, deren Erörterung im Zusammenhange dieser Untersuchungen kaum entbehrt werden kann.

Zuerst von der *i*-Declination des Masculinums, welche im Goth. und Westgerm. der *a*-Declination im Singular gleich geworden ist, im Altnord. aber noch Spuren ihres einstigen Daseins hinterlassen zu haben scheint.

Das lautgesetzliche Verhältnis der letzten Silben des Altn. zu den gothischen ist in der Kürze folgendes.[1]

---

[1] Vgl. jetzt zur Ergänzung und Berichtigung Richard Heinzel Ueber die Endsilben der altnordischen Sprache, Wiener Sitzungsberichte Bd. 87

Goth. *a* ist zum Theile bewahrt, wie wir S. 528 sahen. In vielen Fällen wird es aber zu *i:* so im Dat. Sing. der *a*-Stämme *(fiski,* goth. *fiska),* im Nom. Sing. der Verwandtschaftsnamen und der *an*-Stämme *(fadhir,* goth. *fadar; hani,* goth. *hana),* auch wol im Dat. Sing. Fem. des starken Adjectivs *blindri* für **blindera,* ahd. *blinteru,* Grundf. *-asjâi.* Ferner wahrscheinlich in der II. Plur. Praes. *nemidh,* ahd. *nemat* und in der I. III. Sing. Conj. Praes. *nemi,* ahd. *nema^e,* sogar im Partic. Perf. Nom. *numinn* für *numinr,* goth. *numans.*

Ausserdem wird daraus *u,* z. B. vor *m:* Dat. Plur. *fiskum,* goth. *fiskam;* Dat. Sing. *blindum,* goth. *blindamma;* I. Plur. Praes. *nemum,* goth. *nimam.* Vor *r:* Acc. Sing. *födhur,* goth. *fadar.* Aber auch reinauslautend, z. B. Nom. Acc. Plur. Neutr. *föt* für *fötu,* Grundf. auf goth. Stufe *fata;* Nom. Acc. Sing. Fem. *giöf* für *gifu,* goth. *giba;* Adjectiv Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Plur. Neutri *löng,* goth. *lagga.* Es ist das *a°* des Ahd. nach unserer Bezeichnung, daher auch Dat. Sing. *giöf,* ahd. *gibu,* Grundf. *-âi.*

Zugleich gewähren uns diese *löng, giöf, föt* und *blindum* (für goth. *blindamma*) Beispiele von gänzlich verlorenem *a.*

Ein *u* der letzten Silben blieb nur im Acc. Plur. der *u*-Declination unversehrt, sonst erlosch es; *i* ist theils geschwunden wie im Sing. des Praesens I. *fer* für *feri,* II. III. *ferr,* goth. *faris, farith,* und im Gen. Sing. *fisks* für *fiskis;* theils erhalten wie in I. III. Sing. Conj. Perf. *næmi,* ahd. *nâmi,* und im Acc. Sing. *hirdhi,* goth. *haírdi.*

Goth. *ô (â)* wird durch *a,* goth. *ai* und *ei* werden, z. B. in den Conjunctiven Praes. und Perfecti, durch kurzes *i* vertreten. Einmal scheint altn. *i* auch gothischem *ê* zu

S. 343. — Augustiny Die Substantivflexion im Nordgermanischen (Gera 1876) gewährt keine entschiedene Förderung.

entsprechen: in der II. Sing. Perf. schwach *-dir,* goth. *-dês,* aber vielleicht liegt zwischen beiden Formen die Kürzung *-das.*

Die aus *a* und *ai* hervorgegangenen *i* wirken keinen Umlaut, wol aber die ein *a* vertretenden *u.* Die verschwundenen *i* und *u* hatten ihre Wirkung auf vorausgehenden Vocal schon gethan, als sie sich verloren: und die Wirkung blieb unangetastet.

Im Consonantismus sind wie im Neuumbr. und Lakonischen alle schliessenden einfachen *s* zu *r* geworden, was keines Nachweises im einzelnen bedarf. Wenn *r* vorangeht, erfolgt in der Regel Vereinfachung, z. B. Gen. Sing. *brôdhur* mit Hilfsvocal *u* für *brôdhrs* gleich goth. *brôthrs.* Schliessendes *n* ist abgefallen, auch *nd* und *ns:* Infin. *nema,* goth. *niman;* III. Plur. Conj. *nemi, næmi,* ahd. *nemên, nâmîn;* Ind. Perf. *nâmu,* goth. *nêmun;* Acc. Sing. *hana,* goth. *hanan,* und so ist auch wol im Dat. *hana* älteres *hanan* (Grundf. *kanani*) vorauszusetzen. Ferner III. Plur. Praes. *nema,* goth. *nimand;* Acc. Plur. *fiska, sonu,* goth. *fiskans, sununs;* Gen. Sing. *hana* für älteres **hanans,* Grundf. *kananas.* Ueberall zeigt sich der vorhergehende Vocal rein bewahrt. Ob dieser Umstand vielleicht berechtigt, die Mittelstufe der Nasalirung anzunehmen, weiss ich nicht. Wir sehen auch nicht klar wie bei *nd* und *ns* der Vorgang eigentlich zu denken sei. Aus *ns* wurde vielleicht *nr* und daraus *n* wie im Dat. Plur. *m* aus *mr* für *mis* laut *tveimr, thrimr;* und jenes *n* fiel etwa wie das einfach auslautende ab. Aber *-and* müsste eigentlich *-att* werden wie im Perf. *batt* von *binda.* Oder dürfte man *andh* voraussetzen, daraus *ann* wie *unn* für *undh* (Welle)? Man müsste dann aber weitergehend Vereinfachung des *n* und endlich Abfall desselben statuiren. Vielleicht hat lediglich Formübertragung stattgefunden und die Endung lautete

an entsprechend dem *un* des Perfectums, dem *ain* und *în* der Conjunctive.

Auch in der Declination hat die Formübertragung vieles zerrüttet und entstellt, aber nicht so viel, dass nicht einzelne Spuren höchst alterthümlicher und den übrigen germanischen Sprachen völlig abhanden gekommener Formationen unter aller Entstellung noch erkennbar wären.

Ueberblicken wir rasch das Klarliegende.

Die masc. neutr. Stämme auf *a* und *ja* stimmen zu den gothischen genau. Nur sie allein weisen im Altn. den Gen. Sing. *-s* auf und beweisen damit die für diese Stämme von dem *-as* der übrigen abweichende Endung *-asja*. Nicht einfaches *s* kann ausgelautet haben, das wäre *r* geworden, sondern durch Assimilation *-issa* oder *-issi*, vgl. Ebel KZ. 4, 149 f.

Beibehaltung oder Verlust des *j* richtet sich hier wie bei den Femininis auf *jâ* und in der ersten schwachen Conjugation nach Lang- oder Kurzsilbigkeit des Stammes, und zwar so dass *j*, wo es auslautet und daher zu *i* wird oder auch im Inlaute wo es mit nachfolgendem *i* zu *î* (das jedoch *i* werden muss) verschmilzt, in den langsilbigen bleibt, in den kurzsilbigen schwindet, inlautend vor Vocalen in den kurzsilbigen bleibt, in den langsilbigen schwindet. So ungefähr lässt sich die nicht strenge befolgte Regel formuliren.

In den Femininis auf *â* und *jâ* begegnen wir einem ersten Zeugnisse geschehener Formübertragung: der Dat. Plur. lautet hier wo man *am* für goth. *ôm* erwartet, er lautet hier und überall, durch die ganze starke und schwache Substantiv- und Adjectivflexion *-um*. Die übrigen Formen entsprechen mit Uebergang des *a* Nom. Acc. Sing. in *u* den

gothischen, nur der Dativ weicht ab, stimmt zum westgerm. *giba°*, Grundf. *gibâi*, nicht zum goth. *gibai*, Grundf. *gibâja*.

Mit den Stämmen auf *jâ* Paradigma *festi* hat J. Grimm Gramm. 1, 656 zur zweiten Declination des starken Femininums das Paradigma *æfi* vereinigt. Mit Unrecht wie mir scheint. Die Form des Plurales (falls sie überhaupt belegt) ist dem Paradigma *âst* entlehnt, die Casus des Singulars aber, in welchen *æfi* durchsteht, weisen auf goth. *managei, manageins, managein, managein*. Regelrichtiger Abfall des *n* und *ns* ergab unwandelbares *î* das sich zu *i* kürzen musste. Vgl. schon Gramm. 1, 662.

Die *u*-Declination unterscheidet sich nur unwesentlich von der gothischen, sobald wir erkannt haben, dass *au* als *a* (Gen. Sing. *sonar*, goth. *sunaus*, vielleicht durch Formübertragung von *giöf*), *ju* mit der schon in *izvis* für *jizvis* für *juzvis* hervortretenden Assimilation (vgl. *hvî, thvî* und *thessi*) als *i* wiedergefunden wird (Nom. Plur. *synir*, goth. *sunjus*). Zugleich bemerken wir dann dass der Dat. Sing. *syni* (und nach dieser Analogie mit Umlaut *fedhr*, welches auch in den Genitiv eingedrungen) nicht zum goth. *sunau*, sondern zum ahd. *suniu* sich gesellt. Im Gen. Plur. *sona* (goth. *sunivê*) beobachten wir wieder Formübertragung, und zwar wieder von den *a*-Stämmen.

Die Nom. Plur. der fem. *u*-Stämme haben ihr *i* eingebüsst (*tennr* für *tennir*, goth. *tunthjus*, wie *synir*) wie sonst kurzsilbige, die Gleichheit des Accusativs (*tennr* gegenüber dem goth. *tunthuns* und dem Masc. *sonu*) mit dem Nominativ ist abermals Folge einer falschen Analogie und abermals der ersten Declination, in welcher bereits das goth. Femininum diese Gleichheit besass: daher sogar schwach Nom. Acc. Plur. *tungur* und auch Nom. Acc. Plur. *fedhr*, wovon nur

der Nom. in goth. *fadrjus* begründet. Auch der Dat. Sing. der *u*-Feminina hat unter der Uebermacht der *â*-Stämme gelitten: das einzige *hendi* hält fest an seinem *i* für *ju, tönn* hingegen richtet sich offenbar nach *giöf*. Finden wir doch ebenso *âst, âstu* im Dat. Sing. der fem. *i*-Stämme trotz goth. *anstai*, ahd. *enstî*.

Ja dieses Paradigma *âst* ist aus entlehnten oder nach fremder Analogie gebildeten Formen beinahe ganz und gar zusammengesetzt. Nur *brûdhr, hildr* und Eigennamen bewahren das *r* des Nominativs und *i* des Dativs Sing. (goth. Nom. *ansts*, Dat. *anstai*). Aber letzteres erinnert das uniformirende Sprachgefühl schon an den Dat. der *jâ*-Stämme welcher dem Accusativ gleich ist (Dat. Acc. *festi*, Grundf. *-jâi, -jâm*): daher wurden auch die Accusative *brûdhi, hildi* gebildet.

Der gewöhnliche Nominativ jedoch *âst*, Gen. *âstar* nach *giöf, giafar*, Dat. und Acc. desgleichen. Ebenso Gen. Dat. Pluralis. Der Acc. Plur. ist wieder dem Nom. gleich. Der Nom. Plur. allein zeigt Eigenthümlichkeit: *âstir*. Merkwürdiger Weise ohne Umlaut, den man nach goth. *ansteis* erwarten sollte. Aber die Grundf. ist *anstajas*, und ebenso wie im Gen. Sing. goth. *anstais* und ahd. *enstî* von einander abweichen, indem ersteres die Grundf. *anstajas*, dieses mit Färbung des *a* die Grundf. *anstijas* voraussetzt: ebenso konnte im Nom. Plur. das Altn. mit einem älteren *ansteir* sich ihnen beiden mit ihrem *ansteis, enstî* entgegenstellen. Ein solches *ansteir*, wenn ich es richtig annehme (vgl. Gramm. 1, 809), gibt uns zugleich einen wichtigen Fingerzeig für die Masculina der *i*-Declination.[1]

---

[1] Vgl. Bechtel Anz. f. d. Alterth. 3, 229.

Diese Masculina zerfallen bekanntlich in zwei Classen, in durchaus umlautende und in durchaus nicht umlautende: erstere repraesentire uns *belgr,* letztere *bragr.*

Wir müssen uns an die Formen halten, die aus falscher Analogie einer anderen Declination nicht entsprungen sein können. Dazu rechne ich erstens die Dative Sing. *belg, brag* gegenüber *armi, megi* von dem *a*-Stamm *arma,* dem *u*-Stamme *mögu (magu);* zweitens den Nom. Plur. *bragir* gegenüber *armar* und *megir,* welchem *belgir* gleich ist; drittens die Acc. Plur. *belgi, bragi* gegenüber *arma, mögu.* Diese Accusative können nur auf altem *ins* beruhen, der Mangel des Umlautes in *bragi* muss daher lediglich der Analogie der übrigen nirgends Umlaut zeigenden Casus zugeschrieben werden.

Die anderen Formen dagegen finden sich theils bei Masculinis, theils bei Femininis ebenso wieder. Eigenthümlich aber bleibt ihre Combination theils unter einander theils mit den schon hervorgehobenen Casus, und eigenthümlich bleibt in der umlautenden Classe das *j* im Gen. Sing. *belgjar,* Gen. Plur. *belgja,* Dat. Plur. *belgjum.* Nur die kurzsilbige *jâ*- und *ja*-Classe bieten es sonst, aber von Beschränkung auf kurzsilbige ist im vorliegenden Falle keine Rede.

Halten wir die Gen. Plur. *belgja* und *braga* zu einander, so ist ihr Gegensatz derselbe wie im ahd. *gesteo* und goth. *gastê.* Letzteres stimmt gerade so zu *anstê* wie *braga* zu *âsta,* und die Uebereinstimmung wird durch die Nominative Pluralis *bragir, âstir* bestätigt. Auch dort dürfen wir daher *brageir* als ältere Form ansetzen.

Goth. *gastê, anstê* entstehen aus Grundf. *gastajâm, anstajâm* (wenn ich so ohne Beachtung der Lautverschiebung ansetzen darf) durch Ausfall des *j* und Contraction von *a*

und *â* zu *â: gastâm, anstâm.* Ahd. *gesteo,* gleichsam *gastjâm,* entsteht auf dieselbe Weise aus der gefärbten Grundform: *gastijâm, gastiâm.* Goth. und Ahd. unterscheiden sich also hier geradeso wie im Sing. *anstais, anstai* und *ensti, ensti.*

Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als die beiden Classen der nord. *i*-Declination daraus zu erklären dass dieser Gegensatz des zu *i* gefärbten oder nicht gefärbten *a* im gunirten Themavocale sich dort innerhalb einer und derselben Sprache hervorgethan habe.

So kämen wir auf die Nom. Plur. *belgîr, brageir,* die Gen. Plur. *belgjâ, bragâ* und die Gen. Sing. *belgîr, brageir* von denen aus sich die Declination gestaltete. Im Dat. Plur. dürfen wir vor dem Durchdringen des Umlautes *balgim, bragim* ansetzen. Wie aus diesen Formen die überlieferten geworden sind, ist überall leicht anzugeben. Der allgewaltige Einfluss der *a*- und *â*-Stämme mit und ohne *j* vor dem *a* und *â* hat auch sie nicht verschont, sondern mit Beibehaltung der allgemeinen Physiognomie ihrer Flexion ihnen die nächstähnliche *a*- oder *â*-Form aufgedrängt. Wenn *bragar* nach *giafar* an die Stelle von *brageir* trat, so ist das ganz ähnlich dem *sonar* neben goth. *sunaus,* was altn. *sunaur* zunächst ergeben würde. Doch will ich nicht verschweigen, dass an älteres *bragâr,* aus Grundf. *bragajas* durch Ausfall des *j* entstanden, möglicherweise gedacht werden könnte.

Es fragt sich noch um die Dative *belg, brag.* Grundf. ist *balgaji, bragaji.* Nehmen wir *-iji, -aji* mit Bewahrung des *j* an, so begreift sich zwar Umlaut und Nicht-Umlaut, aber keineswegs der Abfall der Endung. Nehmen wir *-aji* mit Ausfall des *j* an, so würden wir, nachdem *i* durch das vocalische Auslautsgesetz fortgeschafft, *a* erhalten, was wie in der *a*-Declination zu *i* geworden wäre. Es bleibt also

nur *-iji* mit Ausfall des *j, î* vor Wirkung des voc. Auslautsgesetzes, *i* nach derselben, und dieses *i* nach S. 547 früh verloren.

Jener andere Fall aber, *aji, ai, a,* war wol im Goth. und Westgerm. eingetreten: Nom. Dat. und Acc. stimmten mithin zur *a*-Declination. Der allein stehende Genitiv konnte der Analogie nicht widerstehen. Uebrigens bietet das Ahd. noch einige Beispiele von *i* (wahrscheinlich *î*): Dietrich Hist. Decl. p. 9 f.

Nachdem diese Vorfrage erledigt, können wir sogleich zur Aufstellung der Declinationsformeln schreiten.

Die germanischen Stammausgänge und Casussuffixe lauteten, ehe die Auslautsgesetze sie zerstörten, wie folgt. Wobei die Casussuffixe der consonantischen Stämme und ihre specielle Gestaltung bei masc. Stämmen auf *an* vorangestellt werden und die vocalischen in bekannter Ordnung (von den neutralen nur die *a*-Stämme als vierte Reihe, in sechster und siebenter Masculina und Feminina vereinigt) nachfolgen. Die aufgeführten Casus sind Nom. Gen. Dat. Acc. Singularis und Pluralis.

I.	*s*	*as*	*i*	*an*	*as*	*ân*	*amis*	*as*
II.	*ân*	*anas*	*ani*	*anan*	*anas*	*anân* *nân*	*amis* *namis*	*anas*
III.	*as*	*asja*	*ai*	*an*	*âsas* *âs*	*ân*	*amis*	*ans*
IV.	*an*	*asja*	*ai*	*an*	*â*	*ân*	*amis*	*â*
V.	*â*	*âs*	*âi* *âja*	*ân*	*âs*	*ân* *ânân*	*âmis*	*âs*
VI.	*is*	*ajas*	*aji*	*in*	*ajas*	*ajân*	*imis*	*ins*
VII.	*us*	*avas*	*avi*	*un*	*avas*	*avân*	*umis*	*uns*

Der Nominativ erfordert kaum eine Bemerkung, über *ân* der zweiten Reihe s. S. 442. In der vierten Reihe ist *an*, nicht *am* angesetzt und ebenso im Acc. Sing. und im Gen. Plur. durchweg ausl. *n* für *m* wegen des Acc. Sing. Masc. pronominal *an-a*. Vgl. S. 177.

Genitivsuff. *asja* in III und IV ist S. 549 gerechtfertigt.

Wenn man in westarischen Sprachen ausser bei *a*- und *â*-Stämmen den echten Dativ ganz läugnet, so geht man, glaube ich, zu weit. Im Italischen haben ihn meines Erachtens Aufrecht-Kirchhoff, in griech. Infinitiven Bopp 3, 323 mit Recht angenommen, und auch im Lettoslav. dürften einige Fälle vorliegen. Für das Germ. aber ist jene Beschränkung vielleicht richtig. Ich sage 'vielleicht', weil sich nicht beweisen lässt, dass im germ. Nomen überhaupt das Dativsuff. *ai* vorhanden war. In V ist *âi* jedenfalls die Endung, ob sie nun für *â-ai* oder *â-i* stehe. In III und IV kann man *ai* oder *âi* ansetzen, das Resultat ist lautgesetzlich dasselbe *(a)*: ich habe ersteres vorgezogen, weil ahd. a^e sich findet, während *âi* sowol im Adjective wie im Substantive nach V als a^o erscheint, d. h. als *o* oder *u*. Für goth. *ai* nach V *gibai* reicht man weder mit dem Locativsuff. *i* noch mit dem Dativsuff. *ai* aus: vgl. S. 205. Nur das zd. litt. Locativsuff. *ja, je* (S. 411) gewährt uns die Grundform die wir brauchen.[1] Ueber die Vermischung des Loc. und Dativs im allgemeinen S. 396.

Ueber das Accusativ-*n* ist zum Nominativ geredet.

Ueber Vocativ und Instrumental, beide in der Tafel übergangen, hier wenige Worte.

---

[1] Ebenso jetzt Leskien Die Declination 43; anders Heinzel Altn. Endsilben 93 (433).

Die germ. Urformen des Vocativs sind nicht mit Sicherheit zu erschliessen. Für die *a*-Stämme ist freilich kein Zweifel: *daga* wird nach vocal. Auslautsgesetze *dag.* Ist aber bei den *i*- und *u*-Stämmen das Thema gunirt oder ohne Guna als Vocativ gebraucht worden? Die *u*-Stämme bieten eine ungefähr gleiche Zahl von *u* und von *au*, erwarten mithin die Regel und Entscheidung von Seite der *i*-Stämme. Aber die *i*-Masculina sind im Sing. in die *a*-Classe übergegangen, und wenn für die *i*-Feminina das Paradigma *anst*, also Grundf. *ansti* angibt, so weiss ich leider nicht, auf welchen Belegen die Angabe ruht. Auch die verwandten Sprachen lassen uns im Stiche, das Skr. Slav. und Litt. mit ihrem Guna, das Griech. mit seinem reinen Themavocale, das Zend mit seinem Schwanken zwischen Guna und Nicht-Guna. Oder will man sich etwa auf den sonstigen näheren Verband zwischen dem Lettoslav. und Germ. berufen und darnach für Guna der *u*-Classe entscheiden? Aber wie trügerisch dieser nähere Verband ist, wenn man sich ihn allzunahe vorstellt, wie wenig man ihm unbedingt trauen kann, zeigt sich gleich beim Instrumental.

Die Endung *â* liegt deutlich darin vor, wir werden, wenn wir sie voraussetzen, Verkürzung und Färbung zu *o, u* (also a^o) erwarten, uns über gelegentliche Bewahrung der Länge im einsilbigen Pronomen aber nicht verwundern.

Dem entspricht goth. *thê, hvê, svê (simlê?)* von den Stämmen *ta, kva, sva:* ahd. *du, wô* und *wuo* (Graff 5, 10; 4, 1192) und *sô* von denselben Stämmen. Dagegen ahd. *theo, diu* (durch Formmischung Gl. Ker. 280 *djiu)*, mit weiterer Schwächung *thi, the* (welches übrigens ebensogut auf älterem *tho, thu* beruhen könnte), ags. *theós, thŷ, thî, the* vom Stamme *tja:* über altn. *thvî* S. 492. Ferner ahd. *hiu*-,

ags. *heó, hŷ* vom Stamme *kja.* Ahd. *hwea, hwia-* (*huuialihii* Kero 39), *hweo, hwiu,* geschwächt *wi, we;* ags. *hvŷ, hvî,* altn. *hvî* vom Stamme *kvi:* ein ahd. *hwêo* entsprechend goth. *hvaiva* kann nicht mehr mit Sicherheit aufgestellt werden, *uuieo* bei Notker beweist wie *ieo* nur zweisilbige Aussprache: vgl. *fieo* für *fiho, fieho.*

Dazu die ahd. und alts. Instrumentale von substantivischen und adjectivischen *a-, ja-* und *i*-Stämmen auf *o, u, ju* (letzteres bei *i*-Stämmen für Grundf. *ajâ, ijâ, iâ):* Haupt Denkm. S. 300 f.; Dietrich Hist. Decl. p. 10—13; Weinhold Alem. Gramm. 423. 426. Sogar von einem Femin. consonantischer Declination *mit prustu* (Graff 3, 276). Falls Graffs (1, 55) und Weinholds (Alem. Gramm. 430) Annahme von Instrum. auf *ju* bei *u*-Stämmen berechtigt, so müsste in Grundf. *-avâ, -ivâ* das *v* geschwunden sein: es hat aber wol nur Vermischung mit dem Dativ stattgefunden, wo vermuthlich *u* und *iu* (für *ovi, uvi* und *evi, ivi)* neben einander standen, s. unten.

Endlich gehören die altn. Dat. Sing. Neutri der Adjectiva auf *u* hierher. Das Angelsächsische bietet mit weiterer Schwächung (wie im Dat. Sing. *gife,* ahd. *geba°*) durchweg *e.* [1]

Dass das *o, u* des Instr. im Ahd. kurz ist, kann, dünkt

[1] Eine ags. Instrumentalform der *u*-Declination ist nicht sicher. Andr. 336 *ic eóv freodho healde* wird allerdings durch die Construction (Grein Sprachschatz 2, 52) und ebenso Genes. 57 *he dreáme benam his feónd, fridho and gefeán ealle* ein Instrumental erfordert. Aber thatsächlich ist in allen Substantivstämmen der Instrumental dem Dative formell gleich geworden, wir werden deshalb in diesem *freodho, fridho* nichts sehen dürfen als einen instrumentalisch gebrauchten Dativ, dessen Form auf *o* Grein 1, 343. 348 auch sonst belegt. — Mit Jac. Grimm, Ettmüller, Grein langes *ê* im ags. Instrumentale zu statuiren, ist ganz unmöglich: das bemerkt auch Delbrück 34 Anm.

mich, ebenso wenig einem Zweifel unterworfen sein, als dass es auf ursprünglichem *â* beruht.

Schleicher aber, der auch die Holtzmannsche leider von Jac. Grimm (Germ. 3, 154) adoptirte Erfindung eines ahd. Instrumentals der Feminina auf *â* (dagegen Dietrich bei Haupt 11, 393 ff. Hist. Decl. p. 28—30) anerkennt, hat über den vorliegenden Punct schon in Kuhns Zeitschr. 4, 269, dann Beitr. 1, 409 f. 2, 458; Compend. S. 472 f. der ersten, S. 581 f. der zweiten Aufl. eine andere Meinung aufgestellt. Dem Lettoslav. entsprechend soll *mi* germ. Instrumentalsuffix gewesen sein. Aber setzen wir eine Grundf. *wolfami* an, so musste durch das vocalische Auslautsgesetz *i* fallen und es blieb *wolfam*. Früheren Abfall des *i* vorauszusetzen sind wir durch nichts berechtigt; aber wenn selbst das conson. Auslautsgesetz eine Form *wolfam* angetroffen hätte, so würden wir *wolfa* und nach dem vocal. Gesetze *wolf* bekommen. Verlängerung des thematischen *a* und Verstümmelung des Suffixes zu *m*, solcher gewaltsamer Annahmen müsste man sich bedienen um Uebereinstimmung mit den östlichen Nachbarsprachen des Germ. herzustellen. Was sage ich: herzustellen? Die Uebereinstimmung ist genügend vorhanden, wenn man nur nicht dabei beharrt gegen die litt. Lautgesetze auch den litt. Instrum. *vilkù* für *vilků* (vgl. den Instrum. des bestimmten Adjectivs: *gerů'-ju*) auf eine Grundf. in *-mi* zurückführen zu wollen.[1] Das Unberechtigte des Verfahrens wird noch deutlicher, wenn man den ahd. Instr. *-ju* der *i*-Stämme erwägt. Wie will man von *stadimi* oder selbst *stadim* auf *stediu* gelangen?

[1] Dagegen jetzt Leskien 72; Bezzenberger Beitr. zur Geschichte der littauischen Sprache 125.

Den Begriff der Formübertragung darf man doch nicht leichtsinnig in Bewegung setzen.

Ich hoffe daher, der auf strenge Handhabung der sicher nachgewiesenen Lautgesetze stets so bedachte Gelehrte, den ich hier bekämpfe, werde selbst seine Ansicht fallen lassen und zu der früher allgemein gebilligten Bopps mit mir gerne zurückkehren.

Damit nehme ich die Erläuterung der Uebersichtstafel wieder auf und gehe zum Plural über.

Die im Nominativ der *a*-Masculina (Reihe III) angesetzte Doppelform entspricht dem thatsächlichen Stande des Westgermanischen. Im Ostgermanischen mussten beide zusammenfallen, auch *âsas* ergab *âss, âs.* Im Westgerm. aber, wo ausl. *s,* vollends nach *â,* nicht geduldet wird, muss hinter bewahrtem *s* ein Vocal abgefallen sein. Das ags. *as,* altfries. *ar,* alts. *ôs, âs* können nicht die ursprünglichen Auslaute bewahren und unmittelbar zum goth. *ôs* gehalten werden. Lieber als eine unerklärliche Verletzung der Lautgesetze zuzugeben, recurriren wir doch auf die alte ostar. Endung *âsas:* vereinzelte Uebereinstimmung einer westar. Sprache mit dem Ostar. ist nichts Unerhörtes; die Beschränkung auf das Masculinum trifft überraschend mit dem Zd. zusammen.

In ahd. Ortsnamen hat schon Mone Anzeiger 5, 372 und neuerdings Förstemann KZ. 14, 164—170 ebenfalls die Endung *as* bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts nachgewiesen. Dass im Ahd. wirklich die Nebenform *a* bestand, wird man demnach nicht läugnen. Im Heland macht Kelle Vergl. Gramm. S. 105, wie schon früher Grimm Gramm. 1, 633, auf *slutila* des Cottonianus 94, 18 aufmerksam. Die alts. Beichte hat dreimal *ôs,* die Essener Stücke (Denkm. Nr. 69. 70) aber nur *a.* Ungefähr im Laufe des neunten

Jahrhunderts wird also auch niederdeutsch das *ôs, as* verdrängt worden sein. Die Analogie des Adjectivums verbunden mit den übrigen Substantiv-Pluralen ohne *s* mag der Nebenform *a* das Uebergewicht gegeben haben, während im Ags. *as* ausschliesslich herscht.

Das Suff. *mis* im germ. Dat. Plur. ist S. 400 gerechtfertigt. In II *namis* nach goth. *abnam:* in der Regel ist vor *m* das *n* des *an*-Stammes geschwunden wie im Sanskrit: *hana-m* Grundf. *kana-bhjas* wie skr. *râ'ja-bhyas.*

Das *âs* des Acc. Plur. in V ist nach ostgerm. *âs* (goth. *ôs,* altn. *ar*) angesetzt, entsprechend dem litt. *às* für *âs* (entgegen dem ksl. *y* für *âns*). Das eigentliche Suffix ist mithin *as* wie bei den consonantischen Stämmen. Im Westgerm. sind ausserdem *ans, ins, uns* durch *aṅs, iṅs, uṅs* zu *âs, îs, ûs* gelangt und haben sich nach Abfall des *s* mit den Nominativen vermischt. Daher dringt auch das auf Grundf. *âsas* beruhende *ôs, as, ar* in den Accusativ. Vgl. S. 187 f.

Im Genitiv Plur. steht II *nân* nach goth. *abnê, aúhsnê* und V *ânân* nach dem Westgermanischen. Beide erfordern nähere weiter ausgreifende Erörterung der sogen. schwachen Substantivdeclination und der Feminina auf *â.*

Wenn ahd. vom Stamme *gebâ* der Gen. Plur. *gebôno* lautet und auch die übrigen westgerm. Sprachen eine ähnliche Grundf. voraussetzen, während das Ostgerm. keine Spur davon aufweist, so stimmt das in auffallender Weise zu dem ostar. *ânâm* neben *âm* der *â*-Stämme (Bopp Vergl. Gramm. 1, 488). Und wenn wir uns erinnern dass Griechisch und Italisch gerade in den Genitiv Plur. dieser Stämme die pronominale Endung *âsâm* eindringen lassen, so werden wir kaum zweifeln dass diese Formübertragung durch älteres

nominales *ânâm* begünstigt wurde (anders L. Meyer Griech. und lat. Declin. 85 f.). Darnach müssen wir der arischen Ursprache zu *âm* und *sâm* auch noch *nâm* als Suff. des Genitiv Plur. vindiciren. Das wesentliche Element der Endung kann natürlich nur *na* sein. Wenn es richtig war, bei *sâm* an *sa* als Praeposition zu erinnern, so dürfen wir in diesem Falle die Praepositionen welche aus dem Pronomen *a-ma, ana* nach S. 350 abstammen, herbeiziehen. Beachtenswerth, dass sichere westarische Spuren dieses Genitivsuffixes nur für die *â*-Stämme behauptet werden können.

Nun stimmt aber thatsächlich dieser Gen. Plur. *ôno* starker Feminina mit den schwachen überein. Es wäre daher nicht unmöglich dass beide Wortclassen auf einander gewirkt hätten und das constante *a* des Nom. Sing. *geba* im Ahd. und Alts. (gegenüber ags. *gifu,* altn. *giöf)* auf Uebertragung von *zunga* (Stamm *zungân)* beruhte.[1] Im *ân*-Stamm ist die Länge durch ältere Nasalirung bewahrt wie im Masc. und Neutrum der *an*-Stämme: S. 206. Ebenso verdankt der Acc. Sing. *geba* sein constantes *a* der Grundf. *-ân, -âm.* Daher weicht auch im Ags. der Acc. *gife* vom Nom. *gifu* ab und im altn. starken Adjectiv der Acc. Sing. Fem. *langa* vom Nom. *löng,* während der subst. Acc. *giöf* dem Nominativ gleichlautet wie im Gothischen, offenbar weil das ausl. *n* einfach abgeworfen, nicht als Nasalirung des vorhergehenden Vocales erhalten wurde. Mit dieser einzigen Ausnahme des altn. Substantivs lauten in allen germ. Sprachen ausserhalb des Gothischen der starke Acc.

[1] Es ist einfacher anzunehmen dass die Form des starken Accusativs auf den Nominativ übertragen sei: Braune Beitr. 2, 160 f. — Ueber den Nominativ vgl. Johannes Schmidt Zs. 19, 283; Henning QF. 3, 93.

Sing. Feminini, der schwache Nom. Sing. Fem. und der schwache Nom. Acc. Sing. Neutri einander vollkommen gleich: ahd. alts. altn. *a,* altfries. ags. *e.*

Sucht man zur germanischen *an*-Classe nach auswärtigen Parallelen, so ist eine merkwürdige Beobachtung leicht zu machen: die in Wurzel und Suffix übereinstimmenden Wörter verwandter Sprachen schliessen ihren Stamm auf *á.* So z. B. lat. *lingua,* goth. *tuggô;* lat. *vidua,* skr. *vidhavâ,* ksl. *vĭdova,* goth. *viduvô;* griech. *γυνή,* goth. *qinô;* griech. *θύρα,* goth. *daúrô;* griech. *θηλή,* ahd. *tila;* zd. *mîzhdâ,* ksl. *mĭzda,* goth. *mizdô;*[1] mehr Beispiele bei Zimmer QF. 13, 240. Ferner hat schon Bopp Vergl. Gramm. 3, 379 die altar. oxytonirten Abstracta auf *á'* (z. B. skr. *bhidá'* Spaltung, *mudá'* Freude, gr. *φυγή,* lat. *fuga* usw.) mit goth. *reirô, brôthra-lubô, trigô* verglichen.

Nur das Lat. bietet mit *ratio* Stamm *ratiôn* eine merkwürdige Bestätigung von goth. *rathjô* Stamm *rathjôn.* Aber das Suffix *tiôn* (vgl. Beitr. 1, 443) entspricht dem skr. *tyá'* (L. Meyer Orient und Occident 2, 604), und desgleichen darf mit L. Meyer ibid. 611 f. in dem goth. Abstractsuffix *jôn (sakjô, garunjô* usw.) und dem lat. *iôn (capio, legio, regio* usw.) das skr. *yá'* gesehen werden.

Bopp hat das *n* dieser Suffixe einmal als unorganisch bezeichnet. Diese Ansicht wird jetzt sehr vornehm als

---

[1] Das Verhältnis zu westgerm. *mêda, mêta, miata* ist nicht ganz klar. Ags. *mêd* und *meord* neben einander. Gehört ahd. Gl. Ker. 258 *Sugillat. misdu murthirid* hierher? Allerdings beruht ahd. *ê* meist (aber wol nicht ausschliesslich: oben S. 262) auf Ersatzdehnung eines kurzen *e.* Merkwürdig das Zusammentreffen mit skr. *ê:* nicht blos oben S. 232 *sêdima:* vgl. auch den Imper. *dhêhí, dêhí* (Grundf. *dhad-dhí, dad-dhi*) mit zd. *dazdi.* Ein nicht vollständiges Verzeichnis althochdeutscher *ê* s. Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 295; vgl. dazu Zs. f. d. Alterth. 19, 390.

keiner Widerlegung werth bei Seite geschoben. Ich bin so frei mich dazu zu bekennen, und halte es für möglich dass für das Lat. bei den Suffixen *tjâ* und *jâ*, für das Germ. noch in anderen Fällen der Genitiv Plur. *ânâm* ausreichte um zur Folgerung eines Stammes auf *ân* zu verführen. Diese Folgerung ist der Ursprung des schwachen Femininums.

Aber sind da nicht noch die schwachen Feminina mit dem Stamm auf *ein: managei* usw.? Wie werden wir sie in unsere Erklärung einbeziehen?

Das Richtige über diese Wörter enthält schon Bopps Vergl. Gramm. 3, 337. 340. Ihr *n* ist ebenfalls 'unorganisch' d. h. meiner Ansicht nach aus dem Gen. Plur. gefolgert. Und das lässt sich hier auf dem Boden des Germ. selbst beweisen. Das *n* findet sich nur im Ostgermanischen: westgermanisch entsprechen die ahd. Fem. mit durchgehendem *î* des Singulars, die ags. mit durchgehendem *eo* oder *o:* das sind einfach *jâ*-Stämme, deren flexivische Verschiedenheit von den *â*-Stämmen nur auf dem *j* vor *â* beruht. Dass goth. *ei* des Nominativs dem *iu*, *eo* in ahd. *maneghiu,* alts. *strengiu,* ags. *menegeo,* usw. (Gramm. 1, 812) entspreche, wurde schon S. 205 bemerkt.

Die ahd. Feminina mit durchstehendem *în* des Singulars entsprechen den goth. Ableitungen von Verben der ersten schwachen mittelst Suffix *ni:* goth. *daupeins,* ahd. *daufîn;* goth. *galaubeins,* ahd. *chilaubîn* usw. Sie sollten im Gen. Dat. eigentlich die Form *-înî* aufweisen. Aber sie haben sich mit denen auf *î* vermischt und sich nach ihrer Analogie gestaltet. Ja noch eine fernere Vermischung hat stattgefunden mit den Fem. auf *anjâ* (skr. *ânî*, vgl. oben

S. 466), ahd. *unnea* (altn. *ynja*), *enna*, *inna*. Die Belege sind jedem zur Hand.[1]

Folgerung eines *an*-Stammes aus einzelnen Casus die ihn enthalten, also eine ähnliche aber bei weitem nicht so starke Formübertragung wie wir sie in den schwachen Femininis zu erkennen glaubten, liegt in ein paar schwachen Neutris vor.

Das Skr. besitzt einige Neutra auf *i* welche fast alle ihre Casus von Stämmen auf *an* bilden: *ákši* (Auge), *ásthi* (Knochen), *çákthi* (Schenkel, vgl. W. *skag* in germ. *skakan*, oben S. 252 Nr. 27): Namen von Körpertheilen wie man sieht. Die Eintracht der Stämme auf *i* und *an* muss in solchen Wörtern der altarischen Zeit angehören: vergleiche, wenn auch nicht überall mit erhaltenem Geschlecht, lat. *ossi-*, gr. *ὀστι-νο-* zu skr. *ásthi* und Anderes: so wie sich goth. *augan-* zu *ákši-*, *ákšan-* verhält, so scheinen lat. *auri-*, litt. *ausi-* zu goth. *ausan-* (griech. *οὐατ-* für *οὐσατ*, ksl. *uches-* mit anderen, aber *an* vertretenden Suffixen) zu stehen und ein altar. *ausi*, Gen. *ausnás* vorauszusetzen. Weniger sicher *âsi* 'Mund' nach lat. *ôri-* und den skr. Stämmen *âsyá*, *âsán*, *âs* und *kardi* 'Herz' nach gr. *καρδία*, skr. *hṛdayam* neben goth. *haírtan-*. Vgl. jetzt Osthoff Beitr. 3, 7 f.

Hat diese Ansicht Grund, so würden die Stämme *augan*, *ausan*, *haírtan* wenigstens im Nom. Acc. Sing. ihr *ô* für *ân*

[1] Ich muss es dem Leser selbst überlassen mit der vorstehenden Darstellung die scharfsinnigen und auf den ersten Blick sehr einleuchtenden Erörterungen Benfeys in Orient und Occident 1, 261—292 (vgl. L. Meyer Flexion der Adjectiva S. 47—61) zu vergleichen und über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu entscheiden. — Vgl. jetzt die Ausführung von Zimmer Zs. 19, 425—433; über die Declination der ahd. Feminina auf *anjâ* Henning QF. 3, 91.

nur durch Uebertragung besitzen. Der Nom. Acc. Plur. *augôna* stimmt, wie Bopp 3, 391 hervorhebt, sehr schön zu ved. *akšâni* (altarisch *-ân* nach S. 386 f.), was die Dehnung des Suffixvocales *a* betrifft: übrigens hat Stammerweiterung mit *a* stattgefunden, *augôna* steht für *augônâ*. Die ahd. seltenen Plurale *auga, herza* (Graff 1, 122. 4, 1045) müssen uns daher für ursprünglicher gelten: sie setzen die Grundf. *ân* (S. 383) voraus. Die gleiche Stammerweiterung im Dat. Plur. *namn-a-m, vatn-a-m,* während der Gen. Plur. *namnê* dem skr. *nâ'mnâm* auf das vollkommenste gleicht. Beide letztgenannte *naman* und *vatan* (ved. *udán)* sind wol echte neutrale *an*-Stämme. Der Verlängerung des Themavocales im Nom. Acc. vergleicht L. Meyer (Flex. d. Adj. 43) mit Recht den griech. Nom. Acc. *ὕδωρ*, der aber zunächst zu ahd. *wazzar* gehalten werden muss.

Auch Masculina auf *an* besass ohne alle Frage die arische Ursprache. Und wieder lehren goth. Genitive wie *aúhsnê, abnê* die hohe Ursprünglichkeit der skr. Unterscheidung zwischen starken, mittleren und schwächsten Casus.

Nicht minder aber ist es eine unzweifelhafte Thatsache, dass die Reihen der germanischen Nomina Agentis auf *a* durch Uebertritt in die schwache Declination sehr beträchtlich gelichtet wurden: vgl. Theod. Jacobi Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen (Breslau 1847) S. 24. Hier dürfen nun jene griech. und lat. Substantiva auf *ôn* neben Adjectiven auf *o* (S. 540) herbeigezogen werden: ihr langer Themavocal mag auf den starken Casus älterer *an*-Stämme beruhen.

Irre ich nicht, so stehen wir vor der einzigen Erklärung des schwachen Adjectivs, welche vorläufig gegeben werden kann. Germ. Masculina und Feminina werden aus *a*- und

â-Stämmen *an*- und *ân*-Stämme. Denken wir uns, dass Adjectiva im Masc. und Fem. sich ihnen anschlossen, so wird das Neutrum auch nicht lange hinter ihnen zurückgeblieben sein. Wie aber konnte sich der Anschluss vollziehen?

Wir vermutheten einstige Doppelform des germ. Adjectivs: das unbestimmte Adjectiv, nominal flectirt wie in den urverwandten Sprachen, und das bestimmte Adjectiv, in welchem auf den unflectirten Stamm das pronominal flectirte Relativum folgte. Durch Uebertragung dieser Flexion auf den Adjectivstamm und durch selbständigen Gebrauch so flectirter Adjectiva ohne nachfolgendes Pronomen entstand das starke Adjectivum.

Noch ehe dieser Process der Uebertragung vor sich ging, müssen die nominal declinirten Adjectiva, deren Gen. Plur. Fem. *ânâm* lautete, sich in Stämme auf *n* fortgebildet haben. Und ihre Verbindung mit dem Stamme *ta* im Sinne des bestimmten Adjectivs muss so beliebt und zugleich so fest geworden sein, dass die starke Form in diese Construction nicht eindringen konnte.

Man sieht, wie sich die ganze Frage auf die Ablösung des Stammes *ja* durch den Stamm *ta* und den genaueren historischen Vorgang bei dieser Ablösung zuspitzt.

Aus den oben vorgelegten Grundformen der german. Declination die ostgerm. und westgerm. Formen zu entwickeln, fällt nicht schwer, wenn man sich die Lautgesetze gegenwärtig hält, wie sie im fünften Kapitel dargestellt wurden. Eine eigentliche Geschichte der germ. Declination kann nicht in der Absicht dieser Blätter liegen. Die leichten Umrisse die ich gegeben habe, mögen durch einige Bemer-

kungen über Vocalfärbung und Formübertragung in der Declination vervollständigt werden. Wie im Eingange das Ostgerm. so steht hier das Westgerm. im Vordergrunde der Betrachtung.

Das ahd. Paradigma der *u*-Stämme (Reihe VII), wie es Dietrich Hist. Decl. p. 15 aufstellt, bietet nicht viele Abweichungen vom gothischen. Der Gen. Plur. *sunio, hantio* ist der der *i*-Classe, offenbar aber liegt *-ivâ* wie im Goth. zu Grunde. Der Nom. Plur. *sunû* setzt in Grundf. *sunavas* die Färbung des gunirenden *a* zu *o, u* voraus *(sunuvas)* während *hantiu* zum goth. *-jus* stimmt. Im Dat. Sing. steht wie im Altn. (S. 550) dem goth. *-au* für *-avi* ahd. *-iu* mit der hellen Färbung gegenüber (Kelle Vergl. Gramm. 198). Das *i* des Dativs beruht schon auf Uebergang in die *i*-Declination wie der Gen. Pluralis. Der Gen. Sing. *sunô* ist regelrichtiger Vertreter des goth. *sunaus:* auslautend *au* muss ahd. *ô* werden. Das Ahd. ist aber nicht der einzige westgerm. Dialekt der Spuren dieser Classe aufweist. Das Ags. Altfr. scheinen sogar nähere Verwandtschaft mit dem Gothischen, ja völlige Eigenthümlichkeit zu bewähren.

Im Alts. (Schmeller Gloss. sax. s. v. *sunu*) ist die Analogie der *ja*-Stämme in den Singular, die Analogie der *i*-Stämme in den Plural eingedrungen. Aber Gen. Dat. Sing. *suno, sunu* entstammen der echten Formation.

Im Alts. und Altfr. müssen wir alle drei Formen des gunirten *u (au; ou* d. i. *û; iu)* voraussetzen, um den überlieferten Beispielen dieser Declination gerecht zu werden. Von den anderwärts entlehnten Casus wird dabei ganz abgesehen.

Altfr. Nom. Acc. Plur. *fêt, têth,* ags. Dat. Sing. Nom. Acc. Plur. *fêt, têdh* setzen alten Dat. Sing. und Nom. Plur.

auf *iu* voraus. Die ags. Dative *sunu, freodho* (oben S. 557 Anm.), Nom. Plur. *sunu, suno* (Grein 2, 496 f.) gehen mit ihrem *u* und dessen Schwächung *o* auf altes *û* zurück. Dagegen muss man in den ags. Dat. Sing. *suna, vuda* usw. Nom. Plur. *suna*, in den altfries. Dat. Sing. *fretha, honda,* Nom. Plur. *suna, honda* (Richthofen Wb. 760a. 823b. 1056b) wol früheres *â* anerkennen, welches wenigstens im Altfries. stets ursprüngliches *au* vertritt. Dieses *a* für *au* finden wir denn auch in ags. Genitiven Sing. *suna, vuda* usw., altfries. *suna, fretha,* dem Ahd. und Goth. entsprechend.

Mit dem Goth. überein kommt im Gegensatze zum Ahd. und Altn. der Dativ *a*. Von allen übrigen germ. Sprachen abweichend und nur der Grundf. gemäss ist aber dieselbe ungefärbte Gunaform im Nom. Pluralis. Ich bin daher nicht abgeneigt, das *a* des Dat. Sing. sowol wie des Nom. Plur. für blos übertragen aus dem Genitiv Sing. zu halten.

Indess gehört eine derartige Formübertragung aus einem obliquen Casus in den anderen nicht gerade zu den häufigen Erscheinungen. Die Uebertragung in den Nom. Plur. erklärt sich schon leichter aus der ehemaligen Gleichheit mit dem Dat. Sing. (ahd. Dat. Sing. *hantiu,* Nom. Plur. ebenso *hantiu*).

Aber auch die Wechselwirkung zwischen Dativ und Gen. Sing. lässt sich gerade im Ags. nachweisen, im Fem. auf *â* (Reihe V): Gen. Dat. *gife, gife.* Der Dativ ist richtig als Schwächung von *gifo* (S. 205) wie Instrumental *däge* für *dago.* Im Genitiv aber erwartet man *gifa* für *gifâ:* die Form des Dativs ist dafür eingedrungen. Aehnlich gewährt die Sprache des Heland Gen. *geba,* Dat. *gebu,* daneben für beide Casus *gebo.* Das Ahd. desgleichen mit nur noch vollständigerer Gemeinschaft: auch *u* im Genitiv und *a* im

Dativ: keineswegs jedoch beliebiger Wechsel in einer und derselben Gegend zu einer und derselben Zeit, vgl. Graff 1, 14. 49 f. 56; Mone Anz. 8, 583; Dietrich Hist. Decl. 23 f.; Müllenhoff Denkm. S. XIII: Weinhold Alem. Gramm. 418, Bair. Gramm. 344 f.

Auch im Genitive der *i*-Stämme sondert sich das Ags. vom Ahd. Alts. und hält sich zum Gothischen, aber ohne dass Uebertragung im Spiele sein könnte. Neben dem Dative *bêc* (für *bêce*) steht der Genitiv *bôce,* also kein umlautwirkender Vocal in der Endung: **bôkai* und nicht **bôkî.*

Noch weitere Verschiedenheiten zwischen den westgerm. Sprachen in Bezug auf Abschwächung, Färbung und Assimilation des *â* und *a,* die nicht ohne charakteristisches Interesse sind, bieten sich der Beobachtung dar.

Wenn in II das Goth. den Gen. *hanins* und Dat. *hanin* aufweist, so hat man wol mit Recht Assimilation des Themavocales durch den Flexionsvocal vermuthet:[1] Dat. *hanin* für *hanani.* Das *as* des Genitivs müsste sich frühzeitig zu *e, i* gefärbt haben, also *hanins* für *hananis.*

Hierin stimmt das Ahd. zum Gothischen. Man findet z. B. für Dativ wie Genitiv mit Umlaut *nemin* (Graff 2, 1080), Dat. *forasekin* Kero Prolog, *henin* Hymn. 25, 6, *scedin* Hundsegen, Gen. *lîchemin* Gl. Reich. B 504a. Vgl. Weinhold Bair. Gramm. 354.

Diese Assimilation nun ist dem Niederdeutschen, Ags. und Altn. vollkommen fremd. Alts. im Gen. Dat. wie Acc. durchweg *un,* ags. *an,* altfries. und altnord. *a* (S. 548).

[1] Eine andere Erklärung unter Anknüpfung an S. 564 f. geben jetzt Zimmer Anz. f. d. Alterth. 1, 241; Osthoff Beitr. 3, 54 ff.

Anders scheint es mit dem Gen. Sing. der Masc. und Neutra auf *a* (III. IV) zu stehen. Das *i* in *dagis, vaúrdis* dürfte kaum, wie angenommen wurde, dem *j* von *a-sja* seine Entstehung verdanken. Das *a* des Stammes wird sich einfach nach Müllenhoffs Regel zu *e* und *i* gefärbt haben. Ahd. Genitive auf *as* weisen Mone Anz. 5, 371 und Weinhold Alem. Gramm. 413, Bair. Gramm. 339 f. aus Urkunden nach. In der Litteratur dürfte im achten und neunten Jahrhundert *es* fast ohne Ausnahme herschen. Späteres *as* und *is* (Kelle Vergl. Gramm. 32 f.) lehrt uns nichts für die Declination, und für die Lautlehre wenigstens nichts Neues. Alts. dagegen *as* und *es:* in der Beichte ersteres bei weitem überwiegend. Altfries. *es* und *is*, nicht ohne locale Scheidung. vgl. M. Heyne Kurze Laut- und Flexionslehre 280. Ags. hat das *a* in diesem *as* wie in Wurzeln sich zu *ä* gewandelt, erhalten in Namen *Wilfaraes, Hrofaes* usw. (Mone Anz. 5, 372), um zuletzt freilich auch dem unvermeidlichen *e* zu verfallen.

Inlautendes *a* vor *m* (Dat. Plur.) hat sich bei allen übereinstimmend zu *om* und *um* geneigt: erhaltenes *a* weist im Ahd. Dietrich nach, Hist. Decl. p. 5 f. Vor *n* dagegen (II) bleibt *a* im Ags. Fries. wie im Altnordischen, während das Sächs. und Hochdeutsche den Weg durch *o* zu *u* einschlagen. Genau dasselbe Verhältnis bei dem *â* der schwachen Feminina und Neutra vor *n:* ahd. *ûn* (über älteres *ôn* Denkm. S. 454 zu Nr. 56, 36—42; dazu *êristôn* Kero Hatt. 1, 99): alts. *un, on* von ursprünglichem *an* nicht mehr zu unterscheiden: ags. *an;* fries. *a;* altn. dagegen, merkwürdig zum Ahd. stimmend, *u*. Ein ähnliches Verhältnis ferner beim ursprünglich unverkürzten *â* des Nom. Sing. der *an*-Stämme (II) und des Genitiv Pluralis: wir finden es als *ô, o* nur im Hochdeutschen und Altsächsischen. Auf dieselbe Weise

entfernt sich alts. *ôs* im Nom. Acc. Plur. der *a*-Masculina vom Altfr. und Ags. Das ahd. -*a* derselben Casus steht aber fest: über das sonderbare *himilo* Isid. 1 a, 2. 12 b, 18, wozu sich *sunufatarungo* des Hildebrandsliedes zu gesellen scheint (über *grurio* im Hel. 4, 1 vgl. Germ. 11, 210), enthalte ich mich des Urtheiles. Desgleichen ist mir das *o* einiger alem. Denkmäler im Nom. Acc. Plur. der *â*-Feminina (Dietrich Hist. Decl. p. 8 f. Weinhold Alem. Gramm. 419) und des starken Adjectivs Fem. nicht hinlänglich klar: Notker hat dafür noch *â*, worin indess schwerlich der Beweis wirklich noch dauernder Länge gesehen werden darf.

Die Endung *um, un, on* des Dat. Plur. ist niederdeutsch und ags. die allgemein geltende geworden: hochdeutsch sind die Unterschiede lebendiger: *im* für *i*-Stämme wird noch gefunden, und das *ôm* der *â*-Feminina hat sich als *ôn* bis ins elfte Jahrhundert erhalten. Es wird ebenso wie der Gen. *ôno* von den schwachen Femininis getheilt. Dieses genitivische *ôno* hat sich im Ahd. an die Stelle des *ono* für *ano (anâ)* der schwachen Masc. und Neutra gesetzt, und infolgedessen wurde auch das *ôm* des Dativs übertragen: *discoom, willoom* in der Benedictinerregel. Dagegen finden wir umgekehrt im Niederdeutschen und Ags. das schwache Masc. und Neutrum massgebend für den Gen. Plur. sowol des schwachen als auch des starken Femininums: *anô, ena* ist die gemeinschaftliche Endung. Doch fehlen für das Ahd. hier wie in den meisten schwierigen Fragen der Flexionsgeschichte noch die genauen und erschöpfenden Beobachtungen.

Als eine speciell ags. und fries. Formübertragung schliesse sich hier der Acc. Sing. der Feminina auf *i* (VI) an, welcher den Femininis auf *â* (V) gleich ist, also auf *e* auslautet. Die Uebertragung war gerade nur in diesen beiden Dialekten

möglich, weil (falls das Ags. für einen älteren Stand des Fries. mit beweisen darf) nur in ihnen das starke Femininum auf *â* die Form des Nominativs der aller übrigen Casus entgegensetzt, so dass also eigentlich dieses Verhältnis sich auf die *i*-Feminina überträgt, deren Gen. Dat. Sing. dem Gen. Dat. Sing. der *â*-Feminina bereits gleichlautend *e* geworden war.

Anderer Art scheint es zu sein, wenn im Ahd. zuweilen der Acc. Sing. *-heitî* begegnet (Heinzel Heinrich von Melk S. 106 zu Z. 35) und in Heinrichs Erinnerung an den Tod der Nom. *pfaffheite*. Theils kann hier Analogie der Fem. auf *î* *(jâ)* eingewirkt haben, theils Analogie des flexionslosen Zustandes der fem. *i*-Stämme, welcher alle obliquen Casus unter einander und mit dem Nominative gleich macht.

Die sogen. Flexionslosigkeit dieser Feminina ihrerseits, wofür wieder die reichlichen Belege mangeln (bei Weinhold Alem. Gramm. 427 *anst* und *deoheit* aus der Benedictinerregel), beruht auf Vermischung mit den Femininis consonantisch auslautenden Stammes, deren Flexionslosigkeit im ganzen Sing. und im Nom. Acc. Plur. die nothwendige Folge der westgerm. Auslautsgesetze ist: vgl. unsere Reihe I S. 554.

Schon im Goth. hält nur *nahts* mit seinem Dativ Plur. *nahtam* welchem ahd. *nahtum* (Jac. Grimm Zs. 7, 455: Graff 2, 588) entspricht, die Regel genau ein. Sonst ist *im*, also Uebergang in die *i*-Classe die gewöhnliche Endung des Dat. Pluralis, und *vaíhts, dulths* wechseln überhaupt zwischen der consonantischen und *i*-Declination. Im Ahd. kommt unflectirt durch den ganzen Singular *naht* vor, auch Acc. Plur. *naht* (Graff 2, 1020). Nur im Sing. *burc* (Graff 2, 179) und *itis* (Gramm. 1, 630; Graff 1, 159). Durch pluralische Flexions-

eigenthümlichkeiten stellen sich in diese Classe *thio buah* Otfr. 3, 16, 7. 5, 6, 19; *brustum* Isidor 21a, 22 (Graff 3, 276); *dheodum* Isid. 6a, 12, wo jedoch die Monseer Hs. *deotom* hat, wie auch die Pariser 5b, 19. 9a, 20. Im Heland begegnet 121, 12 der Acc. Plur. *magad,* mehrfach Nom. Acc. Plur. *naht* usw.

In dem adverbialischen Gen. Sing. *nahtes* darf man nicht den unmittelbaren Abkömmling des gothischen *nahts* erblicken. Solche ausnahmsweise Erhaltung eines auslautenden *s* im Ahd. wäre ohne alles Beispiel. Die Verbindung *tages unde nahtes* dürfte wol zuerst dieses *es* gesehen haben. Aber eine sehr weitgreifende Analogie schliesst sich daran, für welche die Gleichheit des Nominativ Sing. mit dem der masculinen *a*-Stämme den Ausgangspunct bildete. Zunächst verfielen ihr mit dem ganzen Singularis im Gothischen wie im Deutschen die Masculina auf *i.* Dann die ursprünglich consonantisch auslautenden Masculinstämme von denen schon im Goth. nur *guth* und *man* den echten Gen. Sing. *(guths, mans,* dazu nach Gramm. 3, 89 *anaks,* aber vgl. oben S. 188) bewahren, während *mênôths* nach Uppström Germ. 11, 95 *mênôthis, reiks reikis* und *fijands* mit seinen Genossen *fijandis* bildet: zum Dat. Plur. *mênôthum* vgl. *bajôthum* vom Nom. Plur. *bajôths.* Im Ahd. sind ohnedies diese Masculina bis auf *man* und den Nom. Acc. Plur. *fiant, friunt, bûant?* (*indegenos. lantpuant* Vocab. S. Galli Hatt. 1, 14) und den Dat. Sing., Nom. Plur. *ginôz* (Graff 2, 1126; Denkm. S. 449 zu Nr. 55, 26—29) verschwunden.

Von den Femininis welche sich derselben Analogie bequemen, ist im Ahd. das erwähnte *nahtes* wol das einzige. Aus dem Heland weist aber Schmeller Gloss. sax. 174 n. 8. 10 *giburdies, burges, nahtes, wihtes, custes, weroldes,* aus

einem niederländischen Breviarium des 15. Jahrhunderts sogar *des maghets, des reinicheits, des joncfrouwes* nach. So belegt Kosegarten in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 4. 210 ff. die niederdeutschen Genitive *stades* und *wisches* von *stad* (Stadt), *wisch* (Wiese). und zwar in der Regel *der stades*, dann aber auch mit Attraction des Artikels *des stades*, ohne dass deshalb in den andern Casus Uebertritt in das Masculinum zu beobachten wäre. Solcher Uebertritt schliesst sich jedoch allerdings im Heland an Genitive wie die erwähnten.

Hierher gehört auch dass schon in den ältesten ahd. Quellen der Genit. *fateres*, Dat. *fatere* neben *fater*, westar. Grundf. *patras, patri* gefunden wird (Graff 3, 375). Nichts Aehnliches aber von *bruodar, muotar, tohtar, suestar* (Graff 3, 300. 2, 709. 5, 380. 6. 906), ausser im Altfries. wo sie insgesammt gänzlich in die *a*-Declination übergegangen sind.

Am reinsten überhaupt scheint die Declination der Verwandtschaftsnamen auf *tar* das Altsächsische bewahrt zu haben, indem nur die Unterscheidung starker und schwacher Formen verloren ging, übrigens aber genau nach der Regel von I der ganze Singular und der Nom. Acc. Plur. ohne Flexion erscheinen.

Im ahd. Plural ist die Synkope der schwachen Formen des Genitivs und Dativs nicht ganz eingebüsst: *pruadro. pruadrum* in der Benedictinerregel (Graff 3, 300). Im Nom. Acc. scheidet sich wieder *fater* von den übrigen, indem dieses Wort ganz allgemein in die *a*-Declination übergetreten ist, während bei *bruodar, muotar, tohtar, suestar* dieser Uebertritt in den fränkischen Dialekten unterblieb, nur in den sogen. strengahd. ebenfalls stattgefunden hat.

Dieselbe Sonderstellung von *fäder* mit Plural nach der *a*-Declination und Gen. Sing. *fäderes* neben *fäder* treffen wir im Ags. an. Bei den übrigen deuten Nom. Acc. Plur. *brôdhru, môdru* usw. auf Uebergang in die *u*-Declination wie im Gothischen, ja sogar auf den Singular scheint sich dieser Uebergang hier erstreckt zu haben: wenigstens steht der Dat. Sing. *brêdher* zu *fêt.* Dass derselbe Uebergang oder vielmehr dieselbe Stammerweiterung durch *u* sich in anderen arischen Sprachen, im Skr. und Griechischen, findet, ist aus Bopp Vergl. Gramm. 3, 358 bekannt.





Elftes Kapitel.

NUMERALIA.

Die Zahlwörter werden theils nominal theils pronominal flectirt: zuweilen treten sie in der Form von accusativischen Adverbien auf.

Ueber die Einzahl ist S. 354 f. genügend geredet. Die Declination ist die pronominale.

Der Declination der Zweizahl liegt das Thema *dva* zu Grunde, welchem der Stamm *andva,* skr. *ubha* (S. 405 f. vgl. Pott Praepos. 581. 753) zur Seite steht. Im Nom. und Acc. Masc. Fem. und im Dativ finden wir gothisch beide Stämme (die Aphaerese in *ba-* erklärt sich aus dem Accent skr. *ubhâ'u,* litt. *abù* gegenüber griech. *ἄμφω)* der Analogie des pronominalen Plurales verfallen. Aber im Genitive steht nicht *tvizê* wie *thizê* und im Nom. Acc. Neutri nicht *tvô, bô* wie *thô,* sondern *tvaddjê* (vorauszusetzen: *baddjê)* und *tva. ba.* Letztere darf man wol unmittelbar, wenn sie auch für das goth. Sprachgefühl mit Formen wie *vaúrda* vermuthlich zusammenfielen, auf die Grundf. *tvai, bai* gleich skr. *dvê.*

ubhê zurückführen. Und im Genitive steckt zwar nicht das ganze skr. *dváy-ôs,* aber doch (die Grundf. ist *tvajê,* vgl. ahd. *zucio* und *zuaijo* wie Weinhold Alem. Gramm. 306 die Gl. Par. A 166 mit Recht emendirt) *tvaj-* mit der Pluralendung. Das Zusammentreffen mit dem aus Thema *dvi* mittelst des Suffixes *a* und Guna des Wurzelvocales oder aus Thema *dva* mittelst des Suffixes *ja* abgeleiteten Stamme *dvaja* verstattete diesem nun noch weiteren Eingang in die Declination der Zweizahl (vgl. gr. *δοιώ* für *δϝοιώ* neben *δύω),* wie der ahd. Nom. Acc. Neutr. *zuei* zu beweisen scheint: wofern hier nicht die Analogie mit *dei* eingewirkt hat. Schwierig sind die ahd. Dativformen *zueom* und *zuim* neben dem regelmässig pronominalen, aber seltenen *zuêm* (Graff 5, 716); die Form *zueim* ist S. 265 erklärt. Jene *zueom, zuim* scheinen sich mit ahd. Dativen Plur. von *ja*-Stämmen wie *peineom, entim* (Weinhold Alem. Gramm. 425 f.) zu vergleichen.

Das goth. ursprünglich distributive *tveihnai* fordert einen altarischen Stamm *dvaja-k-na,* ebenfalls von Stamm *dvaja.* Zu dem *k* vgl. zunächst den goth. Stamm *ainahan,* dann was Pott Zählmeth. 168 f. sonst beibringt. Das Suff. *na* stimmt zu den lat. Distributiven *bini, terni, septeni, octoni, noveni,* welchen der Form und ohne Zweifel dem Ursprunge nach die litt. Cardinalia *septynì, asztûnì, devynì* entsprechen. Ahd. *zuêne* entspringt aus *zuaihne,* indem das *h* Verengung des *ei* bewirkt. Geht in ags. *tvegen* das *g* auf *h* oder *j* zurück? Von *tvegen* ist *begen* nur ein Abbild ohne jede innere Begründung.

Vollkommen identisch in seiner Bildung steht aber der Stamm *baja* neben *tvaja,* der in sämmtlichen germ. Sprachen mit einer Fortbildung durch *th,* hochd. *d* auftritt, die ich nicht einzeln darzulegen brauche.

Der Benennung der Dreizahl ist der substantivisch durch alle drei Geschlechter flectirte Stamm *tri* gewidmet. Ob im Gothischen diese älteste Flexion noch in ihrer vollen Reinheit bewahrt war, wissen wir nicht. Für das Neutrum *thrija* muss ein Stamm *thrija-* angenommen werden wie der Stamm *ija-* für den Nom. Acc. Plur. Neutr. *ija* (vgl. S. 509). Lautete von demselben Stamme das Femininum *thrijôs*? Das ahd. Fem. *drijo, drîo* (das sangallische *drî* des zehnten Jahrhunderts hat wol keinen Anspruch auf Ursprünglichkeit mehr, sondern ist aus dem abgeschwächten *drîe* contrahirt) setzt eine solche gothische Form voraus, ist aber insofern davon abgewichen, als es nicht substantivisch *drîa* bildet, sondern sich an die adjectivische Weise hält, wie denn auch für das Masculinum schon bei Isidor *dhrîe* begegnet neben dem echten *dhrii* aus Grundf. *trajas, trijas*. In den Genitiv *(thrijo, drîo)* dringt die adjectivische Analogie erst mit dem elften Jahrhundert, während *zueiero* schon beim Uebersetzer des Tatian gefunden wird: vgl. Graff 5, 240.

In Betrachtung der übrigen Cardinalia gehen wir von der Zehnzahl und ihren verschiedenen Gestalten aus. Der Stamm derselben ist offenbar *dak*, woran die Suffixe *an* oder *ant*, in schwacher Form *at*, treten (vgl. Benfey Wurzellexikon 2, 214). Jenes liegt in skr. *dáçan*, goth. *taihun*, gr. *δέκα* vor; *at* in der Verstümmelung *çat* für *daçat* in skr. *triṅçát, catvâriṅçát, pancâçát*; zd. *thriçata* (daneben merkwürdig *thriçâç*), *cathwareçata, pañcâçata*; — *ant* in griech. *-κοντα*, lat. *-ginta*.

Den Stamm *dak* haben schon Andere (Curtius Etym. 125, vgl. Pott Etym. Forsch. 2, 220) mit W. *dak* in griech. *δέκομαι* in Verbindung gebracht. Am natürlichsten scheint

es demgemäss, in dem Wort einen alten Namen beider zum Empfangen aufgehaltener Hände zu erblicken.

Mit Unrecht glaube ich, hat man noch weiter gehende Verstümmelung der Zehn ausser den in *-çát* und *-κοντα* sicher vorliegenden und wol auf Accentlosigkeit der ersten Silbe beruhenden angenommen. Skr. 60—90 *šašṭí, saptatí, açîtí, navatí;* zd. *khshvaçti, haptâiti, astâiti, navaiti* 'können in aller Strenge nicht anders als durch Sechsung, Siebenung usw. wiedergegeben werden, d. h. ein Verein von sechs zweitgradigen Einheiten, will sagen Zehnern' (Pott Etym. Forsch. 2, 218). Daher *daçati* ebensowol Dekade als Hundert: Petersb. Wb. 3, 548. Das Suff. *ti* ist auch sonst, allerdings selten, betont.

Das *çáti* in skr. *viṅçáti,* zd. *vîçaiti* unterscheidet sich sehr wesentlich von diesem *-tí.* Mit Benfey Wurzell. 2, 214 (vgl. Bopp Vergl. Gramm. 2, 85 Anm. 1 und Corssen Krit. Nachtr. 96) nehme ich es als Dualform: zwei Zehner. Als Grundf. kann man für das Zd. Griech. Lat. sehr wol *dvai (vai) katî (kantî, kati)* ansetzen. Von den übrigen unten. Die Beifügung von *dvai* — denn der blosse Dualis *katî, kati* sollte genügen — bestätigt die Richtigkeit des S. 375 über den ältesten Gebrauch des Dualis Bemerkten.

Die Zahlen 30—50 zeigen sich im zd. Nom. Acc. als singulare Neutra auf *a* (Bopp a. O. Spiegel Gramm. 178): daneben aber der Instr. Plur. *pañcaçaṭbîs* von einem consonantischen Stamme wie skr. *pancâçadbhis.* Das Griech. und Lat. nehmen den *a*-Stamm pluralisch (Corssen Krit. Beitr. 509).

Ein solcher neutraler *a*-Stamm, gebildet aus der Zehnzahl mit Suff. *tá* (welches sich dem skr. Collectiva bildenden *thá* zunächst vergleicht) ist auch Hundert: vgl. skr. *dáçan*

mit *(da)çatám;* gr. *δέκα* und *ἑ(ν)-(δε)κατόν:* goth. *taíhun* mit *(taí)hund* (die Lautverschiebung weist nach Karl Verners Regel auf die Betonung *kantá- hundá-);* lat. *decem* mit *(de)cen-tum.* Dem litt. *szìmtas* (das Litt. hat das Neutrum bekanntlich eingebüsst) steht kein einfaches *deszim* mehr zur Seite: diese Entstellung möchte man dem Lat. entsprechend vermuthen: in dem ganzen lettoslav. Sprachstamm ist an die Stelle der Zehnzahl die Dekade preuss. *dessimpts, dessempts,* litt. *dészimtis,* ksl. *desentĭ* getreten.

Skr. *çatá* steht zwar meist als neutrales Substantiv mit dem Genitiv des gezählten Gegenstandes, es kann aber auch nach Art des lat. *centum* in der Form seines Nominativ-Accusativs *çatám* (ich denke, als neutrales Adverbium) dem mit Pluralendungen versehenen Ausdrucke des gezählten Gegenstandes vorangehen (Bopp Kl. Gramm. 161).

Halten wir diese syntaktische Regel fest und dehnen wir sie in den urverwandten Sprachen, insbesondere im Germanischen, auch auf andere Zahlwörter aus, so wird uns die Form der meisten nur noch geringe Schwierigkeit bieten.

V i e r heisst skr. *catvâras* im Masculinum, gr. *τέσσαρες* im Masc. und Fem. Dazu bildet das Griechische sein gewöhnliches Neutrum *τέσσαρα.* Aber die altarische Gestalt des Neutrums war vermuthlich *katvâri* entsprechend dem skr. *catvâ'ri.* Damit kommt buchstäblich der litt. Nom. Masc. (Neutri) *keturì* überein. Das Litt. bildet davon wie von einem substantivischen *i*-Stamme den Accus. *kéturis,* die übrigen Casus und das Femininum wie von einem pronominalen Stamm auf *ja.* Das Germ. geht ebenfalls vom Neutrum aus, Grundf. *fidvôri* (für *petvâ'ri),* deren *i* natürlich abfallen muss, verwendet es adverbialisch, daneben aber im

Genitiv und Dativ flectirte Formen eines *i*-Stammes, welcher dann ahd. (vielleicht nach Analogie des Stammes *tri*) auch in den Nominativ vordringt.

Nach dieser Analogie richten sich nun alle Cardinalia bis Zwölf. Doch steht dieser Erklärung entgegen dass ein solches *i* die einzige Spur der S. 386 besprochenen Neutralendung im Westarischen wäre, da man nach S. 526 lat. *quae, hae-c* nicht wol mit Corssen Krit. Nachtr. 97 hierher rechnen kann. Es wäre daher blosse Stammerweiterung durch *i* wie sie die consonantischen Stämme im Lettoslav. erfahren, immerhin möglich (Weinhold Alem. Gramm. 429 § 399).

Aber auch die Fünfzahl, worin ich dem *i* alte Berechtigung zuschreiben möchte, könnte Ausgangspunct einer Formübertragung gewesen sein.

Griech. *πέντε*, lat. *quinque*, 'altir. *cóic* d. i. wahrscheinlich **côci-* aus **conci*' (Schleicher Comp. 497), litt. *penkì* goth. ahd. *fimf* für *fimfi*. Die ältere Litteratur über diese Zahl s. bei Pictet Origines Indoeurop. 2, 565 ff., die neuere bei Curtius Etym. 408 und dazu Corssen Krit. Nachtr. 74 f.: anlautend *p* scheint mir doch das Wahrscheinlichste. Der westar. Grundf. *panki*, die sich aus der Zusammenstellung ergibt, steht die ostar. Grundf. *pankan* eigenthümlich gegenüber. Man fühlt sich sofort an die S. 564 f. besprochenen Neutra auf *i* und *an* erinnert, welche meist Körpertheile bezeichnen: ein altar. *panki*, Gen. *panknas* möchte man folgern, und verschiedene Erklärungen der Fünfzahl welche die Hand darin suchen, fallen uns bei. Darunter scheint auf den ersten Blick bei weitem die der indischen Grammatiker, welche Lassen adoptirte und Pictet wieder aufnahm, den Vorzug zu verdienen: von W. '*pac (pancatê),* extendere'.

'Le sens qui en résulte, erläutert Pictet, est aussi clair que satisfaisant: en comptant sur les doigts, et en arrivant au cinq, on les étendait tous ensemble.' Aber man sehe das Petersb. Wb. 4, 357. 1029 unter *pac* und *prapanca:* es würde sich darum handeln die Wurzel anderwärts und in sinnlicherer Bedeutung nachzuweisen: 'weiter ausführen' ist nicht 'ausbreiten'. Ich habe an unser *fangen, Finger* gedacht: es bleiben aber auch dagegen Bedenken: s. die Verwandtschaft bei Curtius 241 f. Die Urgestalt der W. müsste wol *pakv* lauten.

Ich werde mich nicht in Muthmassungen über den Ursprung der Wörter für Sechs, Sieben, Acht, Neun einlassen. Ich will nur hervorheben, dass Sechs ursprünglich reines Adverbium scheint, etwa ein Ueberbleibsel der Wendung 'eins neben *(secus)* der Hand'. Man wird allerdings schwerlich geneigt sein, die Grundf. *sakvas* zuzugeben. In der Siebenzahl läge ein ähnlicher Sinn, wenn sie mit W. *sap* zusammenhinge.

Zwischen der Acht, Vier und Drei scheint ein Zusammenhang obzuwalten, aus dessen Ergründung sich ihre Erklärung einst ergeben muss. Die reduplicirten Femininformen skr. *tisrás, catásras* rufen uns neben *catvâ'ras* die Wandlungen des *tv* im Du und im Ablativsuffixe zurück: wir müssen, dünkt mich, *ti-tvr, ti-tvar* und *ka-ta-tvar* als Grundf. der reduplicirten Stämme ansetzen. Mithin ist *tvar-i* die volle Grundf. für den Stamm *tri* der Dreizahl. Vergleichen wir nun ferner die Acht, so scheinen sich die Elemente der Vier ohne *r* darin wiederzufinden *ak-tav-,* so dass wir, falls hier wirklich Zusammenhang obwaltete, *ka-tv-ar* und *tv-ar-i* trennen müssten. Der gemeinschaftliche Bestand-

theil wäre *tu,* ein Stamm von dem wir unten in ganz anderer Verwendung noch zu handeln haben.

Solche Erwägungen, wenn sie auch zunächst resultatlos verlaufen, können doch einen Anderen vielleicht auf das Richtige führen: und darum wollte ich sie nicht verschweigen.

Für die Sechszahl ist die germanische Grundf. *sehs-i.* In *niuni-* für *nivani-* (bei Otfrid 2, 4, 3 *niuuan* in den Hss. VDF) *nav-an-i* und **tehuni, *tah-an-i* (ahd. Nom. *zehanî,* goth. *taíhun*) hat auch das Germ. wie ursprünglich ohne Zweifel alle arischen Sprachen an dem Suffix *an* Theil. Der germ. Stamm *sibuni-* ist nicht ohne Schwierigkeit: die Media stimmt zur vedischen Betonung *saptán,* man müsste aber immer *sibdun* erwarten. Etwa lässt sich ksl. *sed-mĭ* vergleichen, das wie *os-mĭ* (acht) nach Schleicher unter dem Einflusse des Ordinalsuffixes *ma* steht (vgl. S. 580 das gefolgerte litt. *deszim* und lat. *decem novem septem*); ksl. *sedmĭ* für *septmĭ* seinerseits zeigt dieselbe Consonantenerweichung vor *m* wie griech. *ἕβδομος* aus *ἕβδμο-* für *heptmo-* (Ascoli in Curt. Studien 9, 358). Also, wenn es ein solches Ordinale einst auch im Germanischen gab, so kann aus *sibdma-* sehr wol mit Assimilation *sibbma- sibma-* entstanden und darnach die Form eines bestehenden Card. *sibduni-* umgestaltet oder ein neues Cardinale nach Analogie von **nivun* und *tehun* gebildet sein. Doch bleibt die eigentliche grammatische Form dieser Wörter noch aufzuklären: eine schwächste Themagestalt *saptn-* neben *saptán* würde die germanische Lautform unmittelbar erklären, *-un-* stünde durch Svarabhakti für *-n-*.

Goth. *ahtau,* Grundf. *ahtav-i,* stimmt zu lat. *octâvo-,* gr. *ὀγδοϝο-* und skr. *ashtấu,* wie Bopp (und in der zweiten Aufl. des Comp. 499 auch Schleicher) gegen Diejenigen welche

in diesem skr. Nom. Acc. eine Dualform erblicken, gewiss mit Recht annimmt. —

Auch in Elf und Zwölf finden wir die germanischen Grundformen *ainlibi, tvalibi* mit dem *i* versehen. In ihnen offenbart sich merkwürdiger Einklang mit dem litt. indeclinabeln *-lika* das alle Zahlen der zweiten Dekade als zweites Compositionsglied, wo man einen Ausdruck für Zehn erwartet, zu bilden hat. Bopps Deutung aus *dika, daka* hat viel Bestechendes auch für strenge Befolger der Lautgesetze gehabt, gegen welche damit doch nach allem was wir wissen verstossen wird. J. Grimm ist seiner eigenen Deutung (Gramm. 2, 946 f.) aus litt. *lìkti* (linqui, remanere), goth. *leiban* (manere) um jener willen in der Geschichte der deutschen Sprache 246 untreu geworden, später aber (Germania 1, 19) wieder zu ihr zurückgekehrt: mit gutem Grunde wie mir scheint. Auch Schleichers neueste Modification der Boppschen Erklärung, Comp.[3] 501, wonach durch Anklang an *lìkti, leiban,* also durch Umdeutung, sich ursprüngliches *dika* gewandelt hätte, wird kaum das Richtige treffen: die gleiche Umdeutung bei Littauern wie Germanen, es wäre zu sonderbar, obgleich auch so das Zusammentreffen nur aus gemeinschaftlicher Feststellung in uraltem Verkehre gedeutet werden kann.

Am gelehrtesten und ausführlichsten ist J. Grimms Ansicht durch Pott Zählmeth. 172 ff. (vgl. Smith Beitr. 1, 507) gestützt und vertheidigt worden. 'Schon das Lettische, die übrigen slav. Idiome ungerechnet, sollte uns von dem Versuche die Zahl 10 in *lika* zu suchen, abschrecken' (189): denn sie enthalten ganz deutlich, aber in ganz verschiedener Gestalt die Zahl Zehn. Lett. zählt man *wìn-pa-dsmit, diwpa-dsmit* usw. 'eins über zehn, zwei über zehn'; ksl. *jedinŭ na deseňte* 'eins auf zehn' usw. Dasselbe was lett. *pa,* was

ksl. *na*, muss litt. *lika* ausdrücken, die Zehnzahl daneben aber verschwiegen sein: wir werden zu diesem Verschweigen bald eine genaue germ. Analogie kennen lernen. Dennoch ist die Zehnzahl die eigentliche Grundlage des Wortes, welche gewissermassen unsichtbar declinirt wird, während der sichtbare adverbiale Zusatz unverändert bleibt. Und weil Zehn im Litt. ein Substantiv ist, werden auch diese Vassallen der Zehnzahl syntaktisch als Substantiva behandelt und haben daher die gezählte Sache im Genitiv Plur. bei sich. Es ist 'als sagte man griechisch z. B. *δυοῖν, τριῶν, τετταρῶν κτλ. πλεονάζουσα* (sc. *δεκάς*) *ἀνδρῶν*' (Pott 192).

Doch kann über die Construction noch nicht mit Sicherheit abgeurtheilt werden, so lange die grammatische Form unklar ist. Und das ist ebensowol für *lika* wie für das voraufgehende Numerale der Fall. Der nächste Verwandte des ersteren scheint ksl. *lichŭ* (*περιττός* redundans: Miklosich Lex. p. 339): man könnte darnach den erstarrten Nominativ eines Adjectivs zu dem Fem. *deszimts*, der Pottschen Umschreibung gemäss, darin finden. Aber auch der Instrum. Sing. eines Abstractums auf *â* wäre denkbar: (zehn) mit Ueberschuss von eins, zwei usw. Es fehlt jedoch im Litt. wie im Germ. jeder feste Anhaltspunct zur Entscheidung.

Sehr merkwürdig nun, dass das Germ. diese Ausdrucksweise nur für Elf und Zwölf verwendet, im übrigen aber die zweite Dekade dem Lat. und Ostarischen, also wol dem Altar. gemäss durch conjunctionslose Nebeneinanderstellung der Einer und der Zehn (vgl. S. 357. 481) ausdrückt. Die Selbständigkeit der Glieder zeigt sich in der von Graff 5, 628 angeführten ahd. Wendung *fone dien anderên drin zênin*. —

Dieser Abscheidung des ersten Dutzends vergleicht sich die Behandlung der Zahlen von Zwanzig aufwärts, worin das Germ. nicht wie das Ostar. bis zu Fünfzig einschliesslich, sondern bis zu Sechzig einschliesslich eine besondere Formation aufweist. Die duodecimalen Neigungen welche hierin zu Tage treten, haben Jacob Grimm und Schmeller (Bayer. Wb. 2, 211) längst anerkannt und hat z. B. die glückliche Bemerkung von Wilhelm Nitzsch über die germanische Heereseintheilung (Müllenhoff bei Haupt 10, 552 f.) bestätigt: zur Erklärung braucht man sicherlich nicht mit Holtzmann Germania 1, 222 den Oberdruiden zu incommodiren.

Das Germ. scheint nicht allein zu stehen mit der Scheidung der ersten Sechzig von den folgenden. Auch das Griech. weicht von den Siebzigen an in der Bildung ab, indem es nicht das Cardinale, sondern das Ordinale dem unveränderten *κοντα* vorsetzt: *ἑβδομήκοντα, ὀγδοήκοντα, ἐνενήκοντα.* Desgleichen bietet das lat. in *nonaginta* ein sicheres Ordinale, *octoginta* könnte für *octavaginta* stehen wie homer. *ὀγδώκοντα* für *ὀγδοήκοντα,* über *septuaginta* Benfey Pluralbildungen S. 6 Anm. (vgl. oben S. 393). Und ebenso enthalten altir. Siebzig und Achtzig (Neunzig ist nur erschlossen) die Ordinalzahl: Schleicher Comp. 504. Das Lettoslav. hat wie das spätere Ahd. und andere germ. Mundarten jede Unterscheidung eingebüsst.

Irre ich nicht, so sind wir nach dem Angeführten gezwungen die Unterscheidung der beiden Hälften schon dem Altarischen, das Grosshundert den Westariern zuzuschreiben. Nur fragt es sich, ob die griech. ital. und celt. Unterscheidung blos am ersten Compositionsgliede dem Ursprünglichen ent-

spricht, oder ob nicht vielmehr das zweite Compositionsglied daran ebenso oder noch mehr betheiligt war?

Ich glaube das letztere. Das skr. *çati* von Zwanzig finden wir bei den Griechen wieder, wird ihnen nicht auch das *çat* von 30—50 in der Gestalt *κος* etwa und zwar in den Cardinalien von 30—60 früher geeignet haben? Dazu stimmt dass von goth. *sibuntê-hund* an aufwärts (dass so und nicht *sibun-têhund* zu theilen sei, hat meines Wissens Hermann Müller Lex salica, Würzburg 1840, S. 113 ff. zuerst gesehen) uns das griech. *κοντα* als *hund* begegnet, ersteres vermuthlich ein plurales, letzteres sicher ein singulares Neutrum Stamm *kanta* für *dakanta:* Luc. 15, 7 flectirt *niuntêhundis.* Die Construction (*niuntêhund garaíhtaizê* oder *sunjus niuntêhund,* s. J. Grimm Germ. 1, 23) stimmt zu der des skr. Neutrums *çatám.* Der Singular erinnert an das zd. -*çatem* der Zahlen 30—50.

Alles erwogen, dürfen wir für 20 -*katî*, 30—60 -*kat,* 70—120 (entsprechend dem *taíhuntêhund* mochte der Gothe *ainliftêhund, tvaliftêhund* weiter zählen, wie der Angelsachse wirklich bis *tvelftig*, der Norweger bis *tôlftîu* zählte: Grimm Gesch. 251) -*kantam* als einstige Urgestalt des zweiten Compositionsgliedes bei den westlichen Ariern ansetzen: die pluralische Auffassung -*κοντα*, -*ginta* wäre secundär. Und vielleicht ebenso altar. 20 -*katî*, 30—50 -*kat,* 60—90 -*kantam:* die ostar. Abstracta auf *ti* für 60—90 wären jüngere Gebilde, während umgekehrt im Germ. bei 30—60 ostgerm. *tigus,* westgerm. *tig, zuc, zoc, zec,* eine Bezeichnung der Dekade, Platz griff.

Nicht leicht ist aber die wahre Form des ersten Compositionsgliedes zu erkennen.

Freilich die *tvai tigjus, threis tigjus, fidvôr tigjus* des Goth. sind klar und durchsichtig genug. Wie aber verhält es sich gleich mit *zueinzuc?* Ich weiss für dies *zuein* in der That keine irgend sichere Erklärung. Ebenso wage ich über skr. *vin-, trin-, catvârin-* und das wie es scheint entsprechende lat. *quadrin-, octin-* in *quadringenti* und *octingenti* nichts vorzubringen: 'blos phonetische Nasalirung des *i*' kann ich nicht mit Corssen Krit. Nachtr. 73 darin erblicken. dem Gedanken an einen Locativ möchte ich nicht zu leicht nachgeben.

Indem ich Anderes übergehe, will ich nur goth. *sibuntê-hund, ahtautê-hund, niuntê-hund, taíhuntê-hund* noch näher prüfen. Ahd. sind entsprechend *sibunzo, ahtozo, niunzo, zehanzo* nachgewiesen. Dazu gehören altsächs. *atsibunta* (Hel. 5, 2 Cott.), *antsibunta, antahtoda;* angelsächs. *hund-seofodhe, hundeahtodhe, hundnigodhe.*

Vergleicht man die goth. ags. und ahd. Form, so zeigt sich dass die Dekade in diesen Zahlenbezeichnungen vorn oder rückwärts stehen konnte und im Ahd. wegblieb wie in den litt. *-lika,* goth. *-lif.* Aus der ags. ist die alts. Form entstanden, indem das *hund* missverstanden und auf die Praeposition *ant* oder *at* gedeutet wurde.

Was den andern Compositionstheil betrifft, so liegt in alts. *antahtoda* und im Ags. missverständliche Umdeutung auf das gewöhnliche Ordinale vor. Dieses beruht auf dem altar. Suffixe *ta* (vgl. was das Skr. betrifft, Aufrecht-Kirchhoff 1, 132 Anm. 1): bei dem goth. *-tê-,* ahd. *zo* könnte man an das skr. *tha* in *caturthá, šašṭhá* denken, denn altar. *th* wird germ. mit erster Verschiebung *t.* Beide Suffixe sind im letzten Grund identisch und beruhen auf der Grundf. *tva.* Aus der Localbedeutung 'an der Stelle Vier' geht das

Ordinale 'der vierte' hervor (anders Pott Zählmeth. 216. 224). Aber die Herbeiziehung dieser und anderer Suffixe an welche gedacht werden könnte, verbietet sich, scheint mir, durch *ahtautê,* worin nicht wie in der Ordnungszahl goth. *ahtuda* der Stamm *ahtu,* sondern das selbständige Cardinale *ahtau* hervortritt. Es muss daher auch *tê* ein selbständiges Wort sein, ohne Zweifel die (ebenfalls auf Stamm *tva* beruhende) Praeposition *tô, zuo,* welche in ihrer griech. Gestalt *δε* noch Postposition ist.

Nun erklärt sich auch der Singular der Dekade in diesen Wörtern: *sibun-tê hund* ist die Zehn bei, auf Sieben, d. h. die Zehn an siebenter Stelle. Das Ordinale des Griech. Lat. Celt. wird auf derselben Anschauung beruhen.

Schon im Goth. wurden die angeführten Zahlwörter nicht mehr ihrem wahren Sinne nach gefühlt, wie die Schreibung *taihuntaihund* bezeugt. Ja das altn. *tîu* (gleich *tîu* 10) in *âttatîu, nîutîu* usw. dürfte aus gleicher irriger Auffassung und Zusammenfassung der Silben *-tê-hund* hervorgegangen sein. In Wahrheit existirt hat das Neutrum *têhund* niemals, zu dessen Erklärung Bopp Vergl. Gramm. 2, 87 eine sonst nicht nachweisbare Vertretung von *ai* durch *ê* statuiren, Schleicher Comp. 504 eine Urform *dâkantam* construiren wollte.

Das neutrale Genus der Dekaden und Hunderte scheint die Veranlassung gewesen zu sein, dass auch das Tausend bedeutende Substantiv, das ursprünglich ein Femininum war, schon im Goth. einmal, dann im Ags. und Mhd. zu neutraler Flexion überging.

Die verwandten Formen dieses Thema *thûsundjâ-* sind ksl. *tysańšta* (Grundf. *tusantja* oder *tûsantja*) und litt. Nomin. *túkstantis,* lett. *tûkstûts,* Grundf. *túkstanti,* ein Femininum.

Der altpreuss. Acc. *tusimtons* stimmt näher zum Ksl. als zum Litt. und Lettischen.

Die litt. und lett. Ausdrücke haben, wie schon Pott Et. Forsch. 1, 276; Zählmeth. 137 bemerkte, das Ansehen eines Participii Praesentis von *túkstu, tûkstu* 'ich schwelle, werde fett', das Bielenstein Lett. Sprache 1, 376 Nr. 46 im Lett. nachweist. Und gewiss nimmt Schleicher Comp. 506 Umdeutung einer der slav. gleichen Grundform mit Recht an.

Derselbe Schleicher weist a. O. auf die Aehnlichkeit des preuss. Stammes *tusimta* mit dem litt. *szimta*- 'hundert' hin. Und damit wird wol der definitive Aufschluss über das Wort angebahnt sein. Das kslav. *sŭto* 100 steht ebenso nur mit etwas abweichendem Lautwandel zu *tysańšta:* hier wie dort *s* für *k,* mithin eine Grundf. *tû-kant-ja,* worin das Hundert durch vorgesetztes *tû* oder *tu* zum Tausend erhoben wird. Die Folgerung ist dann freilich unausweichlich dass der Ausdruck lettoslavischen Ursprunges und von den Germanen vor dem Eintritte der Lautverschiebung entlehnt sei: Dobrowsky Instit. p. 337 und Schleicher Formenlehre der ksl. Sprache 141 nahmen einst das Umgekehrte an.

Ob sich für *tû*- auf lettoslav. Boden selbst eine nähere Anknüpfung bietet, als die folgenden Betrachtungen, weiss ich nicht: jedenfalls werden dieselben zu einer vorläufigen Verständigung darüber ausreichen.

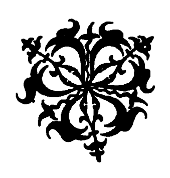
Goth. *thiuda* (Volk); preuss. *tauta* (Land), lett. *tauta* (Volk), litt. *tautà* (Oberland, Deutschland): umbr. osk. *tauta touta, tuta* (Stadt); altir. *túath, túad* (Volk; altgall. τουτιους 'Bürger' Schleicher Comp. 281: vgl. Pott Wurzelwb. 1, 793 ff.; Curtius Etym. 204; M. Müller Vorl. 2, 199 f.; Pictet Origines 2, 391) spiegeln den Unterschied des Territorial- und Stadt-

staates in ihren verschiedenen Bedeutungen: aber die oberste politische Einheit ist überall gemeint: wir werden auf einen westarischen Begriff und ein westarisches Wort *tautâ* geführt.

Das Abstracta bildende Secundärsuffix *tâ* setzt einen Adjectivstamm *tau* voraus, der sich in der Glosse des Hesychius *ταΰς. μέγας πολύς* erhalten zu haben scheint. Vgl. vedisch *tuvi* in Composition 'viel, stark, sehr' und 'das ähnlich gebrauchte cambr. *tew* (zur Zeit pinguis, densus), früher Adj. (firmus, efficax), in compositis, ut videtur, augens significationem: Zeuss p. 127' (Pott). 'Vielheit' wäre demnach die Bedeutung von *tautâ*.

Alle Westarier, auch die Lettoslaven müssen wie das Abstractum und die W. *tu* so das genannte Adjectivum besessen haben. Wir dürfen also *tû-kant-jâ* als eine Mehrheit von Hunderten, als 'Vielhundertschaft' betrachten: ein allgemeiner Ausdruck der sich auf die specielle Bedeutung Tausend leicht einschränkte. Beispiele solcher Einschränkungen gibt Pott Zählmeth. 119 ff. Ueber das classische Beispiel in den Kenningar der Snorra Edda auch Jac. Grimm Rechtsalterth. 207, Gramm. 3, 473 f. Goth. *têvi* bedeutet eine Schaar von Fünfzig (W. *du* in griech. *δύναμαι*, Pott Wurzelwb. 1, 909, mit *tu* gleichbedeutend), zd. *vîç* nach Justi eine Gemeinschaft von fünfzehn Männern und Frauen; den westgoth. *thyuphadus*, Chiliarch (gewiss keine blosse 'Kürzung' von *thusundifaths*, Grimm Gesch. 254 Anm.), will ich nur anmerken. Alte Volks- und Heereseintheilungen scheinen dabei meist zu Grunde zu liegen: man erinnert sich der ausgewählten *centeni* vor der germanischen *acies* aus Tac. Germ. c. 6 (Müllenhoff bei Haupt 10, 551 f.), sie bestanden zur Hälfte aus Reitern, zur Hälfte aus Fussvolk: eine solche Hälfte wird *têvi* geheissen haben.

Eben um solcher Beispiele willen muss die Möglichkeit noch im Auge behalten werden, dass *tu* Substantiv und auf die Bedeutung von Zehn eingeschränkt worden sei. So kommen wir schliesslich vielleicht allerdings auf jenes 10 × 100, das Schleicher in der ersten Auflage seines Compendiums 406 mittelst starker Verstümmelungen herausrechnete.





Zwölftes Kapitel.

ADVERBIA.

Es wäre die Aufgabe einer vollständigen Formenlehre der germanischen Sprachen oder auch nur einer erschöpfenden und abschliessenden Erörterung der germanischen Auslautsgesetze, alle Adverbien, Praepositionen und Conjunctionen auf ihre grammatische Form hin zu untersuchen. Ein so weit aussehendes und schwieriges Unternehmen liegt nicht in meinem gegenwärtigen Plan. Einiges hoffe ich in den vorhergehenden Kapiteln für die künftige umfassendere Behandlung zurecht gelegt zu haben. Einiges weniges Andere soll hier zusammengestellt werden.[1]

Die sicher altarischen Adverbialbildungen sind die mit Accusativcharakter *m* aus Adjectiven auf *a* und die Instrumentale Pluralis eben derselben.

Das Litt. hat die letzteren rein erhalten, im Germ. ist überall der Instrumental Pluralis mit dem Dative zusammen-

[1] Vgl. jetzt Adalbert Bezzenberger Untersuchungen über die gotischen Adverbien und Partikeln (Halle 1873).

geflossen, wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir jene Adverbien als Dative Plur. wieder finden. J. Grimm hat die Beispiele Gramm. 3, 94 f. 774 zusammengestellt.

Dazu kommt *simblum* (a. O. 136, vgl. 128). Grimm erklärt es anders, und in der That kann man gegenüber den Formen *simbolon, simbulun* den Gedanken an das Substantiv *simbel* (Gastmahl) nicht abwehren, die Sprache selbst muss zu dieser Deutung abgeirrt sein. Aber die ursprüngliche Form ist ohne Zweifel *simlum* (vgl. goth. *simlê*), und das führt auf lat. *semol, semper, singuli*, kurz auf eine Weiterbildung des Stammes *sama* (eins, S. 392) mittelst Suff. *ra, la*.

Aber noch mehrere der von Grimm anderwärts aufgeführten Adverbialformen scheinen hierher gezogen werden zu müssen. So die mittelhochdeutschen auf *-lîchen* (Gramm. 3, 95. 96. 97): Weinhold weist S. 248 die von Grimm vermisste ahd. Form nach in einem *smâhlîhhêm* der Gl. Keronis, also des achten Jahrhunderts. Dann tritt schwacher Dat. Plur. in dem Superlative des Pronominalstammes *hi hitumum* (demum) Gl. Francof. 88 (*-um* wie in *sachum* 84, *frumum* 88 derselben Glossen für *-ôm*) hervor. Und ihm analog treffen wir bei Graff 1, 429 *aruum* und *aruuigom* Gl. Reich. A (Diut. 1, 224): daneben goth. *arvjô* in derselben Bedeutung 'umsonst, vergebens', von einem Stamme dunkler Herkunft.

Wie im Litt. und sonst können nicht minder Substantiva adverbialisch im Instrumental-Dativ Pluralis stehen: litt. *naktimìs*, ags. *dagum and nihtum*, altn. *nôttum:* vgl. skr. *dyúbhis* (bei Tage). Ueber ähnliche germ. Bildungen Gramm. 3, 136—138.

Adverbiale Instrumentale Singularis finden sich in Zeitbestimmungen mit Tag und Nacht und Jahr in Composition mit dem Pronominalstamme *hi: hiutu, hiuru, hînaht*. Auch

in den entsprechenden lat. und griech. Zeitbestimmungen dürfen Ablativ und Dativ als Vertreter des Instrumentales angesehen werden. Ueber ostar. Verwendung des Instr. in gleichem Sinne Delbrück 54 f.; Spiegel Keilinschr. 172. 174 §§ 75. 78. Doch können jene westarischen Formen ebenso gut auf den Locativ zurückgehen (Delbrück 40 f. vgl. 47), der im Litt. bei Zeitbestimmungen wie *tamè metè* (in dem Jahre: Schleicher Gramm. 264 f.) steht.

Genau stimmen wieder litt. *anù' dáiktu* (durch jene Sache), *nëkù bûdù* (auf keine Weise) mit ahd. *diu dingu, nohheinu mezzu* udgl. Gramm. 3, 139.

Wie goth. *himma daga* nur Instrumentalform vertritt, so sind auch die Gramm. 3, 133. 135 f. Weinhold Alem. Gramm. 240 aufgeführten substantivischen Adverbia des Dativs (der bei den schwachen Masculinis Gramm. 3, 133 mit der Form des Genitivs zusammenfällt) für den Instrumental in Anspruch zu nehmen. Doch muss man ags. *simle* (jugiter) mit goth. *simlê* ποτέ zusammen als echte Instrumentalform ausscheiden. Wie weit sie wieder Locative ersetzen, entscheide ich nicht: nur bei *heime* (zu Hause) ist, wenn man οἴκοι, *domi* und litt. *namë* (Schleicher Gramm. 265) in Betracht zieht, der Locativ unzweifelhaft.

Die andere Art altar. Adverbialbildung mit dem Nom. Acc. Neutri des Adjectivs, welche auch das Griech. Lat. und Slav. kennt, weist Grimm 3, 97 — 101 für die flexionslose und die flectirte starke Form im Germ. nach. Das schwache Neutrum in ähnlicher Function anzuerkennen, kann ich mich nicht entschliessen, darüber sogleich Näheres. Ueber den Accusativ Sing. Masc. starker und schwacher Form (95—97) wird es gut sein das Urtheil zu suspendiren bis die dunklen Localadverbien ablativischer Bedeutung auf

goth. ahd. *ana*, alts. ags. *an*, altn. *dh-an* völlig aufgeklärt sind: vgl. indess S. 191. Goth. *than*, *hvan* darf man schon um des ahd. *danne*, *denne*, *hwanne*, *hwenne*, ags. *thonne*, *hvonne* willen schwerlich als Acc. Sing. Masc. betrachten. —

Nicht ohne Schwierigkeit ist die Auffassung der germanischen Adverbien in Genitivform. Bopp vergleicht das skr. *cirásya* 'endlich, nach langem'. Den nächsten Anspruch verglichen zu werden haben jedoch ohne Zweifel die griechischen *ὁμοῦ*, *ἀγχοῦ*, *πολλοῦ*, *ὀλίγου* (Grimm 3, 125). Und wie ihnen pronominale Natur oder Massbestimmungen innewohnen, so zeigen sich auch die ältesten germanischen dieser Formation von ähnlicher Art: *alles*, *sumes*, *simbles*, *tages indi nahtes* usw. (Gramm. 3, 88—94.[1] 127—133). Es fragt sich, ob wir hierin den echten Genitiv oder den Vertreter des Ablativs vor uns haben. Ich stimme für letzteres, ohne jedoch mit voller Sicherheit entscheiden zu wollen. Eine andere, ebenfalls noch nicht genügend aufgehellte Frage schliesst sich hier an, die über die ahd. Adverbia auf *o* (Gramm. 3, 110—114).

Von den goth. Adverbien auf *ba* (Gramm. 3, 109 f. vgl. Schmeller Münchener Gel. Anz. 1846 Dec. S. 930 f. Höfer in seiner Zeitschrift 2, 199. 206) war oben S. 402 die Rede. Wir erkannten *bhaja* als die wahrscheinliche Urgestalt des Suffixes, das weder dem Dativ noch Instrumental noch Ablativ ausschliesslich zugeeignet werden kann. Vgl. die lett. Adverbien auf *am* die wol nicht mit Bielenstein 2, 272 als Accusative, sondern als Instrumentale aufzufassen sind.

[1] Von den S. 94 als Adverbien des Gen. Singularis, bei Weinhold S. 248 als Adv. des Dat. Sing. Masc. oder Neutri schwacher Form aufgeführten Wörtern sind die Comparative und Superlative, ebenso *einin* von J. Grimm selbst aus dem Mangel starker Form ohne Zweifel ganz richtig erklärt, dunkel aber bleibt mir *tagalîhhin*.

Neben ihnen besitzt das Goth. eine Anzahl Adverbien auf *ô* (Gramm. 3, 101), welche äusserlich die Form des schwachen Neutrums an sich tragen, aber doch schwerlich als solche aufgefasst werden dürfen. Oder wäre es vorsichtig, die goth. Adv. auf *-leikô (analeikô, antharleikô, galeikô, lathaleikô, samaleikô, vairaleikô)* von den ahd. auf *-lîcho* zu trennen, insbesondere da das constante ahd. *o* auf frühere Länge dieses Vocales mit Bestimmtheit hinweist? und da die äusserste Unwahrscheinlichkeit der Verwendung schwacher Form, welche im allgemeinen nur vermöge und mit dem Pronomen *sa, sô, thata* existirt, nicht geläugnet werden kann? Ist ferner nicht auch *sniumundô* ein deutliches Particip, so dass es dicht neben ahd. Adverbien wie *leogando, wirkendo* usw. (Gr. 3, 118) tritt?

Irre ich mich also nicht, dass die goth. Adv. auf *ô* mit den zahlreichen ahd. auf denselben Vocal zu einer und derselben Bildungsweise gehören, so dürfen auch die ags. auf *e*, ags. *deope, georne, svîdhe, efne, ädre, hâdre, -lîce* (Gr. 3, 102; Koch 2, 297) von den altsächs. auf *o*, alts. *diopo, gerno, suîtho, efno, adro* (Zeitschr. 13, 335), *hêdro, -lîco* (Gr. 3, 114) nicht getrennt werden. Und dem zu Grunde liegenden *â* des Ausganges entspricht nicht minder altn. *a* in *giörva, illa, vîda* und zahlreichen Adverbien auf *liga* oder *la* (Gr. 3, 103): über das Verhältnis von *-liga* zu *-leikô* S. 498 Anm.

Wir gelangen somit zu einer allen germanischen Sprachen gemeinsamen Adverbialbildung, deren vocalisches Element *â* ist, demnach mit dem Vocale des Instrumental- sowie des Ablativsuffixes übereinstimmt. Welches dieser beiden müssen wir darin erkennen? Denn über den Kreis der bekannten arischen Casus mit unseren Vermuthungen hinauszugehen,

haben wir offenbar kein Recht, so lang innerhalb desselben eine genügende Erklärung möglich ist.

Dass im Gothischen pronominale Instrumentale auf *ê* erhalten sind, würde nicht gegen den Instrumentalis sprechen, denn auch im Genit. Plur. z. B. ist eine Differenzirung in *ê* und *ô* eingetreten. Aber bedenklicher ist schon die Beibehaltung der Länge im Ahd. neben sonstiger Verkürzung, und vollends die altnordischen *a* neben dem instrumentalen *u* des neutralen Dativs der Adjectiva rathen dringend von dieser Identificirung ab. Bleibt also nur der Ablativ: vgl. Bopp Vergl. Gramm. 1, 353.

Der Ablativ aber stimmt vortrefflich zu den griechischen Adverbien auf *ως*, von denen kein Mensch bezweifelt, dass sie auf altes *ât* zurückgehen. Er stimmt ferner zu den lateinischen auf *ê*, über die jedoch eine kurze Verständigung noth thut.

Lat. *facilumêd* und osk. *amprufìd* (improbe) bezeugen *êd, îd* — wir dürfen ansetzen *eid* — als ursprüngliche Endung, die Ablativendung mithin der *i*-Stämme (zd. *-ôiṭ*) an Adjectiven auf *a*. Ich glaube auch in diesem Fall an die Macht der Formübertragung. Dass sich der Abl. Sing. der *u*-Stämme im Osk. und Umbr. nach der Analogie der *i*-Stämme richtet mit völliger Einbusse des thematischen *u*, erinnert schon Schleicher. Noch bekannter ist dass der Ablativ der consonant. Stämme im Umbr. Osk. Lat. dem der *i*-Stämme gleich lautet, d. h. dass in diesen Casus *eid* für *od*, oder nach zd. Lautgebung *ôiṭ* für *aṭ*, eintrat. Auf gleiche Weise sahen wir S. 365 lat. *mêd, têd, sêd* aus altar. *mat, tvat, svat* werden. Auch in der umbr. osk. *u*-Declination steht vielleicht *-eid* für *-v-od*. Und ebenso dürfte in jenen Adverbien die ältere Endung *od, ot* mit kurzem *o*, gleich zd. *aṭ*, gewesen

sein. Dass die zd. nominalen *a*-Stämme die Ablativendung *aṭ* neben *âaṭ* (worauf lat. *ôd*, griech. *ως*, germ. *ô* beruht, vgl. S. 206. 207) zulassen, wurde S. 426 erwähnt. Allerdings hat mithin die Sprache, wie Schleicher Comp. 553 bemerkt, eine Doppelbildung zur Unterscheidung der adverbiellen von der eigentlich ablativischen Function benutzt.

Aeusserst merkwürdig treffen diese italischen Adverbien auf *eid* mit den preussischen auf *ai* (Nesselm. 52), den lettischen auf *i* (Bielenstein 2, 269), den littauischen auf *ai* (Schleicher Gramm. 218), den kirchenslavischen auf *ĕ* (Dobrowsky Instit. p. 428 § 98) zusammen.

Schleicher vergleicht a. O. das litt. Neutrum *taí* vom Stamme *ta*. Aber im Adjectivum ist der Ausgang des Neutrums das stammhafte *a* ohne Zusatz: *géra* wird auf Grundf. *gérad* zurückgehen. Das Preuss. kennt auch im Pronomen kein *ai: ka* und *sta* führen auf Grundf. *kad* und *stad*. Das Ksl. verwendet ausdrücklich neben jenen Formen auf *ĕ* das Neutrum seiner Adjectiva als Adverbium. Demzufolge müssen die lettoslav. Adverbia auf *ai* vom Neutrum gänzlich getrennt werden. Gleichwol wäre es nicht erlaubt, eine Combination mit der ital. Grundf. *aid* zu versuchen: denn jene Adverbien tragen die Form des Locativs an sich, und der Locativ steht, wie mich Miklosich belehrt, auch sonst modal.

Immerhin ergibt sich aus den vorstehenden Betrachtungen, dass der Ablativ als westarischer Adverbialcasus in ziemlich ausgedehnter Geltung stand. Was das Ostarische an ablativischen Adverbien bietet (Benfey Vollst. Gramm. 343; Kuhn Beitr. 4, 181; Spiegel Altb. Gramm. 198), scheint nicht genau zu entsprechen: doch steht mir hierfür kein hinlängliches Material zu Gebote. —

Blicken wir zurück, so hat sich uns die grosse Zahl der nach Grimm zur Adverbialbildung verwendeten Casus auf Accusativ, Instrumental und Ablativ eingeschränkt, und in allen drei Puncten fanden wir das Germanische nur an dem festhaltend was bereits urarischer oder doch westarischer Sprachgebrauch gewesen war. Dass eine Anzahl Formen noch genügender Aufhellung entbehren, soll dabei nicht verschwiegen werden.

Was die Pronominal- und Ortsadverbien betrifft, so will ich auf einen einzigen Punct noch eingehen.

Es gibt im Skr. ein Suffix *tra* das Adverbia mit locativer Bedeutung aus Pronominalstämmen und Wörtern die wie Pronomina declinirt werden, bildet. Daneben ein anderes Suff. *trâ,* das Adverbia mit locativer oder accusativer Bedeutung bildet: *dêva-trâ'* 'unter' oder 'zu den Göttern', also ein Locativ der Ruhe oder ein Locativ des Zieles.

H. Ebel hat KZ. 5, 237 das erstgenannte Suffix für eine Reihe von germanischen Pronominaladverbien angenommen, und in einigen Fällen gewiss mit Recht. Für goth. *hêr* setzt man am natürlichsten eine Grundf. *hadra* an, ahd. *hêr, hear, hiar* erklärt sich am einfachsten aus älterem *hedra* und ebenso stellen sich ahd. *hwâr, thâr, sâr* mit ihrer Länge zu skr. *kútra, tátra.*

Aber für goth. *hvar, thar, aljar, jaínar* scheint mir Bopps Vergleichung mit skr. *kár-hi, êtár-hi* (Vergl. Gramm. 2, 197; vgl. 3, 497) doch wol vorzuziehen, weil man schwerlich in den zunächst verwandten litt. Adverbien *kùr, kìtur, vìsur* die gleiche Verstümmelung und für goth. *hvarjis,* litt. *kùrs* (oben S. 501) eine Grundf. *kvatrajas* annehmen darf. Die Annahme zweier verschiedener Suffixe *-r* oder *ra* und

tra scheint mir bei der sonstigen Functionsgleichheit dieser Bildungssilben (oben S. 468) unbedenklich.

Dem skr. *trâ* entsprechend finden wir goth. *hvadrê, hidrê, jaindrê,* altn. *thadhra, hedhra,* ags. *thider, hvider, hider;* ahd. *hwara, hera, thara* für älteres *hwarâ, herâ, tharâ.* Darin scheint das *d* spurlos ausgefallen wie nach Ebel in *hiri* für *hidrê i,* worin die unterbliebene Brechung des *i* vor *r* sich auf solche Weise erklären würde. In ahd. *hwarot, herot, tharot,* alts. *hwarod, herod, tharod (-ôt, -ôd?)* scheint an jene *-râ* für *-trâ* noch das Suffix *ta* (gr. *σε*), goth. *d, th* getreten, worüber S. 432. Steckt in altn. *hvert* (wohin) das griech. *-δε,* niederd. *te?* Jenes goth. *th* scheint in goth. *dalatha* (unten, neben *dalath* hinunter) und altn. *thadhan, hvadhan, hedhan* weitergebildet.

Ablative des Suffixes *tra* fand Bopp in goth. *hvathrô, thathrô, jainthrô* usw. (Vergl. Gramm. 1, 352), und dagegen lässt sich bei der sicher ablativischen Bedeutung jener Wörter kaum etwas Stichhaltiges einwenden.

In *aftarô, ufarô, undarô* scheinen Ablative von Comparativen mit nicht streng ablativischer Bedeutung vorzuliegen. Neben ihnen sind die Comparative *afar, hindar, ufar, undar* auch der Form nach Locative, wie skr. *upári* gleich *ufar* ausweist (Bopp Vergl. Gramm. 3, 493).

Ich stehe am Schlusse. Oder muss ich sagen: am Anfang? Denn ich habe das deutliche Bewusstsein, wie Vieles in diesem Buche nur begonnen ist.





ANHANG.

DÄNISCHE FLÜSTERMEDIA.

Auf die nachfolgenden Angaben ist zum vierten Kapitel in den Anmerkungen auf S. 120 und 140 verwiesen. Herr Julius Hoffory hat die Güte gehabt, mir auf meine Bitte nähere Mittheilungen über eine Gruppe von dänischen Lauten zu machen, welche weder den romanischen Mediae noch den romanischen Tenues genau entspricht und neben beiden im Dänischen vorkommt. Er bezeichnet sie als *B D G* und fügt dazu ein *S* von ähnlichem Charakter. Es wird wol am besten sein, wenn ich seine freundlichen Angaben, die allerdings nicht für den Druck bestimmt waren, wörtlich folgen lasse.

Herr Hoffory schrieb mir 24. August 1877: 'Ich kann mit Bestimmtheit versichern dass wir im Dänischen ein *g, d, b* besitzen, das sich sehr deutlich von dem tönenden romanischen *g, d, b* und ebenso deutlich von dem romanischen *k (c), t, p* unterscheidet: unaspirirtes romanisches *k, t, p* findet sich im Dänischen sehr häufig in- und auslautend; tönendes romanisches *g, d, b* findet sich seltener und nur inlautend. Gewiss ist dass bei der Hervorbringung unseres

geflüsterten (ich weiss vorläufig keinen besseren Namen) *g, d, b* der Expirationsdruck bedeutend schwächer als der bei dem unaspirirten *k, t, p* ist; ob sich aber daneben ein wirkliches Flüstergeräusch vorfindet und ob dieses Geräusch das eigentliche Characteristicum besagter Laute ausmacht, das wage ich nicht zu entscheiden. Im Anlaut ist das Verhältnis überall sehr einfach: wir haben daselbst entweder aspirirtes *k, t, p* oder geflüstertes *g, d, b*. Im Inlaute haben wir aber sowol unaspirirte Tenues als auch geflüsterte und (nach *l* und *r*) wirklich tönende Mediae. Es ist dabei zu bemerken dass unaspirirte Tenues vor einem unbetonten *e (ȩ)* niemals vorkommen können (dagegen wol vor anderen Vocalen). Auslautend haben wir nur unaspirirtes *k, t, p*, niemals geflüstertes *g, d, b*. Wenn wir die aspirirten Tenues mit *kh, th, ph*, die unaspirirten Tenues mit *k, t, p*, die geflüsterten Mediae mit *G, D, B* und endlich die tönenden Mediae mit *g, d, b* wiedergeben, haben wir also folgende Fälle zu unterscheiden.

1) Aspirirte Tenues nur anlautend: *kop, tak, pot* = *khåp, thak, phåt.*

2) Unaspirirte Tenues nie im Anlaut oder vor *ȩ*, dagegen vielfach inlautend und immer im Auslaut:

a) *kop, tak, pot* = *khåp, thak, phåt.* Die unaspirirten *p, k* werden auslautend in vielen Wörtern *b, g* geschrieben: *stub, eg* = *SDup, æk; lab* (Tatze) ist mit *lap* (Lumpen) phonetisch vollkommen identisch.

b) *koparret, takadresse, potaske* = *khåparrȩt, thakadræssȩ, phåtaSGȩ (S* = geflüstertes *s; s* = tonloses *s); hyppig, vittig, akkurat* = *hüppi, w'itti akkurat; satan, lukaf* = *Satan, loká* usw.

3) Geflüsterte Mediae an- und inlautend, nie im Auslaut:

a) *gal, dal, bal* = *Gal, Dal, Bal; skal, stål, spil* = *SGal, SDål, SBel.*

b) *dybde, svaber, æget* = *DüBDȩ, Sw'aBȩr, æGȩt; labber, ægge* = *laBBȩr, æGGȩ.* Die geflüsterten Mediae werden inlautend auch vielfach mit *k, t, p* bezeichnet: *stater, koper,*

œkel = *SDaDe̥r, khaBe̥r, œGe̥l; kopper, takker, potter* = *khäBBe̥r, thaGGe̥r, phåDDe̥r.*

4) Tönende Mediae nur inlautend nach *l* und bisweilen nach *n*: *fyldig, fylgje, album* = *f*^{2}*üldi, f*^{2}*ülg'e̥, albom.*

Da wir also im Dänischen unzweifelhaft verschiedene Laute hören in *hyppe* (= *hüBBe̥*) und *hyppig* (= *hüppi*), in *stater* (= *SDaDe̥r*) und *satan* (= *Satan*), kann ich Ihre Frage, ob ein mir deutlich bewusster Unterschied zwischen dän. *G, D, B* und französisch *c, t, p* vorhanden, getrost mit Ja beantworten; worin aber dieser Unterschied liegt, vermag ich, wie schon bemerkt, nicht mit Sicherheit zu entscheiden.' —

Am 16. März 1878 konnte sich Herr Hoffory über die Frage glücklicherweise bestimmter äussern: 'Was die dänischen *G, D, B* und *S* betrifft, glaube ich jetzt ganz bestimmt behaupten zu können, dass die Vox clandestina gar nicht mitwirkt. Ich war früher Brücke gegenüber zu befangen, um die Frage richtig beurtheilen zu können; nachdem ich mich aber darin geübt habe, jede 'Media' flüsternd auszusprechen, kann ich mit Bestimmtheit versichern, dass das wirkliche Flüstergeräusch mit jenen Lauten gar nichts zu thun hat. Sicher ist auch dass unser *G, D, B, S* sich durch geringere Expirationsstärke von den entsprechenden Tenues unterscheiden, und es wäre somit ganz berechtigt, wie Sie es thun, diese Laute als 'schwache Tenues' zu bezeichnen, falls die Expirationsstärke allein den Unterschied zwischen dem *t* in *potaske* und dem *D* in *stater* bildete. Ich bin nicht ganz sicher, dass dem wirklich so sei, vermag aber nicht zu entscheiden, was eigentlich den Unterschied constituirt. Professor Sievers meint, dass z. B. bei *B* und *p* ein unverkennbarer Unterschied in der Weise, wie die Lippen sich berühren, vorhanden sei; auch mir will es fast scheinen dass beim *p* die Lippen mehr den Zähnen genähert seien als bei dem *B*; ich wage aber auf meine sporadischen Beobachtungen hin kein entschiedenes Urtheil hierüber zu fällen, zumal ich eine solche Verschiedenheit bei dem *D, t; G, k* nicht deutlich wahrnehmen kann.'

Herr Hoffory fügt endlich hinzu dass die von ihm angegebene Aussprache in einigen Puncten nicht als die allein geltende betrachtet werden dürfe: 'Es gibt nicht wenige, sagt er, die statt unserer Tenues die entsprechenden 'Flüsterlaute' anwenden, so dass sie z. B. das *pp*, *tt* in *hyppig*, *flittig* wie *BB*, *DD* aussprechen; also ganz wie in *kopper*, *potter* (in diesen letzten Wörtern und überhaupt vor ę ist aber die 'geflüsterte' Aussprache die allein herschende). Ebenfalls sprechen viele, vielleicht die meisten, das tönende *g*, *d*, *b* in *fylgje*, *fyldig*, *album* wie *G*, *D*, *B* aus.'

Nachdem nun in einer germanischen Sprache ein Laut nachgewiesen ist, der weder als reine Media noch als reine Tenuis angesehen werden kann; so war es vielleicht besser, mag immerhin der Name 'Flüstermedia' nicht passen, meine frühere Darstellung der Lautverschiebung beizubehalten und das ahd. in der Schreibung schwankende *b-p* und *g-k* auf jene Mittellaute zu beziehen. Die Frage ist ganz dazu angethan, um jeden Forscher, der nicht von vornherein in seine eigenen einmal aufgestellten Meinungen verliebt ist, recht schwankend zu machen.

DIE ALTHOCHDEUTSCHEN ENDSILBEN.

Die Darstellung der Auslautsgesetze, jetzt das fünfte Kapitel, ist im wesentlichen geblieben wie sie war. Von den neueren Behandlungen der einschlägigen Fragen hat mich keine vollständig überzeugt; ich glaube dass es noch immer zulässig ist, meinen alten Versuch, äusserste Consequenz in die Fassung der Regeln zu bringen, jenen oft sehr siegesgewiss auftretenden Widerlegungen entgegenzustellen; und wenn es meine Zeit erlaubte, so würde ich gerne Punct für Punct mit jedem meiner geehrten Gegner discutiren. Da mir das leider für jetzt nicht vergönnt ist, so muss ich mich darauf beschränken, einige Bemerkungen gegen Professor Braune, die ich unter meinen Papieren finde

und worin nebenbei auf andere Forscher Rücksicht genommen ist, so weit zu redigiren, dass sie mittheilbar werden.

Braunes Aufsatz über die Quantität der ahd. Endsilben (Beitr. 2, 125) ist sehr dankenswerth. Die Polemik gegen die übliche Art, ahd. Schriftstücke zu ediren, welche zum Theil auch die Denkmäler trifft, legt diesen Dingen eine zu grosse Wichtigkeit bei und bedenkt nicht dass der Herausgeber oft alle Erwägungen ebenso anstellen mochte wie der Tadler, und dass ihn doch irgend eine Rücksicht der Analogie oder Consequenz, auch irgend eine Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Leser zu anderer Entscheidung veranlassen mochte. Die Längezeichen überhaupt beizubehalten, werde ich im allgemeinen stets für rathsam halten, schon damit die Herausgeber gezwungen bleiben, die Quantität sorgfältig zu untersuchen.

Die thatsächlichen Ergebnisse von Braunes Forschung werden als sicher angesehen werden dürfen, und ich habe specielle Ursache, mich darüber zu freuen. Während meine Betrachtungen über den Gegenstand nicht im Stande gewesen waren, Herrn Sievers in seinen Paradigmen zu einer rationelleren Behandlung der Endsilben zu vermögen, vertritt Herr Braune überall meinen Standpunct; er erfüllt durch seinen Aufsatz einen von mir ausgesprochenen Wunsch (Zs. für österr. Gymn. 1873 S. 294 f.), und ich darf, ohne seinem Verdienste zu nahe zu treten, wol offen sagen dass ich, mit Ausnahme der merkwürdigen *unsêr, iuuêr* (S. 140), aus seinen Mittheilungen factisch nichts Neues gelernt habe. Denn wenn S. 149 den Denkmälern vorgeworfen wird dass sie im Gen. Dat. Sing. N. Acc. Plur. der *i*-Stämme -*î* ansetzen statt -*i*, so verlangte die Gerechtigkeit hinzuzufügen, dass ich den Irrthum bereits Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 294 selbst berichtigt hatte. Das Wahre hat Lachmann bereits gewusst, wie z. B. sein Text des Hildebrandsliedes beweist, und es zeigt sich auch hierbei wieder, wie merkwürdig man sich auf ihn verlassen kann.

Den von mir aufgestellten Canon (oben S. 201, erste Ausgabe S. 114, Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 293) hat Braune nirgends berücksichtigt und mit keiner Silbe berührt. Herr Paul Beitr. 4, 334 bemerkt dass ihn Braune vollständig widerlegt habe.

Ich glaube vielmehr dass Braune auch hier lediglich meine Sache führt, diesmal allerdings ohne es zu wollen. Er bemerkt sehr richtig dass man wol unterscheiden müsse zwischen dem constanten *o* (S. 152) und dem schwankenden *o* oder *u* (S. 160). Er führt sehr richtig jenes auf goth. germ. Länge, diese auf goth. germ. Kürze zurück. Wenn er nun selbst den Nachweis führt dass *e* im Auslaut öfters zu *a* schwankt (S. 154): sollte dann die Vermuthung nicht nahe liegen dass dieses Schwanken beim a^e dasselbe bedeute wie beim o^u (oder a^o nach meiner Bezeichnung)? Aber ich gebe zu dass diese Vergleichung für sich allein nicht ausreicht, dass sie sich in der sprachgeschichtlichen Betrachtung bewähren muss.

Braune führt viererlei auslautende a^e an: 1) im Dat. Sing. *tage;* 2) im Nom. Plur. Masc. der starken Adjectiva *blinte;* 3) in der I. III. Sing. Conj. Praes. *neme;* 4) im Imp. Sing. der III. schwachen Conj. *habe.*

Den Dat. Sing. *tage* führt Braune auf ein verlorenes goth. *dagai* zurück (S. 161 f.); der vorhandene goth. Dativ *daga* soll ein Instrumental sein und dem ahd. *tago tagu* entsprechen. Das ist ein hübscher Gedanke, aber die gothischen Passivformen zeigen nun einmal dass ausl. *ai* auch goth. *a* werden kann; und was Braune hierüber S. 163 vorbringt, ist entschieden unglücklich: s. Zimmer Zs. 19, 419. Auch wäre mir interessant zu erfahren, wie Braune den altn. Dativ *úlfi fiski (degi)* auffasst. Sollte er kühn genug sein, um anzunehmen dass *fiski* für *fiskei* stünde? Wenn sich aber, was wol näher liegt, altn. *fiski* zu goth. *fiska* verhält wie altn. *hani* zu goth. *hana,* so ist es unmöglich in jenen *fiska daga* den Instrumental zu sehen; denn die altn. Instrumentalform

der *a*-Stämme ist im Dat. Sing. Neutri der starken Adjectiva erhalten und lautet *-u: sjúku spöku blindu.*

Was den zweiten und dritten Fall anlangt, so bemerkt Braune S. 153: 'Scherer setzt ganz ungerechtfertigt für den Nom. Plur. Adj. und für die III. Sing. Conj. das goth. *ai* = *aí*.' Ist dieses Decret eine Widerlegung? Braune muss um der gleichen Annahme zu entgehen, den ungeheuerlichen Unterschied zwischen zweisilbigen und dreisilbigen Wörtern und die demgemäss verschiedenen Wirkungen des Auslautsgesetzes erdenken.

Die Erwägung welche ich anstellte und damit die Rechtfertigung meines 'ungerechtfertigten' Ansatzes liegt auf der Hand. Da die gothische Orthographie für die Laute *ai* und *ĕ* nur eine Bezeichnung hat, nemlich *ai*, da dieses *ai* notorisch auch ausserhalb der Fremdwörter und ausserhalb der Stelle vor *h* und *r* für *ĕ* gebraucht wird, so können wir von vornherein nirgends, absolut nirgends, wissen, ob wir *ai* oder *ĕ* vor uns haben. Wir können darüber nur aus der grammatischen Analogie innerhalb des Gothischen und aus dem thatsächlichen Verhalten der übrigen germanischen Sprachen entscheiden.

Was nun die grammatische Analogie betrifft, so redet das *i* von *nêmi* gegenüber dem *ei* von *nêmeis* deutlich genug: wir haben *nimaí* ebenso von *nimais* zu scheiden. Diese Analogie ist fast ebenso zwingend, wie wir auf *staig stigum* hin unterscheiden zwischen *taih taíhum*. Hier trifft also das ahd. Schwanken *a'* als Kennzeichen der Kürze vollkommen zu.

Im Adjective können wir zunächst darauf aufmerksam machen dass die Endungen *-aízôs-aízê-aízô* durch *thizôs thizê thizô* als vermuthliche Kürzen hingestellt werden und daher das Auftreten von *aí* in der Adjectivdeclination als möglich erscheinen lassen. Das Verhältnis zwischen Pronomen und Adjectiv aber führt uns noch weiter, wobei ich allerdings meine frühere Ansicht in einem Puncte berichtigen muss, worauf schon S. 530 zum voraus verwiesen wurde. Die Declination des Pronomens bietet überhaupt folgende

auslautende Vocale in einsilbigen Formen: Sing. Nom. *sa (hvas) sô hva,* Acc. *thô* Instr. *thê;* Plur. Nom. *thai thô,* Acc. *thô;* diesen stehen im Adjectivum gegenüber *blinds blinda blind, blinda* (Instrum. fehlt); *blindai blinda, blinda.* Das heisst: durchweg, so weit die gothische Orthographie unzweifelhaft zu bezeichnen versteht, ist kurzer Vocal des Pronomens im Adj. geschwunden, langer Vocal des Pronomens im Adj. verkürzt. Demgemäss spricht die grammatische Analogie für *thai* mit Diphthong, aber für *blindaí* mit *ĕ.* Der Diphthong in *thai* wird nun durch folgende Erwägungen bestätigt: wenn *sa sô thô* usw. proklitisch waren (S. 208), so muss auch *thai* proklitisch gebraucht worden sein und kann eine Wirkung des Auslautsgesetzes daher nicht erfahren haben; das ags. *thâ* gegenüber *blinde* weist auf *thai;* die altn. Formübertragung (S. 533 Anm.) *their* erklärt sich am leichtesten, wenn *thei* zu Grunde lag. Mit ahd. *thee* (Graff 5, 5) ist vorläufig, so lange wir den Werth der betreffenden Quelle nicht zu beurtheilen vermögen, wenig oder nichts anzufangen; und der Einfall des Herrn Sievers (Beitr. 2, 107. 117) ahd. *dea deam* auf Diphthongirung eines *ê* zurückzuführen, verstösst gegen ein unverbrüchliches ahd. Lautgesetz. Dagegen verdient Beachtung dass in alten ahd. Quellen nur *de,* aber niemals *da* gefunden wird; auch wird sich *deam diem* neben *dêm* vermuthlich aus *dea die* neben *dê* durch Formübertragung, genauer gesagt durch unbewussten Schluss erklären.

Nehme ich jenes *de* daher als *dê,* so darf ich umgekehrt das Schwanken im Adjectiv aus der Kürze erklären und als eine werthvolle Bestätigung für das aus der goth. grammatischen Analogie Erschlossene ansehen. Die altn. Adjectivform hängt unmittelbar nur von *their* ab und kann, da es für die Ausgleichung von Pronominal- und Adjectivformen keiner besonderen Motivirung bedarf, hier gar nichts zur Entscheidung beitragen.

Für den vierten Fall endlich, den Imperativ *habe* (Braune S. 153 f.), wird es darauf ankommen, ob sich im Ahd. wirk-

lich alte Belege finden; die Zeitbestimmung '8. 9. Jh.' (S. 201) soll nicht ängstlich festgehalten werden. Die Analogie innerhalb des Gothischen spricht für *habai* mit Diphthong neben *nasei sandei salbô.* Der ahd. Wechsel zwischen *ê* und *a* in der III. schw. Conj. überhaupt kann aus dem goth. Wechsel zwischen *ai* und *a* erklärt werden.

Was das *-â* der Feminina erster Declination im Nom. Acc. Plur. bei Notker anlangt, so muss ich gegen Braune S. 151 meine oben S. 571 (Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 293) ausgesprochene Meinung festhalten. Die Unsicherheit bei den Masculinis (Braune S. 135) zeigt die Unsicherheit der Sache überhaupt. An sich ist kein Grund zu finden, weshalb Masculina hierin von Femininis abweichen sollten: jede Annahme einer solchen ursprünglichen Abweichung brächte neue Räthsel in die Auslautsgesetze. Nicht blos doppeltgeschriebenes *a*, sondern auch doppeltgeschriebenes *o* der Adjectiva und alem. Substantiva Fem. hätten wir in alten Quellen zu erwarten. Notker und seine Schüler sind Grammatiker; ihnen ist gegenüber der Form *geba*, welche für Nom. Acc. Sing. Nom. Acc. Plur. gelten soll, das Bedürfnis einer Unterscheidung sehr wol zuzutrauen. Dann aber fühlten sie dass das *a* des Plur. *geba* sich von dem *a* des Plur. *taga* doch eigentlich gar nicht unterschied, daher die öfteren *tágâ* udgl. Diese Bezeichnung ihrerseits drang jedoch nicht durch, weil zu viele andere auslautende *a* (Braune S. 146) daneben standen, welche eben wieder mit dem schliessenden *a* in *taga* und im Sing. *geba* genau zusammenfielen.

Zur Erklärung der erwähnten *unsêr iuuêr* weiss ich nichts als den Hinweis auf mögliches *unsari, iuuari* oder *unseri, iuueri,* mit *deri* (S. 514) zu vergleichen und durch Epenthese wie *blintêr* weiterentwickelt (S. 533 Anm.). —

Von Holtzmann Altd. Gramm. 1, 222 und Bugge gleichzeitig (1870) scheint die Ansicht aufgestellt dass in Wörtern wie alts. *seli,* ags. *sele* das thematische *i* erhalten sei; und daraus wird dann natürlich gefolgert dass das vocalische

Auslautsgesetz auch für ein *i* der letzten Silbe nicht gelte. Weitere Litt. s. in Paul-Braune Beitr. 4, 397. 417. 5, 106; Heinzel Altn. Endsilben 72 (412) und unten S. 617. Zwei Fälle sind möglich und beide halten sich innerhalb des vocalischen Auslautsgesetzes: entweder hat Uebertritt in die Analogie der *ja*-Stämme stattgefunden, oder in einem Accusativ Sing. wie urgerm. *salin* hat sich das *i* durch Nasalirung erhalten (*saliǹn*, nach conson. Auslautsges. *saliǹ salî*, nach voc. Auslautsges. *sali*) und ist dann auf den Nominativ übertragen. Heinzel entscheidet sich für die erste Annahme.

ZUR ACCENT- UND LAUTLEHRE.

Unter dem Titel Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen hat Herr Sievers drei Aufsätze (Beitr. 4, 522. 5, 63. 101) geschrieben, auf die ich im Texte keine Rücksicht nahm, weil sie mich nirgends überzeugt haben. Die endliche Veröffentlichung der zweiten Abtheilung von Lachmanns Untersuchungen über althochdeutsche Betonung und Verskunst (Kleine Schriften 1, 394 ff.) scheint ihn zu dem Versuch einer Widerlegung von Lachmanns Entdeckungen über den ahd. Accent angereizt zu haben, über den ich, um höflich bleiben zu können, kein Gesammturtheil fälle. Er hat nicht beachtet dass das Compositum zwei Hochtöne besitzt (oben S. 82) und dass schwerere Ableitungs- und Flexionssilben wie Compositionsglieder (S. 83), umgekehrt gewisse Compositionsglieder wie Ableitungssilben behandelt werden können (z. B. mhd. *solh* gegenüber ahd. *sulîh*). Er hat nicht beachtet dass iambischer oder trochäischer Gang beliebt werden und dass falsche Analogie der Betonung einwirken kann, z. B. *mánagàz* auf *steinînaz, míchìlemò* auf *steinînemo, managemo,* daher *-omo*. Er hat über Assimilationen anscheinend ganz unvollständiges Material benutzt (vgl. Zs. f. österr. Gymn. 1873 S. 289 f. Pietsch Zs. f. deutsche Phil. 7, 362 ff.). Er hat die nothwendige Unter-

scheidung zwischen der ursprünglichen germanischen Betonung und den späteren Entwickelungen oder Störungen nicht vorgenommen. Für jene fällt das Verhältnis von *harjis nasjis sibja* zu *hairdeis sandeis bandi* entscheidend ins Gewicht: und sollten sich die Beitr. 5, 129 f. gegebenen Andeutungen über altindische und altbaktrische Betonung bestätigen, so würde daraus nur folgen dass der altgermanische Nebenaccent eine treue Fortsetzung oder consequente Entwickelung des altarischen ist. Es fehlt dafür auch sonst nicht an Spuren: die altlateinische Kürzung der Flexionssilben in iambischer Wortform, z. B. *benĕ modŏ citŏ homŏ vidĕ datŏ amă pută vidĕs volĕs habĕt,* entspringt aus demselben Princip. Innerhalb der germanischen Sprachen selbst ist das Ahd. die älteste Urkunde, da es sich am meisten conservativ in Betonungsverhältnissen zeigt und den Nebenaccent bei geringerer Gewalt des Hochtones mehr geschont hat als die Schwestersprachen. Innerhalb des Gothischen scheint mir *gabigs* neben älterem *gabeigs, gabigaba, gabigjan, gabignan* Zeugnis dafür abzulegen dass auf kurze hochbetonte Silbe nur eine unbetonte im selben Worte folgen kann.

Da es mir für jetzt leider unmöglich ist, mich auf nähere Discussion einzulassen, so erlaube ich mir, einige Bemerkungen von Heinzel einzurücken, die er bei Lectüre der Sieversschen Abhandlungen aufgezeichnet hat. Es sind die folgenden.

Sievers schliesst, weil Arndt im Blücherliede Silben. die in Prosa unbetont sind, als Hebung verwerthen konnte *(er réitét so fréudíg sein múthíges Pférd),* dass dies überhaupt nhd. Versgebrauch sei und dass wir nach dieser Analogie im Ahd. und Mhd. nicht berechtigt sind, auf der zweiten Silbe eines Wortes, wie *dinge* für die Prosaaussprache Nebenaccent anzunehmen: die zweite Silbe von *dinge* und *tage* sei gleichwerthig, obwol man im Verse nur *tágc*, aber *dinge* und *díngé* sagen könne.

Aber Arndts Verse sind Nibelungenverse, und Arndt war eine Art Germanist. Die deutschen Dichter welche in

naiver (oder relativ naiver) Weise Verse mit facultativ fehlenden Senkungen machen, erlauben sich zweisilbige Senkungen, aber verwenden wol kaum je *muthiger, greifender* für zwei Füsse. Goethe gewiss nicht.

Allerdings, die Sprache erträgt ziemlich Viel. In der Musik lassen wir uns vollständige Versetzung des Accentes (als Tonhöhe) gefallen; und wir können die Arndtschen Verse wie er will als Nibelungenverse lesen. Aber ebensogut könnte Minckwitz sie als Antibacchien declamiren, weil ihm antike Rhythmen im Ohre liegen wie uns mittelhochdeutsche. Aber welchen Grund hätten die Dichter des Hildebrandliedes, des Muspilli, welchen hätte Otfrid gehabt, ein Wort von der Form *thinge* so oft für zwei Hebungen zu verwenden? Da Otfrid die lat. Poesie kannte, lag es ihm doch näher, die Senkungen auszufüllen. Also die nhd. Analogie existirt nicht; und da die zweiten Silben von *dinge tage* in Bezug auf ihre Vereinbarkeit mit dem Ictus verschieden behandelt werden, so ist es sehr wahrscheinlich, dass in dem einen Falle Nebenaccent vorhanden war, in dem andern nicht.

Ein besonders hoher Accent wie in den sächsischen Sprachen konnte den Nebenaccent zerstören und wenn dann *word* neben *fatu* (N. A. Pl.) erscheint, so begreift es sich dass nach einer langen Silbe, die diesen hohen Accent zu tragen hatte, die folgende Silbe eher vernachlässigt, abgestossen wurde als nach einer kurzen. Der Verlust oder die Schwächung der Nebenaccente erklärt die von der hochdeutschen verschiedene Metrik der Alts. Ags. Skandinavier.

Wenn Nebenton in zweisilbigen Wörtern gegolten hat, so natürlich sehr wahrscheinlich auch in mehrsilbigen. Die Abweichungen können ganz anders, als von Sievers erklärt werden. Weshalb *sâlida* nicht *sæled* wurde, sondern *sælde,* liegt doch auf der Hand. Es sollte der Declinationscharakter gewahrt werden, der in Wörtern wie *salida selde* mit dem (Lachmannschen) Accentgesetz in Uebereinstimmung war. Ebenso wehrte sich der charakteristische Vocal der Conju-

gation (als er anfing bedroht zu werden?) gegen die Accentuirung, also Begünstigung, der vorhergehenden Silbe: *heilisôn*.

Dass so vielfach die Wörter mit langer Wurzel behandelt werden wie es nach dem (Lachmannschen) Gesetze denen mit kurzer Wurzel zukommt *wizzanné* wie *gébanné*, *grôzistó* wie *smálistó* usw. liegt wol in Neigung der Sprache zu iambischem Gange, die sich schon früh kenntlich macht und das metrische Ideal des dreizehnten Jahrhunderts bestimmt. (Nach 4, 538 sieht es aus, als hätte die Sprache sich nach der Metrik gerichtet.)

Wichtig die Ausnahmen: *ándrému*, *tólúnga*, *mánúnge*. Fast nur bei Wurzelsilben die continuirte Aussprache des Schlussconsonanten zulassen.

Die wichtigsten Thatsachen, welche Sievers Beitr. 5. 63 aufführt, sprechen eher für das Lachmannsche Gesetz: 1) in allen germanischen Sprachen, auch im Gothischen, erscheinen einige Perfecta schwacher Conjugation mit ausgefallenem *i* nach kurzer Wurzelsilbe (69. 78. 87. 99), altnordisch auch Nomina (69; s. meine Altn. Endsilben 77); — 2) der irrationale Vocal stellt sich im Ags. Alts. Ahd. zuerst und mit Vorliebe nach kurzer Silbe ein (79. 87. 90 ff.). Diese eingeschobenen *e*, *a* sind im Ags. Alts. durchaus, im Ahd. nach kurzer Silbe mit Sicherheit als unbetont anzunehmen. Es scheint also dass man vermied *âtere* (Dat. Sing. von *âtor*) zu sagen, dagegen *vätere* (Dat. Sing. von *väter*) sich erlaubte, weil man gewohnt war nach langer Wurzelsilbe Nebenaccent folgen zu lassen. Zu einer Zeit nemlich, in welcher der Hochton noch nicht so stark und hoch war, dass er im Ags. Alts. die unmittelbar folgende Silbe bedrohte.

Dass die alts. ags. Ausstossung der Ableitungssilben nach langem Vocale nicht das ursprüngliche sei, macht eine historische Betrachtung der germanischen Metrik wahrscheinlich. Die hochdeutschen Verse sind alterthümlicher als die aller anderen germanischen Sprachen, da sie den gemeinarischen näher stehen. Im hd. Vers ist es möglich, mit einem Worte wie *allêta* drei Tacte am Schlusse des Verses

zu füllen; mit einem Worte wie *jugundi* ist es unmöglich (Otfr. 1, 16, 14). Die einfachste Erklärung dafür ist doch dass es dem Hochdeutschen gerade durch Bewahrung einer alterthümlicheren Betonung (Nebenton nach Länge) gegönnt war, noch den alten viertactigen Vers festzuhalten. Die von Lachmann hervorgehobenen Ausnahmen (Kl. Schr. 1, 394) mögen daneben von jeher gegolten haben.

Die altn. Regel S. 64 ist unverständlich. Denn wenn jeder ursprünglich kurze unbetonte Mittelvocal in offener Silbe unmittelbar vor dem Tiefton und ohne Rücksicht auf Quantität der Wurzelsilbe schwindet, z. B. *thumli* (Dat. Sing.) *gamlir* (Nom. Pl.), wie fasst Sievers *thumal* (Acc. Sing.) *thumals* (Gen. Sing.) *gömul* (Nom. Sing. Fem. Nom. Acc. Pl. Neutr.) auf? Hier zeigen die älteren Sprachperioden ja noch *thumala thumalas gamalu.* Geht *thumli gamlir* auf *thúmalè gámalèr* zurück, *thumal thumals gömul* aber auf *thúmàla thúmàlas gámàlu?* Oder hatten diese Formen gar keinen Tiefton? Die Sache wird wol die sein, dass es gegenüber der allgemeinen Neigung, Vocale der Endsilben unter gewissen Bedingungen wegzuschaffen (s. meine Altn. Endsilben S. 121) gar nicht auf Betontheit oder Unbetontheit ankam: man sagte *thumals* wie *dags* (Gen. Sing.) *gömul* wie *vök* (Nom. Sing.). Erst nachdem auf diese Weise eine Menge Endsilben weggeschafft waren, scheint es, unterdrückte man Vocale, die jetzt in vorletzter Silbe standen.

S. 66 widerspricht die zweite Fassung der Regel dem eben angeführten Beispiele *kallaða* udgl. —

Zuletzt noch über die *u*- und *i*-Stämme der Nomina in Sievers' drittem Artikel.

Es ist misslich, die Abstossung und Bewahrung des *u* im Nom. Acc. Sing. der *u*-Stämme im Westgermanischen durch ein Sprachgesetz zu erklären, das *u* nach langer Silbe befehdet; da im Hochdeutschen die *u*, welche auf altem *â* beruhen, ohne Rücksicht auf Quantität der Wurzelsilbe entweder schwinden oder erhalten bleiben: Nom. Acc. Pl. der neutr. *a*-Stämme (Dat. Sing. der *â*-Stämme, *âi*), Instr. Sing.

der *a*-Stämme, I. Sing. Ind. Praes. der starken Verba. Und doch müssten *sunu* und *fuoz* zu derselben Zeit auseinander getreten sein, als *u* in *wordu* und **blatu* gleichmässig abgeworfen wurde: s. Dietrich Hist. Decl. p. 7. 16. Es finden sich ja noch Formen wie *wordu* (verba) *dornu* (rhamnus).

Man wird *sunu fuoz* in allen westgermanischen Sprachen von *bacu vord* trennen und für jene Erscheinung eine gleichmässig auf alle westgerm. Sprachen passende Erklärung suchen müssen. Eine gleichmässige Erscheinung der westgerm. Sprachen weist den Weg. Die echte *u*-Declination ist bei den westgerm. Wörtern nach *fuoz* durch die *i*-Declination ersetzt. Das heisst: ahd. und alts. ist der Plural der *i*-Declination eingetreten, der Sing. geht nach der *a*-Classe: im Ags. auch der Plural, wie denn mehrfach schon ahd. alts. Uebertritt zur *a*-Classe. Dieser Declinationswandel scheint vom Nom. (Acc.) Plur. auszugehen. Westgerm. *suniu fôtiu, sunju fôtju* wurden behandelt wie goth. **nasjasi* **sandjasi*. Also *ju* nach langer Silbe ergab *î*, nach kurzer blieb es: s. Altn. Ends. 51 ff. 54. Ueber *î* aus *iu* ibid. 97; Sievers Beitr. 4, 429. 5, 158. Zu Nom. (Acc.) Pl. *fôtî* stimmte Gen. Plur. *iô*, so dass leicht die Vorstellung sich einfand, es liege hier *i*-Declination vor. Der Sing. folgte demnach der *a*-Declination, wie der Sing. der langsilbigen *i*-Stämme. Auch im langsilbigen Femininum *hand* sehen wir ahd. alts. *i*-Declination eintreten. Im ags. *duru hand* (Gen. Sing. Nom. Acc. Pl. *handa*), den einzigen Beispielen, mag die ags. alts. Parallele von *bacu vord* vorliegen.

Aehnlich bei den *i*-Stämmen. Hier ist auch in den sächs. Sprachen das Sieverssche Princip (Bewahrung nach Kürze, Abfall nach Länge) nur in sehr geringem Mass erkennbar. Ags. II. Sing. Imp. *nere sêc.* Dagegen *eom* (I. Sing. Ind. Praes.) *in* (Praepos.).

Das Gemeinsame aber der westgermanischen Sprachen in Bezug auf die masc. *i*-Stämme ist Uebergang des Sing. in die *a*-Classe. Während der goth. Gen. Sing. *gastis* wol aus *gasti-as* entstand und deshalb auch der Dat. Sing. wie

von *dags* gebildet wurde; so vollzog sich im Westgerm. der Declinationswechsel wol wie bei den *u*-Stämmen.

Gen. Sing.	*hugijas*	*gastijas*
Dat. Sing.	*hugiji*	*gastiji*

Die Behandlung ähnlich gedacht wie bei goth. *harjis hairdeis* ergibt nach Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes:

hugji	*gastî*
hugji	*gastî*

Wenn eine Abneigung vor der undeutlichen, dem Femininum gleichen Form des Gen. Sing. eintrat, so bot sich für die kurzsilbigen die Analogie der *ja*-Stämme mit der *ji*- ähnlichen Formel *je* dar; für die langsilbigen die der *a*-Stämme. Die Folge war dass Nom. Acc. Sing. der kurzsilbigen den *ja*-Stämmen durch Endung -*i* oberflächlich angeglichen wurden. Dass daneben auch einige echte Dat. Sing. *hugi*, Nom. (Acc.) Plur. *seli* übrig blieben, ist nicht wunderbar.

Alts. Sing.	Nom.	**sal*	*seli*
	Gen:	**salji*	*selies*
	Dat.	**salji*	*selie (seli)*
	Acc.	**sal*	*seli*
Plur.	Nom.	**salji*	*selios (seli)*
	Gen.	**saljo*	*selio*
	Dat.	**salim*	*selium*
	Acc.	**salji*	*selios (seli)*

Die langsilbigen *i*-Stämme richteten sich nach den *a*-Stämmen, ahd. alts. im Singular, ags. auch im Plural. Zugleich auch jene *u*-Stämme, welche *i*-Declination angenommen hatten.

Die vereinzelten Feminina, nur alts. *stedi,* ahd. *kuri,* sind wol alte Masculina, s. goth. ags. ahd. Ganz singulär *turi* Beitr. 5, 108. 111 Anm. 1, ags. *duru.*

Aber im Ags. ergreift die Analogie der *ja*-Stämme auch die langsilbigen, da hier das Muster jener *ja*-Stämme vorlag, welche durch Consonantumlaut lang geworden sind und End-

vocal abgeworfen haben: *hrycg* (dorsum). Die langsilbigen *i*-Stämme nehmen also gewöhnlich, wie diese, durchgehenden Umlaut an: *vyrm*. Auch der durchgehende Umlaut des Fem. *bên* (precatio) mag sich aus der Analogie *bend* (vinculum) erklären.

Natürlich liegt allen diesen Vermuthungen die Ueberzeugung zu Grunde dass es gefährlich sei, dem Gothischen gegenüber Bewahrung des *i* der letzten Silbe anzunehmen.

PHYSIOLOGIE UND METRIK.

Das Folgende ist Wiederabdruck einer in der Zs. f. österr. Gymn. 1872 S. 688 erschienenen Anzeige des Buches von Ernst Brücke: Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst (Wien 1871).

Was man zu gut machen will, unterbleibt oft ganz. Damit es mir mit Brückes wichtiger metrischer Schrift, deren Anzeige ich seit lange beabsichtige, nicht so gehe, werfe ich einige flüchtige Zeilen auf das Papier, denen die Frische des ersten Eindruckes jetzt freilich nicht mehr gegeben werden kann, die aber doch dazu dienen mögen, den Werth und die Bedeutung des kleinen aber inhaltreichen Werkchens in etwas helleres Licht zu setzen.

Der Kern desselben besteht darin, dass es dem Verfasser gelungen ist, eine Methode zu finden, durch welche die Scansion des Verses für das Auge sichtbar dargestellt werden kann. Kleine Unterschiede, welche sich bisher der Messung entzogen, werden für die Beobachtung gewonnen. Flüchtiges, kaum Fassbares wird dauernd fixirt. Jeder einzelne Vers, jede Silbe, die Brücke mittelst des Kymographion 'aufgenommen' hat, ist ein schwarz auf weiss gefestigtes Denkmal, ein bleibendes Material wissenschaftlicher Forschung.

Das Verfahren, dessen sich Brücke bedient, wird S. 31—36 beschrieben.

Wenn ich *baba* sage, so werden sich die zur Hervorbringung des ersten *b* geschlossenen Lippen öffnen, die Unterlippe wird sich senken, dann zum zweiten *b* wieder heben und zum zweiten *a* wieder senken. Nehme ich dabei ein Brettchen auf die Unterlippe, an welchem ein Bleistift so befestigt ist, dass er mit einem sich gleichmässig bewegenden Papier in Berührung steht, so wird die Linie, die er auf das Papier zeichnet, Senkung und Hebung der Unterlippe genau wiedergeben: und die sich senkende oder hebende Unterlippe selbst ist es welche schreibt, ohne weitere Vermittelung des Willens, blos durch mechanische Fortpflanzung und Uebertragung ihrer natürlichen Bewegung.

Auf dieses Princip sind Brückes Versuche gegründet: die Ausführung muss man bei ihm selbst nachlesen. Das Papier, auf welches geschrieben wird, bildet die Oberfläche einer cylindrischen Trommel aus Messing, die durch ein Uhrwerk mit gleichmässiger Geschwindigkeit gedreht wird (Kymographion): nicht die Feder oder der Stift wird über das Papier hin bewegt wie beim gewöhnlichen Schreiben oder Zeichnen, der Schreibeapparat bleibt vielmehr an derselben Stelle, er hat die Rolle mit dem Papiere getauscht, das sich hier seinerseits fortbewegen muss. Ist die Bewegung um die Axe einmal vollendet, so muss die Trommel in die Höhe geschoben werden, damit die Linien nicht in einander verlaufen und ihre Deutlichkeit beeinträchtigen. Feder oder Bleistift ist durch ein mit Karmintinte gefülltes Glasröhrchen ersetzt.

Was nun mit diesem Apparat erreicht werden soll, ist erstens: Darstellung und Messung der Zeitdauer der Silben, also Erforschung der Quantität; zweitens: Darstellung der Rhythmen fürs Auge, Messung der Hebungsabstände, der Senkungen im Verhältnis zur Hebung. Die Resultate muss man mit all der Einschränkung beurtheilen, welche die Natur der Sache erfordert.

Aus dem, was Brücke S. 32 sagt, würde folgen, dass nur Lippenlaute das Object der Forschung bilden, andere

Laute nur vermöge der Uebertragbarkeit in Lippenlaute. Diese Uebertragbarkeit aber vermag ich nicht ohne weiteres zuzugeben.

Bei der Untersuchung der Quantität handelt es sich um die Dauer des einzelnen Lautes und es handelt sich um die Dauer nicht irgend eines Lautes in abstracto, sondern darum: wie viel Zeit eine wirkliche, eine bestimmte Sprache auf diesen oder jenen Laut wendet. Und wer möchte behaupten, dass jede Sprache auf *g* und *d* ebensoviel Zeit verwendet wie auf *b*, dass man mithin für die Untersuchung am Kymographion jedem *g* oder *d* ein *b* substituiren dürfe? Hat die neuniederländische Sprache — wie sich J. Grimm ausdrückt — 'eine besondere Leichtigkeit den Inlaut *d* zu überhören und sammt dem folgenden tonlosen *e* völlig auszuwerfen', so dass sie *vaar* aus *vader*, *neer* aus *neder*, *boo* aus *bode* macht — so wird das *d* in solchen Fällen, ehe es verschwand, gewiss flüchtiger, mithin kürzer gesprochen sein als die anderen Mediae. Und wenn wir begreifen sollen, dass im Mittelhochdeutschen viele Wörter mit innerem *b* zwischen Vocalen dieses *b* bewahrten, während *haben* zu *hân* contrahirt erscheint, so muss eine flüchtige Aussprache dieses *b* vorausgegangen sein, die — wenn man sie hätte messen können — gewiss ein kürzeres *b* gezeigt hätte als in den übrigen Worten. Also selbst ein und derselbe Laut kann in derselben Sprache in verschiedenen Wörtern verschiedene Quantität haben.

Die Dauer der einzelnen Consonanten ist neuerdings durch Hartels eingreifende und erfolgreiche 'Homerische Studien' (Wien 1871) sehr scharf ins Licht gesetzt worden. Für die potentiale längere Dauer der homerischen Liquiden (über *δ* und *ϝ* bleiben Zweifel zurück) im Anlaute, welche durch die Arsis zu einer actualen wird, erlaube ich mir noch einen Beleg aus der althochdeutschen Metrik beizubringen, der aber nicht dem Anlaute, sondern dem Inlaute gilt. Ich meine die Betonungen *sînènò, irbólgònò, uúrzèlùn, zéizèrò:* die vorletzte Silbe ist kurz, wird metrisch aber wie eine lange

behandelt. Die Fälle sind von Müllenhoff zusammengestellt, zu Denkm. XI, 8 zweite Ausgabe S. 209. Ueberall folgen Liquiden dem so gebrauchten kurzen Vocale. Die beiden Beispiele, in denen dies nicht der Fall ist (Otfrid 1, 7, 24. 1, 23, 7), können anders gelesen und aufgefasst werden. Es stimmt dazu die Schreibung *tiefelles* Diemer 321, 22 und 25; auch wol ahd. *herra therra anne* (zu Denkm. X, 23) *vonna* und ähnliches. (Vgl. oben S. 614.)

Solche Feinheiten müssen selbstverständlich hinwegfallen bei der Substitution durch Lippenlaute. Aber ist diese so unbedingt nothwendig? S. 58 spricht Brücke von einer directen Messung des Wortes Abfahrtsboot, S. 70 ist von anderen directen Messungen die Rede, bei denen keineswegs lauter Labiales figuriren. Ich kann mir wol eine Erklärung dafür denken, aber da ich augenblicklich weder in der Lage bin selbst zu experimentiren, noch auch Brücke zu befragen, so weiss ich nicht, ob sie richtig ist: in allen fraglichen Wörtern sind die Grenzen der Silben wenigstens durch Lippenlaute angegeben: also die Länge der Silbe, auf die es ankommt, ist darnach zu messen. Es wäre wünschenswerth, dass sich Brücke hierüber genauer ausspräche und womöglich mehr von seinen directen Aufnahmen am Kymographion veröffentlichte, damit man in die Natur des von ihm geschaffenen und benutzten Materiales tiefere Einsicht bekäme. Philologen werden meist nicht im Stande sein, selbst zu experimentiren.

Jedenfalls existirt noch kein Mittel, jeden Laut kenntlich zu übertragen, und stets würde ein Uebelstand bleiben: das einzelne Wort, das ich aus der lebendigen Rede zur Untersuchung herausnehme, ist immer ein künstlich praeparirtes. Es ist kaum zu berechnen, welche Fehler nothwendig daran hängen müssen.

Einstweilen muss man hiervon ganz absehen und im allgemeinen sich der Lippenlaute als Paradigma für alle übrigen bedienen.

Was sich für die Quantität im Neuhochdeutschen ergibt. sind theils Bestätigungen von Ansichten, die zwar früher bereits aufgestellt, aber noch nicht unbestritten angenommen worden; theils ganz neue Beobachtungen.

Zu den ersteren rechne ich was S. 66 so praecis hingestellt wird: die Quantität beruht im Neuhochdeutschen wie in allen übrigen Sprachen auf dem Lautgehalte der Silben — und alles was sich nun über die Positionslänge daran knüpft (S. 79), insbesondere die Eintheilung der Silben nach ihrem Lautgehalte auf S. 71. Dass zwei Consonanten mehr Zeit beanspruchen als einer und drei mehr als zwei, das scheint selbstverständlich, und doch hat man diese Thatsache in der Prosodie nie recht praecise formulirt und nie recht ernstlich verwerthet. Die Feinheit griechischer Theoretiker, welche Abstufungen der Länge und Kürze unterschieden und z. B. den kurzen Vocal ohne Consonant für kürzer als den kurzen Vocal mit Consonant erklärten, ist als eine Spielerei bezeichnet worden. Ich habe schon früher einmal in dieser Zeitschrift (1865 S. 806) Gelegenheit genommen, das zu widerlegen.

Völlig neu ist eine Beobachtung, welche mit den bisherigen Mitteln niemals hätte angestellt werden können: das Verhältnis von Länge zur Kürze nähert sich im Neuhochdeutschen im allgemeinen dem von 5 : 3 (S. 67): keineswegs ist die Länge immer doppelt so lang als die Kürze (S. 76). Daran knüpft sich weiter S. 77 die sehr triftige Bemerkung, dass in der Metrik die langen und die kurzen Silben keine constante Länge und kein constantes Verhältnis haben.

Was S. 68 f. steht, möchte ich bestreiten. Brücke sagt. 'Die Artikelfälle *dem* und *den* haben lange Vocale, aber sie werden in Versen als Kürzen gebraucht, und wir können in der That über sie hinwegeilen, dass wir ihnen kaum mehr Zeit gönnen als den Nominativen *der* und *das*.' Vielmehr kann man ganz allgemein behaupten: alle diese Formen *dem den der das* sind lang wenn betont, kurz wenn unbetont.

Vom Standpuncte der Sprachgeschichte ausgedrückt: der Accent macht diese ursprünglich kurzen Wörter lang.

Ueber die Diphthonge hat Brücke S. 69 gefunden, dass ihre natürliche Dauer der der gewöhnlichen langen Vocale gleichkommt, gelegentlich sie noch um ein geringes übertrifft. Den ebendaselbst gegebenen Beispielen der Verkürzung eines Diphthonges wird wol vor allem der unbestimmte Artikel *ein* anzureihen sein, vgl. S. 82.

So viel von der Prosodie. Was leistet Brückes neue Methode für den Rhythmus?

Um den Rhythmus eines bestimmten Gedichtes wiederzugeben, müsste es zuerst Silbe für Silbe in Lippenlaute übertragen werden, damit sich genau erkennen liesse, wie der Versfuss ausgefüllt erscheint. Ohne eine solche Uebertragung wird nur etwas ganz unwirkliches dargestellt, das blosse Schema; das mittelst *pa* oder *pap* oder *ba* oder *ma* Laut gewordene -⏑-⏑⏑ wird wieder Bild. Hat das nun irgend welchen Werth?

Gedichte werden heutzutage genossen und thun ihre Wirkung auf dreierlei Weise: sie werden entweder in der Stille gelesen oder laut gesagt (wobei manigfaltige Abstufungen des Grades denkbar sind, in welchen der Vorleser durch Declamation den Sinn und die Absicht des Dichters zur Geltung zu bringen sucht) oder gesungen.

Stilles Lesen verhält sich zum lauten Lesen, wie der Schatten zum Körper. Es ist ein Surrogat, ein Abbild, eine Vorstellung der Declamation. Es kann für uns nicht in Betracht kommen.

Die heutige Musik schaltet frei über den Text. Musikalischer und metrischer Rhythmus ist zweierlei. Noch bei den Griechen war es anders, der metrische Tact bedeutete nichts anderes als der musikalische. Und dasselbe Verhältnis haben wir für den Ursprung des Rhythmus vorauszusetzen. Man lese die Entwickelung der indogermanischen Metrik, wie sie in grossen Zügen Westphal Metrik der Griechen

(zweite Auflage) Bd. II [1] entworfen hat, wobei nur leider der Nibelungenvers ganz falsch aufgefasst wird. Eine Ergänzung nach der historischen Seite hin erhält diese Entwickelung durch Miklosich Volksepik der Kroaten (Wien 1870). Eine andere Ergänzung mehr speculativer Natur lässt sich, wie mir scheint, leicht hinzufügen.

Der Rhythmus ist gegeben durch regelmässige Körperbewegung. Der menschliche Gang, der Wechsel zwischen Rechts und Links ist der Ursprung von Arsis und Thesis. Der Gang wird zum Tanze durch arithmetische Begrenzung. Völker, bei denen nicht der Gang, sondern ein regelloses Springen Grundlage des Tanzes blieb, haben es gewiss nicht zu einem regulären Rhythmus gebracht. Acht Schritte vorwärts, acht Schritte rückwärts, im begleitenden Gesang jeder Schritt eine Silbe: da haben wir das indogermanische Urmetrum, wie es Westphal aufstellt. Einmal die ganze Bewegung ausgeführt bis auf den Platz zurück gibt Einen Vers. Jede Bewegungsrichtung ist ein Halbvers; der Wechsel der Richtung, der Abschluss des Vorwärts, der Beginn des Rückwärts: da liegt die Caesur. So entstehen die beiden Hälften, welche später durch Allitteration oder Reim gebunden werden.

Je zwei Schritte bilden insofern eine Einheit, als mit dem dritten eine Wiederholung anfängt. Diese Einheit ist der Tact. Der physische Unterschied zwischen dem stärkeren rechten und dem schwächeren linken Fuss ist der Keim des Unterschiedes zwischen Hebung und Senkung, d. h. zwischen dem relativen Forte und Piano, zwischen gutem und schlechtem Tacttheile. In der Sprache machte er sich spät erst geltend, zuerst im Verse, nur am Schlusse des Halbverses - ◡ ⏓: ähnliches nahm Lachmann einst für den althochdeutschen Vers an. Und jedenfalls steht der Schluss mit der Hebung fest. D. h. es wurde mit dem linken Fuss ausgetreten und mit dem rechten daher geschlossen. Der festere Auftritt vor der

[1] Schon KZ. 9, 437. Vgl. Zs. f. österr. Gymn. 1865 S. 805.

Caesur und am Versschlusse gewinnt zuerst Einfluss auf das sprachliche Gebäude. In allem Aesthetischen werden die Contraste erst allmählich durchgebildet.

Hat Westphal recht, a. a. O. I. 500 zu sagen: 'Dass auf den schweren Tacttheil ein Niedertritt des Fusses oder ein Niederschlag der Hand (beim Tactgeben) kam, auf den leichten eine Emporhebung des Fusses oder der Hand, hatte wol in der alten Orchestik seinen Grund: die Tanzenden setzten im schweren Tacttheile den Fuss zur Erde nieder und hoben ihn im leichten Tacttheile empor'? Darin lag eine andere Vertheilung der Silben auf die Schritte. Statt jener acht Schritte wären vier anzunehmen, jeder von zwei Silben begleitet, die Bewegung des Tanzes aber schärfer analysirt und charakterisirt, der Gegensatz zwischen rechtem und linkem Fuss zeigte sich in dem Schema ⏑´ ⏑ –. Auch dem germanischen Metrum dürfte etwas ähnliches zu Grunde liegen. Der feinere Unterschied wäre wieder vernachlässigt oder, wenn man will, die Consequenz daraus gezogen: vier Schritte, Links-Rechts Links-Rechts, aber nur die Senkung im alten Sinne (was wir jetzt Hebung nennen), d. h. der Niedertritt fest ausgedrückt, die Hebung (unsere sogenannte Senkung) gleichsam unwesentlich, ihr sprachlicher Ausdruck oder Nicht-Ausdruck dem Belieben anheim gegeben.[1]

Aller Rhythmus in unserer Poesie und Musik ist eine Erbschaft aus jener uralten Zeit (vgl. jetzt Anz. f. d. Alterth. 2, 326). Aber das alte strenge Band zwischen beiden ist jetzt gelockert. Die gesungene Poesie kann uns über den Rhythmus der Worte nichts lehren.

Wir bleiben also auf gesprochene Dichtung angewiesen.

Aber die Declamation der homerischen Rhapsoden ist ebenso verschollen wie die der Vorleser des deutschen Mittelalters. 'Verse herzählen und Verse herlesen ist

---

[1] Sollte die fehlende Senkung eine Frucht des vocalischen Auslautsgesetzes sein? Vielleicht wenigstens ihre vermehrte Anwendung, da sie nicht der germ. Metrik allein angehört.

zweierlei, sagt Benecke Bonerius S. xxv, ist so verschieden von einander als die Schritte der Kriegerscharen von den Schritten des Tänzers sind. Wie altdeutsche Verse, in Hinsicht auf diesen Tanzschritt vorzulesen sind, das müssen wir von unseren südlichen Nachbarn lernen: wir haben diese Kunst verloren und mit ihr gar vieles, was keine Nachahmung griechischer Versmasse ersetzt.' In heutiger Declamation nun ist es Regel, den Rhythmus nicht aufdringlich hervorzuheben, sondern im Gegentheile zu verhüllen.

Brücke hat daher überall die Schulscansion zu Grunde gelegt. Ich will nun nicht erst die Frage aufwerfen, ob die von ihm geübte Schulscansion auch wirklich die allgemein übliche sei. Ich will nur fragen: was ist diese Schulscansion an sich?

Sie ist gegenüber der lebendigen künstlerischen Wirkung, wie sie unser Geschmack verlangt, eine willkürliche Verzerrung des Gedichtes für didaktische Zwecke. Sie wird dadurch zu Stande gebracht, dass man den Tact, wie er aus dem Marsch und Tanz, aus Pendelbewegung, Glockenschlägen udgl. bekannt ist, auf den Vers anwendet und, so weit die Analogie geht, darzustellen sucht. D. h. aber, um in Brückes Terminologie zu reden, dadurch dass man die Gleichabständigkeit der Arsengipfel in der Declamation herzustellen sucht. Diese Gleichabständigkeit, die vollendete Regelmässigkeit der Tactschläge, ist das Ziel der Scansion, das wir mit Bewusstsein anstreben. Wenn nun die Messung ergibt, dass sie thatsächlich vorhanden, so wird uns dadurch nichts neues gelehrt: wir erfahren nur, dass wir wirklich geleistet, was wir leisten wollten. Wenn ich ein Clavierstück streng nach dem Metronom spiele, so würde eine mögliche anderweitige Darstellung des sich daraus ergebenden Rhythmus mich doch nichts neues lehren, nichts was nicht durch die Natur des Metronoms von vornherein feststünde.

Merkwürdiger ist dagegen, dass bei Brückes Experimenten, wenn man wirklich misst, die Gleichabständigkeit

nicht so ganz strenge herauskommt. Das Ziel der Scansion wird nicht völlig erreicht. 'Die kleinen Differenzen, welche gefunden wurden — sagt Brücke S. 23 f. — konnten nicht in Zusammenhang gebracht werden mit dem Gehalte der Silben und mussten zurückgeführt werden auf die kleinen für das Ohr verschwindenden Unregelmässigkeiten im Recitiren und im Markiren.' (Brücke spricht an dieser Stelle noch von einer einfacheren Methode zur Messung der Arsenabstände: er markirte die Arsis mit einer Kielfeder auf der gleichmässig gedrehten Kymographion-Trommel.) Für die Natur unseres Willens ist mithin das Resultat allerdings höchst lehrreich. Für die Natur des Rhythmus, für die unseres rhythmischen Gefühles scheint jedoch nichts daraus zu folgen.

Ich glaube, Brückes Methode würde nach dieser Seite hin erst dann recht fruchtbar werden, wenn man nicht Schulscansion, sondern künstlerische Declamation auf das Papier überträge. Gerade bei der Markirung auf der Kymographion-Trommel, welche die Umsetzung in Lippenlaute überflüssig macht, wären die Arsenabstände während der Declamation leicht und doch ziemlich sicher zu messen. Und es wäre aus vielen verschiedenen Declamationsweisen verschiedener Individuen zu erforschen, innerhalb welcher Grenzen die Abweichungen variiren, wie weit also thatsächlich Gleichabständigkeit vorhanden.

Dass sie bei der Declamation nicht in gleichem Masse sich finden könnte wie bei der Scansion, das ergibt schon die Natur der Sache. Auch in der Musik werden die Arsenabstände kürzer bei accelerando, länger bei rallentando. Und solches accelerando und rallentando kann in der Declamation nicht ausbleiben. Auch auf den Lautgehalt der einzelnen Silbe muss das Tempo Einfluss nehmen. Die halbe Note ist nicht dieselbe in beschleunigtem Tempo wie in langsamem. Ein kurzes *a* ist kürzer in rascher Rede als in schleppender.

Dennoch kann niemand läugnen, dass die Gleichabständigkeit der Hebungen für den Rhythmus ein ganz wesentliches Ding ist. Die blosse Thatsache der Scansion, der Umstand allein, dass man daran gedacht hat, ein Instrument wie das Metronom zu construiren, würde hinreichen, um dies zu beweisen. Wir dürfen sagen: es gibt einen idealen Rhythmus und einen realen. Wollen wir jenen an einem Gedichte darstellen, so zerstören wir diesen. Der ideale Rhythmus ist ein reines Gedankending für uns, wollen wir von seiner realen Erscheinung sprechen, so werden wir unwillkürlich nach Bildern greifen. Etwa: dass er auch in der leidenschaftlichsten Declamation immer durch die bewegte Rede hindurchscheine, wie die menschlichen Glieder durch das faltigste Gewand. Thatsachen statt eines Bildes würde uns in völlig genügender Weise erst eine Untersuchung der angedeuteten Art liefern. In der Scansion kommt gewiss die ursprüngliche Natur des Rhythmus wieder zum Durchbruch. Aber für die Natur des heutigen poetischen Rhythmus kann es sich offenbar nur um die Frage handeln: wie weit steckt der ursprüngliche noch darin?

Wir werden ohne Zweifel finden, dass in wenig bewegten Stellen von einer gewissen mittleren Gemüthsstimmung die Arsenabstände nur innerhalb geringer Grenzen variiren, in leidenschaftlichen Reden innerhalb sehr grosser. Wenn wir doch auch darin noch den Rhythmus fühlen, so hat die Gleichabständigkeit der Hebungen nur geringen Antheil daran: der geregelte Wechsel zwischen stärker und schwächer betonten Silben wirkt allein. Das stärker und schwächer ist aber immer nur ein relatives der unmittelbar benachbarten Lautcomplexe. Wie weit sich dasselbe in dem Lautgehalte der Silben ausprägt, ist für das Neuhochdeutsche eine offene Frage. So weit man antike Metren nachahmen will, muss man auch darnach streben und möglichst geringen Gehalt für die Kürzen suchen. Brückes Schrift ist gerade hierüber voll von feinen und triftigen Bemerkungen.

Ist nun also eine Darstellung der Schulscansion nach Brückes Methode ganz werthlos?

Keineswegs. Es ist immer noch möglich, dass das rhythmische Gefühl, aus welchem die Scansion hervorgeht, uns einzelne Erkenntnisse liefert, auf die wir nicht verzichten möchten. Aber der Gebrauch, den wir davon machen können, wird nur ein bedingter und beschränkter sein. Ich wähle den Daktylus zum Beispiel.

Brücke hat S. 52 beobachtet, dass im Pentameter und in der ersten Hälfte des Hexameters die zweite Kürze der Daktylen eine Neigung hat, sich auf Kosten der ersten zu verlängern. In der zweiten Hälfte des Hexameters ist das anders und Brücke sucht es zu erklären: 'Da die Arsen im Hexameter gleichabständig sind, so werden durch den Zeitverlust, den die Caesur bedingt, die folgenden zwei Kürzen etwas gegen die nächste Länge zusammengeschoben, und dieser veränderte Tact bleibt für den Rest des Hexameters massgebend.' Dies ist nun ganz individuell. Die Scansion Brückes ist in diesem Puncte keineswegs die allgemeine. Ich bin z. B. in der Schule nicht angehalten worden, die Caesur so stark herauszuheben, wie es Brücke thut, und dadurch fällt dieser Unterschied zwischen erster und zweiter Hälfte des Hexameters so gut wie gänzlich hinweg.

Anders aber steht es mit der Beobachtung über den Daktylus. Hätten wir blos die Schulscansion, so würde ich nicht wagen, etwas darauf zu geben. Wenn M. Hauptmann Harmonik und Metrik S. 325. 350 den Daktylus durch punctirte Achtel, Sechzehntel, Achtel wiedergibt, so stimmt das merkwürdig zu Brückes Beobachtung: aber es könnte auch bei Hauptmann nur aus jener Schulscansion hervorgegangen sein. Und die Schulscansion könnte unter der Einwirkung des deutschen Hexameters stehen, der von der Natur unserer Sprache abhängig ist. Das Neuhochdeutsche wird im Daktylus entweder Wörter wie *liebliche* darbieten mit der Wortbetonung *líeblichè*, oder ein zweisilbiges Wort mit darauf folgendem einsilbigen: *manche schon, über dich,* wobei natür-

lich das einsilbige sich über die Flexionssilbe erhebt. Dasselbe ist der Fall, wenn statt des einsilbigen Wortes eine Vorsilbe steht. Man nehme nur die ersten Verse von Vossens Ilias: *singe den, Göttin des, ihn der entbrannt, Acháiern ùnnénnbaren Jámmer èrregte, tápferè Séelen dèr Heldensöhne zùm* usw. Also jede Scansion des Daktylus, auf welche neuhochdeutsches Sprachgefühl einwirken kann, ist uns verdächtig.

Aber auch die ältesten Mensuralisten der mittelalterlichen Musik messen den Daktylus: 3 Tempora, 1 Tempus, 2 Tempora; s. G. Jacobsthal Die Mensuralnotenschrift des XII. und XIII. Jahrhunderts (Berlin 1871). Und es zeigt sich, dass in der accentuirenden Rhythmik des Mittelalters auch lateinische Daktylen nach diesem Principe gebaut werden, z. B. *mendósam quàm, módulòs, puérulìs* udgl. s. Denkmäler, zweite Ausgabe, zu XX, 8. Vielleicht wird man sagen: die schlechte accentuirende Rhythmik, welche jedes lateinische Proparoxytonon als Daktylus auffasste, hat die Mensuralisten irre geführt. Jedenfalls gewinnt in diesem Zusammenhang unsere Schulscansion grössere Bedeutung.

Aber auf die Natur des Daktylus überhaupt dürfen wir daraus nicht schliessen. Hartel Homerische Studien 1, 445 möchte dem griechischen Hexameter gerade die entgegengesetzte Neigung zuschreiben: die zweite Kürze des Daktylus vertrage durchaus keine lautliche Verstärkung.

Ich muss übrigens hervorheben, dass Brücke selbst sich sorgfältig davor hütet, aus seinen Beobachtungen am Neuhochdeutschen irgendwelche Schlüsse auf die Verskunst anderer Sprachen oder auf die Natur des Rhythmus im allgemeinen zu machen.

Nur an einem Puncte scheint er eine solche Folgerung für zulässig zu halten, und diese muss ich mir erlauben zu bekämpfen.

Brücke fasst S. 2 das Wesen des Accentes als Lautverstärkung. Er entstehe durch Verstärkung des Ausathmungsdruckes. Dadurch gehe auch im Kehlkopf eine

Veränderung vor, indem die Stimmbänder sich bei tönenden Lauten entsprechend dem stärkeren Drucke, unter welchem die Luft gegen sie angepresst wird, stärker spannen und einander mehr nähern, um so dem durch den stärkeren Druck bedingten reichlicheren Luftabflusse entgegen zu wirken. Auf dieser stärkeren Spannung beruhe die Tonerhöhung durch den Accent.

'Es ist also richtig — fährt Brücke fort — wenn man sagt, der Accent bestehe in einer Verstärkung und Erhöhung des Tones; aber es ist unrichtig, wenn man einen Wortaccent durch Erhöhung des Tones von einem Wortaccente durch Verstärkung des Tones unterscheiden will.'

Dass sich vom Standpuncte des Neuhochdeutschen die Sache so darstellt, bestreite ich nicht. Ob die Auffassung auf andere moderne Sprachen passt, mag hier ausser Frage bleiben. Für gewisse alte Sprachen, Griechisch, Latein, Sanskrit, sprechen Thatsachen und Zeugnisse entschieden dagegen. Der griechische Vers wäre ein entsetzliches Unding unter dieser Voraussetzung. Man denke sich den Accent als marcato und den Versictus, der sich ausschliesslich nach der Quantität richtet, ebenfalls als marcato. Das heisst doch: der Accent wird durch das Metrum, das Metrum durch den Accent zerstört. Die griechische Theorie selbst aber lässt uns nicht in Zweifel darüber, dass eine solche gegenseitige Störung und Zerstörung entfernt nicht vorhanden war. Der Versrhythmus ist es in demselben Sinne wie in der Musik. Der Accent aber ist auf- und niedersteigende Melodie. Er beruht auf Tonerhöhung, nur auf Tonerhöhung. In dem Werke von Westphal ist das immer strenge festgehalten.

Brücke selbst gibt zu, dass im Verlaufe der Rede sich der Ton der Stimme nach aufwärts und abwärts bewege, entsprechend dem Verlaufe der Perioden und dem Inhalte derselben. Helmholtz, an einer schon von Westphal Elemente des musikalischen Rhythmus Bd. 1 S. 20 angeführten Stelle (Tonempfindungen S. 364), bemerkt die nach regel-

mässigen musikalischen Intervallen gebildeten Tonfälle im gewöhnlichen Sprechen: am Ende des bejahenden Satzes fällt man von der mittleren Tonhöhe um eine Quart; der fragende Schluss steigt empor, oft um eine Quinte über den Mittelton. Aber damit nicht genug: von manchen deutschen Stämmen behaupten andere, dass sie im Sprechen sängen. D. h. diese hören im gewöhnlichen Redetone eine bestimmte Melodie, welche ihnen nicht den Eindruck des Natürlichen macht. Wer hat sich nicht schon in Leipzig oder Dresden daran versucht, die Originalbetonung des berühmten sächsischen 'des kann ich Se ganz genau sagen, des weess ich nich' zu imitiren? Auch im Judendeutsch vernimmt man eine bestimmte Melodie, welche am Ende des bejahenden Satzes in die Höhe geht.

Solche Unterschiede der Tonhöhe in das einzelne Wort übertragen, bei jedem betonten Worte wiederkehrend: das ist der griechische Accent. Der Circumflex verweilt sogar mit einer Ligatur von zwei Tönen auf einer Silbe. Und diese Zweitönigkeit in der Aussprache langer Vocale ist noch in vielen Sprachen und Spracherscheinungen erkennbar, Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 469. 470 (oben S. 43).

Ohne Zweifel war die hier beschriebene Art des Accentes einst die altarische oder urindogermanische: Ueberbleibsel aus einer Zeit, in welcher die Grenzen zwischen Gesang und Rede noch nicht feststanden.

Im Germanischen glaube ich dann das Eindringen des Accentes als Tonverstärkung schon sehr früh zu beobachten. Und die verschiedene Gestaltung des Vocalismus verschiedener germanischer Sprachen scheint sich daraus zu erklären, dass bald die Tonverstärkung, bald die Tonerhöhung der Accentsilbe vorwiegt (oben S. 76).

Man verzeihe die kleine oratio pro domo. Ich kann aber diese Anzeige nicht schliessen, ohne den lebhaftesten Dank für die manigfaltige Belehrung und Anregung, die ich aus Brückes Schrift, Gespräch und Demonstrationen schöpfen durfte.

DER ALTGERMANISCHE VERS.

Da ich schon in der ersten Ausgabe dieses Buches die altgermanische Metrik berühren musste und meines Wissens nie irgend jemand darauf die geringste Rücksicht genommen hat, so sind die betreffenden Bemerkungen oben S. 76. 80 f. wiederholt. Damit sie aber nicht von neuem verloren gehen, so erlaube ich mir sie dadurch zu verstärken, dass ich hier in aller Kürze die Erwägungen mittheile, um derentwillen ich an Lachmanns Ansicht über den altgermanischen Vers festhalte.

Alles kommt auf das Hildebrandslied an. Man darf nicht Lachmanns Aenderungen zusammenstellen um Verdacht gegen seine metrische Auffassung zu erregen. Die meisten Aenderungen beruhen nicht auf metrischen Gründen. Auf metrischen Gründen beruhen nur:

1) Z. 3 *Hiltibraht joh Hadubrant: joh* für *enti.* Aber die Aenderung ist sehr leicht: die beiden Conjunctionen sind gleichbedeutend, gleichgebräuchlich, und Z. 16 *alte anti frôte* ist dieselbe überlieferte Conjunction aus Gründen der Allitteration verdächtig.

3) Z. 5 *gurtun sih suert ana* für *iro suert,* aber *iro* ist in der Hs. in Puncte eingeschlossen, der Fehler erklärt sich aus dem parallelen *iro* der ersten Halbzeile, und sollten die Puncte selbst nicht Tilgung bedeuten, so wäre Verschleifung des Wortes in der Senkung sehr wol denkbar. Wie denn auch Z. 3 *enti* im allerschlimmsten Fall ein Zeichen von roher Auffassung der Verschleifung wäre. Es handelt sich dabei überhaupt nur um rasches Hintereinandersprechen zweier Silben; solche Silben müssen möglichst leicht sein; verschiedene Dichter können darüber verschieden urtheilen; und in *enti* ist zwar die erste Silbe durch Position lang, aber dafür das ganze Wort von formeller Function. Bei weitem das wahrscheinlichste bleibt Lachmanns Aenderung; aber ängstliche Seelen können metrisch ganz ohne Abweichung von der Ueberlieferung auskommen.

Also für das Hildebrandslied steht Lachmanns Ansicht fest. Das heisst: es ist sicher dass man so lesen kann, wie er es vorschlägt. Aber welchen anderen Beweis haben wir für die Giltigkeit irgendwelcher metrischen Regeln, als ihre Durchführbarkeit?

Darnach stimmt das Hildebrandslied im wesentlichen mit der Metrik der Reimgedichte des neunten Jahrhunderts überein; es hat nur Eigenthümlichkeiten. Aber:

1) Eigenheiten sind nicht verwunderlich, sondern das Gegentheil wäre es, da selbst die Reimdichtungen jede ihre Eigenthümlichkeit zeigen.

2) Diese Eigenheiten liegen principiell auf einer Linie mit denen Otfrids im Anfange seines Werkes *(dat sagetùn mî, Hiltibrantès sunu* wie *fingàr thînan);* und es steht im Einklange mit der Sprachentwickelung vom Hildebrandsliede bis zu Otfrid dass die Flexionssilben noch nicht so entwerthet sind wie bei Otfrid.

3) Der Unterschied besteht übrigens nur in der Vertheilung der Position bildenden Consonanten: *Hûneò truhtin, mit gêrù scal,* dagegen *fingàr thînan.*

Halten wir nun vom Hildebrandslied aus weiter Umschau, so fügen sich die Merseburger Zaubersprüche ohne Aenderung in die Regel, wenn man im zweiten von dem eigentlichen Zauberworte *bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden* absieht, das in den Zusammenhang des Gedichtes nur aufgenommen ist und um die Wirkung nicht zu beeinträchtigen, unverändert bleiben musste. Im Wiener Hundsegen (Denkm. IV. 3) passt nur der erste Halbvers nicht ganz, ist aber schon aus anderen Gründen für verderbt zu halten; die Ergänzung des zweiten Halbverses ist sachlich nothwendig. Ohne Aenderung fügen sich auch IV. 7 'Contra malum malannum' und IV. 6 'Strassburger Blutsegen' (wo nur Z. 3 die Ergänzung *sô* sachlich nothwendig), zum Theile sehr unverständlich, aber metrisch durchaus richtig, so dass wir schliessen dürfen: diejenigen, in deren Munde die Worte sinnlos wurden, haben doch stets den Tact gewahrt. Den

Weingartner Reisesegen (IV. 8) will ich nicht in Betracht ziehen, weil er spät überliefert ist. Der Spruch 'Contra vermes' (IV. 5) hat nur einen allitterirenden Langvers, und der ist richtig.

Auf diese Thatsachen hin emendirt nun Müllenhoff den Spruch IV. 4 an einer Stelle mit Weglassung des Artikels, wo der Artikel sehr gut fehlen kann. Und ebenso hat er das Wessobrunner Gebet und das Muspilli auf Grund der von Lachmann am Otfrid gefundenen metrischen Regeln kritisch behandelt: grossentheils sprechen noch andere Gründe der Aenderung mit, beim Muspilli namentlich der Stil. Ist das berechtigt?

Nehmen wir, um sicher zu gehen, den schlimmeren Fall an; nehmen wir an — was sehr unwahrscheinlich ist — die Verfasser jener Gedichte hätten sie so gestaltet, wie sie uns überliefert sind: so würde das immer nur diese einzelnen Gedichte treffen, nicht die ganze Frage.

Wenn Wackernagel an Lachmanns metrischer Auffassung des Hildebrandsliedes zweifelte, so geschah dies wol nur, weil andere allitterirende Poesien, wie Heljand und Muspilli, sich der Regel nicht zu fügen schienen; und er meinte, alle allitterirenden Gedichte seien gleich zu beurtheilen, die Majorität gebe den Ausschlag.

Das ist gewiss falsch. Wir müssen doch die Möglichkeit eines Unterschiedes innerhalb der allitterirenden Poesie von vornherein statuiren. Und dabei zeigt sich: der Spruch IV. 4 ist altsächsisch, er gehört dem Gebiete des Heljand an, wo die Regel entschieden nicht gilt, wenn wir nicht etwa entschlossen sind, die überlieferten Verse gewaltsam anzutasten. Die übrigen metrisch tadellos vorliegenden Sprüche sind hochdeutsch, sie gehören in das Gebiet der späteren Reimpoesie. Solche Sprüche sind aus lebendiger Ueberlieferung hervorgegangen, unaufhörlich und im Tacte streng wiederholt, selbst wo die Worte zu unverstandenen Klängen herabgesunken waren, wie im Strassburger Blutsegen. Dagegen das Muspilli und das Wessobrunner Gebet

stammen nicht aus lebendiger Ueberlieferung: dort die ungeübte Hand, vielleicht Ludwigs des Deutschen, eine Aufzeichnung bei der es entschieden nur auf den Inhalt ankam und das Gedächtnis des Schreibers durch kein Bewusstsein metrischer Regel geleitet wurde; hier die Verballhornung eines mönchischen Schulmeisters, der von deutscher Dichtung durch die Kluft einer unverdauten gelehrten Bildung getrennt ist und poetische Proben anzuführen versucht. In beiden Denkmälern, wie sie vorliegen, ausserdem christliche Poesie; das Heidnische im Wessobrunner Gebet überdies sächsischen Ursprunges.

Das Hildebrandslied seinerseits, niederdeutsch dem Ursprunge nach, aber nicht aus gleicher Gegend wie der Heljand, nicht sächsisch, sondern hessisch, stammt, wie jene Sprüche, aus lebendiger Ueberlieferung und es stammt aus dem Kreise der Volksdichtung. Kein gelehrtes, kein religiöses, kein didaktisches Interesse mischt sich ein.

Umschreiben wir das Gebiet der besprochenen Denkmäler, so dürfen wir sagen: durch Oberdeutschland, Hessen und Thüringen hin gelten in volksthümlicher Poesie die aus Otfrid bekannten Gesetze mit wenigen leichtverständlichen Eigenthümlichkeiten. In denselben Landschaften finden wir gleichzeitig und später die ahd. Reimdichtung; diese ist daher offenbar auf G r u n d l a g e jener allitterirenden Metrik entstanden.

Ist nun die Metrik des Hildebrandsliedes und der übrigen regelmässigen allitterirenden Gedichte älter oder jünger als die altsächsische, angelsächsische und altnordische Metrik?

Innerhalb der unregelmässigen Allitterationspoesie des deutschen und weiteren Nordens gibt es noch Unterschiede nach zwei Seiten hin: die Verse sind, verglichen mit den mittel- und süddeutschen, entweder zu kurz oder zu lang.

Schon daraus schloss Lachmann (vgl. oben S. 76 Anm.) und schliessen wir mit ihm:

1) Dem Zuviel und dem Zuwenig liegt ein Mittleres voraus.

2) Dem Unregelmässigen liegt ein Regelmässiges zu Grunde.

3) Dieses Mittlere, dieses Regelmässige müsste, wenn wir es zu erschliessen hätten, ungefähr wie der Vers des Hildebrandsliedes aussehen. Wir vermuthen daher in dem regelmässigen hoch- und mitteldeutschen Allitterationsverse das ziemlich treue Abbild des altgermanischen Allitterationsverses.

Diese Vermuthung wird zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben durch die vergleichende Metrik (oben S. 623 f.). Die Verskunst des Veda greift hier ein, wie eine ältere unabhängige Handschrift, die zwischen zwei jüngeren entscheidet. Unserer Kurzzeile entspricht ein Vers, den Westphal so darstellt:

. . . . . – ◡ –

Ein Vers von iambischem Charakter und vier Hebungen, von denen die beiden letzten quantitirend bestimmt sind. Der rhythmische Charakter also ganz wie wir den deutschen Vers bis zur Einführung der klingenden Reime finden. Vier jener Verse, zwei Langzeilen, das Metrum *anuṣṭubh*, entsprechen der otfridischen Strophe; drei jener Verse, Langzeile, Halbzeile, das Metrum *gâyatrî,* ergibt verdoppelt den *ljóđaháttr,* woraus vielleicht die Reimstrophe von drei Langzeilen hervorging.

Von jenem altindischen und im wesentlichen gewiss altarischen Verstypus entfernt sich innerhalb des Germanischen die süd- und mitteldeutsche Metrik weniger als die alts. ags. und altnordische. Die erstere ist daher die ältere.

Was wir so nothwendig erschliessen müssen, ist auch vollkommen leicht begreiflich.

Der altgermanische Vers hatte, nehmen wir an, vier Hebungen: zwei Haupthebungen, zwei Nebenhebungen. Die Senkungen konnten fehlen; auf die letzte Hebung folgte keine Senkung mehr; die erste Senkung, der Auftact, hatte, als im Anfange des Verses, bei weniger entschiedenem Rhythmus, mehr Freiheit als die folgenden; für die letzte war Kürze einst gefordert.

Die stärkere Abweichung von der altgermanischen Metrik findet sich ebendort wo der gesteigerte, erhöhte und verstärkte, Hochton. Dieser Hochton ist die Ursache der Abweichung. Er hat zur Folge: Entwerthung des Tieftones im Worte, Entwerthung der Endungen, Entwerthung der Nebenhebungen — Verkürzung des Verses; andererseits rohere Auffassung der Zweisilbigkeit von Hebung und Senkung, die Freiheit des Auftactes den übrigen Senkungen mitgetheilt — Anschwellung des Verses (vgl. S. 81).

Die Unregelmässigkeit ist am stärksten in der fortlaufenden Langzeile: diese gehört dem Epos, sie gehört dem epischen Dichter der allein, selbstherrlich, über Sprache und Metrum mächtig, seinem Publicum gegenüber steht und nicht durch die Störungen des Rhythmus eine tanzende Menge in Verwirrung setzt. Er vertritt gewissermassen das Recitativ gegenüber rhythmisch geregeltem Gesange. Er verdankt seine Existenz den Fürstenhöfen der Völkerwanderung.

Bei dem ältesten aller germanischen Völker, welches die grosse Wanderung nach Süddeutschland schob, bei den Sueben und ihren Nachbarn erhielt sich die alte Chorpoesie länger in Kraft; die romanische Nähe brachte ihnen höheren Formsinn und den Reim, dessen Technik sich lediglich an die Chorpoesie anschloss (S. 171). Die Gewalt des Hochtones war bei ihnen gemildert, der Vocalismus hervorragend rein (S. 170): der treuer bewahrte regelmässige Vers ist für sie ebenso charakteristisch wie die zweite Verschiebung der Mutae.

So werden wir hier noch einmal an die Grundgedanken des vorliegenden Buches erinnert, womit es sich auf den Boden der von Müllenhoff geschaffenen concreten Ansicht germanischer Ethnographie zu stellen versucht.

SCHLUSSBEMERKUNG.

So weit mir bis heute die Aushängebogen vorgelegen haben, sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: S. 47 Z. 3 v. u. ist das zweite Komma zu tilgen; S. 203 Z. 6 v. u. zu lesen *a'* statt *a;* S. 226 Z. 2 v. u. steht *pare* statt *par;* S. 262 Z. 1 v. o. lies *and-trêdan* statt *ond-trêdan;* S. 264 Z. 8 v. o. fehlt einmal die Parenthese: (goth. 229 [1]); S. 408 Z. 6 v. o. lies *a-dyá* statt *á-dya;* S. 416 Z. 9 v. u. lies 367 statt 247; S. 499 Z. 12 v. o. *κεῖνο, ἐκεῖνο* statt *κεἶνο, ἐκεἶνο.* Ferner muss ich die Leser bitten, einige Ungleichmässigkeiten in der Transscription ausserdeutscher Sprachen gefälligst zu entschuldigen.

Ein anregender Aufsatz von Professor August Fick Zum Aorist- und Perfectablaut im Griechischen (Bezzenbergers Beiträge 4, 167), der mir durch die Güte des Verfassers vor dem Erscheinen zugekommen ist, betrifft die Gunatheorie im allgemeinen und einige Puncte des germanischen Ablautes; ich gestehe, dass er mich nicht überzeugte, bin aber für jetzt ausser Stande, auf die Discussion einzutreten. Dass die Wurzeln mit innerem *a* anders zu beurtheilen seien, als die Wurzeln mit inneren *i* und *u*, dass eine durchwaltende Analogie zwischen diesen beiden Reihen nicht existire, war eine Grundanschauung, welche schon die erste Ausgabe des vorliegenden Buches überall festhielt (vgl. oben S. 37) und die ich bei Fick nicht widerlegt finde. Was die kürzlich herausgekommenen Morphologischen Untersuchungen von Osthoff und Brugman über die Erscheinung enthalten, welche ich Vocalfärbung nenne, konnte ich noch nicht studiren. Zwei mir persönlich bekannte jüngere Forscher, die ganz unabhängig von einander arbeiten, wollen denselben Gegenstand behandeln, und ihre Resultate werden wol bald ans Licht

treten. Ich meinerseits bin im sechsten Kapitel meinen eigenen Weg gegangen und habe auch den S. 66 Anm. erwähnten Aufsatz von Karl Verner nicht wiedergelesen, so dass ich in der That jetzt nicht weiss, wie viel mir darin vielleicht vorweggenommen wurde. Mein Wunsch ist, dass man diesen Versuch, den germanischen Ablaut und Nicht-Ablaut aus dem Accente zu erklären, bei den weiteren ohne Zweifel in Aussicht stehenden Erörterungen parteilos prüfen und nicht vorschnell verwerfen möge. Vielleicht kann die Vocalfärbung in der Declination unter denselben Gesichtspunct gebracht werden. Die Entstehung von *e* und *o* durch Färbung von *a*, wenn ich sie auch jetzt weiter zurückverlege, scheint allein dem Grundsatze der Allmälichkeit im Vocalwandel zu entsprechen, den ich ohne die äusserste Noth nicht verlassen möchte. Wenn im Ablaute der ersten Classe *e*, *a* und *o* ursprünglich mit einander wechseln sollen, so stehe ich vor einem unbegreiflichen Räthsel, ebenso unbegreiflich wie der einst geglaubte unmittelbare Wechsel von *i*, *a* und *u*; wenn eine Differenzirung des Lautes *a* vorliegt, so finde ich mich auf bekanntem Boden, und viele wolbeglaubigte Analogien aus historischer Zeit dienen zur Bestätigung.

Helgoland, 23. September 1878.





REGISTER

AUSGEARBEITET VON HERMANN COLLITZ.

I. SACHREGISTER.



II. WORTREGISTER.

ARISCH.

SANSKRIT.

ZEND.

ALTPERSISCH.

GRIECHISCH.

OSKISCH.

UMBRISCH.

LATEINISCH.

ALTIRISCH.

ALTSLOVENISCH.

LITTAUISCH.

LETTISCH.

PREUSSISCH.

GERMANISCH.

GOTHISCH.

ALTNORDISCH.

ANGELSÄCHSISCH.

ALTFRIESISCH.

ALTSÄCHSISCH.

ALTHOCHDEUTSCH.

MITTELHOCHDEUTSCH.

NEUHOCHDEUTSCH.



WEIMAR. — HOFBUCHDRUCKEREI.





